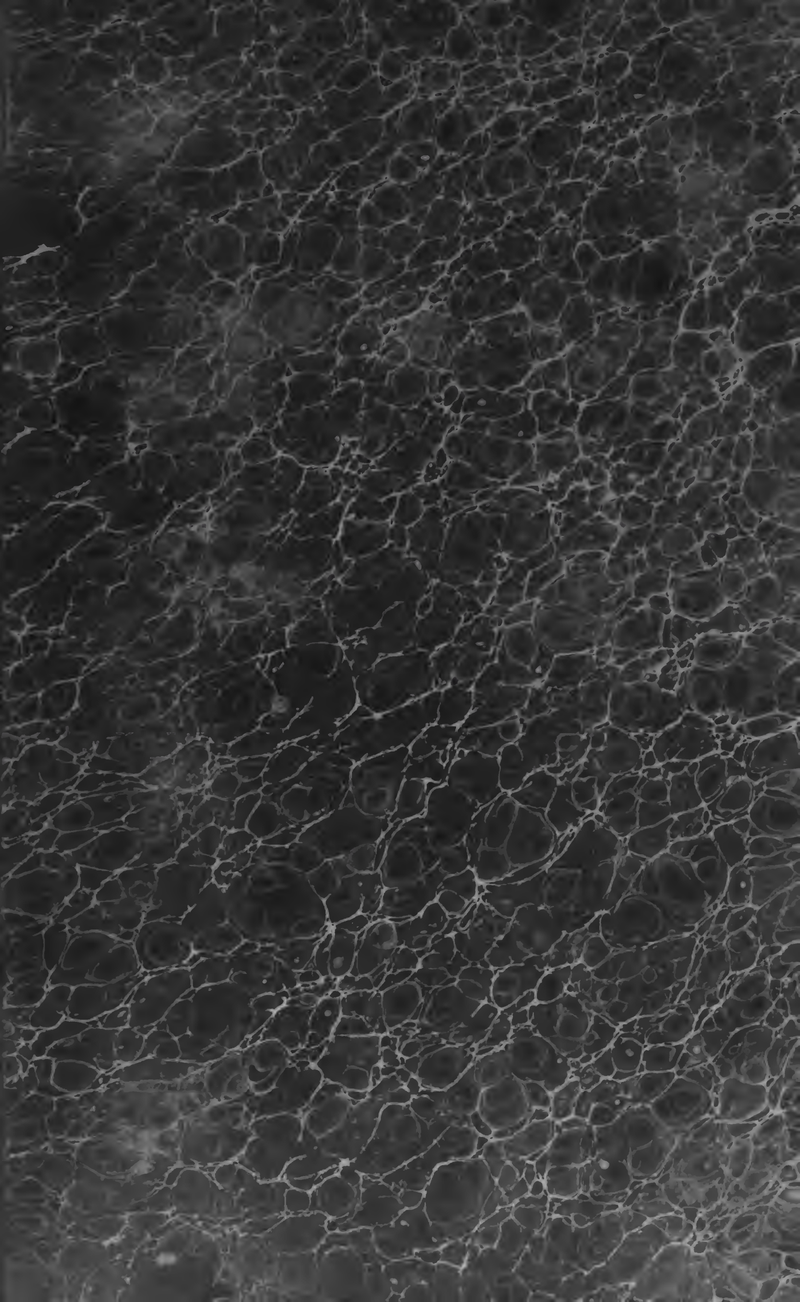
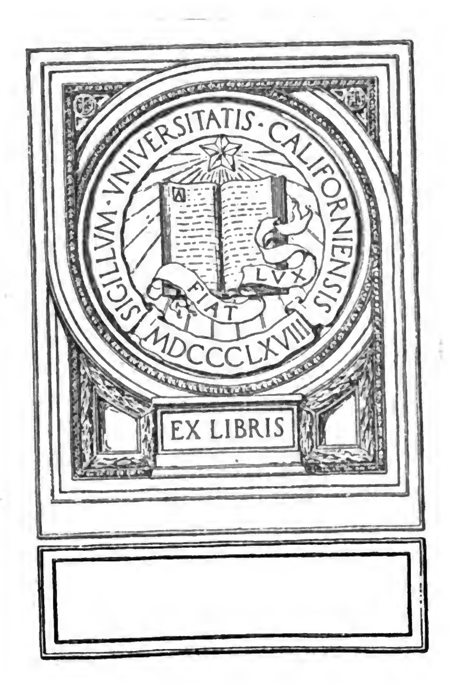





SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Ein und dreyßigster Band.

1825.

July. August. September.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des ein und dreyßigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXXI.

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1825.

Art. I. Lehrbuch der Seelengesundheitskunde. Zum Behufe akademischer Vorträge und zum Privatstudium, von Dr. Joh. Chr. Aug. Heinroth, Professor der psychischen Heilkunde an der Universität zu Leipzig. gr. 8. Leipzig, bey Vogel. Erster Theil: Theorie und Lehre von der Leibespflege, 1823. (X u. 596 S.) Zweyter Theil: Seelenpflege, Geistespflege, 1824. (VIII u. 455 S.)

Es ist unstreitig ein sehr glücklicher Gedanke, die Gesundheit der Seele zum Gegenstande einer besondern Wissenschaft zu machen; und so der gewöhnlich sogenannten Diätetik, als der wissenschaftlichen Darstellung, wie die Gesundheit des Leibes gewonnen, und ungestört erhalten werden könne, ihre psychische Parallele zu geben. Nicht nur, daß die Gesundheit der Seele eine solche wissenschaftliche Untersuchung schon wegen des ungleich höheren Interesses, gar sehr verdient, welches sie für jeden edleren Menschen haben muß, im Vergleich mit der Gesundheit des Leibes. Auch das allgemeine Bedürfniß der Belehrung über diesen Gegenstand (wie es in den Erfahrungen, welche wir täglich zu machen Gelegenheit haben, nur zu augenscheinlich und dringend hervortritt), muß uns anspornen, unsere wissenschaftlichen Bestrebungen dieser Aufgabe zuzuwenden. Sehr wahr sagt der Verf. der hier angekündigten Schrift (Thl. II. S. 5): »Ist unsere Seele beschädigt, ist sie untauglich gemacht zu ihrer Entwickelung, so ist Alles, das ganze Reich des Seyns und Lebens für uns verloren. Unsere Seele ist demnach für uns von unaussprechlichem Werthe. Und dennoch — sollte man es denken? — gehen wir so leichtsinnig mit dem Kerne unseres Wesens, mit unserer Seele, mit uns selbst um, daß wir die einzige Anwartschaft, die wir an das Leben, an eine gränzenlose Entwickelung des Lebens besitzen, gegen Nichtigkeiten hingeben, uns verlieren im Reiche der Täuschungen und Irrthümer, uns verkaufen an Gegenstände, die keinen Halt in sich haben, die unsere Lebenskraft aufsaugen und aufzehren, und uns nichts dafür wieder geben, als den Verlust an unserer Selbstständigkeit und Freyheit, als Abhängigkeit und Sklaverey, Lähmung und Ertödtung der Kräfte, welche bestimmt sind, uns einen überschwenglichen Reichthum von Daseyn und Leben zu bereiten.« — Nur dem kleineren Theile nach (das wollen wir zu Ehren des menschlichen Geschlechtes annehmen) geht diese Verderbniß unseres edelsten Gutes aus bösem Willen hervor; sehr oft liegt nur Irrthum, nur Verblendung über dasjenige zum Grunde, was auf die Steigerung der

menschlichen Seele zu der für sie möglichen Vollkommenheit begünstigend, oder nachtheilig wirkt; denn selbst der beste Wille ist ja, wenn nicht klare Einsicht hinzukommt, sogar vor bedeutenderen Verirrungen, nur sehr unvollkommen gesichert. Aber um so dringender wird das Bedürfniß einer wissenschaftlich-bestimmten Aufklärung über die Entwickelung der menschlichen Seele, und über die mancherley Mißbildungen, welche durch äußere und innere Ursachen in derselben eintreten können. Ist daher nur nachzuweisen, daß eben so, wie von der Erhaltung der leiblichen Gesundheit, auch von der Erhaltung der Seelengesundheit, eine wissenschaftlich-scharfe Erkenntniß möglich sey, so wird über die Nothwendigkeit, auf die Erringung und Berechnung derselben mit ganzem Ernste hinzuarbeiten, kein Zweifel seyn können. Wie aber sollte wohl eine solche wissenschaftlich-scharfe Erkenntniß nicht möglich seyn? Entwickelt sich doch die Seele eben so, wie der Leib, als Naturwesen in der Zeit; ist sie doch eben so mannigfachen äußeren Einflüssen ausgesetzt, welche bald fördernd, bald hemmend und zerstörend auf ihre Ausbildung einwirken; können wir doch eben so ihre inneren Entwickelungen in dem ihnen eigenthümlichen Fortschritte auffassen; wie sollte es also nicht möglich seyn, die verderblichen Einwirkungen in ihrem ursächlichen Zusammenhange darzustellen, und auf diese Erkenntniß Vorschriften zu gründen, wie sich dieselben vermeiden, und, wo sie bereits eingetreten sind, die dadurch entstandenen Störungen zum normalen Zustande zurück führen lassen?

Rec. will indeß die Schwierigkeit dieser Aufgabe keinesweges läugnen. Schon, daß dem Versuche des Verfassers kein anderer vorhergegangen war, wenigstens keiner, welcher diese Wissenschaft besonders und in ihrer ganzen Ausdehnung behandelt hätte, machte ihm das Gelingen schwer. Nicht nur, daß es eine sehr reiche Erfahrung erfordert, für eine ganz neue Wissenschaft das Material in der gehörigen Fülle herbeyzuschaffen: dieses Material muß auch gesichtet, die Wissenschaft nach allen Seiten hin scharf begränzt, und für eine klare Uebersicht zweckmäßig geordnet werden: Aufgaben, welche nur derjenige genügend lösen kann, der den ihr eigenthümlich vorliegenden Gegenstand in seinem tiefsten Wesen deutlich erkannt hat. Dieß aber wird, wo noch wenig vorgearbeitet ist, fast bey keiner Wissenschaft ohne sehr große Schwierigkeiten seyn. Dazu kommt noch, daß die Grundwissenschaft, auf welche die Seelengesundheitskunde bey jedem Schritte sich stützen muß, die Psychologie nämlich, in Vergleich mit beynah allen übrigen Naturwissenschaften, noch erstaunlich unvollkommen ist. Rec. konnte sich daher, schon bey der ersten Ankündigung des vorliegenden Buches, der Zwei-

fel nicht entschlagen, ob auch wohl dem Verfasser sein Unternehmen gelungen seyn möchte. Derselbe hat sich früher durch sein »Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens« (2 Thle. 1818) und seine »Anthropologie« (1822) bekannt gemacht, welche mit dem jetzt erschienenen Werke: »ein Ganzes, gleichsam einen Kreis der Betrachtung und der Lehre, von einem Standpunkte aus, aber nach verschiedenen Richtungen hin,« bilden sollen. Er zeigt überall einen frommen Sinn, welchem Rec. seine Hochachtung nicht versagen kann; eine warme Begeisterung für alles Höhere, die seine Individualität ununterbrochen als liebenswürdig hervortreten läßt; dabey einen großen Reichthum an Erfahrungen und Lebensbildern, und dichterische Kraft und Lebendigkeit in der Darstellung; auch mangelt es ihm nicht an einer glücklichen Kombinationsgabe. Aber man vermißt echt-wissenschaftliches Streben und echt-wissenschaftliche Kraft; seinen Begriffen und Eintheilungen fehlt es nicht selten an der gehörigen Schärfe, die das seinem Wesen nach Verschiedenartige auch wirklich als Verschiedenartiges hervortreten, das seinem Wesen nach Gleichartige als gleichartig erkennen und verknüpfen läßt; und sein Forschen bleibt nur zu oft bey der bloß äußerlichen Auffassung der Erfolge stehen, ohne zur Erkenntniß ihrer inneren Natur und ihrer Ursachen vorzudringen. Gerade die Eigenschaften aber, welche wir hier als mangelnd gerügt, wurden zu einer genügenden Lösung der vorliegenden Aufgabe erfordert; und wie viel Treffliches also auch das angezeigte Werk enthält und wie wohlthätigen Einfluß es auch im Ganzen auf alle Leser ausüben wird, denen es nicht gerade um streng-wissenschaftliche Erkenntniß zu thun ist: so hat es doch seines Hauptzweckes, die Seelengesundheitskunde als Wissenschaft zu konstituiren, unstreitig verfehlt. Ueberall herrliche Anfänge; nirgend gediegene Vollendung! Was der Verfasser in der Vorrede zu seiner Anthropologie (S. IV) naiv von sich selber sagt: »Der Verfasser weiß, daß er vieles Gewagte ausgesprochen, manches bloß Vermuthete mit dem Anstrich der Gewißheit aufgestellt hat,« das gilt in vollem Umfange auch von diesem Werke. Aber sollte das wohl von einem Werke gelten, welches sich als Wissenschaft dargibt? und, vor Allem, in einer Wissenschaft, wie diese, deren Bestimmung es ist, wie sie lebendig aus dem Leben hervorgegangen, auch wieder lebendig in das Leben einzugreifen, einzugreifen in das Leben des Heiligsten und Höchsten, welches überhaupt dem Menschen gegeben ist. — Der Verfasser fügt in der angeführten Stelle hinzu: »Der liebste Tadel wird ihm die bessere Belehrung seyn.« Diese will demnach Rec. (welcher vielfach die Seelengesundheits-

kunde zum Gegenstande seiner wissenschaftlichen Bestrebungen gemacht, und wiederholt darüber Vorlesungen gehalten, auch vor Kurzem ein dem Gegenstande nach verwandtes Werk dem Publikum übergeben hat *), so weit es irgend in seinen Kräften steht, hier zu geben versuchen. Indem er es sich dabey überall zur Aufgabe stellt, der billigen Bitte des Verfassers zu genügen, »nicht beym halben Verstehen zu bleiben, keinen falschen Sinn unterzulegen, und nicht nach vorgefaßten Ansichten zu urtheilen,« will er die Art und Weise, wie der Verfasser sein Unternehmen ausgeführt, darstellen, und bey jedem Schritte prüfen; wo sich dann gleichsam von selbst der Grundriß zu einer künftigen streng wissenschaftlichen Seelengesundheitskunde in seinen allgemeinsten Zügen zusammensetzen wird. Möge diese Entwickelung dazu beytragen, diese so überaus wichtige Wissenschaft der Aufmerksamkeit recht vieler erfahrungreicher und tief eindringender Forscher zu empfehlen!

Fragen wir zuerst ganz im Allgemeinen, ob der Inhalt des Buches demjenigen entspreche, was sich der Verfasser als Aufgabe vorgesetzt hat, und im Titel verheißt, so können wir schon hierauf nicht bejahend antworten. In vielen Stücken nämlich, gibt er uns unstreitig etwas ganz anderes, als was wir von einer, der Diätetik des Leiblichen parallelen psychologischen Wissenschaft zu erwarten berechtigt sind. Eine Diätetik des Leiblichen hat die Norm der leiblichen Gesundheit, und die geringeren Störungen darzustellen, welche für dieselbe eintreten können; sie hat uns zu belehren, durch welche Mittel jene erhalten, diese vermieden, oder, wo sie entstanden sind, beseitigt werden. Aber wir verlangen nicht von ihr, daß sie uns zugleich die Uebungen angebe, durch welche dem Körper die höchste Gewandtheit, Kraft und Lebendigkeit in seinen Bewegungen, oder die einnehmendste Grazie, die der besondern Anlage nach möglich vollkommenste Wohlgestaltung u. s. f. ertheilt werde. Dieß wird die Diätetik der Tanzkunst, der Voltigirkunst, der Fechtkunst und ähnlichen Künsten und Kunstlehren überlassen: denn die Gesundheit des Körpers kann bey sehr verschiedenen Graden seiner Vollkommenheit, und auch bey den geringeren, in der Ungestörtheit Statt finden, wie dieselbe überhaupt für den Menschen möglich ist. Eben so nun auch auf dem Gebiete des Psychischen. Neben dem allgemeinen Typus der ungestörten Seelengesundheit, wird die Seelengesundheitskunde die geringeren Abweichungen von derselben ihrem Wesen nach entwickeln müssen, welche

*) Beyträge zu einer reinseelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitkunde, als Vorarbeiten für eine künftige strengwissenschaftliche Naturlehre derselben, herausgegeben rc. Leipzig; bey Reklam, 1824.

man, in Analogie mit dem Gebiete des Leiblichen, nicht unpassend Seelenunpäßlichkeiten nennen könnte; und aus der Betrachtung des ursächlichen Verhältnisses derselben zu den mancherley möglichen äußeren und inneren Einflüssen, wird eine Reihe von Vorschriften hervorgehen, auf welche Weise sie am zweckmäßigsten verhütet, und zur Norm der Gesundheit zurückgeleitet werden. Aber diese Norm der Seelengesundheit wird sich, auf dieselbe Weise, wie wir es bey der Gesundheit des Leiblichen bemerkt haben, bey den verschiedenen, vollkommenen und unvollkommenen Ausbildungen des Verstandes, des Gefühls, des Thatvermögens finden können; und durch welche Mittel also Talente und Fertigkeiten in diesen erworben werden, dieß darzustellen und zu entwickeln, liegt durchaus außerhalb der Aufgabe der Seelengesundheitskunde. Der Verfasser hat es, wie der erste Ueberblick zeigt, in dieselbe hineingezogen. Er gibt sehr ausführlich an, durch welche Genüsse und Uebungen Gemüth, Erkenntnißkraft und Willensstärke genährt und gesteigert werden können; ja die Angabe hievon macht so sehr eine der Hauptaufgaben des Buches aus, daß sich von den der Seelengesundheitskunde eigenthümlichen Entwickelungen, in manchen Beziehungen wenigstens (die wir später namhaft machen werden), nichts, oder doch nur sehr wenig, findet. In vielen Theilen also ist dieses Buch offenbar nicht auf eine Seelengesundheitskunde, sondern auf eine allgemeine Vervollkommnungslehre, eine Erziehungslehre für schon zum Vernunftbewußtseyn gereifte Menschen, angelegt. Ein Mangel freylich in der Angemessenheit der Ausführung zu dem Titel und dem ursprünglichen Plane; welchen aber Rec. sehr gern dem Verfasser vergeben wollte (da ja der Verfasser nur, statt mit dem Wünschenswerthen, mit dem noch Wünschenswertheren uns beschenken würde); wenn nur diese Ausführung einen streng-wissenschaftlichen Charakter an sich trüge. Hierüber muß sich Rec. nun näher erklären.

Der Verfasser nennt überall in dem Cyklus von Werken, welche er nach und nach vor dem Publikum hingestellt hat, als die innerste Eigenthümlichkeit seiner Betrachtungsweise, daß er den Menschen von seiner moralischen Seite auffasse. »Der Verfasser dieses Lehrbuches (heißt es am bestimmtesten in der Vorrede zur Anthropologie) hält mit Andern dafür, daß der Mensch nur als moralisches Wesen zu begreifen ist. Von diesem Standpunkte aus hat er die Anthropologie bearbeitet. Seine Absicht war, nach dem genannten Prinzip den Menschen zusammenzufassen und zu halten. Hiebey hat er vieles Einzelne fallen lassen. Es schien ihm aber an der Zeit, einen Haltpunkt für die Betrachtung des Menschen zu gewinnen;

und so mögen Besserwissende verbessern und ersetzen, was er mangelhaft und lückenhaft ließ.« Und eben so sagt er nun in dem vorliegenden Werke (Thl. I. Vorr. S. IV), sein Standpunkt für die Seelengesundheitskunde sey der der Beobachtung, auf welche das Licht des einzigen Prinzips falle, welches die Dunkelheiten der Einrichtung, Ausartung und Bestimmung des Menschen zu erhellen vermöge: des moralischen. Dieser Standpunkt sey bisher überwiegend vernachläßigt worden. — Rec. ist weit entfernt, diesem Standpunkte seinen hohen Werth abzusprechen; ja er erkennt ihn, aus der vollsten Ueberzeugung, für den höchsten an, welcher überhaupt für den Menschen möglich ist, und muß leider in die Klage einstimmen, daß man ihn mannigfach viel zu sehr übersehen habe. Aber doch kann er die Stellung, welche ihm der Verfasser hier anweist, nicht als richtig anerkennen. Einmal nämlich ist der moralische Standpunkt, so erhaben er auch an sich seyn mag, doch nur gewiß einem Theile nach der der Seelengesundheitskunde, nach ihrer besondern Eigenthümlichkeit, zukommende; ja er ist es eben deßhalb nur einem kleinen Theile nach, weil er für diese Wissenschaft zu erhaben ist. Denn es werden zwar alle negativ von der Norm des Sittlichen abweichenden Ausbildungen (vorzüglich wenn man die Gränzen zwischen der Seelengesundheits- und der Seelenkrankheitskunde loser hält) der Betrachtung der Seelengesundheitskunde anheim fallen; aber der moralische Standpunkt beherrscht ja einen bey weitem ausgedehnteren Gesichtskreis, indem er außerdem noch die sittlich-schönen und sittlich-erhabenen Ausbildungen der menschlichen Seele überschaut, welche, als zu den Vollkommenheiten gehörend, die (wie wir früher erinnert) keinen wesentlichen Bestandtheil der Seelengesundheit ausmachen, der Wissenschaft von dieser fremd bleiben müssen. So wie auf der anderen Seite ein beträchtlicher Theil der Störungen des gesunden Seelenlebens, deren Betrachtung der eigenthümlichen Aufgabe der Seelengesundheitskunde einzuverleiben ist, nicht moralischer Art, und also auch nicht vom moralischen Standpunkte zu betrachten sind. Man denke nur an die mannigfachen kleineren Ausartungen der Vorstellungsentwickelung: das Steckenpferd, die Grille, das Vorurtheil, das Grübeln rc., von welchen manche gar nicht, manche andere nur sehr selten, in moralischer Verkehrtheit ihren erkennbaren Grund haben.

So rathsam, ja nothwendig es also auch seyn mag, bey der Entwickelung der Seelengesundheitskunde auch das Moralische stets klar und bestimmt im Auge zu behalten, vor seinen Ausartungen zu warnen, und für seine fehlerhaften Bildungen

Korrektivmittel anzugeben: so reicht doch dieser Standpunkt nicht hin, indem es ja Störungen der Seele gibt, bey welchen das Moralische nicht in Betracht kommt, weil sie in einer fehlerhaften Ausbildung der intellektuellen oder der Gefühlseite, ohne Beymischung eines verderbten Wollens, ihren Grund haben; und um Licht und Klarheit, um wissenschaftliche Bestimmtheit zu erhalten, muß für den moralischen Standpunkt eben sowohl, wie für alle übrigen, eine gründliche Seelenlehre hinzukommen, welche uns die Gesetze kennen lehrt, nach welchen die Störungen der Seelengesundheit erzeugt und gehoben werden können. Wäre der Verfasser in dem Besitze dieser letzteren gewesen, so würde er eben nicht in den Irrthum gefallen seyn, welcher die moralische Verkehrtheit, die einen ganz eigenthümlichen Stamm in der menschlichen Seele bildet, mit allen übrigen Verkehrtheiten zusammen wirft; und wir würden in diesem Buche eine Sammlung wissenschaftlich-bestimmter Vorschriften für die Bewahrung der Seelengesundheit erhalten haben; während es uns, wie es nun einmal ist, überwiegend nur predigtartige Ermahnungen gibt, denen sich nur selten eine klare Anweisung anschließt, auf welche Weise wir ihnen nachkommen sollen; und frische Lebensschilderungen von Charakteren, von Handlungs- und Gefühlsweisen, bey welchen wir nur selten über ihre Entstehung und über ihr inneres Wesen eine tiefer eingehende Aufklärung erhalten.

Man kann es dem Verfasser nicht absprechen, daß er dieser Eigenthümlichkeit seiner, wie er trotz dem behauptet, wissenschaftlichen Methode ziemlich klar sich bewußt geworden ist. In der Anthropologie (welche auch in dieser Hinsicht als Begründung des vorliegenden Werkes anzusehen ist, indem auf die in ihr ausführlich entwickelten Ansichten hier vielfältig verwiesen wird) kritisirt er (S. 370 ff.) die verschiedenen Methoden, deren sich anthropologische Forscher bedient hätten: die empirische, welche nur das sinnlich Gegebene im reichsten Maße zu sammeln bestrebt sey; die sichtende, die das Gesammelte analysirend mit Verstand und Urtheilskraft bearbeite; die synthetische, welche das durch die Analytiker Gefundene dichtend zusammensetze. Diesen, wie er behauptet, einseitigen Methoden, stellt er als die höchste die »ausgleichende« gegenüber, sogenannt, weil sie durch die Vernunft Frieden zu stiften sich bemühe, indem sie den Idealisten zeige, daß sie ohne die Realisten keine Basis; diesen, daß sie ohne jene kein Prinzip haben. Von dem Forscher dieser Art (der Verfasser bekennt sich als einen solchen) heißt es dann weiter S. 38: »er sieht in der Beobachtung die Sammlung einer schätzbaren

Buchstabenschrift, und in dem Prinzip, in der Idee, den Schlüssel zur Entzifferung derselben; und bemüht sich, die Klarheit und Einheit des Gedankens mit der Realität, aber Unverbundenheit, der Beobachtung zu vereinigen; und so eine wahrhafte Ausgleichung der entgegengesetzten, und doch innig zu einander gehörenden Extreme, oder Elemente, der menschlichen Erkenntniß zu Stande zu bringen.

Sollen wir diesen Standpunkt des Forschers, welcher uns der des reifsten Denkens zu seyn scheint, mit einem Namen bezeichnen, welcher das Wesen jener Ausgleichung schärfer bestimmt, so ist es der des gegenständlichen Denkens, den wir, zugleich mit der Methode selbst, einem Genius verdanken, welcher von dem Meisten nur für einen Dichter, nicht auch für einen Denker gehalten wird. Es ist Göthe. Man muß in ihm ein hohes Denkvermögen anerkennen, welches aber freylich nicht auf die gewöhnliche, abstrakte, sondern auf ganz eigenthümliche Weise, nämlich eben gegenständlich thätig ist.« — Ueber diesen Ausdruck erklärte er sich dann im Folgenden, er verstehe darunter ein Denken, welches nicht von den Gegenständen abzusondern sey, so daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen, in dasselbe eingehn, und von ihm auf das Innigste durchdrungen worden. Der Geist assimilire sich auf diese Weise die Gegenstände der Erkenntniß, welche die Beobachtung ihm vorhalte; sein Anschauen werde ein Denken, sein Denken ein Anschauen; und so erst erblicke er die Gegenstände in voller Klarheit, verstehe sie und wisse sie zu deuten; »ein Verfahren (setzt der Verfasser hinzu), welches wir geradezu für das vollkommenste zu erklären genöthigt sind.« Für das vollkommenste allerdings, stimmt Rec. ein, nur nicht für die Wissenschaft, sondern für die künstlerische Darstellung. Das Dichten und das Denken sind nicht so von einander geschieden, oder gar so entgegengesetzt, daß eines das andere ausschlösse, und der lebendig-frisch darstellende Dichter wird (wie es nicht nur Göthe, sondern auch vor und neben ihm manche Andere, mit großer Meisterschaft gethan) seiner dichterischen Darstellung mancherley, mehr oder minder tief-eingehende Denkentwickelungen einfügen können. Die dichterische Darstellung wird dadurch nur gewinnen, indem nun zu der lebendigen Frische die Kraft hinzukommt, und die Seele des Lesers mannigfacher, vollgenügender angeregt wird. Aber dieses Denken ist noch sehr verschieden von der wissenschaftlich-scharfen Erkenntniß. Eine noch so sehr, an Gedankenreichthum nicht weniger, als an Lebensfrische, vollkommene Darstellung einer Naturerscheinung oder eines merkwürdigen chemischen Experimentes, wird uns doch keinen wissen-

schaftlichen Aufschluß über die ihnen zum Grunde liegenden Naturgesetze geben. Eben so in dem Gebiete des Geistigen. Man schildere Seelenkranke, man schildere Sittliche und Unsittliche mit noch so kräftigen und lebendigen Farben, so, daß die geschilderten Menschen, oder der Gegenstand der Schilderung, in uns zu leben anfangen, mit unserem Anschauen und Denken zusammenfallen (der höchste Gipfel unstreitig jener gegenständlichen Methode): so werden wir doch dadurch allein noch nicht die Wissenschaft von den Naturgesetzen erhalten, nach welchen sich die Seelenkrankheiten ꝛc. in der menschlichen Seele entwickeln, und wie viele Reize also auch jene Methode haben, wie vollkommen sie auch in ihrer Art seyn mag: so hat doch der Verfasser sehr Unrecht, sie unter den wissenschaftlichen Methoden für die vollkommenste zu erklären (vielmehr gibt sie überhaupt kein Wissen in der höheren Bedeutung dieses Wortes); und er wird so lange durch seine Lehrbücher für die Wissenschaft wenig leisten, als er sich nicht von ihr hinweg zu einer andern wendet: ein Urtheil, welches Rec. dem Verfasser um so mehr ans Herz legt, je reichere Früchte der Wissenschaft aus seinen sonstigen ausgezeichneten Talenten hervorgehen könnten.

Ueberhaupt hat sich der Verfasser zur Wissenschaft in ein ganz eigenes Verhältniß gestellt. Durch das ganze Buch hindurch finden sich die lebhaftesten Deklamationen gegen ein Wissen, welches selbstständig werden wolle; gegen eine Philosophie, welche ihre Gränzen überschreite. Was die Verwerfung unserer neuern philosophischen Systeme betrifft, gegen welche diese Deklamationen zum Theil, aber auch nur zum Theil, gerichtet sind, so stimmt Rec., wie aus allen seinen Schriften erhellt, vollkommen mit dem Verfasser überein, daß sie mannigfach die Gränzen des menschlichen Wissens überschritten haben, und in leeren und eitlen Dichtungen sich bewegen. Aber ihr Fehler ist kein quantitativer (welcher sich auch schwer möchte bestimmen lassen, da ja der ewigwahre Urheber unseres Wesens den Trieb und Beruf zum Erkennen als eine, unendlicher Steigerung fähige, Kraft in uns gelegt hat), sondern nur ein qualitativer: die Einbildung, der Mensch könne von gewissen Gegenständen ein Wissen haben, welche, nach dem innersten Wesen der menschlichen Vernunft, dem Wissen derselben gänzlich verschlossen sind. Quantitativ also dürfen (nach Gottes ewigem Rathschlusse, wie sich derselbe in unserem Bewußtseyn uns kund gibt) dem menschlichen Erkennen keine Gränzen gesetzt werden: durch Ungründlichkeit irgend einer Art, durch ein halbes Wissen wird nichts gewonnen, als eben in den meisten Fällen eine Verkennung je-

ner qualitativen Gränzen des menschlichen Wissens, eine falsche Erhebung desselben; wie sich leider auch bey dem Verfasser, so demüthig sein Wissen seyn will, nicht selten findet; indem er über Dinge diktatorisch abspricht, über welche die menschliche Vernunft nichts wissen kann, oder doch wenigstens ihre unsicheren Ahnungen nur sehr bescheiden vorbringen sollte. Die wahre Demuth des Wissens erfordert die angestrengteste, sorgsamste Bearbeitung des, in der Beobachtung der menschlichen und außermenschlichen Natur, uns gegebenen reichen Feldes der Erfahrung; eine freylich nicht immer ganz leichte Selbstverläugnung, daß man sich nie erlaube, seine Einfälle als durch Erfahrung bewährte Erkenntnisse zu geben. Sind wir hierin von Herzen demüthig, so dürfen und sollen wir übrigens das uns von unserem Schöpfer anvertraute Pfund der Erkenntnißkraft, jeder nach seinem Maße, so reichlich wuchern und so reiche Zinsen bringen lassen, als uns irgend möglich ist. Aber diese Demuth, dieser selbstverläugnende Dienst der Wahrheit ist schwer; und nur zu leicht werden Kraft und Willen darin ermatten. Doch dann bekenne man dieß offen, und ziehe sich nicht hinter Schranken zurück, welche nicht der Urheber des Lichtes und der Wahrheit, sondern nur die eigene Einbildung gesetzt hat.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über den Geist, in welchem das vorliegende Werk gearbeitet ist, wenden wir uns nun zu einer genauern Betrachtung seines Inhaltes, dessen Darstellung Rec., wie es ihm dem Interesse der Wissenschaft gemäß scheint, mit kürzeren oder ausführlicheren Bemerkungen begleiten will. Dem Ganzen geht (Thl. I. S. 1 — 56) eine »freye Einleitung« voran, eine Art von Herzenserguß des Verfassers über das Eigenthümliche seiner Gemüthsrichtung und seiner Ansichten; von welcher wir hier keinen Auszug geben; theils weil sie, ihrer Natur nach, als frey umherschweifend, keines Auszugs fähig ist, theils weil sich das Hauptsächlichste derselben im Folgenden vielfach, und bestimmter ausgedrückt, wiederholt. Der erste Abschnitt des ersten Buches (»Organon und Theorie der Seelengesundheitskunde.« S. 57 — 256) führt den Titel: »Vorbegriffe.« Hier wird zuerst die Entstehung der Theorie oder der wissenschaftlichen Erkenntniß erläutert. Ihre Basis, ihr Stoff, ist die Empfindung des Sinnes, in welchem ihre Wahrheit beruht. Aber diese Basis, oder die Erfahrung, macht für sich allein das Ganze der Erkenntniß noch nicht aus. Was nun zu ihrer Vervollständigung hinzukommen soll, muß nothwendig, im Gegensatze mit ihr, als dem Gegebenen, ein Nichtgegebenes seyn. Dieß ist der Gedanke, als das Freye, oder das

Prinzip der Erkenntniß. »Das Prinzip der Erkenntniß steht demnach ihrer Basis entgegen, wie die Spitze der Pyramide ihrer Basis gegenüber steht, und wie die Pyramide nicht ohne Spitze denkbar ist, so die Erkenntniß nicht ohne Prinzip. Ohne dieses zweyte, oder vielmehr erste, Element der Erkenntniß kann letztere gar nicht zu Stande kommen. Es ist unmöglich ohne die Form den Stoff, ohne den Gedanken die Empfindung, ohne das Freye und Bestimmende das Nothwendige und Bestimmte zur Erkenntniß aufzufassen:« der Gedanke, oder die Form, muß die Empfindung, oder den Stoff, gleichsam in sich auflösen, oder sich assimiliren, der Wahrheit die Klarheit hinzufügen. — »Wie aber Empfindung und Gedanke (so fährt nun der Verfasser weiter fort), oder Stoff und Form, in einander eingehen, und sich vereinigen können, würde nicht zu begreifen seyn, wenn nicht die Nöthigung, sie vereinigt zu denken, schon in der Wurzel des Denkens selbst läge. Sie stehn sich zwar als Aeußeres und Inneres gegenüber; aber »Aeußeres und Inneres gehören ursprünglich und nothwendig zusammen, obschon sie einander entgegengesetzt sind: denn Eines setzt das Andere voraus, Eines ist nur unter der Bedingung des Andern da. Jeder Gegenstand, so weit er uns erscheint, ist ein Aeußeres, und setzt ein Nichterscheinendes, ein Inneres voraus.« Das Seyn also, oder die Natur (die erscheinende Wahrheit) ist das Wesen, eingekleidet in die Form; der Gedanke oder der Geist ist die Form, dem Wesen einwohnend, die Urquelle der Thätigkeit, das Freye. Die Wurzel von beyden aber ist das ursprüngliche Vermögen, oder die Kraft; die, als Inneres gedacht, freyes Wesen; als Aeußeres, gesetzliche Form ist. Sie ist ihrem Wesen nach unbegränzt, allmächtig, ewig, die Weisheit, die Liebe. Die Liebe ist also das Seyn und Wirken in, mit und durch einander: ein Verhältniß, welches auch passend durch den Ausdruck »Leben« bezeichnet wird. Als charakteristische Eigenthümlichkeit des Lebens nun bemerken wir zunächst die Erregung, d. h. das Hervortreten der Lebensthätigkeit durch Lebensreize, welche zwar, wie z. B. bey der Anregung der Sinnenempfindung, zuweilen außerhalb der Sinne, aber nicht außerhalb der Gränze des Lebens, liegen, eben weil das Leben von dem Reize berührt wird. Außer den äußeren Reizen gibt es jedoch auch innere, welche (eben so wie jene das Naturleben anregen, dessen Wesen die Gebundenheit oder Nöthigung ist) das Geistesleben wecken, dem die Freyheit, die Selbstbestimmung zukommt. — Die Seele (fährt nun der Verfasser S. 73 fort) ist das der Seligkeit fähige Wesen, welche letztere, wie im Vorigen bemerkt war, das innerste Wesen der höchsten Liebe ausmacht. Mit der Seele ist demnach zugleich die

Fähigkeit zum innern Leben, die Selbstbestimmungsfähigkeit, folglich auch die Fähigkeit zur Freyheit, oder das Vermögen der Freyheit gegeben. Aber die Seele selbst ist nur etwas Gegebenes, Natur; nicht etwas ursprünglich sich selbst Erzeugendes, nicht Geist. Wir nennen jenes Vermögen Vernunft, weil es die Fähigkeit ist, den Geist zu vernehmen, ihn in sich aufzunehmen und mit sich zu vereinigen; aber eben nur der Keim zum ewigen Leben ist hierin der Seele gegeben, noch nicht das ewige Leben selbst. Hieraus ergibt sich dann weiter das der Seele eigenthümliche Wesen. Wie nämlich die Seele Natur, ein Gegebenes, Aeußerliches, d. h. dem Inneren, dem geistigen Leben noch Fremdes oder Entfremdetes ist, so ist in ihr auch der Charakter des Aeußerlichen vollständig ausgeprägt: sie ist als Naturwesen gebunden an die Leiblichkeit: denn Leiblichkeit oder Aeußerlichkeit ist dasselbe. Beyde also, Leib und Seele sind nicht von verschiedenem Stoffe; sondern dieselbe Naturkraft, welche in ihrer Innerlichkeit Seele ist, ist in ihrer Aeußerlichkeit, gleichsam herausgetreten in den Raum, leibliche Gestalt. Beyde zehren daher von dem Quantum des Lebens überhaupt: ein und dasselbe Leben ist von Bewußtlosigkeit umnachtet, so weit es Leib ist, und vom Bewußtseyn erhellt, so weit es Seele ist. — »Leib und Seele verhalten sich wie Basis und Prinzip. Das Leben der Seele ruht auf dem leiblichen Leben; alle Kraft des Lebens, als Naturkraft, hat in diesem ihre Stütze, ihren Unterhalt, ihre Quelle.« Aus dem Blute wird der ganze Leib immerfort neu gebildet und erhalten, und auch der Lebensäther abgeschieden, in welchem das Prinzip des Lebens, die Seele lebt. Empfindung und Gedanke, Wille und Bewegung, sind durch den Lebensäther vermittelt, der, wie ein Lichtstrom, das Mark des Gehirns und der Nerven, zusammt der ihnen verwandten Muskeln, erfüllt und durchdringt. Auch seinen Grund und Boden und die Sphäre seines Wirkens hat endlich dies Seelenleben im leiblichen: denn »das Seelenleben wird von dem leiblichen entzündet, von dem dunkelsten Gefühle an bis zum hellsten Gedanken, und von dem gebundensten Triebe an, bis zur freyesten Willenswirkung; so wie denn auch ohne die Organe, die die Träger des Seelenlebens sind, es keine Sphäre für die Thätigkeit dieses Lebens gibt.« Aber doch entsteht nicht das Seelenleben aus dem Leiblichen. Der Schöpfer hat freylich die Einrichtung getroffen, daß die gesammte Natur die Kraft ihres Lebens aus sich selbst entwickelt, ihr eine scheinbare Selbstständigkeit verliehen; aber diese wird nur durch seinen Schöpferwillen unterhalten. Der Geist also ist der Träger der Natur, so wie sie sein Abbild ist. Die Seele also ist etwas Höheres; sie

ist eben so wohl Krafterscheinung, als der organische Leib, aus dem sie sich entwickelt; und hat noch dieses vor jenem voraus, daß sie als Erstes, nicht der Erscheinung nach, aber wohl der Beziehung nach, gedacht werden muß, d. h. als das Innere, Wesentliche, welches in der Fülle des Aeußerlichen, des Leiblichen, so lange verborgen ist, bis es sich nach innerer Gesetzlichkeit entwickelt, wie das zarte Blatt aus der Knospe. Das Seelenleben aber wird zum eigenthümlichen durch die Form, welche die Freyheit ist. Die Seele ist Natur, als Gegebenes: aber freye Natur, im Gegensatz der gebundenen: das Seelenleben steht also zwar, weil es nicht, dem göttlichen gleich, sich selbst genügen kann, auf dem organischen, ihm Kraft zuleitenden, als auf seiner Basis, »ist aber selbst zu dieser Basis das Prinzip.« — Hiernach ergibt sich für das Menschenleben eine doppelte Gesundheit, als welche in dem Gefühl der Kraft und Lust besteht; dagegen wo dieses Gefühl weicht, und dem der Schwäche und des Schmerzes Platz macht, Krankheit ist. Der Charakter der leiblichen Gesundheit nämlich ist die Gebundenheit, oder die gegenseitige Abhängigkeit der Organe von einander; und die leibliche Gesundheit also »der Lebenszustand, wo die organischen Theile und Thätigkeiten, jene durch Zusammenhang, diese durch Wechselwirkung, zu einem Ganzen des Bestehens und Wirkens verbunden sind.« Dagegen der Charakter der Seelengesundheit die Freyheit ist. Zwar ist die leibliche Gesundheit die äußere Bedingung der Seelengesundheit; aber »der Erhaltungstrieb der Natur ist in der Seele zum Gesetze der Persönlichkeit, der Freyheit geworden; der seiner selbst nicht kundige Sinn in ihr zur Intelligenz, und das Bedürfniß beschränkter Befriedigung zur Sehnsucht nach unbeschränktem Leben, ja nach der ewigen Quelle des Lebens selbst.« Dadurch wird auch die Seele zur Herrin des Leiblichen. Die wahre Freyheit ist das Werk des Geistes: »das vollständig gesunde Leben der Seele ist nur das Leben in reiner Selbstbestimmung, das Leben im Geiste und nach dem Gesetze des Geistes, oder das göttliche Leben.« Sittlichkeit, Heiligkeit ist die innere Bedingung zur Seelengesundheit. Die Begriffe Seelengesundheit und Seelenfreyheit sind identisch: denn nur die freye Seele ist gesund.

Hierauf geht der Verfasser im zweyten Abschnitte zur »theoretischen Darstellung der äußeren Bedingungen oder der Basis der Seelengesundheit« über. Zum Leben (so beginnt er dieselbe) gehört Kraft, die nicht denkbar ist ohne Wirksamkeit, als ihr Aeußeres. Dazu aber ist äußere Aufregung nothwendig; und also kommt der Kraft Erregungsfähigkeit zu, und das Leben erscheint, als die durch Erreg-

barkeit bedingte Kraft. Die Erregbarkeit ferner vereinigt zweyerley in sich: die Empfänglichkeit für den Reiz und das Rückwirkungsvermögen auf die Sollicitation des Reizes. Den der Lebenskraft verwandten und befreundeten Reiz nun nennt der Verfasser seine Nahrung; und »Erregung also, oder Bildung zu Gestalt und Bewegung und Erhaltung des Gestalteten und sich Bewegenden durch Ernährung, ist eines und dasselbe.« In Bezug hierauf unterscheiden sich Geist und Natur so, daß im Geiste die Kraft oder Freyheit, als Wille, das Primat behauptet, das Gesetz ihm dient als Intelligenz; dagegen in der Natur das Gesetz oder die Form das Primat behauptet, das Wesen oder die Kraft ihm dient. Dem Willen und der Intelligenz im Geiste nämlich entspricht in der Natur der Stoff und die Form; und wo demnach in der Natur die Kraft als Leben, als Erregung erscheint, da ist diese Krafterscheinung auch dem Gesetze unterthan, und ohne Gesetz keine Erregung denkbar. — Nach diesen allgemeineren Erläuterungen geht nun der Verfasser zu seiner eigentlichen Aufgabe über, die äußeren Bedingungen der Seelengesundheit zu bestimmen. Die fortdauernde Erhaltung des Lebens nämlich ist an die fortdauernde Wechselbestimmung der Empfänglichkeit und des Reaktionsvermögens gebunden. Durch fortgesetzten Genuß wird, wenn derselbe bis zum Sättigungspunkte vorgeschritten ist, die Empfänglichkeit abgestumpft, durch fortgesetzte Anstrengung des Vermögens dieses, indem es ermattet, zu weiterer Anstrengung unfähig. Die gesättigte Empfänglichkeit aber regt das Reaktionsvermögen auf, das gesättigte Reaktionsvermögen erweckt die erschöpfte Empfänglichkeit. Nach dem Genusse physischer Nahrungsmittel erstarkt der Körper, nach dem Genusse geistiger der Geist zu neuer Thätigkeit; und ist die Körper- und Geistesenergie durch Selbstthätigkeit oder Reaktion erschöpft, so erwacht die Empfänglichkeit von Neuem, und der Lebensprozeß wird auf ihrer Seite fortgesetzt. Das Leben besteht demnach nur in der Oscillation der sich gegenseitig aufregenden Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit. Soll diese aber Statt finden, so müssen dieselben sich anregen, noch ehe es bey einer von ihnen zur völligen Erschöpfung gekommen ist: denn sonst würde Lähmung beyder eintreten, und somit das Leben vernichtet werden. — Im leiblichen Leben nun, wo alles durch die leiblichen Gebilde oder Organe unterhalten wird, und also auch durch das Geschäft und die Bedeutung bestimmter Organe ausgedrückt werden muß, findet der Verfasser die Empfänglichkeit in den assimilirenden (zur Aufnahme des Lebensstoffes bestimmten), die Selbstthätigkeit in den plastischen (zur Verarbeitung oder Bildung des Lebensstoffes in die organi-

sche Form bestimmten) Organen. Nachdem er dann die eigenthümliche Thätigkeit beyder beschrieben, und die vorher geforderte Wechselwirkung zwischen ihnen nachgewiesen, sagt er weiter, auch die innere Bedingung jenes Gesetzes müsse sich organisch nachweisen lassen: denn »was in der Sphäre der Kraft nur als Kraftäußerung erscheint, das muß in der Sphäre des räumlichen Bestehens der Kraft, oder in der Sphäre organischer Gebilde, sich als organisches Gebild darstellen.« Die innere Bedingung nun der Thätigkeit der entgegengesetzten Lebensglieder (der Empfänglichkeit und des Reaktionsvermögens) ist diejenige Kraftäußerung, die wir mit dem Namen der Gränze oder des Maßes bezeichnet haben. Welches System im Organismus entspricht nun wohl dem Charakter der maßgebenden, oder genauer genommen, der erregenden Kraft im bloß dynamisch gedachten Lebensprozesse? Dieß ist das Nervensystem. Zwar wirken alle Organe, in wiefern sie eben lebendige sind, durch Erregung; aber bey genauerer Betrachtung erkennt man doch, daß ihnen ihre Erregung nicht aus ihnen selber, sondern eben aus dem Nervensysteme stammt; und so liegt es denn klar vor Augen, da der innere Impuls der Erregung die maßgebende Kraft ist, daß das Nervensystem als der Ausdruck dieser Kraft angesehen werden muß, oder die innere Bedingung des allgemeinen Lebensgesetzes räumlich, und im organischen Gebilde selbst, darstellt (S. 110). — Ganz eben so verfährt der Verfasser in seiner Entwickelung des psychischen Lebens. Der Reiz für das Seelenleben ist die gegenständliche Welt. Diese Reiz aber ist »ein Erzeugniß des Vorstellungsvermögens im weitesten Sinne, d. h. der Einbildungskraft und Erkenntnißkraft in vereinigter Thätigkeit. Die Einbildungskraft zieht den Nahrungsstoff für das vorstellende Vermögen durch alle Sinne herbey, und die Erkenntnißkraft gestaltet denselben stufenweise durch Verstand, Urtheilskraft und Vernunft zur Form der Erkenntniß gegenständlicher Welt.« Jene also assimilirt den gegenständlichen Stoff, diese bildet ihn aus zur gegenständlichen Form; und jene entspricht demnach der Empfänglichkeit, oder den assimilirenden Thätigkeiten der leiblichen Seite, diese der Selbstthätigkeit oder den plastischen Thätigkeiten der leiblichen Seite. Wie nun zwischen diesen das Nervensystem, so steht in der Mitte zwischen Einbildungskraft und Erkenntnißkraft das Gefühl: denn »in das Gefühl strömen alle Strahlen der Vorstellungen ein, und von dem Gefühle aus... wird unser Vorstellungsvermögen zu seiner Gesammtthätigkeit erregt... das Gefühl des Schmerzes und der Lust, oder des Maßes, wacht darüber, daß sowohl die Einbildungskraft als die Erkenntnißkraft weder leer bleibe, noch übersättigt werde« (S. 116, 17). Die bloße Thätigkeit der Einbil-

dungskraft erstirbt in sich selbst, und eben so die Erkenntnißkraft; und wie jede der andern bedarf, um für sich selbst thätig zu seyn, zufolge der äußeren Bedingung des Lebensgesetzes, so kündigt auch das Gefühl der Kraft und Lust, d. h. des Triebes, den Zeitpunkt an, wo die eine, durch die andere aufgeregt, der Beschäftigung bedarf. Durch den Trieb nämlich kündigt das Gefühl sich an, und wie die Einbildungskraft von dem Bildungs- oder Kunsttriebe, so ist die Erkenntnißkraft von dem Erkenntniß- oder Forschungstriebe begleitet. — Aber das Gefühl kann auch Sitz eigener Lebendigkeit werden, und heißt dann Gemüth, oder, im bildlichen und doch sehr wahren Ausdrucke, Herz. Von ihm ist das Begehrungsvermögen die eine Seite, die Seite der Empfänglichkeit. Aber wie keine Kraft bloß Empfänglichkeit ist, sondern auch Reaktionsvermögen, so auch die Kraft des Herzens; und dem Begehrungsvermögen also tritt die gebende Liebe als Ergänzung an die Seite. Der Maßgeber zwischen beyden ist der Verstand, als gesetzgebende; der Wille (das Vermögen der Ausführung, der That) als exekutive Macht. Allein der Wille ist ebenfalls eine Kraft, ein Leben innerhalb der inneren menschlichen Lebendigkeit oder der Seele, welches nur durch Erregung und Reaktion lebt. So scheiden sich in ihm Selbstständigkeit, in welcher er bloß gegen äußere, ihn angreifende Gewalten verfährt, und Selbstthätigkeit, in der er als positiv wirkendes Prinzip, als Thatkraft, auftritt. Der Maßgeber ist auch hier wieder der Verstand, indem er der Selbstständigkeit gebietet, nicht über den Punkt der Festigkeit hinaus in den der Starrheit überzugehen, und hinwiederum der Selbstthätigkeit, sich nicht in bloße Beweglichkeit zu verlieren: denn in beyden Fällen würde der Wille aufhören, als Wille lebendig zu seyn, und mit der Stockung der Willensthätigkeit würde das ganze Seelengetriebe in Stocken gerathen, indem, wie wir gesehen, vom Willen zunächst das Gemüth, von diesem aber (als Gefühl) das Vorstellungsvermögen in seinem Erregungszustande, d. h. in seiner Lebendigkeit, erhalten wird« (S. 124).

Machen wir nun hier einen Ruhepunkt, um die im Auszuge gegebenen Entwickelungen des Verfassers prüfend zu überblicken, so muß wohl Jedem vor Allem die bewunderungswürdige Kunst auffallen, durch welche es dem Verfasser gelungen ist, indem er von Einer zweygliedrig entgegengesetzten Beziehung einer und derselben Kraft ausging, aus dieser heraus die Nothwendigkeit so vieler leiblichen und seelenartigen Kräfte zu deduziren, in welchen allen sich überdieß diese zweygliedrige, entgegengesetzte Beziehung wiederholt; und zwar gelungen, ohne daß er irgend ein anders Prinzip eingeführt, und ohne daß er aus der Erfah-

rung geschöpft hätte. Denn offenbar erst, nachdem er die Nothwendigkeit dieser Kräfte aus der Theorie genommen, wird von ihm die Erfahrung hinterher darauf durchmustert, was in ihr dem durch die Theorie Gewonnenen, unter den gewöhnlich dafür gebrauchten Namen, entspreche. Zum Leben der Kraft (davon geht der Verfasser aus, und dieß wird ihm jeder gern zugeben) gehört Erregung, und also muß der wirklich zum lebendigen Seyn zu erweckenden Kraft, neben der Selbstthätigkeit, vermöge welcher sie auf den äußeren Reiz zurückzuwirken im Stande ist, auch Erregbarkeit zukommen. Erregbarkeit aber und Selbstthätigkeit sind unstreitig nicht zwey Seyende, sondern nur zwey Beziehungen eines und desselben Seyns; dieselbe Kraft, welche erregbar ist, ist zugleich auch selbstthätig; ja es ist nicht einmal etwas Verschiedenartiges in ihr, wodurch sie das eine, und wodurch sie das andere ist, indem sie doch nur in und mit ihrer Selbstthätigkeit den Reiz aufnehmen, und also erregbar seyn kann. Daß nun dies Verhältniß in dem Leibe, als dem im Raume Erscheinenden, leiblich, oder in einem räumlich-anschaubaren Organe, ausgedrückt seyn müsse, versteht sich von selbst; eine offenbare Erschleichung aber ist es, wenn der Verfasser diesen Ausdruck in zwey verschiedenen Gruppen von Organen finden will: denn einer und derselben Kraft kann auch nur ein Organ entsprechen, ja, weil doch (wie wir so eben gezeigt) Erregbarkeit und Selbstthätigkeit in einem Akte der Kraft vereinigt sind, müssen sie, in dem Anfangspunkte der Erregung wenigstens, sogar in eine und dieselbe Bewegung dieses einen Organes zusammen fallen; und erst nach dieser können wir von einer organischen Bewegung sprechen, in welcher die Selbstthätigkeit ohne die Erregbarkeit hervortrete, so wie wiederum das Daseyn der Erregbarkeit ohne die Selbstthätigkeit (wenn man überhaupt von einem solchen sprechen kann) vor jenen die Wirksamkeit beyder vereinigenden, ursprünglichen Erregungsakt fällt. Also nicht einmal zwey Bewegungen eines und desselben Organs können wir, für seine Erregbarkeit und Selbstthätigkeit, streng begrenzt unterscheiden; noch viel weniger also geht aus ihnen die Nothwendigkeit zweyer verschiedenen Organe oder Gruppen von Organen hervor, sondern hiedurch ist in die Deduktion etwas durchaus Fremdartiges hineingetragen. Was auch daraus leicht erhellt, daß wir ja offenbar dem assimilirenden und plastischen Systeme, jedem seine besondere Erregbarkeit und Selbstthätigkeit zuschreiben müssen. Denn mag auch immerhin nur das assimilirende System durch die Außenwelt angeregt werden, so wird doch das plastische System durch das assimilirende angeregt, was unstreitig nicht ohne Erregbarkeit geschehen

kann; so wie auf der anderen Seite dem assimilirenden Systeme, schon um diese Anregung zu vollziehen, und die äußeren Reize dafür zu verarbeiten, eine eigene Selbstthätigkeit zukommen muß. Wie aber müssen wir vollends erstaunen, wenn nun gar auch das Maß durch ein besonderes organisches System ausgedrückt werden soll! Dieß nämlich ist, seinem Wesen nach, weiter nichts, als eine bloße Verhältnißbeziehung zwischen der Kraft und ihren Reizen, in Bezug auf Selbstthätigkeit und Erregbarkeit; außer diesem letzteren ist es gar nichts im Seyn; und wie also auch dem Maße wieder ein besonderes Seyendes entsprechen solle, völlig unbegreiflich. Der Verfasser sagt darüber S. 111: »Zwar stellt sich die maßgebende Kraft in dem dynamischen Lebensprozesse vor der Hand noch als keine besondere dar; allein der Charakter der Besonderheit liegt zu bestimmt in ihr, als daß er nicht auf einer höheren Stufe der Betrachtung, als der bisherigen, darin aufgefunden werden sollte. In dem Vermögen der Maßgebung sind beyde, Empfänglichkeit und Reaktionsvermögen, Eines. Was hindert uns demnach, das Vermögen der Maßgebung gewissermaßen als die Wurzel der beyden anderen, wenigstens als die selbstständige, folglich substanzielle Einheit beyder anzusehen, und sie dafür auch anzuerkennen? Jede besondere Thätigkeit ist eine besondere Modifikation der Kraft, und jede besondere Modifikation der Kraft wird zur selbstständigen Erscheinung derselben, sobald sie überhaupt zur Erscheinung wird (?!). Ist nun diese Erscheinung real und leiblich lebendig, d. h. organisch ausgedrückt, so folgt ja von selbst, daß sie durch ein bestimmtes Organ, oder Organensystem, ausgedrückt seyn müsse. Und diesen Ausdruck der maßgebenden Kraft finden wir demnach im Nervensysteme, als dem Erregungssysteme.« — Ein Raisonnement, welches so viele falsche Behauptungen enthält, daß wir nicht begreifen können, wie der Verfasser selbst auch nur einen Augenblick habe daran glauben können! Denn zuerst, woher hier die höhere Stufe der Betrachtung, da vorher durchgehends erklärt worden ist, nur die Kraft sey das wahrhaft Seyende, das Wesen für die Erscheinung; und also die frühere Betrachtung unstreitig die höhere, die jetzige nur eine Anwendung von jener, auf eine niedere Betrachtungsweise, ist? Woher dann zweytens die Substanzialität der Maßgebung? wodurch (wie dem Verfasser selbst so unmittelbar sich aufdringt, daß er es zu erwähnen, sich nicht enthalten kann) die beyden anderen, Erregbarkeit und Selbstthätigkeit, zu bloßen Accidenzien für das Maßgebende würden. Woher also drittens die Berechtigung, dennoch auch diese beyden, neben jener, zu substanziiren? Wie denn viertens die Verwirrung dadurch noch gesteigert wird, daß

der Verfasser das Nervensystem, als das maßgebende, mit dem Namen des Erregungssystemes bezeichnet, da doch vorher der Erregbarkeit das assimilirende System entsprechen sollte. Aber auch dem Nervensysteme muß nun wieder seine besondere Erregbarkeit und Selbstthätigkeit zugeschrieben werden; und so ist also wohl kein Beweis weiter nöthig, daß diese Theorie nichts mehr als eine leere Taschenspielerey mit Begriffen ist, durch die uns für das ganz einfache Verhältniß, in welchem uns die Erfahrung die organischen Systeme darstellt, nicht Licht und Klarheit, sondern ein trübes, verwirrendes Dunkel wird.

Wir würden Raum und Zeit unnöthig verschwenden, wenn wir mit derselben Ausführlichkeit die Unrichtigkeiten aufdecken wollten, welche sich der Verfasser in der parallelen psychischen Theorie zu Schulden kommen läßt. Es mag daher die Bemerkung hinreichen, daß hier die Willkür noch größer ist: einmal, weil ja hier von den Kräften selbst die Rede ist, also nicht einmal die Uebertragung derselben in die Welt der Erscheinungen einen Scheingrund gibt für die Vervielfältigung der ursprünglichen Beziehungen; und dann, weil wir hier nicht drey, sondern gar, wir wissen nicht recht, ob fünf oder sieben, besondere Kräfte (die Einbildungskraft, den Verstand oder das Erkenntnißvermögen, das Gefühl, das Begehrungsvermögen und die gebende Liebe, den selbstständigen und den selbstthätigen Willen), und manche derselben in mehrfachen Funktionen, aus jenen beyden einfachen Beziehungen der einen Kraft erhalten sollen. Wie willkürlich aber ist nun diese psychologische Eintheilung selbst; wie völlig ohne Haltung die Beziehung, welche der Verfasser in ihr den einzelnen psychischen Kräften gibt. Bloße Empfänglichkeit zeigt sich unstreitig in keiner einzigen Seelenkraft; selbst die Sinne streben ja schon selbstthätig den äußeren Reizen entgegen, und verarbeiten dieselben selbstthätig in sich zu Wahrnehmungen. Die Einbildungskraft aber, welche der Verfasser als den ersten Repräsentanten der Erregbarkeit aufstellt, zeigt nicht nur als produktive, sondern auch schon als reproduktive Einbildungskraft einen sehr hohen Grad der Selbstthätigkeit. Zwar werden ihre Thätigkeiten angeregt; aber ist dieß nicht selbst bey denen des Verstandes der Fall? Beyde sind also in dieser Hinsicht höchstens dem Grade nach unterschieden, da ja überdieß auch die Bestandtheile der Urtheile, Schlüsse rc. größtentheils ungewollt in das Bewußtseyn treten. Man denke nur an das ganz einfache Faktum, daß allem Sprechen innerlich ein Urtheilen entspricht; ja, daß es für dieses nicht einmal eines Satzes bedarf, sondern schon jeder Gebrauch eines einzelnen Wortes, indem wir dabey eine allgemeine Vorstellung auf eine besondere beziehen, ein Urtheil

in sich schließt. Verstand also und Einbildungskraft entwickeln sich meistentheils mit ganz gleichem Grade der Erregbarkeit und Selbstthätigkeit; und, wo die Selbstthätigkeit des ersteren größer erscheint, ist dieß eben nur ein Gradunterschied. Wie aber müssen wir erstaunen, wenn nun gar das Gefühl als durch den Trieb maßgebend aufgeführt wird; Gefühl und Trieb, welche, als die beweglichsten, gleichsam nach allen Seiten hin offenen Seelenelemente, am leichtesten vielleicht von allen das Maß überschreiten. Freylich sollen sie nun wieder, in einer gewissen Metamorphose, eines besonderen Maßgebers bedürfen, des Verstandes; für welchen sie nur so eben als Maßgeber genannt wurden. Aber bedürfen Gefühl und Trieb, inwiefern sie zum Erkennen und Phantasiren anregen, nicht eben sowohl einer verständigen Leitung, als in ihren übrigen Gestaltungen? Dieß sollte, dächten wir, schon eben die jetzt behandelte Wissenschaft den Verfasser gelehrt haben. Außerdem aber führt der Verfasser den Willen als Maßgeber an, welchen in diesem Verhältnisse zum Begehrungsvermögen und der gebenden Liebe zu rechtfertigen (wie wir später an einem passenden Orte zeigen werden) dem Verfasser schwer fallen möchte.

Fern sey es von uns, dieß ungründliche Theoretisiren dem Verfasser als einen ihm besonders eigenthümlichen Fehler vorwerfen zu wollen. Er ist darin nur dem Geiste seiner Zeit gefolgt, dem sich zu entziehen, selbst die tüchtigsten Männer zuweilen nicht Kraft genug besitzen. Aber wohl müssen wir diesen Geist der Zeit selbst rügen, als welcher, wenn nicht bald eine gänzliche Umänderung eintritt, unserer gesammten deutschen Wissenschaft den Untergang droht. Für die Theorie der Naturwissenschaften gibt es nun einmal, dem Wesen der menschlichen Vernunft nach, keinen höheren Standpunkt, als die treue Auffassung jedes Naturgebietes selbst. Aus dieser werden sich, wo sich Geistesenergie mit ihr verbindet, die angemessensten Begriffe, bis zu den höchsten Abstraktionen hinauf, die zweckmäßigsten Eintheilungen, die tiefsten und umfassendsten Naturgesetze von selbst ergeben. Aber auf diese hat man sich, seit etwa zwey Jahrzehenden, gewöhnt, mit Verachtung herabzublicken, als auf eine empirisch beschränkte, des wahrhaft wissenschaftlichen Denkens unwürdige Betrachtungsweise. Woher nun eine andere, da doch keine, als diese, die volle Wahrheit geben kann? — Man nimmt irgend ein verwandtes Verhältniß aus einem anderen Naturgebiete (für die Wissenschaft von der menschlichen Seele also aus einem niederen); dieses nennt man Prinzip, und indem man nun die Verhältnisse des zunächst zu behandelnden Naturgebietes mit dem Namen jener ver-

wandten Verhältnisse bezeichnet, glaubt man eine ganz neue, ungleich tiefere Weisheit gefunden zu haben (†). Vorzüglich haben einige, und zwar die räthselhaftesten, Naturverhältnisse in diesem Betrachte ein großes Ansehn erhalten, so daß man sich ihrer beynahe überall, als erklärender Prinzipien, bedient. Dazu gehört z. B. das der magnetischen Pole zu einander. Oder wem sollte der Jubel fremd seyn, mit welchem noch in den letzten Jahren sehr angesehene Männer ganz Deutschland aufgerufen haben, ihre unschätzbaren Entdeckungen zu bewundern, als es ihnen gelungen war, alle psychischen und physiologischen Verhältnisse nothdürftig nach einem Schematismus zu ordnen, in welchem jenes Verhältniß der magnetischen Pole bis zur Ermüdung wiederkehrte! — — Aber was haben wir nun, fragt der unverblendete Wahrheitforscher, durch ein solches Verfahren gewonnen? Wir schauen ein Naturverhältniß durch ein anderes verwandtes an: durch ein verwandtes freylich; aber doch eben nur durch ein mehr oder weniger verwandtes, mehr oder weniger ähnliches, welches ja eben deßhalb nicht das anzuschauende Verhältniß in seiner ganzen Wahrheit gibt. Denn nur so weit kann ja diese Anschauung Wahrheit enthalten, als der Aehnlichkeit Gleichheit zum Grunde liegt; so weit ihr Verschiedenheit zum Grunde liegt, ist jene Anschauung falsch. Ein Gleichniß (und weiter ist es doch nichts, wenn man in den leiblichen oder seelenartigen Entwickelungen von Polen redet) ist dasselbe mit dem Gegenstande, welchem es angepaßt wird, und ist nicht dasselbe. Durch diese doppelte Natur hat es (wie wir hier nicht weiter auseinandersetzen können) für die Phantasie seine großen Reize; in der Wissenschaft aber kann es nur so lange geduldet werden, als dieselbe noch unfähig ist, es mit einer vollkommenen Vorstellungsart zu vertauschen, welche die Sache, wie sie in ihrer ganzen Wahrheit ist, vorstellt; und weit entfernt also, daß uns durch solche sogenannte Prinzipe eine lichtvollere Erkenntniß gegeben werden sollte, führen sie uns vielmehr vom Lichte abwärts überall, wo wir schon im Stande sind, das Zuerkennende selbst in seinem wahren Lichte aufzufassen. Die Vorstellung von den magnetischen Polen hat ihr eigenthümliches Naturgebiet, in welchem sie in ihrer vollen Eigenthümlichkeit wahr ist; im Gebiete des Menschlichen aber ist sie nicht in dem Maße wahr. Eben so die Theorie des Verfassers. Was er von leiblichen und seelenartigen Kräften, als der Erregbarkeit und Selbstthätigkeit und Maßgebung entsprechend, zusammenstellt, steht allerdings in einem gewissen ähnlichen Verhältniß, und diese Aehnlichkeit verbreitet ein täuschendes Licht um sich, vermöge dessen man, bey dem ersten, ober-

flächlichen Ueberblick, geneigt ist, dem Verfasser beyzustimmen. Aber dieses Licht ist eben auch ein täuschendes, ein halbes Licht; denn faßt man die Sache schärfer ins Auge, so zeigen sich neben der Aehnlichkeit noch größere Verschiedenheiten. Und wozu mit dergleichen halben Lichtern sich abmühen, deren hundert von ganz gleichem Werthe gedacht werden können, welche jedes die Sache anders, ja manche ganz entgegengesetzt, zeigen, wenn uns doch verstattet ist, sie in ganzem vollem Lichte zu betrachten, wo sie uns dann in einer einzigen, in ihrer wahren Gestalt erscheinen wird? Dieß aber ist uns verstattet, wenn wir die physiologischen und psychologischen Verhältnisse so auffassen und darstellen, wie sie uns in und durch sich selbst unmittelbar gegeben sind: ohne Gleichniß, ohne halbwahres Bild, die, wo es Wissenschaft gilt, leicht entstellen und verwirren können. Wozu, wenn man etwas klar angeschaut hat, es noch einmal unklar anschauen wollen?!

Werfen wir nun, nach diesen Erörterungen, einen Blick auf die Sätze zurück, durch welche der Verfasser seine Wissenschaft eingeleitet hat, so wird es nicht schwer fallen, auch hier diese falsche Gleichnißmethode als die sein Verfahren regelnde zu erkennen. Er beginnt von der Art und Weise, wie die Erkenntniß in uns erzeugt wird, indem nämlich der durch die Sinnenempfindung gegebene Stoff in die Form des Gedankens zusammengefaßt wird. Also schon hier ein Gleichniß, von Stoff und Form; welches in der Kantischen Schule zu viel Unheil gestiftet hat, als daß man nicht, wie unschuldig es auch auf den ersten Anblick scheinen mag, wünschen sollte, daß der Stifter dieser kritischen Schule sich seiner nie bedient hätte. Das Erkennen ist nun einmal kein Zusammenfassen der noch ungeformten Materie in eine bis dahin leere Form; die ihm eigenthümliche Entwicklung ist eine ganz andere, welche, als unmittelbar unserem Bewußtseyn gegeben, in ihrer vollen Wahrheit bestimmt genug sich auffassen laßt, wenn man sie nur aufmerksam genug beobachtet. Der Verfasser stellt diesem Gleichnisse ein anderes an die Seite, in welches er sich (aus den vielfachen Wiederholungen zu schließen) ein wenig verliebt zu haben scheint: das von der Basis und Spitze der Pyramide; ein noch bey weitem unpassenderes unstreitig, da es viel unähnlicher ist, und also auch weit weniger Wahrheit enthält. Denn, um nur auf einen Hauptpunkt aufmerksam zu machen, die Spitze der Pyramide wird erst mit ihrer Vollendung, die Basis ist schon lange vorher da; während doch die erkennende Kraft, der jene entsprechen soll, gleich ursprünglich ist mit dem die Erkenntniß bedingenden Stoffe; und also nicht die erkennende Kraft (wenn

überhaupt ein solches Gleichniß Statt finden sollte), sondern die aus der Empfindung und der erkennenden Kraft bestehende vollendete Erkenntniß der Spitze der Pyramide verglichen werden müßte; obgleich auch dieß freylich unpassend, da ja nicht bloß die Spitze der Pyramide, sondern das Ganze, das Werk der vollendeten Arbeit ist. Dies Bild also ist schon deßhalb noch unpassender, als das von Form und Stoff, weil doch in der Ineinanderbildung dieser letztern wenigstens etwas wird, wenigstens aus zwey vorher verschiedenen, gleich ursprünglichen Elementen ein neues, gemeinsames Produkt sich entwickelt, wie beym Erkennen; zwischen der Basis und Spitze der Pyramide aber (da der Verfasser dieser selbst, nicht ihrem Baue, die Erkenntniß vergleicht) gar kein Verhältniß des Werdens sich findet. Aber gesetzt auch, dieses Bild wäre dem dadurch zu bezeichnenden Verhältnisse in der Erkenntnißbildung angemessener, ist nun dieses letztere eines und dasselbe mit dem Verhältnisse von Seele und Leibe? Indem also der Verfasser im Folgenden wieder diese beyden identificirt (worin eben das Eigenthümliche seiner Theorie davon besteht), erhalten wir ein neues, eben so wenig passendes Gleichniß. Ganz eben so entwickelt er das Verhältniß von Seele und Geist; und es sind die weitläufigsten Auseinandersetzungen nöthig, um diese dunklen Verhältnisse einiger Maßen klar zu machen; welchen doch diese Dunkelheit keineswegs an und für sich einwohnt (mit der Hälfte von Anstrengung und von Worten hätten sie, wie sie in der Wirklichkeit sind, entwickelt werden können), sondern erst künstlich übergebreitet ist. — Auf dieselbe Weise führt dann der Verfasser auch im Folgenden seine Theorie weiter. So versucht er gleich am Anfange des dritten Abschnittes, welcher »theoretische Darstellung der inneren Bedingung oder des Princips der Seelengesundheit« überschrieben ist, eine neue Rechtfertigung der so eben aus einander gesetzten unrichtigen Anwendung dessen, was er in Bezug auf das Entstehen der Erkenntniß gefunden, auf die Natur der zu erkennenden Dinge. Was für die Erkenntniß gelte (behauptet er geradezu), müsse auch für die Gegenstände der Erkenntniß gültig seyn (S. 136), »indem wir eben nur nach den Gesetzen unseres Erkennens aufzufassen eingerichtet sind. Genau genommen, ist jeder Gegenstand, oder Alles, was wir so nennen, nur eine Erkenntniß von unserer Seite: denn er ist nur so weit für uns ein Gegenstand, als wir ihn erkennen.« — Ein Satz, aus welchem, wenn er in seinem ganzen Umfange wahr wäre, doch nur folgen würde, daß wir überhaupt nicht wissen können, was den Gegenständen unserer Erkenntniß an und für sich zu-

komme, oder was für sie gültig sey. Aber der Verfasser, nach seiner Gleichnißmethode, geräth in diese Verlegenheit nicht. Die sinnliche Erkenntniß (argumentirt er weiter) lehrt uns nur die Basis, das Aeußere; die metaphysische, der Geist, der Gedanke allein das Innere oder das Prinzip kennen, welches in den Dingen als Gesetz erscheint. Nun aber ist uns nur die Erscheinung, nur die sinnliche Erkenntniß gegeben. Wie also das Prinzip erforschen? Wir müssen (S. 141) den metaphysischen Begriff des Prinzips (wie er für die Erkenntniß gefunden ist) auf das erscheinende Leben anwenden. Ob aber diese Anwendung der Natur dieses letzteren gemäß sey, darnach wird nicht gefragt, obgleich doch wohl leicht möglich wäre, daß Erkenntniß und erscheinendes Leben (gesetzt auch, daß ihren Entwicklungen dieses oder jenes gemeinsam wäre) gerade dem genannten Punkte nach von einander verschieden sich entwickelten. — Aber es würde uns zu weit führen, wenn wir die Theorie des Verfassers noch länger auf diese Weise kritisch analysirend begleiten wollten; und es mag also an den bisher darüber gegebenen Erörterungen genug seyn. Auch ist eine solche kritische Analyse um so weniger nöthig, da der Verfasser, wie dieß bey allen Theorien dieser Art der Fall zu seyn pflegt, keineswegs durch seine Theorie zu unerhörten Resultaten, sondern vielmehr, dem größten Theile nach, nur zu solchen kommt, welche auch der Erfahrungswissenschaft, oder selbst dem gewöhnlichen menschlichen Bewußtseyn offen liegen. Daher wir uns begnügen, von demjenigen, was zur theoretischen Grundlage gehört, im Folgenden eine allgemeine Uebersicht zu geben, und das Geschäft der Kritik erst dann wieder aufnehmen werden, wenn wir, durch diese hindurch, zur Wissenschaft selbst gelangt sind. Man wird dabey, auch ohne besondere Erinnerung, leicht erkennen, was als für die Wissenschaft allgemein geltend, und was als bloße individuelle Ansicht des Verfassers zu betrachten ist.

Nachdem also der Verfasser (wie so eben erwähnt worden) die Anwendung zu rechtfertigen gesucht, welche er von dem metaphysischen Begriffe des Prinzips auf das erscheinende Leben macht, erinnert er daran, daß er als diesen Begriff schon früher den Begriff der Kraft aufgezeigt. Die Kraft ist die innere Bedingung der Thätigkeit. Nun ist das erscheinende Leben Thätigkeit, und zwar Thätigkeit durch Erregung, welche so eben als die äußere Bedingung des Lebens erkannt, und in ihrer Gesetzlichkeit betrachtet worden ist. Auf gleiche Weise muß das Leben nur nach seinem inneren Impuls, seinem Prinzipe nach, betrachtet werden. Dieß ist eben die Kraft; und ist die Kraft

also das Prinzip des Lebens, so ist sie auch, wenn vom lebendigen Menschen die Rede ist, das Prinzip der Seele: denn die Seele ist die innere Lebendigkeit. In dieser offenbart sich demnach die Kraft in ihrer Innerlichkeit: die Seele ist, ihrem Prinzipe nach, freye Kraft. Da sie aber nur vermittelst ihrer Basis, nicht aber zugleich auch vermittelst ihres Prinzipes, in die Wirklichkeit tritt; so kommt ihr die Freyheit, nicht der Wirklichkeit, sondern nur der Möglichkeit nach, zu. Das Prinzip also ist in ihr nur als gesetzgebende Kraft gegeben, und die wirkliche Freyheit erscheint als solche nur in dem Gesetze: in dem Gesetze, daß das Nichtfreye durch die Bedingung (oder Bestimmung) das Gepräge der Freyheit in sich aufnehme, d. h. sich als frey erscheine. Diese gesetzgebende Freyheit nun heißt Vernunft oder Gewissen; und durch sie ist das göttliche Wesen selbst uns gegenwärtig, so wie das Prinzip unserer Seele unser göttlicher Theil. Unser ganzes Seelenwesen also ist nichts an sich, als die bloße Möglichkeit, das Höchste aus sich zu entwickeln; das Prinzip oder Erregen desselben aber dieses Höchste selbst in vollständiger Fülle, die sich uns in dem Maße offenbart, als wir den Anforderungen des Prinzips Schritt vor Schritt Genüge leisten. Ueber dasjenige, was der Erscheinung dieses Gesetzes im Bewußtseyn zum Grunde liegt, erhalten wir Aufschluß durch den Glauben an die Offenbarung. Das Wesen nämlich der gesetzgebenden Freyheit in uns ist der Ab- und Ausdruck eines heiligen Willens: der heilige Wille der Gottheit spricht in derselben zu uns, uns zwar angeeignet, aber doch auch wieder uns fremd, indem wir Eins mit ihm werden sollen, aber nicht sind. Diesem seinem Wesen entspricht seine Form, welche geistiger Art, Gedanke, Geist ist: der heilige und höchste Geist, »der unbestechliche, der durch uns spricht, nicht als fremder, sondern als wir selbst, weil seine Stimme, in uns aufgenommen, die wir selbstständig und frey sind, zur unsrigen wird« (S. 153). Sein Gehalt endlich ist der Himmel, oder die Seligkeit in der Liebe. — Hiervon macht nun der Verfasser im Folgenden die Anwendung auf die Seelengesundheit. Die Natur (als die Lebensbasis der Seele) ist in Hinsicht der subjektiven (inneren) Lebendigkeit das Positiv-Bedingende, das Stoffgebende; sie übt das dienende Geschäft aus, die Seele zu erhalten. Dem Geiste aber, als dem Lebensprinzipe der Seele, dem Negativ-Bedingenden, dem Formgebenden, kommt das Geschäft der höchsten Erregung, nämlich der von innen, vom Quelle der Freyheit selbst ausgehenden, zu: folglich das Geschäft des Bestimmens und Herrschens. Seine gesetzgebende Macht regt die ihr untergebene Seele zum Gehorsam

auf, so jedoch, daß dieselbe dadurch nicht in ihrer Thätigkeit beschränkt, sondern nur nach dem Gesetze geregelt werden, und (dem Wesen des Seelenprinzips nach) reinfrey oder heilig seyn soll; womit ihr zugleich die Seligkeit nicht nur angeboten, sondern ganz eigentlich geboten ist. Sie soll ferner gerecht seyn (der maßgebenden Form des Prinzips nach), was eines und dasselbe ist mit der Heiligkeit; nur daß sich diese auf das eigene, die Gerechtigkeit als ausgleichend und versöhnend, auf das fremde Wesen bezieht; sie soll endlich (dem Gehalte des Seelenprinzips nach) der Liebe seyn. In diesen dreyen nun ist die innere Bedingung der Seelengesundheit vollständig gegeben. Aber »in der Totalität der Gebote erscheint die Totalität des Prinzips, und das Prinzip ist nur Eines und einig in seinen Elementen. Indem es also mit der ganzen Gewalt seiner Kraft auf die Seele wirkt, ward vorausgesetzt, daß diese auch für diese ganze Gewalt empfänglich sey; und sie ist es auch, nicht bloß, indem sie überhaupt frey ist, sondern indem sie in ihrem einzelnen freyen Vermögen der besondern Empfänglichkeit für die besondere Einwirkung des Seelenprinzips besetzt« (S. 168). In dieser Hinsicht soll sie nun der vierte Hauptabschnitt (S. 170 — 228) betrachten: »Die theoretische Darstellung beyder Elemente der Seelengesundheit in ihrer Verbindung, oder die vollständige ideale Konstruktion der Seelengesundheit. Bey dieser kommt es dem Verfasser vor allem darauf an, den Charakter des Gegensatzes zu bestimmen, welcher zwischen der Seele und dem Geiste im Menschen eintreten kann, und gewöhnlich eintritt. Alle Kraft (so beginnt er) ist sich selbst gleich. In dieser Gleichheit aber ist sie Eine, in dieser Einheit in sich selbst beschlossen, und folglich beschränkt; so, daß also die Kraft ursprünglich die Schranke an sich trägt. Aber die Kraft würde nicht seyn, wenn sie nicht wirksam wäre; und sie würde nicht wirksam seyn, wenn sie nicht gleichsam aus sich selbst hervorträte; ihr Hervortreten würde aber keine Gränze haben, wenn ihr keine solche in einer Gegenkraft entgegenträte. Zum Bestehen und Wirken der Kraft also sind ursprünglich zwey Kräfte nothwendig, die mit einander in beschränkendem, aber eben dadurch auch erhaltendem Gegensatze stehen. Eine bestimmt die andere, drückt der beherrschten den eigenen Charakter auf, assimilirt sie sich; aber bey dem Assimiliren erhält sich jene; und indem also »auf diese Weise eigentlich keine etwas verliert, sondern beyde durch diesen Tausch, welcher eine Art von Liebesbund ist, erhalten werden,« ist dieser Gegensatz in Wahrheit ein Befreunden, kein Befeinden. Gegensätze dieser Art nun nennt der Verfasser

reine Gegensätze; »der reine Gegensatz ist also gleichbedeutend mit dem Begriffe der Harmonie, als in welcher ebenfalls die Uebereinstimmung der entgegengesetzten gleich ist.« Natur und Geist nun (fährt der Verfasser fort) sind an und für sich reine Gegensätze, also in der vollständigsten Harmonie. Anders aber im Menschen, wo sich zwischen ihnen kein reiner Gegensatz findet, da die Seele des Menschen freye Natur, und also in Bezug auf die Freyheit dem Geiste gleich ist. Gleiches aber stößt sich ab; und so ist es denn nicht zu verwundern, daß die freye Seele dem freyen Geiste widerstrebt. Daher ist auch, so lange dieser Widerspruch bleibt, keine Seelengesundheit denkbar. Manche nun haben denselben so lösen wollen, daß sie, ganz im Sinnlichen lebend, die Freyheit völlig zurückweisen. Aber selbst wo das mit Glück geschieht, wird es doch nur auf eine kurze Zeit möglich seyn. - Nur das Seelenprinzip also, zum herrschenden erhoben, macht dem Menschenleben einen festen, ja ewigen Halt, und dem Wohlseyn, wornach es strebt, eine höchste Vollendung möglich, welche durch keine Schranken eingeengt, durch keine Zufälle gefährdet, durch keinen Widerspruch, Zwiespalt und Kampf gestört und vernichtet wird. Aber wie nun ist diese Lösung des Problems, wie das Hervorheben des Seelenprinzipes möglich? Es würde völlig unmöglich seyn, wenn beyde Wechselglieder natürlich, und also ihre Verhältnisse nach unabänderlichen Gesetzen festgestellt wären. Aber der Freyheit ist möglich, was der Natur unmöglich ist. Die freye Menschennatur besitzt das Vermögen, sich dem Geiste zuzuwenden; und Gott ladet uns dazu ein, durch das uns inwohnende Seelenprinzip, durch die Vernunft. Wie aber dieser Einladung Folge leisten? Dazu reizt und lockt uns die Welt viel zu sehr: der Mensch vermag sich gegen diese Anlockung nicht zu erhalten. Jene Versöhnung also durch das vollkommene Freywerden des Seelenprinzips wäre nicht möglich, wenn nicht Gott selbst Mensch, Lehrer, Freund und Helfer der Menschen geworden wäre. »Wer mich sieht,« sagt Christus, »der sieht den Vater« Hier also war mehr als Gesetz: hier war Leben in seiner Vollendung, hier war Geist und Natur vollkommen Eins, und das Problem praktisch gelöst (S. 196). Die Bedingung nun dieser Lösung für uns ist die »geistige Wiedergeburt zu einem neuen Menschen.« Die natürliche Freyheit nämlich ist ein krankhafter Auswuchs; daher ist es nothwendig, daß »unsere Freyheit als formlose Freyheit untergehe, als natürliche Freyheit ersterbe, um als geistige Freyheit zu erstehen, und gleichsam neu geboren zu werden. Die Freyheit der bloßen Möglichkeit nach soll in wirkliche Freyheit verwandelt werden.« Aber dieß führt keine gänz-

liche Ertödtung mit sich: nur den natürlichen Menschen in seiner gesetzlosen Freyheit sollen wir ertödten, in seinem Abfalle von Gott; damit aus uns ein neuer Mensch, ein geistig freyer, geboren werde. Woher jedoch dazu die Kraft? Christus selbst unterstützt uns dazu durch die Erweckung einer Kraft, welche ganz eigenthümlich von ihm ausgegangen ist; einer Kraft, deren Keim zwar schon ursprünglich in jedem Menschenherzen liegt, aber nur durch einen Lichtstrahl von oben geweckt und genährt werden konnte: der Kraft des Glaubens. Dieser Glaube, als praktischer Glaube, ist sehr verschieden von dem theoretischen Naturglauben. Zwar hängt auch er mit der Wahrheit auf das Innigste zusammen; aber nicht, wie dieser letztere, durch das Band der Nöthigung, »sondern, wie er von der Freyheit, der freyen Hingabe des Herzens, der Herzenszuversicht, ausgeht, so ist er auch auf die Freyheit, nämlich auf die Aufrichtigkeit der Gesinnung Anderer gerichtet. Im Glauben vertraut das Herz dem Herzen« (S. 207): gleich entgegengesetzt, in seiner Reinheit, und in seinem kräftigen Muthe, der Falschheit des Herzens, und der Furcht des verzagten Gemüthes. »Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht dessen, das man hofft, und nicht zweifelt an dem, was man sieht:« aller Herzenszweifel ist Unglaube; ein Herz ist in dem Maße erstorben und der Liebe verschlossen, als es nicht glaubt. »Der Mensch muß, wie der Planet, nach einem höchsten Zentrum gravitiren, welches ihn anzieht, erregend auf ihn einwirkt, und, wie seine gesetzliche Bewegung, so seine gedeihliche Entwicklung leitet. Die anziehende, magnetische Kraft nun, durch welche der Mensch in seiner Bahn von der Gottheit geleitet und getragen wird, durch welche die Gottheit erregend auf ihn einwirkt, ist der Glaube. Der Glaube ist demnach das vermittelnde Band zwischen dem Menschen und der Gottheit. Nur der Glaube läßt die Menschen Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten, nur der Glaube macht sie geschickt, Gott zu erkennen, weil sie nur durch den Glauben zur Reinigung des Herzens und zur Liebe Gottes gelangen können, als durch welche beyde Mittel Gott allein erkennbar ist.« — Eine lebendige Schilderung des neugebornen Menschen, und Christi, als des Ideals der Seelengesundheit, macht den Schluß dieses durchgehends mit warmer Begeisterung (zuweilen vielleicht ein wenig zu wortreich) geschriebenen Abschnittes.

Der fünfte Hauptabschnitt gibt eine »schematische Entwickelung der praktischen Seelengesundheitskunde« (S. 229—256), deren Kritik wir am zweckmäßigsten der Kritik der einzelnen Theile einflechten. »Wir werden streng

(so schließt der Verfasser seine theoretische Begründung) der hier vorgezeichneten Ordnung der Gegenstände folgen, und uns keine Abänderung, außer der des Vortrages, erlauben, indem jetzt unsere Lehre ins Leben tritt, und den Charakter der Realität, der empirischen Gegenständlichkeit, erhalten muß, da ihr bis jetzt nur der entgegengesetzte Charakter der ideellen Konstruktion zukommen konnte, welcher das Wesen der Theorie ausmacht.« — So wollen wir denn jetzt dem Verfasser in das Leben, in die empirische Gegenständlichkeit folgen.

Die praktische Seelengesundheitskunde zerfällt, dem oft in der Theorie genannten Schema gemäß, in drey Haupttheile: die Leibespflege, die Seelenpflege und die Geistespflege. Die Leibespflege nimmt die ganze zweyte Hälfte des ersten Bandes (S. 257—596) ein: denn »wie der geringste Umstand in der Vernachläßigung der Leibespflege das Seelenleben auf höchst nachtheilige Weise berühren und stören kann, so durfte auch der geringste Umstand, die Leibespflege betreffend, nicht übergangen und vernachläßigt werden;« und dem Verfasser war kein Schriftsteller über die sogenannte Diätetik bekannt, der diesem Gegenstande eine so allseitige Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Die Einleitung zu diesem Theile, nachdem sie noch einmal im Allgemeinen auf den Einfluß hingewiesen, welchen Nahrung, Sinnenreize, Schlaf etc. auf das Wohlbefinden des Leibes, und dadurch auf den Geist, ausüben, stellt zuerst die Frage auf, wie weit die Wissenschaft, welche darüber Belehrung geben solle, individualisiren müsse. Denn »die Individuen sind zu verschieden nach Lebensalter, Geschlecht, Stand und Beschäftigung, Gewohnheiten und Bedürfnissen, ja nach Beschaffenheit ihrer Organisation und Lebenskraft selbst; eine Menge zufälliger Umstände nicht mitgerechnet;« und was für Einen in dem Grade des Genusses, der Thätigkeit, der Verwahrungsmittel passend ist, ist für zehn Andere unpassend. Der Verfasser glaubt sich in Bezug auf die Beantwortung dieser Frage günstiger gestellt durch die besondere Bestimmung seines Buches, als die Verfasser anderer Diätetiken. Denn für solche Leser schreibend, welche Durchdachtes fassen, verstehen, und auf sich und Andere anwenden können, darf er das Individualisiren ihnen überlassen, indem er sich begnügt, ihnen die Mittel dazu an die Hand zu geben. Als solche nennt er dann zwey: den Instinkt und die Reflexion. — In Bezug auf den ersteren geht er wohl ein wenig zu weit, wenn er nach der Bemerkung, daß wir mit Unrecht bloß den Thieren Instinkt zuschreiben, indem auch der Mensch noch zum Theil, so weit die

Lebenserhaltung von physischen Thätigkeiten abhänge, von seinem Gängelbande geleitet werde, welches die Natur in ihren Mutterhänden halte, S. 262 hinzufügt: »Die von einer falschen Kultur nicht verschobenen Menschennaturen erfahren die Gewalt des Instinkts auf das lebendigste im gesunden und im kranken Zustande. Vorzüglich die Kinder. Nie ist der Instinkt auf etwas Allgemeines, stets auf etwas Bestimmtes gerichtet, wenn er nur recht gehört wird. So z. B. was Speisen und Getränke betrifft. Die Zunge ist hier eine Art von Orakel« rc. In Bezug auf diesen Instinkt ist gewiß die höchste Vorsicht nöthig. Schon bey den Thieren ist der Instinkt keineswegs immer ein Orakel, eine untrügliche Stimme (auch sie können ja vergiftet werden, wenn auch freylich nicht durch Alles), und überhaupt keine Vollkommenheit; sondern in Bezug auf das hier in Betracht kommende Verhältniß, nichts als eine beyläufige Folge der in ihrer Natur weniger, als in der menschlichen, ausgebildeten Individualisirung der verschiedenen Systeme ihres Organismus. Gegen die meisten Reize sind ihre Verdauungen mit ihrem Geschmackorgane gleichgestimmt; was also auf jene verderblich wirkt, muß auch schon auf diese, und auf die ihnen sehr nahe verwandten Geruchorgane, widerlich wirken; daraus allein geht die Orakelstimme hervor, welche sie das ihnen Schädliche schon für den Genuß verwerfen läßt. Dagegen bey den Menschen die Verdauung und die Geschmack-Organe, und mit diesen die Geruch-Organe schon individueller ausgebildet sind; Vieles also den beyden letzteren nicht zuwider ist, was auf die ersten verderblich einwirkt. Auch bey den Menschen aber ist diese Individualisirung beschränkt, und es wird sich, in Bezug auf manche Reize, eine Gleichstimmung beyder organischen Systeme nachweisen lassen; ja in Krankheiten wird jene Individualisirung in vielen Fällen, durch besondere Einflüsse, in dem Maße aufgehoben, daß nun auch hier Geschmack- und Geruchsinn prophetische Stimme für die im engeren Sinne assimilirenden Thätigkeiten werden. Nur darf man dieser Stimme ja nicht unbedingt trauen, ehe man sich nicht überzeugt hat, daß in einem besonderen Falle wirklich eine solche Gleichstimmung hervorgebracht sey. Nur zu oft mag dieser Prophet ein Lügenprophet seyn, und der Gehorsam gegen ihn, ohne daß der Arzt sich dessen bewußt wird, den verderblichsten Einfluß auf den Kranken ausüben! so wie man es auch nie vergessen darf, daß (wie schon erwähnt) diese sogenannte prophetische Stimme der Natur in keiner Vollkommenheit, sondern in einer Unvollkommenheit der Naturbildung beruht. Am vollständigsten findet

sie sich unstreitig in den niedrigsten Naturkörpern, denen überhaupt nur eine Kraft einwohnt, und wo also eine solche Prophetin der einen für die andere nicht einmal nöthig ist. Je höher wir dagegen in der Stufenleiter der Wesen hinaufsteigen, um desto größer wird die Zahl der zu einem Ganzen verbundenen Kräfte, um desto individueller die Ausbildung jeder derselben, um desto unsicherer also das Urtheil, daß, was auf die eine günstig oder ungünstig einwirke, die andere auf dieselbe Weise affiziren werde. Wie mannigfaltig ist in dieser Hinsicht schon der menschliche Leib ausgebildet; wo nicht allein die Organe des Geschmacksinnes von denen des Magens, sondern auch diese von denen der Gedärme, und wieder diese unter einander, und von den mit ihnen zu demselben Geschäfte der Verdauung und Aneignung hinarbeitenden Systemen, auf das Mannigfaltigste, in ihren Verhältnissen zu den verschiedenen Nahrungs- und Arzneystoffen, sich unterscheiden. Dazu kommen noch die ganz eigenthümlich ausgebildeten höheren Sinne. Wahrhaft unendlich aber wird diese individuelle Ausbildung in der menschlichen Seele, wo ja (was man nur zu sehr, zum Nachtheile der echtwissenschaftlichen Seelenlehre, verkannt hat), jede einzelne Thätigkeit, in dem auf das Innigste verbundenen großen Ganzen, doch auch wieder eine ganz individuell gebildete, besondere Kraft ausmacht, welche, mehr oder weniger unabhängig von allen übrigen, aufgeregt, und in ihrem Seyn gesteigert und geschwächt werden kann. Mit den gewöhnlich als individuelle Vermögen aufgeführten (Verstand, Einbildungskraft, Gedächtniß ꝛc.) reicht man auf keine Weise aus für eine wissenschaftlich befriedigende Theorie; sondern erst dann wird diese möglich werden, wenn man es allgemein anerkannt hat, und in Anwendung bringt, daß die menschliche Seele, so wie sie das Höchste und Herrlichste ist unter allen Naturwesen, so auch, dem überall in der großen Stufenleiter mit der bewunderungswerthesten Regelmäßigkeit ausgeprägten Gesetze nach, in und für jeden einzelnen Lebensakt individuell ausgebildet wird, und daß daher die Erklärungen nicht aus solchen abstrakten, schattenähnlichen Vermögen (wie Verstand, Einbildungskraft ꝛc.), sondern durchgängig aus den Vermögen der einzelnen Thätigkeiten und Thätigkeitsgruppen, in ihrer vollen Einzelheit und Individualität der Ausbildung, gegeben werden müssen. — Nach diesem Exkurse (den weiter ausgedehnt zu haben, als unmittelbar das Interesse der Kritik erforderte, seine Wichtigkeit entschuldigen mag), bemerken wir, daß der Verfasser das Wesen der Reflexion (als des zweyten Mittels für die eigene Individualisirung

der allgemeinen diätetischen Regeln) im Folgenden sehr richtig darstellt. Er unterscheidet von der bloß abstrahirenden Reflexion (welche die Erfahrung des Lebens, wie dasselbe psychischen und physischen Einflüssen ausgesetzt ist, bey jedem Individuum zu einer Masse sammelt, »die dem Gedächtnisse um so eher einverleibt bleibt, da diese Erfahrungen aus dem Gefühle stammen, und als Schmerz und Lust in dasselbe eingegangen sind,« und sich daraus, ganz individuell, Abstraktionsregeln für die Führung des physischen Lebens bildet) von der kombinirenden als dem ihr so übergebenen Material, ebenfalls ganz individuell, eine Sammlung zusammengesetzter, und mit einander zusammenhängender Vorschriften bildet; angemessen dem besonderen Grade der Verrichtung oder Abhärtung unseres Körpers, den früheren Einflüssen guter und schlechter Diät, und allem denjenigen, was sonst noch individuell bestimmend einwirken kann.

Betrachten wir nun die vorliegende Diätetik in ihrem Verhältnisse zum Ganzen der Seelengesundheitskunde, so kann Recensent nicht anders, als sie für mißlungen erklären. Nicht um ihrer Ausführlichkeit willen, wogegen der Verfasser oft sich vertheidigt. Aber eine Diätetik des Leiblichen, als integrirender Theil einer Seelengesundheitskunde, hat eine ganz andere Aufgabe, als wo dieselbe für sich selbst, und zum Behuf der Fürsorge für das Leibliche, an und für sich betrachtet, hingestellt wird. Nun sagt zwar der Verfasser auch (Vorrede, S. V.): »das erste Glied der praktischen Seelengesundheitskunde, die Leibespflege, unterscheidet sich nach Stoff und Form, wie man leicht sehen wird, bedeutend von einer gewöhnlichen Diätetik;« aber Rec. muß gestehen, daß, so viel Mühe er sich auch in dieser Hinsicht gegeben hat, ihm unmöglich gewesen ist, einen solchen Unterschied aufzufinden. Eine Diätetik des Leiblichen, als Bestandtheil der Seelengesundheitskunde nämlich, hat unstreitig nicht das Verhältniß der verschiedenen körperlichen Reize und Erregungen zum Körper, sondern das Verhältniß der gereizten und erregten körperlichen Thätigkeiten zur Seele, zu betrachten. Nun aber finden wir, ganz wie es in den gewöhnlichen Diätetiken geschieht, durchgehends nur das erstgenannte Verhältniß vom Verfasser behandelt; für die Aufklärung des zweyten höchstens hier oder dort (und auch dieß sehr sparsam, und unabsichtlich) eine einzelne Bemerkung eingestreuet. Ein einziger Abschnitt von zwey Seiten (S. 463, 464), überschrieben: »Einwirkung der Leibesbewegung auf das psychische Leben,« spricht etwas ausführ-

licher über dieses letztgenannte Verhältniß. »So wie ohne körperliche Bewegung (sagt der Verfasser) der Blutumlauf träge und langsam wird, die Säfte stocken und verderben, die Verdauungskraft geschwächt, die Eßlust vermindert wird, die Muskeln erschlaffen: so verliert auch ohne Leibesbewegung die Seele ihre natürliche Heiterkeit, und gleichsam ihre Spannkraft, und der Mensch erscheint auch psychisch nicht halb so kräftig, als er es seyn könnte. Die Leibesbewegung ermuntert die Seele, erzeugt freudige Gefühle, heitere Empfindungen, widersteht der Hypochondrie, bringt gute Laune hervor, und kräftigt die Seele gleichsam fühlbar. Sie zerstreut Kummer und Sorgen, lindert den Verdruß, mäßigt und mildert jede Leidenschaft. Sie macht uns zum Nachdenken, zur Beschäftigung mit dem, was man Kopfarbeit nennt, aufgelegt; sie ist oft die Mutter der vortrefflichsten Gedanken, und läßt nicht selten folgenreiche Ideen entstehen, die uns ohne sie vielleicht gar nicht beykommen würden.« Und eben so führt er diesen Einfluß im Folgenden in Bezug auf einzelne Leibesbewegungen aus, z. B. S. 464: »Beym Ringen, wo es nicht bloß Körperkraft gilt, sondern auch die Gewandtheit und Behendigkeit in augenblicklicher Benutzung der Vortheile aus den gegebenen Blößen des Gegners, wird die Aufmerksamkeit, die Besonnenheit auf einen hohen Grad gesteigert. Dasselbe ist der Fall beym Fechten, wo nun noch die Kunst des Berechnens, der schnellen Ueberlegung, der Erfindungskraft in eigenthümlichen Wendungen rc., kurz, die größte Schnelligkeit und Behendigkeit des Geistes, zugleich mit der des Körpers, gleichsam mit Gewalt herbeygezogen wird. Eine unfehlbare Folge dieser Uebungen ist der wachsende Muth, und die männliche Zuversicht auf Kraft und Klugheit rc.... Und auch die Geduld und die Ausdauer werden durch die kräftigeren, mehr Anstrengung erfordernden Leibesübungen gefördert» rc. — Hätte der Verfasser die ganze Diätetik aus diesem Standpunkte gefaßt; hätte er dabey mehr die negative Anforderung der Erhaltung der Seelengesundheit, als der Erwerbung dieser oder jener Seelenvollkommenheit (wie in dem Angeführten größtentheils geschieht) berücksichtigt; hätte er endlich (zu den mitgetheilten, übrigens trefflichen Beobachtungen hiezu) uns auch noch die Gesetze gegeben, nach welchen diese beobachteten Erfolge sich entwickeln, so würden wir ihm für eine Diätetik des Leiblichen dankbar seyn, welche sich wahrhaft als von allen gewöhnlichen Diätetiken verschieden, und als nothwendiger Bestandtheil der Seelengesundheitskunde geltend machen würde.

Rec. will die Hauptgesichtspunkte, welche eine solche Diä-

tetik ins Auge fassen müßte, hier kurz angeben. Die Erfahrung lehrt uns, daß leibliche Reize, oder Reize der thierischen Thätigkeiten im Menschen, auch auf die geistigen Thätigkeiten siegend einwirken. Ein Glas Wein erfreut nicht nur, wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegt, des Menschen Herz; es regt auch die Vorstellungen zu schnellerer Folge, zu größerer Lebendigkeit, zu leichteren Verknüpfungen an. Ein mäßiger Speisegenuß gibt uns die Aufgelegtheit zum Denken, und die Kraft dazu zurück, wenn wir uns, durch langes Fasten erschöpft, dazu untüchtig fühlten. Eben so wirken andere äußere Reize: die freye Luft, die mild belebende Wärme, die volleren Lichtreize bey einem Frühlingsspaziergange; eine mäßige körperliche Bewegung 2c.; daher Rousseau (wie auch der Verfasser anführt) in seinen Bekenntnissen sagt: »meine glücklichsten Gedanken kommen mir im Gehen; ich muß gehen, wenn ich denken soll.« Für alle diese, von den thierischen Thätigkeiten ausgehenden Steigerungen der geistigen Thätigkeiten nun hat die Diätetik, als Theil der Seelengesundheitskunde, vor Allem die Gesetze aufzustellen. Die Gesetze, den inneren Zusammenhang: denn mit einer oberflächlichen Auffassung der Erfahrungen ist hier nichts gethan, da ja, unter gewissen Modifikationen, der dem so eben geschilderten entgegengesetzte Erfolg eintreten wird. Gehen wir zu viel, zu heftig, während des Denkens, so wird das letztere dadurch nicht gefördert, sondern vielmehr gehemmt und gestört werden; eine reichliche Mahlzeit ist ein sehr schlechtes Vorbereitungsmittel zum Denken; und dieselbe Quantität Wein, welche uns unter gewissen Umständen eine ersprießliche Aufregung gibt, kann uns unter anderen Umständen bis zur Verwirrung der Gedanken erhitzen. Alle diese Verschiedenheiten beruhen auf Verschiedenheiten in den Verhältnissen, theils der leiblichen Thätigkeiten zu den Reizen und unter einander, theils der leiblichen zu den geistigen, entweder überhaupt, oder in gewissen individuellen Ausbildungen, oder in einzelnen Lebensaugenblicken. Welches sind nun diese? Das wird eine solche Diätetik aus einander zu setzen haben. Ueberdieß ist der Einfluß vieler leiblicher Reize in Bezug auf den gegenwärtigen Augenblick nicht immer demjenigen gleich, welchen sie in Bezug auf die Zukunft ausüben. Wie viele ausgezeichnete Männer, welche, rein aus geistigem Interesse, des Weins und anderer geistigen Getränke zum Aufregungsmittel sich bedient haben, und denen sie für den Augenblick allerdings eine ersprießliche Aufregung gewährten, sind zuletzt in völlige Verstandesschwäche und Energielosigkeit der Phantasie verfallen! während wir viele andere, die durch die thierische Lust sich von Zeit zu Zeit zum Uebermaße verleiten lassen,

nicht auf diese Weise geschwächt seyn werden. Nach welchen Gesetzen erfolgen also diese und ähnliche Entwicklungen? In welchem Maße, und bey welchen Stellungen der thierischen Thätigkeiten gegen die geistigen, darf man sich eine solche Aufregung erlauben? bey welchen ist dieselbe verderblich? Denn wie sehr die so eben erwähnte Stellung dabey in Betracht komme, lehrt schon die ganz gewöhnliche Erfahrung, daß ein Glas Wein, während ununterbrochen angespannten Nachdenkens getrunken, bis zu einem hohen Grade uns erhitzt, während es doch, bey einer anderen Stellung der thierischen Thätigkeit gegen die geistigen, eine kaum bemerkbare Aufregung uns gegeben haben würde. — Sind nun so die Gesetze aufgestellt, nach welchen diejenigen thierischen Aufregungen und Entwicklungen auf die geistigen Thätigkeiten nachtheilig einwirken können, welche für das thierische Leben an und für sich zweckmäßig sind, so müssen nun diejenigen in Betracht gezogen werden, welche auch dem thierischen Leben selbst nachtheilig sich erweisen. Wie wirkt die Ueberhitzung (durch zu heftige oder zu angespannte, oder zu lange fortgesetzte körperliche Bewegung, oder durch übermäßige äußere Hitze ꝛc.) auf die geistigen Thätigkeiten? wie der Mangel an Schlaf? oder die zu lange Entziehung der Bewegung? oder die in gewissem Maße sogar heilsame Enthaltung von Speisen und Getränken? Scheinen wir doch mit energischerer Kraft zu arbeiten, wenn wir, durch Nothwendigkeit gezwungen, das zur gewöhnlichen Stunde sich einstellende Bedürfniß des Schlafes überwunden haben; scheint doch selbst Enthaltung von körperlichen Bewegungen nicht selten die geistigen Entwicklungen auf eine Zeit lang zu fördern. Es ist leicht zu sagen, daß dieß nur eine Zeit lang anhalten, nachher aber desto größere Schwäche eintreten werde. Aber wir sehen die Gewöhnung in allen diesen Rücksichten so verschieden ausgebildet; und Manchen, selbst von schwachem Körper, beynahe Unglaubliches, ohne Nachtheil für seine leibliche Gesundheit, sich bieten. Warum sollten wir nun nicht auch diese Gewöhnung in uns erzeugen können, wenn wir nur nicht die mit den ersten Versuchen nothwendig verbundenen Beschwerden scheuen! So hat wohl Mancher gedacht, und darüber seine leibliche Gesundheit zerstört, während ein Anderer, aus Furcht davor, alle Bemühungen um die Erwerbung einer besseren Gewohnheit unterlassen hat, welcher dieselbe recht wohl hätte in sich, ohne allen Nachtheil, erzeugen können. Welches also sind die Gesetze für alle diese Verhältnisse zwischen geistigen und leiblichen Thätigkeiten? auf welche Weise wirken sie auf einander ein? und wie also haben wir in dieser Hinsicht zu handeln? was zu unternehmen? wovor uns zu hüten? — Gesetzt ferner, dasjenige,

wovor wir uns hüten sollen, träte nun, durch irgend welche nachtheilige Einflüsse herbeygeführt, dennoch ein: wir würden unpäßlich, oder gar krank. Wie haben wir nun gegen diese, eine längere Zeit hindurch und tiefer, krankhaft affizirten leiblichen Thätigkeiten die geistigen zu stellen, damit diese so wenig als möglich Nachtheil davon haben? Denn ein kranker Leib macht ja, mehr oder weniger, die Seele zugleich krank. Nun fehlt es nicht an Beyspielen von Männern, welche diese oder jene krankhaften Affektionen, bloß dadurch, daß sie die geistigen Thätigkeiten zehnfach anspannten, auf eine Zeit lang, ja dauernd, unterdrückt haben. Aber in vielen anderen Fällen waren solche Versuche von den verderblichsten Folgen für das leibliche Wohlseyn, und dadurch auch für den Geist, begleitet; ja in nicht wenigen Krankheiten schärft der Arzt nichts mehr ein, als daß man auch nicht die mindeste geistige Beschäftigung sich erlaube. Welches sind nun hiefür die Gesetze? welche Stellung der geistigen Thätigkeiten, und zwar nach ihren verschiedenen Gattungen, gegen die tiefer krankhaft affizirten leiblichen, wird, in den verschiedenen möglichen Fällen, die zweckmäßigste seyn? Denn was wir so eben zunächst in Bezug auf die Thätigkeiten des Denkens und der Phantasie gesagt haben, gilt eben so in Bezug auf andere geistige Thätigkeiten, vor Allem in Bezug auf Gemüthsbewegungen und Leidenschaften. Heftige Affekten (wie Schrecken, Furcht, übermäßige Freude rc.) haben Fieber und andere körperliche Krankheiten geheilt und hervorgebracht. Wie ist das eine, wie ist das andere zugegangen? bey welchen Verknüpfungen gewisser Umstände also wird ein heilsamer oder ein verderblicher Erfolg von dergleichen Einwirkungen sich erwarten lassen? — Es kann wohl als ein von allen edlen Menschen anerkannter Satz aufgestellt werden, daß, in dem Verhältnisse von Seele und Leib, jene die Herrscherin, dieser der Untergeordnete seyn; daß man also, so viel, als sich thun läßt, dahin arbeiten müsse, den möglichst größten Theil des Lebens für die Thätigkeit der Seele zu gewinnen. Hieraus nun entsteht eine neue Aufgabe für die Diätetik, als Theil der Seelengesundheitskunde. Denn gewisse leibliche Anregungen, wie Essen, Schlaf, mäßige Bewegung rc., sind unstreitig nothwendig für die Erhaltung des aus Leib und Seele bestehenden Menschen; diese aber können nun zu den Thätigkeitsäußerungen der Seele in ein doppeltes Verhältniß gesetzt werden, indem entweder jeder dieser beyden Klassen, so weit dieß möglich ist, ihre besondere Zeit zur Wirksamkeit gegeben wird (so daß wir uns z. B. aller, nur einiger Maßen starken oder lebendigen geistigen Anregung

enthalten, wenn wir verdauen oder spazieren gehen: und auf der andern Seite bey den geistigen Arbeiten eine — so weit es geschehen kann — gänzliche Unterdrückung aller thierischen Funktionen erstreben); oder daß man beyde fortwährend, in verschiedenen Verhältnissen natürlich, neben einander wirksam seyn läßt. Welche von diesen Verfahrungsarten nun ist die zweckmäßigere? Die Antwort darauf wird sich natürlich nicht allgemein geben lassen, wird verschieden seyn müssen nach der verschiedenen Gattung von geistigen Thätigkeiten, zu welchen Beruf oder Neigung uns veranlassen; nach der Energie, mit welcher dieselben in uns wirken; nach den verschiedenen Bedürfnissen der thierischen Thätigkeiten, wie sie durch angeborne Konstitution, durch Gewohnheit ꝛc. mannigfach bedingt werden. Aber welches sind nun eben die Gesetze, nach welchen diese Frage so, oder anders entschieden werden muß? — Endlich werden wir uns der leiblichen Thätigkeiten, normal oder abnorm angeregt, zuweilen zur Unterdrückung geistiger Thätigkeiten bedienen können, von welchen unserer Seele dauernd Gefahr droht. Nach dem Schema etwa, wie der Erzieher den Troß des auf keine andere Weise zu bessernden Kindes durch den Schmerz einer starken körperlichen Züchtigung vertreibt. Ein Uebel freylich, die letztere; aber ein geringeres, in Vergleich mit demjenigen, für welches es heilend wirken soll. So geschieht es ja auch wohl zuweilen in der Seele des ausgebildeten, und im Ganzen vernünftigen Menschen, daß eine peinigende Vorstellung, ein tief verwundendes Gefühl, eine heftige Leidenschaft sich seines Bewußtseyns bemächtigen, die er durch keine geistige Macht vertreiben kann, denen vielmehr am besten etwa durch eine starke körperliche Ermüdung, oder eine ähnliche Anregung der thierischen Thätigkeiten, begegnet wird. Auch hierüber also wird der mit dem Leiblichen beschäftigte Theil der Seelengesundheitskunde Vorschriften aufzustellen haben. — Alle diese und ähnliche Aufgaben nun hätte der Verfasser, durch eine genaue Beobachtung der anthropologischen Grundgesetze, und ihre geschickte Kombination, der Eigenthümlichkeit eines jeden Problems gemäß, beantworten sollen; das gehörte in eine Diätetik, wie sie ihm, seinem Hauptzwecke gemäß, aufzustellen zukam; nicht die Angabe, welche Fleischgattungen oder vegetabilische Stoffe leichter oder schwerer verdaulich sind, und wie nach den Jahreszeiten Nahrung und Getränke wechseln müssen. Dieß sind eben alles nur Verhältnisse äußerer Reize zu den leiblichen Thätigkeiten, bey welchen die Seele an und für sich gar nicht in Betracht kommt; sie ist dabey nur interessirt in Bezug auf die, von den angemessen oder unangemessen gereizten leiblichen Thätigkeiten, auf ihre Thätigkeiten ausgehenden Einflüsse;

von diesen aber sagt uns die hier gegebene Diätetik nichts. Wollte der Verfasser (obgleich die im Vorigen genannten Aufgaben schon ein sehr reiches Feld der Untersuchung darbieten) doch mehr ins Besondere der einzelnen Speisen und Getränke, klimatischen Einflüsse rc. eingehn, so mußte er auch diese in ihren Wirkungen auf die Seele betrachten. Die größte Verschiedenheit nämlich, welche wir unter den Volkscharakteren bemerken, hat einem großen Theile nach unstreitig in angebornen, eigenthümlich psychischen Anlagen, so wie in der Lebensweise, in den Verfassungen, in den Schicksalen der Völker ihren Grund. Aber ein nicht geringer Theil davon fällt doch auch gewiß auf die Einflüsse der körperlichen Umgebungen: des Grades der Wärme oder Kälte, Trockenheit oder Feuchtigkeit der Luft, des Bodens, der Nahrung und des Wassers rc. Ueber die besondere Wirksamkeit aller dieser verschiedenen Gattungen von Reizen, durch den Körper hindurch, auf die Seele, haben wir bis jetzt nur noch sehr unvollständige und schwankende Beobachtungen; deren Ergänzung und Verarbeitung zu einer festen Wissenschaft auch für die Diätetik, in sofern sie ein Theil der Seelengesundheitskunde seyn soll, von höchster Wichtigkeit werden könnte!

Abgesehen von der Stellung gegen den Hauptzweck des Verfassers scheint Recn., so weit er der Beurtheilung davon fähig ist, die vorliegende Diätetik recht wohl gelungen. Bey der Benützung guter früherer Werke, vorzüglich von Sinclair, Röver und Feiler, hat der Verfasser aus jedem derselben dasjenige vorzüglich, was er darin mit der größten Sorgfalt bearbeitet fand, entlehnt, und so eine Regelsammlung mit solcher Vollständigkeit aufgestellt, daß man wohl nicht leicht etwas vergebens suchen wird. Auch die Anordnung ist größtentheils zweckmäßig. Nur verursacht die Hauptabtheilung des Ganzen in Genußlehre oder Diätetik, Thätigkeitslehre oder Ergastik, Maßlehre oder Metrik, Verwahrungslehre oder Prophylaktik (welche auch auf die beyden anderen Theile, eben so wenig zweckmäßig, wie wir später zeigen werden, ihre Anwendung findet) eine nicht geringe Unbequemlichkeit, die der Verfasser leicht hätte vermeiden können. Da nämlich kein Genuß und keine Leibesbewegung in jedem Maße für den Körper heilsam ist, so war eine Aufzählung derselben (wie sie die Bestimmung der beyden ersten Theile mit sich bringt), wenn dieselbe mehr, als ein durchaus unfruchtbares Register werden sollte, nicht möglich, ohne daß bey den meisten Genußmitteln und Bewegungen zugleich schon angegeben wurde, in welchem Maße sie zur Ernährung und Anregung dienlich sind. Dieß ist auch vom

Verfasser beynahe überall geschehen, und also in der Diätetik und Ergastik schon die Metrik zugleich mit vorgetragen. Zwar führt nun diese die gegebenen Vorschriften größtentheils weiter ins Besondere hin aus; aber man sieht leicht, daß hierbey vielfache Wiederholungen derselben Sache nicht ausbleiben konnten. — Uebrigens zerfällt die Diätetik in fünf Hauptabschnitte (von der Luft; von den Speisen; von den Getränken; von den Sinnen; und von dem Schlafe); die Ergastik in vier (von den verschiedenen Arten der Leibesbewegung für das jugendliche und reife Alter; von der Leibesbewegung für Starke: für Schwache; und allgemeine Regeln für die Leibesübungen). In den Hauptabschnitten der Metrik wiederholen sich die Themata beyder, und es kommt zuletzt noch ein Kapitel: »Vom rechten Verhältnisse zwischen Genuß und Thätigkeit überhaupt,« hinzu. Die Prophylaktik endlich zerfällt in zwölf Kapitel, indem sie, nach allgemeinen Bemerkungen über die Verwahrungsmittel gegen schädliche Einflüsse, vom Schutze gegen die Kälte, die Hitze, die Feuchtigkeit, gegen besondere Schädlichkeiten in der Atmosphäre und den Umgebungen überhaupt, gegen Schädlichkeiten in den Speisen, in den Getränken, von der Vorsorge bey Leibesbewegungen, der Sorge für die natürlichen Ausleerungen, für die Hautpflege, von der Verwahrung gegen Krankheiten, und endlich von der Verwahrung gegen schädliche psychische Einflüsse handelt.

Indem wir nun zu dem eigentlichen Haupttheile der Seelengesundheitskunde, zu der Seelenpflege, übergehen (welche die größere Hälfte des zweyten Bandes (S. 1 — 242) einnimmt), müssen wir zuerst einen schärfer prüfenden Blick auf die auch hier gebrauchte viergliedrige Eintheilung werfen, welche wir so eben bey der Darstellung der Leibespflege namhaft gemacht haben. Der Verfasser sagt hierüber, bey ihrer ersten Einführung (Thl. I. S. 235 ff.): »Der Charakter des erscheinenden Lebens überhaupt ist Thätigkeit durch Erregung. Die Erregung ist bedingt einerseits durch die Erregbarkeit der lebendigen Kraft, d. h. durch Empfänglichkeit und Reaktionsvermögen, anderer Seits durch erregende (homogene, nicht heterogene) Reize. Das allgemeine Lebensgesetz, oder das allgemeine Gesetz der Erregung, ist die Wechselbestimmung der Faktoren der Erregung, oder der Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit der lebendigen Kraft. Die innere Wechselbestimmung ist das Maß, welches der Kraft als Lebensprinzip eingeboren ist.« Und dann in der Anwendung dieser aus der Theorie entlehnten Sätze: die Diätetik habe demgemäß die positiven Vorschriften aufzustellen »für die Aufnahme der anregenden Lebensreize (Intussusception, Genuß), welche

das Materiale zur Erhaltung des Lebens darreichen;« die Ergastik der positiven Vorschriften für »das Reaktionsvermögen der lebendigen Kraft, in dem Zustande der Erregung gedacht, den Verbrauch des Aufgenommenen unter dem allgemeinen Charakter der Selbstthätigkeit oder des Thuns überhaupt; die Metrik die Vorschriften für »das der Lebenskraft inwohnende Maß, welches die Gränzen der angegebenen doppelten Erregung bestimmt, und dadurch die Erregung oder das Leben überhaupt erhält;« so wie endlich viertens die Prophylaktik die Vorschriften der Verwahrung gegen diejenigen Reize enthalte, welche keine Erregungs- oder Lebensreize, sondern dem Leben entgegen sind. — Hierüber ist nun zuerst zu bemerken, daß auch für die Seelenpflege gilt, was wir bey der Leibespflege gezeigt haben, daß nämlich die Trennung der Metrik von den beyden ersten Theilen durchaus unzweckmäßig ist. Alle Reize und Thätigkeitsäußerungen wirken ja nur, in gewissem Maße angewandt, ernährend und stärkend; wo sie über dasselbe hinausgehen, oder unter demselben bleiben, können sie nur einen verderblichen Einfluß ausüben; und will man also jene Theile wirklich streng von einander halten, so werden Diätetik und Ergastik nur ein unfruchtbares, und dem größten Theile nach allbekanntes Register der verschiedenen möglichen Reize und Thätigkeitsäußerungen geben: ein Register, welches überdieß ganz fehlen könnte, da es doch in der Metrik (wo es ja die Maßbestimmung für jeden einzelnen Reiz und jede einzelne Thätigkeitsäußerung gilt) beyläufig noch einmal gegeben werden muß. Auch mit der Prophylaktik wird die Metrik dem größten Theile nach zusammenfallen, wenn man nicht sehr scharf die Einflüsse, welche, an sich heilsam, nur durch das falsche Maß schädlich werden, von den absolut und in jedem Maße schädlichen sondert. Eine solche scharfe Sonderung aber würde die Prophylaktik des bey weitem größten Theiles ihres Inhaltes berauben; wenn überhaupt noch irgend ein Inhalt für sie übrig bliebe, da ja selbst die schädlichsten Einflüsse (z. B. das böse Beyspiel, indem es, im Gegensatze mit sich, die guten Vorsätze hervorruft und stärkt) unter gewissen Umständen und innerhalb eines gewissen Maßes heilsam wirken können. Es wäre also wohl zweckmäßiger gewesen, der Metrik (der man zugleich die beyden ersten Theile einverleibt hätte) eine andere Stellung zur Prophylaktik zu geben; und die letztere dabey zugleich so zu erweitern, daß sie auch eine Heilkunde für die geringeren Abweichungen von der Seelengesundheit umfaßte; deren Betrachtung die Seelengesundheitskunde sich doch unstreitig nicht entziehen kann, wenn schon die bedeutenden Abweichungen, oder die eigentlichen Seelenkrankheiten, nicht zu ihrem Gebiete gehö-

ren. Was endlich die Unterscheidung von Diätetik und Ergastik betrifft, so ist diese allerdings in dem Wesen der menschlichen Seele mehr begründet. Denn wenn auch kein Aufnehmen der ernährenden und ausbildenden Reize durch die Vermögen der Seele ein rein passives, sondern vielmehr jedes nur durch ein Thätigseyn der Seele möglich ist, welches auch vor der Reizung schon in gewissem Maße, als dieser entgegenstrebend, gegeben war: so werden wir doch diese theilweis von außen angeregten Thätigkeitsäußerungen von denen unterscheiden können, welche rein, oder doch dem größten Theile nach, von innen, und unabhängig von unmittelbarer äußerer Reizung sich entwickeln; von welcher Art z. B. die Thätigkeiten der lebendig-schaffenden Einbildungskraft, des Nachdenkens, des Wollens ꝛc. sind. Denn wenn auch die Kunstlehre (von welcher Art doch die Seelengesundheitskunde ist, indem sie Vorschriften aufstellt für die absichtliche Bewahrung und Förderung der Seelengesundheit) für den ernährenden Genuß eben so wohl ein auf ihn, als Zweck, gerichtetes Handeln, als für die Thätigkeitsäußerung, vorschreiben muß: so wird doch nur dieses letztere ein unmittelbares Handeln (auf die Hervorrufung gewisser Thätigkeiten, unmittelbar durch unser Wollen, gerichtetes) seyn können; dagegen jenes nur mittelbar, in der Herbeyschaffung der nöthigen Reize, sich wirksam erweisen kann; und also auch für die Kunstlehre wird dieser Unterschied scharf sich festhalten lassen. Aber man sieht auch leicht, daß Diätetik und Ergastik ganz verschiedene Gruppen von Seelenthätigkeiten zu behandeln haben werden; und daß eine scharfe psychologische Zergliederung erfordert wird, um die verschiedenen in der Erfahrung uns gegebenen Seelenentwicklungen für diese beyden Abtheilungen streng von einander zu scheiden. Von dieser Scheidung nun (und das ist ein sehr bedeutender Mangel der vom Verfasser aufgestellten Wissenschaft) findet sich in ihr keine Spur; ganz dieselben Gruppen von Seelenthätigkeiten, welche in der Diätetik aufgeführt werden, behandelt er auch in der Ergastik. Und doch hätte ihn schon die Analogie der Leibespflege auf die Nothwendigkeit dieser Scheidung führen sollen; wo doch wohl die körperlichen Bewegungen nicht dieselben Thätigkeitsäußerungen sind mit denjenigen, durch welche die Reize der Nahrung angeeignet werden. Der Unterschied auf der psychischen Seite ist aber nicht geringer, als der auf der physischen; und was konnte also aus seiner Vernachlässigung anders hervorgehen, als unaufhörliche Wiederholungen, und überhaupt eine Verwirrung, welche nirgend den eigentlichen wissenschaftlichen Grund in seiner vollen Klarheit hervortreten läßt. Dieß wollen wir mit einigen Beyspielen belegen, und zu-

glei.., an denselben, durch ihre wissenschaftliche Zergliederung (so weit es die dieser Beurtheilung gesteckten Gränzen verstatten) die richtige Verfahrungsart anschaulich zu machen suchen.

Die Diätetik zerfällt zunächst in Diätetik des Gemüths, Diätetik des Vorstellungsvermögens oder Geistes, und Diätetik des Willens. Sehr richtig beginnt der Verfasser die erste (Th. II. S. 11) mit der Bemerkung, daß, obgleich es Gefühle seyen, durch welche das Gemüth affizirt, genährt und erregt werden müsse, dieß doch nur durch Vorstellungen möglich sey; denn »es gebe kein Gefühl, welches nicht durch die Pforte der Vorstellungen in das Gemüth einziehe.« Noch schärfer und wahrer hätte er dieß ausdrücken können: jedes Gefühl, welches sich über die ganz unbestimmte Empfindung erhebe, sey zugleich, und außerdem, daß es Gefühl sey, auch Vorstellung: denn eine aufmerksame Beobachtung unserer Seele zeigt uns bey einem solchen Verhältnisse (z. B. beym Fühlen des Eindrucks von einer schönen Gegend, von einem Kunstwerke) nicht zwey von einander verschiedene Seelenthätigkeiten, von welchen die eine Vorstellung, und die andere Gefühl ist, sondern nur eine; welche zugleich (in verschiedenen Beziehungen freylich) beydes ist. — Die eigenthümliche Nahrung nun für das Gemüth oder Herz, fährt der Verfasser fort, ist Freude; nicht die Leidenschaften, welche immer verderblich sind; »denn ihre Lebendigkeit trägt zugleich das Prinzip der Zerstörung in sich, eben weil die Leidenschaften außer dem Maße sind, welchem allein die Kraft und das Gesetz der Erhaltung anvertraut werden kann.« Zwar ist das Gefühl die Basis der Leidenschaft, aber nicht umgekehrt; sondern ohne Leidenschaften kann das Gemüth recht wohl bestehn, obschon nicht ohne Gefühle, ohne Freude. Der Verfasser bemerkt dann ferner richtig, daß wir durch alle Sinne Nahrung für das Gemüth einsaugen: denn »nirgends, auch in den niedrigsten, beschränktesten Gefühlen, ist der Mensch bloß Körper; überall ist er Seele, und wo er Seele ist, ist er Gemüth« (S. 16). Dieß gibt ihm dann Veranlassung, im Folgenden, als das erste Ernährungsmittel für das Gemüth, den Genuß der Natur aufzuführen. »Wenn wir uns (ruft er begeistert aus) in einem leidenschaftlich-angespannten Zustande aus dem Gewühle der Menge, oder aus dem Kerker unseres Zimmers, in die Einsamkeit heiterer Fluren begeben, wo das Auge in einem weiten Umkreise bald reifende Saaten erblickt, aus denen die Lerche jubelnd zum Himmel steigt, oder grüne Wiesen und Anger mit weidenden Herden ꝛc. ... da stimmt der sanfte Finger der Natur das Saitenspiel unseres Herzens zu weicheren, reineren Akkorden;

da löset sich die Fessel unseres Gemüthes, und die Thräne stiller Rührung verkündigt den Sieg der freyen Natur über die fesselnde Gewalt der Leidenschaft.« Und so fährt er fort, im Folgenden, in lebenswarmen Schilderungen: wie nicht nur in ihrem ruhigen und stillen Wirken und Schaffen, sondern auch in ihren großen, gewaltigen Bewegungen die Natur wohlthätig auf das, durch heftige Leidenschaft angespannte Gemüth wirken kann; wie ferner das abgespannte, belastete, kummervolle Gemüth in dem lebendigen Regen der Natur neue Lebenserregung, und den freyen Gebrauch seiner Kräfte wieder gewinnt, ja wie diese selbst in ihrer Wintertrauer, indem wir uns gleichsam theilnehmend und mitfühlend von ihr berührt finden, Trost und Linderung unserer Bekümmerniß uns gewährt. Alle diese Einflüsse nun gehörten, streng genommen, in die Prophylaktik, oder vielmehr in die Heilkunde der Seelengesundheitslehre; aber auch an der Beschreibung solcher läßt es der Verfasser nicht fehlen, welche das gesunde Gemüth nähren und erregen, und dadurch in seiner Gesundheit erhalten. Unstreitig also hat die Betrachtung der Einflüsse der Natur auf uns in der Diätetik ihre richtige Stelle erhalten. Aber wie wird nun der Verfasser auch der Ergastik wieder diese Betrachtung einverleiben, da wir doch die Einflüsse der Natur auf uns unstreitig mit überwiegender Passivität müssen auf uns einwirken lassen? — Thätigkeit (sagt der Verfasser in der Einleitung zur Ergastik, Thl. II. S. 192) ist überall der Charakter des gesunden Lebens, Leiden das Zeichen krankhafter Zustände; aber eine andere ist die aufnehmende oder empfangende Thätigkeit, eine andere die den Stoff beherrschende, verarbeitende, bildende. In der Diätetik ist jene dargestellt worden, die Ergastik hat diese zu betrachten. Nun besitzt, um auch hier zuerst das Leben des Herzens zu erläutern, dasselbe nicht bloß eine begehrende, sondern auch eine gebende Liebe, und diese ist es eigentlich, in welcher das Herz erstarkt: denn die begehrende Liebe zehrt es auf; und so nothwendig ihm auch der Genuß, das Aufnehmen ist, um geben zu können, so wird es doch in bloßem Genusse nie gesättigt, und nur im Geben findet es seine Bestimmung: die Seligkeit. Dieses Geben also ist seine Thätigkeit: »das Hinausgehen des Herzens aus sich selbst; das Sichgeben, das Hinausstoßen seiner Kraft und seines Lebenspulses, um mit diesem Leben auch andere Leben zu nähren und zu beglücken, und dadurch an eigenem Glücke zu gewinnen.« Keineswegs ein sklavisches Hingegebenseyn an den geliebten Gegenstand: denn das würde der wahren Liebe unwürdig seyn; »sie wirkt vielmehr der Sonne gleich, welche, bey der reichsten Ausspendung ihrer Strahlenfülle, den-

noch sie selber bleibt, und durch ihr Geben nicht ärmer wird, sondern gerade durch diese fortgesetzte Thätigkeit ihre Kraft immerfort erneut und erfrischt.« Ihr Gegenstand ist das Schöne, als das wahre Leben: das göttliche Wesen, und seine Erscheinung oder Offenbarung, folglich der Geist und die Natur; daher sind denn die Gegenstände des reinen Genusses auch die der reinen oder echten Thätigkeit des Gemüthes. Und indem nun der Verfasser zunächst die Liebe zur Natur betrachtet, die »wir zu lieben genöthigt sind, wie wir das Leben zu lieben genöthigt sind;« führt er als die einfachste und herzlichste Pflege derselben vor Allem die Blumenpflege auf. »Das Mädchen, das ihre einzelnen Blumenstöckchen vor dem Fenster mit zärtlicher Sorgfalt wartet, wie der Blumist, der seinem Hyazinthen-, Aurikeln- oder Tulpen-Flore auf prangenden Beeten die Stunden seiner Erholung widmet, sie pflegen beyde die Gegenstände ihrer Liebe mit gleichem Genusse.« Ausgedehnter und umfassender ist diese Liebe in der Gartenpflege, in der Bienenzucht. »Wie wacht der Bienenvater — der nicht ohne Bedeutung diesen Namen hat — über seine alte Zucht und deren junge Schwärme. Es ist nicht bloß der Gewinn des Honigs, der ihn zu seiner emsigen Sorge treibt: süßer als der Honig selbst ist ihm das Hineinleben in den Haushalt der Natur, die vertraute Bekanntschaft mit der Oekonomie dieser kleinen und musterhaften lebendigen Wesen: denn das Symbol des Fleißes verdient von dem fleißigen Menschen eine eigenthümliche Anerkennung und Liebe.« Eben so der Pfleger der Vogelhecken, die Versorgerin des Hühnervolks; der Aelpler, der seine Lieblingskühe hat, die sich an ihn anschmiegen und anschmeicheln; der Jäger, der mit seinem Hunde, der Reiter, der mit seinem Rosse in vertraulicher Bekanntschaft lebt. — Trefflich entwickelt unstreitig dieser ganze Abschnitt, sowohl was den Inhalt als was den Ausdruck betrifft. Auch kann nicht in Zweifel gezogen werden, daß die Thätigkeit des Gemüthes in diesem Umgange mit der Natur eine ganz andere ist, als die früher geschilderte, und zwar eine mehr von innen erregte. Nicht darauf kommt es hierbey an, daß der Genuß der Natur, wie er uns z. B. durch die Blumenzucht wird, ein zum Theil von uns selbst bewirkter, aus unserer Thätigkeit hervorgegangener ist: denn diese Thätigkeit ist ja eine äußerliche, ist keine Thätigkeit des Gemüthes, um welche es sich hier handelt. Aber allerdings zeigt sich eine solche eigenthümliche Thätigkeit des Gemüths in der Wirksamkeit der Einbildungskraft, vermöge deren wir uns lebendig in das Leben der Blumen, der Thiere rc. hineinversetzen, dasselbe nach der Analogie mit dem menschlichen Leben in uns nach-

bildend; und so ist also vollkommen richtig der Betrachtung dieser Thätigkeitsäußerungen ihr Platz in der Ergastik des Gemüths angewiesen worden. Denn die Einbildungskraft, welche hier sich wirksam zeigt, ist ja nicht eine Einbildungskraft bloßer Vorstellungen, sondern solcher Vorstellungen, welche (nach dem vorher Erinnerten) zugleich Gemüthsempfindungen sind (der liebenden Blumen, Thiere ꝛc., welche eben dadurch unsere Gegenliebe in Anspruch nehmen: denn unsere ursprüngliche Liebe wird schon durch den ersten Genuß erzeugt), und also recht eigentlich eine Einbildungskraft des Gemüthes. — Aber wie nun, wenn der Verfasser in der Diätetik, nachdem er die äußeren Erregungsmittel für das Gemüth dargestellt hat (die Natur, die Kunst und das freye Menschenleben), außerdem noch »innere Ernährungs- und Erregungsmittel« aufführt (S. 35), als welche er ganz allgemein innere Anschauungen, Begriffe und Ideen nennt,« in wiefern nämlich alle diese inneren Anregungen und Reize bestimmte Gefühle hervorbringen.« »Ueberhaupt (sagt er S. 36) gibt es kein sich in unserem Inneren erhebendes Gefühl, das nicht durch eines der genannten Medien vermittelt wäre. Sey es die Erinnerung, sey es die Sehnsucht, sey es die Hoffnung und Erwartung, die unser Gemüth belebt und erregt: immer sind es Bilder der Einbildungskraft oder der Phantasie, oder es sind Begriffe oder Ideen, an welche sich jene Gefühle anschließen, und in denen sie gleichsam ihren Grund und Boden haben« ꝛc. Mit diesen, das Gemüth eigenthümlich anregenden, inneren Anschauungen und Ideen fällt unstreitig jene Thätigkeit des Gemüthes in Bezug auf die Natur zusammen; und wenn der Verfasser, in der Erläuterung jener durch Beyspiele, nur solche anführt, welche sich auf das menschliche Leben beziehen, so ist dieß nur zufällig; die auf die Natur sich beziehenden Phantasien entstehen ganz nach denselben Gesetzen, und er hätte daher eben so wohl auch sie zu Beyspielen wählen können. Dieses ganze Kapitel also von den »inneren Ernährungsmitteln des Gemüthes« gehörte, wie schon der Name selbst anzeigt, in die Ergastik, da alle Anschauungen und Ideen dieser Art aus der inneren Thatkraft des Gemüthes hervorgehen, oder Ergebnisse, nicht des Aufnehmens, sondern der selbstthätigen Verarbeitung des aufgenommenen Stoffes sind.

Ganz auf gleiche Weise verhält es sich in Bezug auf die vorstellenden Thätigkeiten. Der vorstellenden Einbildungskraft hätte, außer in wiefern dieselbe bey der Erzeugung der Wahrnehmungen des Schönen mitwirkt, oder, bey dem Genusse von Dichtwerken überwiegend passiv sich erweiset, in der

Diätetik gar nicht erwähnt werden sollen: denn wo die Einbildungsthätigkeiten unabhängig von solchen äußeren Anregungen im Bewußtseyn der Seele erscheinen, gehören dieselben unstreitig der inneren Thatkraft des Geistes an, selbst wo sie nur das früher in uns Erzeugte reproduziren. Auch der Verfasser hat ja richtig den Verbrauch des Aufgenommenen, oder seine Verarbeitung, ganz allgemein der inneren Thätigkeit des Gemüthes zugesprochen. Aber von einer solchen Scheidung findet sich nun, bey der Vergleichung der beyden Abschnitte, welche in der Diätetik (Ernährungs- und Erregungsmittel des bildenden und erweckenden Vermögens S. 71. ff.) und in der Ergastik (Uebungen der Einbildungskraft S. 114. ff.) von den Einbildungsthätigkeiten handeln, auch nicht eine Spur; man könnte ganze Seiten aus dem einen Abschnitte in den anderen versetzen, ohne daß dadurch, wie der Verfasser die Bearbeitung einmal angelegt hat, die geringste Unangemessenheit entstände. Im Gegentheil ist (wunderbar genug!) in dem Kapitel der Diätetik weit mehr von dem dichterischen Vermögen, und also von der eigentlich produktiven Einbildungskraft, in dem Kapitel der Ergastik, mehr von der passiv nachbildenden, und also von der einfachen Ernährung der Einbildungskraft die Rede (indem z. B. von der Uebung gesprochen wird, welche das Lesen des Shakspeare, des Walter Scott, des Fouqué und Musäus, welche das Theater und der religiöse Kultus unserer Einbildungskraft gewähren S. 119, 20). Ja, was noch mehr: in der Diätetik wird unter den Ernährungsmitteln der Einbildungskraft, am Schlusse sogar der Willen aufgeführt, der uns unaufhörlich zum Schaffen und Bilden antreibe; und der Verfasser schließt die Beschreibung davon (S. 82) mit den Worten: »Und so stärkt und erweckt sich denn zum Geschäft des Bildens die innere Kraft des Menschen selbst, abgesehen von dem nährenden und erregenden Einflusse der Natur, der Kunst und des freyen Menschenlebens« etc. — Gehört auch diese Thätigkeit der Einbildungskraft nicht der inneren Thatkraft an, oder in das Gebiet der Ergastik: so wissen wir in der That nicht, wie wir beyde Gebiete auch nur ganz oberflächlich von einander unterscheiden sollen! Oder gibt es eine noch mehr innerliche Thätigkeit, als die des Willens?!

Es würde uns zu weit führen, wenn wir dieselbe Vermischung und Verwirrung auch in des Verfassers Darstellung der erkennenden Thätigkeiten etc. nachweisen wollten. Man glaube aber ja nicht, daß der hier entwickelte Tadel es bloß mit der äußeren Anordnung zu thun habe (wo denn, seiner Entwickelung einen solchen Umfang gegeben zu haben, nicht mit Unrecht, als Klei-

nigkeitkrämerey, selbst wieder getadelt werden würde); sondern er hat es mit etwas weit tiefer Liegendem, weit Wichtigerem zu thun, damit nämlich, daß (wie schon aus dem bis jetzt Mitgetheilten erhellt) dem Verfasser durchaus nicht der Zusammenhang klar geworden ist, welcher, nach den Grundgesetzen der menschlichen Seele, zwischen den durch äußerliche Anregungen, und den durch die innere Thatkraft erzeugten Thätigkeiten der Seele, Statt findet. Unstreitig nämlich sind die von außen angeregten Thätigkeiten des Gemüthes und der vorstellenden Einbildungskraft (um nur bey diesen beyden Thätigkeitäußerungen stehen zu bleiben) und die aus der inneren Thatkraft hervorgegangenen, nicht der Art, sondern nur dem Grade, dem verschiedenen Verhältnisse nach, unterschieden, in welchem in beyden ihre Elemente, die ursprüngliche Kraft und der äußere Reiz, mit einander verbunden sind. Sie werden also auch in einem gewissen Zusammenhange mit einander stehn; die genießende, aufnehmende Thätigkeit, als die ursprüngliche, frühere, unter gewissen Umständen die thatkräftige, oder den Verbrauch des im Genusse aufgenommenen, als die spätere Thätigkeitäußerung, zur Folge haben. Diesen Zusammenhang aber zwischen beyden unter bestimmte Gesetze zu fassen, ist nun für die Ergastik von der ausnehmendsten Wichtigkeit. Denn die für die Diätetik gewonnenen Beobachtungen für die Praxis anzuwenden, ist ohne Schwierigkeit: ich brauche ja nur mit der Natur, mit Kunstwerken, mit dem Menschenleben mich in die Verbindung zu setzen, daß sie, ihrer Eigenthümlichkeit nach, auf mich einwirken. Aber mit der Ergastik ist es ganz anders. Denn ich mag mich noch so sehr überzeugt haben, daß in der gegen Natur und Menschenwelt gerichteten gebenden Liebe erst das Gemüth recht erstarke, und daß erst das selbstthätige Produziren der Einbildungskraft ihre Vollkommenheit gebe, so kann ich sie doch nicht so unmittelbar hervorbringen, wie die aufnehmenden Gemüths- und Einbildungsthätigkeiten. Daß nun jene produktiven Thätigkeiten in dem einen Menschen sich finden, in dem anderen nicht, kann einen doppelten Grund haben: erstlich in der ursprünglichen Anlage der Seele, und zweytens in vorhergegangenen aufnehmenden Thätigkeiten, welche dann eben die ursprüngliche Anlage vollkommener bilden werden. Eine Erweckung also zur Erzeugung vollkommener produktiver Thätigkeiten (und eine solche soll doch eben die Ergastik vermitteln) ist nur durch die Erkenntniß des Zusammenhanges möglich, in welchem die aufnehmenden und die produktiven Thätigkeitäußerungen mit einander stehn; und ohne diese Erkenntniß wird die Ergastik

völlig unfruchtbar seyn. Hievon aber findet sich in der vom Verfasser aufgestellten Ergastik (einzelne, mehr beyläufige und zufällig eingeflossene Bemerkungen abgerechnet) nichts; er hat nicht nur diese Aufgabe nicht gelöset, sondern sich gar nicht einmal als Aufgabe gestellt. Dieß tritt schon in dem bisher Dargestellten, vorzüglich aber in der Lehre vom Willen, hervor. Diese nämlich hätte, da ja im Willen recht eigentlich die innerste Thatkraft liegt, der innerste Mittelpunkt werden müssen für die Entwickelung der Art und Weise, wie durch aufnehmende Thätigkeiten auf die vollkommenere Ausbildung der ursprünglich gegebenen Thatkraft gewirkt werden könne Im Allgemeinen ist auch dies Verhältniß dem Verfasser keineswegs verborgen geblieben. Schon bey der ersten Anlage der Seelenpflege sagt er in dieser Hinsicht (Thl. I. S. 241): »Aber auch der Wille bedarf seiner Ernährung und Erregung durch Kräfte und Reize. Die Kräfte und Reize, die den Willen ernähren und erregen, sind abermals theils von außen, theils von innen entspringende, und zwar entweder Gefühle oder Vorstellungen. Da nämlich der Wille mit den Lebenstrieben und überhaupt mit den Trieben, genau verwandt ist, und aus ihnen abgeleitet werden kann, indem im Willen nur die freye Selbstbestimmung zum Triebe hinzukommt: so folgt, daß Alles, was das innere Leben nährt und anregt, auch auf die Kräftigung und Anregung des Willens Einfluß haben müsse... Es sind demnach sowohl unter den Gefühlen, als den Vorstellungen... diejenigen aufzusuchen, welche den Willen zu nähren und zu erregen, vorzüglich im Stande sind; und es ist kein Zweifel, daß dieß die lebenskräftigen Gefühle und die das Leben zum Ziel und Zweck habenden Vorstellungen seyn werden.« Dieselbe Ansicht spricht auch der Verfasser im zweyten Bande in der Lehre von der Seelenpflege beständig aus (m. vgl. z. B. S. 12 u. S. 183); und in dem Abschnitte, welcher der Ernährung und Erregung des Willens in der Diätetik gewidmet ist, und, nach den früher gegebenen Auseinandersetzungen, eben in die Ergastik gehören würde, sagt er ausdrücklich (S. 84): »Die Liebe zur Freude, oder, was dasselbe ist, zum Leben, ist fortwährend ein Sporn für unsere Thätigkeit, nährt und erregt unseren Willen. Ist diese Liebe ausgelöscht, so erstirbt auch unser Wille, und unser Leben schleicht thatlos und sich selbst in qualvoller Unthätigkeit verzehrend dahin. Nur in dem Maße, wie der Mensch das Leben und seinen Inhalt liebt, ist er auch thätig.« Dieß erläutert er dann im Folgenden durch reale treffliche Beyspiele: wie die Helden des Alterthums, durch die Liebe zum Vaterlande bewegt, die ungeheuersten Anstrengungen und Beschwerden er-

trugen, für welche das gewöhnliche Leben in seinen Leistungen keinen Maßstab besitzt; wie ein Aristoteles, Newton, Kant, durch ihre lebendige Liebe zu den Wissenschaften fähig wurden, ihr ganzes Leben mit nicht zu beugendem Willen ihren Forschungen zu widmen, und dadurch so Großes zu leisten ꝛc. Aber wir finden doch auch der Beyspiele nicht wenige, wo die Freude über einen Gegenstand, oder die Liebe zu ihm, nicht thatkräftig wird; wo sie, wenn auch noch so groß, auf ein müßiges Anschauen und Genießen sich beschränkt; ja wo die Liebe hiezu eben der Thatkräftigkeit nachtheilig wird. Eben so bey den Zweckvorstellungen, in welchen wir manche Menschen ihr ganzes Leben hindurch beynahe ununterbrochen sich bewegen sehen, ohne daß sie mit starkem Willen etwas Tüchtiges leisteten. Nicht daran also war es genug, in der Aufzählung entsprechender Erfahrungen im Allgemeinen zu zeigen, daß durch die Nahrung des Geistes mit Freude und mit Zweckvorstellungen der Wille erstarken könne, sondern es hätte außerdem noch (und dieß war die Hauptsache) dargethan werden müssen, nach welchen Gesetzen dieß geschehe; damit nun derjenige, welcher diese Kunstlehre für sein Leben anwenden will, nicht in Gefahr gerathe, gerade das Gegentheil zu wirken; so wie ja auch die unzweckmäßig aufgenommene Nahrung für Gemüth und Geist, aus Natur und Kunst und Menschenleben, auf die Lebendigkeit des Gemüthes und die Energie des Geistes höchst nachtheilig einwirken kann. Aber dieses »Wie,« diese Erfassung des eigentlichen Grundes der beobachteten Erscheinungen und ihrer Gesetze fehlt überall; der Verfasser bleibt (wie wir in der Einleitung zu dieser Beurtheilung gerügt, und zum Theil aus seinen eigenen Geständnissen nachgewiesen haben) bey seiner gegenständlichen Methode, d. h. bey lebensfrischen Schilderungen stehn; aber eben deßhalb können auch seine Leistungen für die Praxis eben so wenig, als für die Theorie, recht fruchtbar werden.

Es erhellt wohl aus dem Bisherigen schon von selbst, daß die Maßlehre, in welcher es eben strengwissenschaftliche Bestimmungen galt, die nur aus der strengwissenschaftlichen, von dieser gegenständlichen sehr verschiedenen Methode hervorgehn konnten, der bey weitem unvollkommenste Theil des Ganzen seyn muß. Wie sehr sich der Verfasser hier außerhalb des seinem Talente entsprechenden Gebietes fand, geht auch schon ganz äußerlich aus ihrem geringen Umfange hervor: denn während die Diätetik und Ergastik zusammen 150 Seiten einnehmen, ist die Maßlehre, welche doch, ihrer eigenthümlichen Aufgabe nach, weit schwierigere Untersuchungen hätte herbeyführen müssen, auf noch nicht vierzig Seiten (Thl. II. S. 159—97) beschränkt,

In Bezug auf den Naturgenuß heißt es hier z. B. S. 165: »Wer im Frühlinge den ganzen Tag unter Blüthenbäumen liegen und den schmelzenden Tönen der Nachtigall lauschen wollte, würde bald für diesen reizendsten aller Naturgenüsse abgestumpft werden... Der Anblick des Meers, des gestirnten Himmels, so mächtig er auf das Gemüth wirkt: auf die Länge verliert er seinen Einfluß... Wir können nicht immer in einer und derselben Gemüthsstimmung bleiben, so wie wir überhaupt nicht immerfort Gemüth seyn können; am wenigsten aber will das Gemüth immer auf eine und dieselbe Weise genährt und aufgeregt seyn.« In Bezug auf das Maßhalten im Kunstgenusse S. 167: »Nicht öfter haben wir Gelegenheit, diese Erfahrung zu machen, als auf Reisen, wo wir, gleichsam Alles mit den Augen verschlingend, halbe Tage in Betrachtung der Kunstschätze von Gemäldegallerieen, Antikensammlungen u. d. gl. zubringen. Das Gemüth, welches in dem Anblicke eines oder weniger Meisterwerke wie in einem Himmel schwelgt, wird durch eine überreiche Fülle in eine peinliche Spannung versetzt; und unsere Sinne selbst verweigern uns zuletzt ihre Dienste in dem Auffassen der uns im Uebermaße zuströmenden Kunsteindrücke« rc. — In solchen mehr oder weniger ins Besondere eingehenden Veranschaulichungen, daß wir des Maßes überhaupt bedürfen, und, im Uebertretungsfalle, selbst den unmittelbaren Genuß für uns zerstören, geht dem größten Theile nach, die ganze Maßlehre fort. Aber heißt dieß, das Maß angeben? Dazu genügen unstreitig bloße Erinnerungen und Schilderungen von diesen und ähnlichen Erfahrungen nicht. Der Verfasser hätte untersuchen sollen, nach welchen Gesetzen diese Abnahme der Empfänglichkeit für den Genuß, und für die besonderen Gattungen der Genüsse eintritt; wie lange, und in welchem Grade, den individuellen Anlagen oder früheren Natur- und Kunstgenüssen, Uebungen rc. nach, die Fähigkeit für den Genuß sich erhält. Darauf würden sich dann haben fruchtbare Vorschriften für die Erhaltung der Seelengesundheit und für die Vervollkommnung der Seelenanlage gründen lassen: Vorschriften z. B., wie diese Empfänglichkeit zu steigern, oder wie sie auf längere Zeit zu bewahren sey, für diejenigen, welchen entweder überhaupt nur ein sehr enger Kreis von Genüssen geöffnet ist, oder ihr Lebensberuf (wie den Kunstphilosophen, den Kunstforschern rc.) ein stetes Leben in solchen engeren Kreisen auferlegt. Auch ganz im Allgemeinen ist es ja gewiß, für die Ausbildung des ästhetischen Gefühles, höchst nachtheilig, wenn man, sobald in unbestimmt- schwankendem Gefühle eine Erschöpfung desjenigen Maßes der Empfänglichkeit sich ankündigt, welches man irgend einem Genusse des Schönen und Erhabenen hinzu gebracht

hat, sogleich zu einem anderen Genusse, oder einer anderen Thätigkeit hinüberflattert. Ein gewisses Beharren ist unstreitig auch hier nöthig, wo wir das Unvollkommene zum Vollkommenen steigern wollen; und eben für dieses hat die Maßlehre das Maß anzugeben; damit wir nicht, entweder durch Ueberspannung, oder durch zu frühes Abstehen, schon beym Anfange der Laufbahn die Erreichung des Zieles uns unmöglich machen. Aber hiezu eben kann nicht diese gegenständlich-auffassende, sondern nur die bis zu den Grundgesetzen der psychischen Entwickelung dringende Zergliederung uns ausrüsten; jene zeigt uns nur ergreifende Gestalten und lebensfrische Farben; aber durch diese allein werden wir in den Stand gesetzt, die Entwickelungen der Seele ihrem inneren Wesen nach, und in ihren einfachsten Elementen zu betrachten, ohne welche ja eine nur einigermaßen genaue Maßbestimmung unmöglich ist.

Auch die Prophylaktik trifft, dem bey weitem größten Theile nach, derselbe Tadel. Der Verfasser sollte hier bestimmten ungünstigen Erfolgen bestimmte Vorkehrungs- und Korrektivmittel entgegenstellen; dazu aber war vor Allem nöthig, daß er die Gesetze kannte, nach welchen jene ungünstigen Erfolge sich entwickeln; und dieß ist nun einmal seine Sache nicht. Dazu kommen hier noch besonders gewisse willkürliche Vorstellungen, welche durch alle seine Schriften hindurchgehen, z. B. die schon früher erwähnte, daß Alles, was in der Natur sich Mangelhaftes findet, in der außermenschlichen, wie in der menschlichen, aus der (wirklichen) Sünde abzuleiten sey. Schon auf die erste Anlage der Prophylaktik übt dieses Vorurtheil einen sehr nachtheiligen Einfluß aus. »Unser Seelenleben (sagt der Verf. Thl. II. S. 199) hängt ursprünglich in seinen Gefühlen, Trieben und Vorstellungen ganz von der Welt und ihrem Einflusse ab... sie ist die Erregungsquelle und der Gegenstand unsrer gesammten psychischen Thätigkeiten;« daraus entstehn unser Begehren, unsere Sehnsucht, unsere Lust und unser Schmerz. — Aus diesem Einflusse also, sollte man denken, können sich sowohl beyfalls- als tadelnswerthe Seelenstimmungen entwickeln: und wir haben also für die Prophylaktik die günstigen Einwirkungen der Außenwelt möglichst scharf von den ungünstigen zu scheiden; jene vorzuschreiben, diese in ihrer ganzen Verderblichkeit vor Augen zu stellen. Aber nein, dann würde ja eine Störung des Naturlebens ohne Sünde möglich seyn. Daher uns der Verfasser im Folgenden belehrt, diese Einwirkung sey, wie alles Naturverhältniß, gesetzlich; »und es würde daher die Entwickelung und Reife des Seelenlebens unter seinem (des Naturverhältnisses) Schutze eben so gesichert seyn, als die des Pflan-

zenlebens unter dem Einflusse seiner Erregungsgesetze, wenn nicht Störungen eintreten könnten, und in der Regel auch eintreten, welche jene Entwickelung und Reifung auf mancherley Weise gefährden. Diese Störungen nun können nicht in der Gesetzlichkeit, sondern nur in der Regellosigkeit, liegen; demnach von außen her, wie von innen, nicht das Werk der Natur, sondern nur das der Willkür seyn.« Die Welt nämlich, die uns umgibt, ist nicht bloß eine Natur- sondern auch eine Menschenwelt, von dem ersten Lebensaugenblicke an; und diese Menschenwelt ein Gewebe mannigfaltiger Willkür, so wie an der Spitze des sich entwickelnden Seelenlebens ebenfalls die Willkür steht, so, daß uns demnach von außen und von innen Gefahren drohn. — Wunderliche Behauptungen, in der That! Nach Gesetzen soll gar kein Uebel entstehn können, alles Uebel vielmehr nur aus der Regellosigkeit hervorgehn! Der Verfasser ist (nach dem Titel) zugleich praktizirender Arzt. Macht er auch in diesem Berufe diesen Grundsatz in seiner vollen Ausdehnung geltend? Dann möchte Rec. wenigstens nicht zu seinen Kranken gehören; denn ist der Weg von der Gesundheit zur Krankheit regellos, so kann doch unstreitig auch der Weg von der Krankheit zur Gesundheit (welcher ja dieselben Entwickelungen, nur in umgekehrter Folge, enthält) nicht an eine Regel gebunden seyn. Und ist denn wirklich »das Pflanzenleben unter dem Einflusse seiner Erregungsgesetze« gegen krankhafte Störungen gesichert? sehen wir nicht hier (wie sich leicht nachweisen läßt), eben so wie in der Entwickelung des menschlichen Körpers, und (wir können es wohl auch hier, wo wir den streng-wissenschaftlichen Beweis dafür nicht geben können, mit allgemeiner Einstimmung hinzusetzen) in der menschlichen Seele, nicht nur gewisse Einflüsse nachtheilig einwirken, während andere sich günstig erweisen, sondern selbst diese letzteren, schon durch das bloße Zuviel (also doch unstreitig nach denselben Gesetzen) verderblich werden. Durch zu viel Wasser, oder durch zu viel Wärme, erkrankt die Pflanze; durch zu viel von der ihm eigenthümlichen Nahrung der menschliche Körper; durch ein bloßes Zuviel der ihr eigenthümlichen, und an und für sich heilsamen Nahrung kann auch die Seele erkranken, und zwar eben nicht vermöge einer Regellosigkeit, sondern vermöge einer völlig bestimmten, eben auch ihr eigenthümlichen Gesetzmäßigkeit. Diesem ähnlich, werden sich dann noch mehrere Gesetze aufstellen lassen, denen gemäß das Erkranken der Seele begriffen werden kann. Eine Wahrheit, deren Verkennen bey dem Verfasser einer Seelengesundheitskunde um so mehr befremden muß, da ja nur durch sie seine Wissenschaft, als Wissenschaft, überhaupt möglich wird,

und mit ihrer Läugnung nicht nur jedes Wissen vom Erkranken der Seele, sondern auch jede prophylaktische Vorschrift wegfällt. In der Ausarbeitung des Einzelnen konnte sich ihm dieß unmöglich verbergen; daher wir denn hier ein stetes Schwanken von der Annahme der Gesetzmäßigkeit zu der Gesetzlosigkeit, und umgekehrt, wahrnehmen. So heißt es (in dem zweyten Kapitel: von den Gefahren und Verwahrungsmitteln des Gemüths), die nächsten und verderblichsten Gefahren des Seelenlebens knüpften sich an den »natürlichen, ja göttlichen Hang des Herzens zur Freude« an, Sinn und Einbildungskraft saugten den Zauber der Lebensgenüsse begierig ein, und führten das süße Gift dem Herzen zu, welches von Natur, und ungeleitet durch höhere Führer, nach dem Irdischen, dem Vergänglichen gezogen werde. Hier also haben wir einen bestimmten Erfolg vor uns, und glauben uns demnach ganz in dem Gebiete der Gesetzmäßigkeit zu befinden. Das aber ist des Verfassers Absicht nicht: denn S. 214 sagt er ausdrücklich: »Wäre nicht der selbstische Hang in uns, die Gefahren der Welt würden uns nichts anhaben, ja die Welt hätte keine Gefahren für uns, sie wäre uns nur Natur, nur Bedingung unseres äußeren Daseyns und unseres Daseyns überhaupt« rc. Wiederum also soll aus der Natur, auf welche Weise sie auch einwirken mag, kein Erkranken der Seele, keine nachtheilige Bildung hervorgehn können! Freylich heißt es, im offenbaren Gegensatze damit, S. 237: »Man lasse nur dem Kinde überall seinen Willen, und die erste Frucht der Willkür bricht in dem Eigenwillen hervor. Der Eigenwille ist das Nest der Selbstsucht, in welchem sie ihre böse Brut: die Habsucht, den Neid, den Dünkel, die Herrschsucht und ähnliche Sprößlinge füttert und groß zieht« rc.; und hiernach also würde auch jener selbstische Hang, welcher außer aller Natur- und Gesetzmäßigkeit liegen sollte, sich natürlich und gesetzmäßig entwickeln (z. B. dadurch, daß man den Kindern den Willen läßt). Aber freylich würde uns der Verfasser (wenn wir ihn hierauf aufmerksam machen) eben so wenig Stich halten, als bey der Lehre von den mangelhaften Erkenntnißbildungen. S. 233 nämlich warnt er vor der Sklaverey des Willens unter dem Aberglauben, welche aus der Vernachläßigung der intellektuellen Natur hervorgehe, und erklärt sich hierüber: »wo durch Mangel an Ausbildung des Erkenntnißvermögens, namentlich des Verstandes und der Urtheilskraft, die intellektuelle Freyheit und Selbstständigkeit nicht hervorgerufen und gesichert wird, da nisten sich irrige und verkehrte Vorstellungen über die Welt und ihre Verhältnisse zum Menschen, ja über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, namentlich in

religiöser Beziehung ein, und der Mensch wird der Sklave von Täuschungen, Irrthümern und Vorurtheilen, welche vom wesentlichsten Einflusse auf sein handelndes Leben, folglich auf seinen Willen sind« Nach dieser Stelle also entstehn dem Verfasser, wie uns übrigen Menschen, gewisse falsche Vorstellungen, und zwar selbst solche, die sich auf die höchsten und heiligsten Gegenstände beziehn, und den bedeutendsten Einfluß auf das Leben ausüben, durch mangelhafte Bildung unmittelbar im Vorstellungsleben. Aber er hat sich von dieser richtigen Ansicht nur übereilen lassen. Denn nach S. 219, ff. können Sinn, Verstand und Vernunft nicht trügen; sie sind nur Werkzeuge, welche wir gut oder schlecht gebrauchen können; und aller Irrthum, alle Täuschung stammt allein und lediglich aus dem Herzen, aus der Sünde.

Hier und dort finden sich (wie, selbst ohne besondere Erinnerung, aus dem erhellen würde, was wir früher im Allgemeinen über das Talent des Verfassers gesagt haben) auch in dem Abschnitte von der Seelenpflege manche treffliche Bemerkungen, auch solche, welche man hier zu suchen, sich nicht gerade veranlaßt fühlen würde. In dieser Hinsicht machen wir nur auf dasjenige aufmerksam, was der Verfasser (Thl. II. S. 56—58), im Allgemeinen sehr wahr und treffend, zur Charakteristik von Schiller und Göthe beybringt. Ueberhaupt ist er in Bemerkungen, für welche es nur darauf ankommt, unmittelbar aus der Anschauung des Lebens zu schöpfen, bey weitem glücklicher, als wo es wissenschaftliche Schärfe gilt. Auch sind manche längere Abschnitte, bey welchen er durch speziellere eigene Erfahrungen unterstützt wurde, besser gearbeitet; nur daß freylich auch hier eine auf die Grundgesetze des Erscheinenden zurückgehende Zergliederung vermißt wird. Als Beyspiel für beydes heben wir einen der Seelengesundheitslehre im engeren Sinne zugehörigen (von welcher Art im Ganzen nur wenige sich finden) Abschnitt der Ergastik heraus. Der Verfasser gibt hier (S. 134, ff.) zuerst allgemeine Regeln für die Uebung der geistigen Kräfte. Unser Geist (erinnert er) bedarf der Abwechselung und Erholung; daher wir mit der Uebung unserer wissenschaftlich oder künstlerisch bildenden Geisteskraft haushälterisch verfahren müssen. Nicht jede Stunde, nicht jedes Lebensverhältniß ist diesen Beschäftigungen gleich günstig, und vor Allem hängen wir von dem Zustande unseres leiblichen Lebens ab, indem eine schlaflose Nacht, eine gestörte Verdauung, oder die Erschöpfung unserer körperlichen Kräfte durch übermäßige Anstrengung, selbst bey dem heißesten Triebe von innen, und der dringendsten Aufforderung von außen, ein recht kräftiges und

lebendiges geistiges Bilden unmöglich machen. Der Verfasser empfiehlt nun eine »stufenartige Behandlung der geistigen Kräfte« als das beste Mittel, um dieselben im ganzen Umfange des Lebens auf die vortheilhafteste Weise gebrauchen zu können. Am frühen Morgen sind Verstand und Phantasie am lebendigsten, keine fremden Einflüsse stören und zerstreuen uns, unsere Kraft ist im erquickenden Schlafe gesammelt. Daher denn der Morgen zur wissenschaftlichen oder künstlerischen selbstthätigen Produktion am förderlichsten, und es eine Vergeudung unserer selbstthätigen Kraft ist, wenn wir uns gleich am Morgen mit der Aufnahme fremden Stoffes beschäftigen. Auch werden wir, wenn wir dieß thun, bey einiger Aufmerksamkeit ein gewisses Widerstreben dagegen in uns bemerken; und nur diejenigen Tage dürfen hier eine Ausnahme machen, an welchen, in Folge früherer Einflüsse, unsere Kraft nicht Meisterin ihrer selbst ist. Dagegen die Nachmittags- und Abendstunden, wegen der Erschöpfung der selbstthätigen Kraft, zur Aufnahme fremden Stoffes, zur Lektüre aller Art geeignet sind. Aehnlich verhalten sich die Stunden der Nüchternheit zu denen der Sättigung; auch die Jahreszeiten: denn »in der sinnlichen Belebung und Zerstreuung, welche der Frühling herbeyführt, in der schmelzenden Sommerhitze, ist der Geist weniger konzentrirt und zu innerer Selbstthätigkeit aufgelegt, als zur Herbst- und Winterzeit, wo der Mensch mehr auf sich selbst zurückgewiesen und gesammelt ist. Doch mag dieß nach der Eigenthümlichkeit verschiedener Individuen Abänderungen erleiden. Aber welche? Dieß zu erforschen, hätte sich der Verfasser unstreitig angelegen seyn lassen sollen; und dieß würde ihm gelungen seyn, wenn er, die angeführten, in gewissen Beschränkungen unstreitig richtigen Erfahrungen tiefer in ihren Grundgesetzen gefaßt, und das Verhältniß der geistigen Seelenthätigkeiten zu den thierischen, durch eine vielseitigere Beobachtung, sich anschaulich gemacht hätte. Er würde dann gefunden haben, daß die geistigen Thätigkeiten, um aus dem Zustande des relativen Unbewußtseyns, in welchem sie doch (für uns so gut, als gar nicht vorhanden) während des größten Theils unseres Lebens verharren, zum Bewußtseyn gesteigert zu werden, in jedem Augenblicke der Mitwirkung der thierischen Lebensreize bedürftig sind. Diese nun wird ihnen dadurch, daß (ein sehr wichtiges Grundgesetz für die Entwickelung der Seele) alle, in dem Ganzen der, aus geistigen und thierischen Thätigkeiten bestehenden Seele, zugleich gegebenen Seelenthätigkeiten beständig in einem Streben begriffen sind, in Bezug auf Vermögen und Reiz, in so weit sie einander gleich-

artig sind, mit einander sich auszugleichen. In dieser Ausgleichung nun sind (nach anderen Gesetzen, deren Entwickelung uns hier zu weit abführen würde) die thierischen Thätigkeiten fast immer die verlierenden, die geistigen die gewinnenden, und eben dadurch wird für die letzteren eine von den ersteren ausgehende Steigerung vermittelt, von welchen das lebendige und kräftige Bewußtwerden jener, und ihre lebendige und kräftige Entwickelung abhängt. Sind also die thierischen Thätigkeiteiten (durch eben diese Mittheilung, d. h. durch lange fortgesetzte Geistesarbeit, oder durch eigene Ueberanstrengung) erschöpft, so ist auch die lebendige und kräftige Entwickelung der geistigen Thätigkeiten gehemmt; so wie umgekehrt, wenn die thierischen Thätigkeiten, durch ihre zu starke Reizung, oder durch ihre zu große Menge, eine Uebermacht gewinnen, das Hervortreten der geistigen Thätigkeiten neben ihnen dadurch behindert wird. Das erstgenannte ungünstige Verhältniß nun findet sich bey den Menschen, welche den ganzen Tag hindurch geistig oder körperlich thätig gewesen sind, in den Abendstunden; das letztgenannte nach einer starken Sättigung, so wie im Frühlinge bey denjenigen Personen, die eine sehr große Reizempfänglichkeit oder Lebendigkeit besitzen, wo also die neuen Licht-, Luft, Wärme- ꝛc. Reize des Frühlings zu starke thierische Anregungen vermitteln, als daß neben ihnen die geistigen Thätigkeiten zu einer erfreulichen Wirksamkeit gelangen könnten. Dagegen weniger reizempfängliche, ruhigere und überwiegend in abstrakten Thätigkeiten lebende Menschen (aber weil in ihnen von den, doch nicht allzu stark gereizten thierischen Thätigkeiten eine günstige Mittheilung auf die geistigen Statt finden kann) zu einem neuen geistigen Leben im Frühlinge erwachen werden. Ein ähnlicher Unterschied findet sich in Bezug auf die Tageszeiten bey verschiedenen Personen. Nervenschwache Personen sind (wie die Erfahrung lehrt) des Morgens zu allen geistigen Produktionen untüchtig, eben weil bey ihnen die, durch die Nachtruhe mit frischer Reizempfänglichkeit und Kraft ausgestatteten, thierischen Thätigkeiten ein zu großes Uebergewicht gewinnen. Daher sie, erst wenn die der Außenwelt zugekehrten Nerventhätigkeiten, durch wiederholte Reizerfüllung, an Empfänglichkeit verloren haben, in den Nachmittags- oder Abendstunden einen freyen Spielraum für die Entwickelung der geistigen Thätigkeiten gewinnen. Dagegen bey gesunden Nerven die mäßigen Kraft- und Lebensreize der durch den Schlaf gestärkten und empfänglich gemachten thierischen Thätigkeiten auf die Entwickelung der geistigen sehr günstig einwirken. Auf diese Weise ließe sich, den Grundgesetzen für die Entwickelungen der menschlichen Seele gemäß, noch Vieles, mehr im Ein-

zelnen, bestimmen; was uns jedoch hier zu weit abführen würde. — Nach übermäßiger Anspannung (fährt der Verfasser fort) fühlen wir uns abgespannt und abgestumpft. Da muß denn die Ruhe als Kräftigungsmittel eintreten, der die Geduld, als ihr Grund vorhergeht, durch welche die Thätigkeit, die vom Triebe ausgeht, nicht aufgehoben, sondern nur gezügelt, und wenn sie erschöpft ist, wieder hergestellt wird. Aber dann wird Anstrengung nöthig seyn, um uns zu neuer Thätigkeit anzuregen: denn »sonderbar genug, daß, wenn einmal der Kraft die Ruhe vergönnt worden, sie sich nur zu leicht an diesen Zustand gewöhnt« (S. 138). — Der Wissenschaft sollte nichts sonderbar vorkommen. Auch ist die Erklärung dieses Erfolges so schwer nicht aufzufinden. Die Ruhe nämlich besteht nicht in absoluter Unthätigkeit, sondern in dem Uebergehn der Thätigkeit an die (durch die geistige Anstrengung, welche, wie wir eben gezeigt, zum Theil durch ihre Mitwirkung geschieht) geschwächten thierisch-aneignenden Thätigkeiten. Nun aber ist es natürlich, daß diese, während sie, von den geistigen Thätigkeiten unbeschränkt, sich mit Reizen erfüllen, bedeutend an Stärke wachsen; so, daß also, wenn dieser Wachsthum eine längere Zeit hindurch Statt gefunden hat, die nun wieder (durch unseren Willen rc.) angeregten geistigen Thätigkeiten einen mehr oder weniger bedeutenden Widerstand werden zu überwinden haben. Dieser demnach ist dasjenige, was man gewöhnlich die Gewöhnung an den Zustand der Ruhe, oder die Trägheit, nennt. Ueberhaupt aber hat der Verfasser von dem, was eigentlich die Ermüdung in der Entwickelung der geistigen Thätigkeiten ist, keine klare Vorstellung, z. B. wenn er nun im Folgenden von dem Wiederanknüpfen der Thätigkeit nach der Ruhe sagt: »Ein herzhafter Entschluß, der allerdings Anstrengung kostet, kann allein hier Aenderung bewirken, und diese Anstrengung darf nicht nachlassen, bis die Kraft wieder in den gehörigen Schwung gebracht ist: denn sie ist, in Folge der Ruhe, allerdings wieder vorhanden, tritt aber ohne besonderen Aufruf nicht wieder hervor.« Was man nämlich nach anhaltenden Geistesarbeiten Erschöpfung nennt, ist in der That gar keine Erschöpfung der eigenthümlich geistigen Kraft. Die geistigen Kräfte werden durch Thätigkeit eben so wenig erschöpft, wie die Verdauungsthätigkeiten durch die Verarbeitung der Speise; vielmehr werden jene eben so wohl, wie diese, durch ihre Thätigkeit (wenn nur die Anregung eine angemessene, keine Ueberreizung ist) gestärkt, und zwar um so mehr, je länger dieselbe dauert. Aber die thierischen Thätigkeiten werden erschöpft, von wel-

chen jene (wie wir vorher auseinandergesetzt) größten Theils ihre Stärkung beziehen. Ist also diese thierische Erschöpfung groß, so werden die neu-anzuregenden geistigen Thätigkeiten (die bis jetzt angeregten haben, durch ihre Thätigkeit ihre Stärkung vornweg erhalten, und diese bleibt ihnen) von den thierischen Thätigkeiten die ihnen nöthige Mittheilung von Kraft- und Lebensreizen nicht erhalten können; sie können also nicht kräftig und lebendig in das Bewußtseyn treten. Dieß ist es, was man unter diesen Verhältnissen Erschöpfung nennt, welche dem gemäß unmittelbar in den thierischen Thätigkeiten ihren Sitz hat, und erst von diesen aus, mittelbar, für die geistigen Thätigkeiten entsteht. Ist nun also durch Ruhe, Nahrung rc. eine Stärkung der thierischen Thätigkeiten eingetreten, so werden nun auch die geistigen Thätigkeiten wieder von ihnen das Nöthige erhalten können, sobald sie sich nur Raum schaffen in der Seele, wie der Verfasser sehr richtig sagt: »Ist dieser Schritt geschehen, sind ihm einige mit gleicher Anstrengung gefolgt, so ist der Sieg über die Trägheit errungen, und der Lohn folgt auf der Stelle in dem Bewußtseyn der neuthätigen Kraft, und in der Wahrnehmung des Gelingens ihrer Bemühungen.« Sehr viel aber kommt für die Erhaltung der Seelengesundheit darauf an, daß die Stärkung der erschöpften thierischen Thätigkeiten zur rechten Zeit geschehe. Denn sind sie zu sehr erschöpft, sind ihnen nicht bloß die angeeigneten Reize entzogen, sondern hat auch schon, durch die übermäßige Entziehung derselben, oder durch ihre gänzliche Unterdrückung ihr Vermögen gelitten, so wird nun ihre Stärkung Schwierigkeiten finden, und, selbst bey der zweckmäßigsten Einwirkung zum Behufe derselben (bey einer unzweckmäßigen werden sich Ueberreizungskrankheiten entwickeln) nur in sehr unvollkommenem Maße geschehen können. Was dann natürlich auch für die Entwickelung der geistigen Thätigkeiten überaus nachtheilig seyn muß. Daher der Verfasser mit Recht die Mäßigung in der geistigen Thätigkeit als nothwendig geltend macht, vermöge welcher Thätigkeit und Ruhe zur rechten Zeit, und in dem rechten Maße, mit einander wechseln. »Jedem großen Charakter, jedem großen Talente ist das Siegel der Mäßigung aufgedrückt. Die Kraft spielt schaffend im Maße, und wie ohne Kraft kein Maß — denn Maß ist Zügelung des Strebens — so ohne Maß keine Kraft: denn die sich selbst nicht zügelnde Kraft verliert, zerstreut sich in nichts.« — — Aus eben den Gesetzen, aus welchen wir das Bisherige erläutert haben, kann auch die Fortsetzung dieses Thema im Folgenden ihre Erläuterung erhalten. Der Verfasser spricht hier zunächst von der »Uebung im Anfangen.« Die stockende Thätigkeit (sagt er

sehr richtig) führt momentan zum Zwiespalte und zur Unzufriedenheit mit uns selbst, auf die Dauer zur geistigen Auflösung, weil sie ganz gegen die Natur unseres Wesens ist. Dennoch fühlen wir nicht selten bey schwierigen, ja selbst bey leichten Leistungen, eine gewisse Scheu, die Kraft aus ihrem Schlummer zu wecken. — Eine Scheu, deren Wesen wir vorher aufgezeigt haben: das Streben der thierisch-aneignenden Thätigkeiten, sich im Besitze des ihnen einmal abgetretenen Bewußtseyns zu erhalten. Dieses nun wird in manchen Fällen sehr mächtig seyn können; und danach ist dann zu beschränken, was der Verfasser im Folgenden sagt: »die Kraft des Anfangs steht immer in unserer Gewalt. Wir dürfen nur wollen, und der Beginn der That ist da, und mit dem Beginne ist auch schon die volle That im Gange.« In den erwähnten Fällen nämlich wird nicht jedwedes Wollen, sondern nur ein sehr starkes Wollen, dazu genügen. Gut ist der Rath: »Uns also recht oft von freyen Stücken zum Handeln zu bestimmen, führt zur Gewohnheit des Thuns, und mit dieser ist alles gewonnen.« Durch die öfter wiederholte Thätigkeitäußerung gewinnen nämlich diese Thätigkeiten an Macht, vermöge welcher sie dann auch künftig leichter hervortreten können; so wie überdieß die Erinnerung an den früheren Erfolg der Anstrengung zur Thätigkeit und an seine heilsamen Früchte, jedes spätere Gelingen bedeutend fördert. Auch räth der Verfasser richtig, mit irgend einer ganz einfachen und leichten Thätigkeit anzufangen, und wenn es auch nur eine körperliche Bewegung wäre, z. B. indem man herumliegende Papiere aufräumt. Dadurch nämlich wird ja die Macht der thierisch-aneignenden Thätigkeiten beschränkt; und man hat es nun statt mit einer sehr großen, mit zwey minder großen Thätigkeitsgruppen zu thun, welche, als unter sich verschiedenartig und sich entgegenarbeitend, leichter von den nun aufzuregenden geistigen Thätigkeiten überwunden werden können. Dabey (fährt der Verfasser fort) kommt uns das mit der Unthätigkeit verbundene Gefühl des Druckes zu Statten: sobald wir nur anfangen, verschwindet dieser Druck; wir fühlen die Wonne des Kraftgefühls, durch welche wir gleichsam in ein neues Leben eintreten. — Die Uebung in der Ausdauer« (sagt er im Folgenden) ist noch schwieriger, weil sie eine besondere Energie der Thatkraft voraussetzt, welche nicht von Hause aus vorhanden ist, sondern nur durch Uebung erworben werden kann. »Die Ausdauer hängt von der Gewohnheit ab, aber die Gewohnheit selbst ist nur das Werk der Uebung.« — Sehr richtig, nur daß wir gern noch dazu wüßten, was eigentlich durch die

Uebung in dem Seyn der Seele erzeugt würde, was sie zur Ausdauer fähig macht; und dieß kann aus den Grundgesetzen der Seelenentwickelung allerdings nachgewiesen werden. Ohne uns jedoch durch diese sehr ausgedehnte Untersuchung ablenken zu lassen, begleiten wir den Verfasser weiter. Außer der gänzlichen Unthätigkeit (erinnert er) ist hier vorzüglich das Flattern von einer Beschäftigung zur andern zu fürchten, zu welchem der natürliche Hang des Menschen zum Wechsel und zur Veränderung geneigt macht. (Aber worin besteht dieser, da derselbe sich doch da eben nicht merksam äußert, wie wir gesehen, wo es gilt, aus der Ruhe zur Thätigkeit überzugehn?) Man verstatte sich daher durchaus nicht eher eine Vergnügung, als bis die vorgesetzten Arbeiten vollendet sind; man schneide den dazu gewöhnten Personen alle Gelegenheit zur Zerstreuung ab ꝛc. Wo die Noth nicht heilsam treibend eintritt, gewöhne man sich, die vielfachen Vortheile eines anhaltend beschäftigten Lebens und der Ausdauer stets vor Augen zu haben. »Sich gewöhnen, dem Ziele festen Schrittes entgegenzugehn, ist eine Uebung, welche sich sehr bald und reichlich belohnt: denn mit jedem Schritte vorwärts wird die Bahn leichter, die Aussicht heiterer, und das Gefühl der errungenen Kraft wohlthätiger.« So bringt eine täglich wiederholte Uebung in der Ausdauer, von so kleinen Anfängen sie auch, stetig wachsend, fortschreiten mag, bald eine Fertigkeit und Leichtigkeit im Handeln hervor. — Der Verfasser spricht nun noch spezieller von der »Ueberwindung der Trägheit,« ihren besonderen Ursachen gemäß. Wo sie aus Ueberfüllungen hervorgeht mit Speisen oder Getränken (auch mit geistigen Getränken, welche manche zur Ermunterung der Kraft gebrauchen zu können meinen), muß ihr der streng ausgeführte Vorsatz der Mäßigkeit gegenübertreten. Diese ist auch ein treffliches Mittel, wo sie aus zu dickem und schwerem Blute entsteht; außerdem Wassertrinken und körperliche Bewegung. Die Einflüsse der Atmosphäre sind meist nur vorübergehend, und verstatten überdieß mancherley Vorkehrungs- und Gegenmittel. Das phlegmatische Temperament endlich muß durch starke, sowohl körperliche, als geistige Reize überwunden werden, vorzüglich aber durch eine immer fortgesetzte Uebung des Zwanges zur Thätigkeit, bis diese endlich diesem Temperament eben so zur Gewohnheit wird, wie vorher die Ruhe. Wo Mangel an Reiz zur Thätigkeit aus einer falsch getroffenen Wahl des Berufes entstanden ist: da »muß entweder ein herzhafter Schritt gethan, und ein Kreis von uns anwidernder Thätigkeit mit einem solchen vertauscht werden, der unseren Anlagen und Kräften, so wie der Neigung und Richtung unserer Fähigkeit, am angemessensten ist;« oder »wo wir gezwungen

sind, auf bestimmte Weise, obschon gegen unsere Neigung, thätig zu seyn, da hilft die Nöthigung selbst der Trägheit ab (aber auch dem Mißmuth und dem niederdrückenden Gefühle von einem Unglück, das vielleicht zu den schwersten gehört, welche den Menschen treffen können?) und wir gewöhnen uns zuletzt an das Unvermeidliche.« — Nachdem der Verfasser dann noch über den Kampf gegen sinnliche Zerstreuungen, gegen die Verwöhnung ꝛc. einige Bemerkungen hinzugefügt, spricht er in dem vierten Abschnitte über die »Ueberwindung äußerer Hindernisse,« für welche vorzüglich die Lust und Liebe zum Dinge, der Verstand und der Reiz des Gelingens und der Ehre treffliche Hülfsmittel sind. — Unstreitig ein, mit nicht geringer Umsicht und Einsicht gearbeitetes Kapitel; was dem Verfasser um so mehr gelingen konnte, da er hier durch keine vorgefaßte Ansicht gestört wurde.

Noch haben wir von dem dritten Haupttheile des Werkes, der »Geistespflege« (Thl. II. S. 243 — 455) Bericht zu erstatten. Der Geist (beginnt der Verfasser die Einleitung dazu), als Prinzip des Seelenlebens, das Nichtendliche, das Ewige, oder schlechthin das Göttliche im Menschen, ist bestimmt, das ganze Seelenleben, und mittelst desselben, und an dasselbe geknüpft, auch das leibliche zu beherrschen und gleichsam in sich aufzunehmen; und zwar seinem Wesen nach als heiliger Wille, seiner Form nach als heiliger Gedanke, und seinem Gehalte nach als heilige Liebe, in welcher Wille und Gedanke zum seligen Leben vereinigt sind. Da nun der Geist im Menschen gewissermaßen eines und dasselbe ist mit dem Schöpfergeiste, oder der Gottheit, welche im höchsten ihrer Werke ohne Hülle sich dem Bewußtseyn offenbart, so ist das Leben im Geiste recht eigentlich das Leben in Gott; von welchem Christus uns ein Ideal aufgestellt hat. Um die Verbindung mit ihm anzuknüpfen, hat uns der Schöpfer den geistigen Sinn, die Vernunft gegeben, »in welche er, so lange wir diesen Sinn vor ihm nicht verschließen, unaufhörlich hineinleuchtet, und uns erhellt mit dem Lichte, welches von ihm stammt, und er selbst ist: der heilige Geist, der uns in alle Wahrheit leitet, und uns den Weg zeigt, den wir wandeln sollen; ja der unaufhörlich in uns wirksam ist und schafft, um uns an sich zu ziehen, und zu seinem Eigenthume zu machen.« Die erste dieser seiner Schöpfungen in uns ist der Glaube, der einzige Weg zur geistig lebendigen Wahrheit: denn weder mit unserem Verstande, noch mit unserem Willen können wir der Gottheit nahen, so lange wir auf uns selbst beschränkt sind, eben weil wir dieß sind; der Glaube aber treibt uns aus uns selbst hinaus, und nimmt, richtig geleitet, den Weg zur Höhe, zur Freyheit, zum Geiste, und findet sein

Ziel erst in der Wahrheit, der er vertraut. Aber auch umgekehrt gibt es keinen andern Weg von dieser Wahrheit zu uns; daher Gott sich nur den Gläubigen mittheilt, und trotz der unbeschreiblich rührenden Bereitwilligkeit, in seiner ganzen Fülle segnend und beseligend zu erscheinen, nur auf wenigen Punkten sich als geistige Lebensquelle ergießen kann. Der Glaube ist aber die Wurzel der Liebe, welche durch den Geist Gottes nur in den Herzen entzündet werden kann, die er schon durch den angefachten Glauben dazu vorbereitet hat. Ueberdieß leitet er uns in alle Wahrheit (dem ursprünglichen Gesetze der Freyheit treu zu bleiben, indem wir Gottes Gebote halten, und dadurch immer größere Seligkeit erwerben ꝛc.) im Gegensatze mit dem Abfalle von Gott, dem Auf-uns-selbst-Ruhen, Aus- und für-uns-selbst-Leben.

Die geistige Diätetik nun (denn auch für diesen Haupttheil hat der Verfasser die schon oft genannte viergliederige Eintheilung beybehalten) soll darstellen, »wie unsere ganze freye Seele sich dem Geiste weihen, opfern, ihm gleichsam zur Nahrung dienen soll.« Das erste und schwerste Opfer ist das unserer Selbstigkeit, welches wir zu bringen vermögen nur im Zustande des Gottesglaubens; in dem wir daher verharren müssen, als in welchem unser Selbst schweigt mit allen seinen Aussprüchen. Zuvörderst muß das Leben der irdischen Liebe ersterben; nur Gott, nicht die Welt mehr, darf der Gegenstand unseres Verlangens und unserer Sehnsucht seyn. Unsere Wissenschaft und Kunst muß die Zwecke des höchsten Lebens, als einziges Ziel ihres Strebens, ins Auge fassen; all unser Denken und Bilden Gott geweiht seyn. Eben so unser Wollen und Thun. — Dieß führt zuerst die geistige Diätetik des Gemüthes weiter aus. Die Offenbarung gibt die äußere Anregung, um die Fähigkeit des Gottesglaubens zu entwickeln. Um uns aber für sie offen zu bewahren, müssen wir uns von der Welt entfernt halten, welche in ihren Einwirkungen einer ansteckenden Luft gleicht. Diejenigen, welche die Offenbarung verwerfen, »sind entweder Leute, die in den Strudel des irdischen Genusses oder Besitzes versunken sind, oder vom Stolze des eigenen Wissens und der eigenen Kraft aufgeblähte... Das Gebäude des Zweifels ist allezeit auf dem Grunde eines ungläubigen, ungöttlichen Herzens aufgeführt.« Man mache nur den Versuch, sich der Offenbarung hinzugeben, und man wird durch die Seligkeit, welche sie verleiht, für immer für sie gewonnen werden. Das Uebernatürliche ihrer Gegenstände darf uns nicht zurückschrecken: »eine Offenbarung, die von oben, aus der Region des ewigen Geistes kommt, kann ja nicht natürlich, nicht irdisch, und irdischen Ansichten angemessen seyn. Offenbart sich der Geist natürlich, so offenbart er sich nicht mehr als Geist. —

Wie dem Glauben, so gebe auch der Liebe das Gemüth sich hin. Wie die Liebe, so das Leben. Der Geist macht die Liebe frey, indem er sie aus den Fesseln der Leidenschaft erlöset, in welchen sie von dem Irdischen, dem sie sich zugewandt, gefangen gehalten wurde. Sie wird Gottesliebe: »eine heilige Flamme, die unser ganzes Wesen erwärmt, und mit neuem Leben erfüllt.« Auch hier ist der Sohn Vermittler, der die Fülle aller Liebenswürdigkeit in sich trug. — Und so gibt sich dann das Gemüth endlich auch der Hoffnung hin, der Hoffnung auf die Seligkeit, die uns zukünftig werden wird. Die Bürgschaft dafür erhalten wir durch den Glauben, der uns nicht täuschen kann. Die Hoffnung aber macht heiter, weil sie beruhigt: denn alle Sorgen der Erde stammen aus Furcht und Begierde; und wo diese Auswüchse vertilgt sind, ist nicht mehr von Sorgen die Rede. Auf diese Weise (so schließt der Verfasser diesen Abschnitt) machen Glaube, Liebe und Hoffnung das Gemüth frey, »und ein freyes Gemüth ist auch ein heiteres, lebendiges, fröhliches: denn es ist ein gesundes. Wir sehen also in dieser Hingabe des Gemüthes an Glauben, Liebe und Hoffnung einen unerschütterlichen Grundstein der Seelengesundheit.« Selbst auf das leibliche Wohlbefinden äußert diese freye Gemüthsstimmung den heilsamsten Einfluß, da auch dieses durch nichts mehr, als durch Furcht, Sorgen und Begierden niedergedrückt, ja zerrüttet wird. — — Die »geistige Diätetik des erkennenden und bildenden Vermögens« (S. 290, ff.) beginnt mit der auch schon früher vom Verfasser aufgestellten Behauptung, daß der Grund alles Scheins, aller Täuschung und alles Irrthums, nicht im erkennenden und bildenden Vermögen, sondern im Herzen des Menschen liege: in dem Mangel an Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe. Ein die Wahrheit liebendes Herz sucht nur die Wahrheit, und findet sie kraft dieses Suchens; dagegen die Selbstigkeit die Wahrheit nicht sucht, und nicht findet, eben weil diese nur durch Selbstverläugnung errungen werden kann. Woher es denn eben geschieht, daß in allem unseren Erkennen und Bilden so wenig Wahrheit ist, weil wir uns so selten zur Selbstverläugnung entschließen können. »Und gleichwohl, was ist es mit aller unserer Wissenschaft und Kunst, wenn der Geist sie nicht weiht und heiligt? Sie ist eitel Tand und Schaum, und nur ein Zeuge unserer Verblendung. Was wissen wir denn aus und durch uns selbst von der Natur und dem Geiste, den beyden wesentlichen Gegenständen unseres Forschens? Nichts, rein nichts, als unsere eigenen Luftgebäude, die der Tag erzeugt und vernichtet« ꝛc. Darum muß, wer die Wahrheit erkennen will, sich befreunden mit dem Geiste von oben, der wir nicht selbst sind, den wir nicht

durch uns selbst besitzen, sondern der uns gegeben wird, wenn wir uns ihm schenken und weihen. Nichts was wir aus eigenem Vermögen denken und erdenken, enthält diesen Geist (aber ist denn unser Erkenntnißvermögen überhaupt unser eigenes? Stammt es nicht auch von Gott, dem alleinigen Herrn des Himmels und der Erde, und ist uns geschenkt von ihm durch seine überschwengliche Gnade?) (††), »wir müssen die Vernunft, das heißt das Erkenntnißvermögen, gefangen nehmen im Glauben« ꝛc. Eben so das bildende Vermögen, wo uns ebenfalls der Geist bewahren muß und wird vor unrechter Anwendung. — Auch der Wille (so heißt es dann ferner in der »geistigen Diätetik des Willens«) ergibt sich nur zu leicht der Selbstheit. Aber er muß aufhören, eigener Wille zu seyn, und göttlicher Wille werden, wozu die Selbstverläugnung, die Selbstertödtung nothwendige Bedingung ist. Auch diese aber, wie wir früher gesehn, ist nur durch den Glauben möglich. Wie ein göttlicher Wille das ganze Leben göttlich macht, sehen wir am anschaulichsten ebenfalls an dem Erlöser, dessen Wille ganz in den Willen des himmlischen Vaters aufging, und dessen Leben daher nicht bloß ein reines, heiliges Leben, sondern auch ein Leben voll göttlicher Kraft und Wirksamkeit war.

»Die geistige Thätigkeitslehre, oder Ergastik« (S. 306—342) setzt eigentlich nur das in der Diätetik Angefangene fort. Die Hingabe unseres Lebens an den Geist ist nur der erste Schritt zum geistigen Leben; aber bey ihm müssen wir nicht stehen bleiben; wir müssen nach der Meisterschaft streben, und diese besteht darin, durchdrungen vom Geiste thätig zu seyn. Jede Bestimmung von außen nun hebt die reine Thätigkeit, das reine geistige Leben auf, und erzeugt eine Trägheit zum Guten, die wir abläugnen müssen, wenn wir des Geistes sind; dagegen mit der von innen ausgehenden Thätigkeit, als dem belebenden Prinzip, Licht und Wärme erwacht, Erkennen und Lieben. Nur merke man wohl, daß der göttliche Geist, welcher uns beleben will, dafür auch unsere Thätigkeit, als nothwendige Bedingung in Anspruch nimmt; daher wir nicht, wie einige Mystiker, leidendlich dem Geiste das Geschäft der geistigen Bildung überlassen dürfen. »Gott kann nicht gegen die innerste Gesetzlichkeit seines Wesens wirken, und er muß die also Schmachtenden schmachten lassen, bis sie das unter diesen Umständen unabänderliche Leiden selbst zu einer freyen Umänderung ihres Zustandes veranlaßt.« — Die geistige Ergastik des Gemüthes schreibt in dieser Ansicht vor allem Ablegung der Leidenschaft und des Hasses vor; dann Liebe gegen Gott, in welchem ja der Gläu-

bige den Stützpunkt seines Lebens und die Quelle seiner Seligkeit findet, und thätige Menschenliebe. Beförderungsmittel dazu sind die Selbsterkenntniß, welche uns zeigt und überzeugt, welchen Feind wir an unserem Selbst haben; und die Gotteserkenntniß, die uns Gott als den Gott der Erbarmung und Rettung, als überreiche Quelle der Beseligung zeigt ꝛc. — Unsere Vorstellungen müssen geläutert werden, indem wir das wuchernde Unkraut der Nichtigkeit mit der Wurzel ausreißen; veredelt, verklärt durch die Erzeugung solcher Vorstellungen, welche uns Gott in seiner Wahrheit zeigen (vor allem daher durch ein fleißiges Lesen in den heiligen Schriften), und durch ein rein auf die Wahrheit gerichtetes, nicht aus bloßer Neugier und Wißbegier hervorgehendes Forschen. »Nicht in der Welt und ihren Gegenständen, nicht in dem eigenen Innern des Menschen, wird dieser Durst gestillt; nur die Offenbarung des Geistes ist es, die uns befriedigt. Und wir kennen nur Eine solche Offenbarung in der Geschichte: es ist die in unseren heiligen Büchern aufbewahrte. Sie allein kann der Gegenstand unseres geistigen Forschens seyn.« Und in diesem Geiste müssen wir dann auch die Natur und Geschichte betrachten: als eine heilige Symbolik, zu welcher das große Wort »Erlösung« den Schlüssel gibt (S. 331, ff.). — Der Wille endlich muß frey werden von allen niederen Einflüssen, gewöhnt an die Selbstbestimmung zur Freyheit (da jede Bestimmung von außen Sklaverey ist), zur Freyheit von allen Begierden und Trieben, wiefern sie nicht eine Folge der nothwendigen Gesetze unseres Lebens sind. Denn das nothwendige Lebensgesetz: daß wir essen, weil uns hungert, widerspricht unserer Freyheit nicht; »das Lebensgesetz ist heilig und gut, es mag sich als Nothwendigkeit, oder als sittliches Gebot aussprechen — denn es geht allemal auf etwas Nothwendiges, Unabänderliches, Sichselbstgleiches, Wahres« (S. 337). Verlieren wir aber das Nothwendige aus den Augen, so entsteht sogleich ein Widerspruch: denn dann werden wir selbst wandelbar, uns ungleich, und verlieren so unsere Freyheit. Das Nothwendige allein ist das Erhaltungsmittel unserer Freyheit, weil es mit ihr gleicher Natur, d. h. weil es sich selbst gleich, weil es unveränderlich, weil es ewig ist. Der schrankenlose Trieb aber muß beschränkt, zum göttlichen Willen erhoben werden. Gottes Wille muß unser Wille werden: das gibt uns die wahre Seligkeit.

Die »geistige Maßlehre« (S. 343—79) beginnt mit einer Rechtfertigung dieses Abschnittes als Bestandtheil der Geistespflege. Sie soll hier nämlich nicht unserer Ausbildung für den Geist, im Allgemeinen, Maß und Ziel setzen; vielmehr sollen wir ihm uns ganz hingeben, und unsere Aufgabe dafür ist

unendlich. Aber wir sollen dabey nicht vergessen, die Schranken unseres Wesens mit in Anschlag zu bringen: denn wir können dem Geiste nur dienen, in wiefern wir selbst etwas sind und bleiben. Daher wir nicht so in den Geist hineinleben dürfen, daß wir dadurch unser psychisches und leibliches Leben zerstören. Ja, wir müssen selbst unsere Verdorbenheit (unsere falschen Gewöhnungen ꝛc.) vorsichtig behandeln, und stufenweise uns entwöhnen. Daher denn die geistige Maßlehre die Gränzlinie zu ziehn hat, innerhalb deren die leibliche und psychische Natur angegriffen werden darf, wenn nicht ihr eigenthümliches Leben gefährdet werden soll. Weßhalb sie denn auch in der Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem leiblichen, psychischen und geistigen Leben gleichsam der Centralpunkt der gesammten Seelengesundheitskunde ist. Ihr erster Abschnitt handelt demgemäß von dem Maße in der Entwöhnung und Gewöhnung. Nur allmälich entwöhne man sich von einem ausschweifenden Leben, oder von zu harten Entbehrungen, welche dem leiblichen und psychischen Leben nachtheilig wirken; nur allmälich gewöhne man sich an körperliche Anstrengungen. Eben so auch bey den psychischen Fehlern. Auch die Kraft des Willens, obgleich wir in jedem Augenblicke schlagfertig seyn müssen nach jeder Seite hin, wo uns der Feind entgegentritt, erschöpft sich, und bedarf der Ruhe. Unsere psychische Gewöhnung endlich richte sich nicht auf sogenannte Universalbildung; nur das, wozu die Anlage in nicht geringem Maße vorhanden ist, werde erstrebt. Aber auch in diesen Bestrebungen halte man Maß: denn nicht immer können wir nach derselben Seite hin thätig seyn ꝛc. — Der Verfasser geht dann zur Betrachtung des Maßes in den Forderungen an das Naturleben als solches über (S. 360, ff.). Das Leben der Natur im Menschen ist göttliche Einrichtung, und sey uns daher heilig und unantastbar. Wir dürfen mithin von unserem Leibe nicht mehr verlangen, als er, nach dem Maße seiner Stärke oder Schwächlichkeit, zu leisten vermag. Von einer guten Verdauung, einem kräftigen ungestörten Schlafe hängt die Lebendigkeit unserer Gefühle, die Lebhaftigkeit und Schärfe unseres Denkens ab; und wir müssen daher das Gefühl der Ermüdung in jeder Anstrengung beachten, und keine Tyrannen gegen unser leibliches Leben seyn. Auf gleiche Weise bedarf denn auch unser psychisches Leben der Ernährung durch den Genuß der Natur, der Kunst, der Freundschaft, der Liebe ꝛc., und kann nur dadurch in rechter Lebendigkeit zum Göttlichen erhoben werden. In Zeiten der Ermattung, des engbegränzten Gesicht- und Gefühlkreises müssen wir daher Nachsicht und Schonung mit uns selbst haben, und geduldig harren, bis wieder ein günstiger Wind die

Segel schwellt;« so wie endlich auch unser Wille nicht selten unserer Nachsicht bedarf. — Im Allgemeinen gewiß nicht unwahr; nur kann diese Lehre sehr gefährlich werden, so lange der Verfasser nicht genauer die Zeiten und das Maß der Nachsicht angegeben hat. So sagt er S. 371 selbst von der Kraft des Glaubens (†††), es gebe Zeiten, in welchen sie geschwächt sey, und wir uns zum Gebet nicht sammeln und erheben könnten; diese müßten wir dann mit Geduld und Ruhe vorübergehn lassen. Aber wo gilt es eine solche Geduld? wo dagegen (wie doch wohl in den meisten Fällen) ein kräftiges Ermannen, einen energischen Selbstzwang? Dieß zu bestimmen, wäre eben Aufgabe der Maßlehre, als Wissenschaft gewesen. Dasselbe gilt auch von dem in der dritten Unterabtheilung über das Maß in den Bestrebungen des geistigen Lebens Gesagten. »Unsere geistigen Gaben sind verschieden, nicht bloß dem Grade, sondern auch der Art nach. Der natürliche Unterschied der Gemüthsmenschen, der Verstandesmenschen und der praktischen Menschen geht auch in das Gebiet des geistigen Lebens hinüber. Wir können nicht alle von gleicher Liebe glühen, von gleicher Klarheit erhellt seyn, noch auch von gleichem Thateifer beseelt. Einem Jeden ist das Seine gegeben.« Daher wir Maß auch in unseren geistigen Bestrebungen halten müssen, und dem Geiste nicht Gewalt anthun dürfen. Wir dürfen daher nicht mit unseren Gefühlen unserem Willen, nicht mit unserem Denken unseren Erfahrungen voraneilen wollen; denn der Gedanke Gottes erhält erst durch seine Liebe, die wir empfunden, und durch seinen heiligen Willen, den wir erfahren, Gehalt; außerdem, wo er durch bloßes Denken erzeugt werden soll, ist er leer. Und so dürfen wir endlich auch nicht unserem Willen unmögliche Aufgaben setzen (z. B. unsere natürlichen Gefühle auszurotten) und nicht Alles in einem Zuge vollbringen wollen.

Die Gefahren, welche die »geistige Verwahrungslehre oder Prophylaktik« (S. 380 — 453) entwickeln, und durch Verwahrungsmittel vermeiden lehren soll, theilt der Verfasser im Allgemeinen in drey Klassen, indem sie theils aus der Welt, theils aus unserem schwachen, theils aus unserem verderbten Herzen entspringen (S. 391 — 92). Die Mittel dagegen sind im Allgemeinen: richtige Erkenntniß des wahren und falschen Lebens (wir müssen der Vernunft, dem Geiste (nicht bloß der Natur) leben, aufrichtiges Gebet, das vom Glauben vor den ewigen Thron des Heiligen getragen wird (denn gegen das schwache Herz können wir uns ja nicht selbst helfen), und aufrichtige Anerkennung unserer Verdorbenheit, verbunden mit Reue und mit dem ernsten Bestreben, besser zu werden. — Da

diese, so wie die meisten der im Folgenden genannten Gefahren und Verwahrungsmittel schon im Vorigen, unter anderen Aufschriften, vielfach behandelt worden sind, so können wir schnell darüber hinweggehen, indem wir nur anmerken, was sich hier oder dort Eigenthümliches findet. Bey der Erörterung der Gefahren, welche dem erkennenden Vermögen drohn, erklärt sich der Verfasser vorzüglich gegen die philosophische Spekulation, theils wie sie in den letzten Jahrzehenden hervorgetreten ist, theils im Allgemeinen. So S. 417: »Das Unendliche, der Geist läßt sich weder im Begriff, noch in der Anschauung beschränken, d. h. endlich machen... Anbeten sollen wir Gott, d. h. anerkennen in Demuth, aber nicht erspekuliren auf dem aufgethürmten Ossa und Pelion der Syllogismen und Konstruktionen. Und im Geiste sollen wir ihn anbeten, d. h. in heiligem Sinne und Wandel, nicht in leerem, hohlen Denken.« S. 421: »Verweis't ihr ihn nicht selbst mit dem Beweise vom Daseyn Gottes an den Glauben? Und dieser euer Glaube, was ist er anders, als ein Fürwahrhalten ohne Gründe? Denn ruhte er auf Gründen, so wäre er ein Wissen. Ein nichtiger Glaube, weil er ein herzloser ist! Das ist aber der Fehler aller Philosophie, daß sie durch das bloße Denken zu ihrem Ziele gelangen will; daß sie die Stimme des Herzens, die Sehnsucht des Herzens nach dem Quell seines Daseyns, den Glauben des Herzens an einen himmlischen Vater, den Glauben, den wir uns nicht selbst gelehrt haben, aus dem Kreise ihrer Wirksamkeit verbannt, als wodurch sie eigentlich die Menschenverführerin wird, die sie ist: denn sie sucht diesen Glauben, der allein unser Heil ist, wenigstens für den Denker, unnöthig zu machen.« — Im Folgenden spricht der Verfasser (S. 426, ff.), bey der Auseinandersetzung der Gefahren des bildenden Vermögens vorzüglich gegen den frivolen Geist in den Künsten, »das schmuzige Gift und den giftigen Schmutz der Romane.« Man darf der Einbildungskraft nicht ihren Willen gestatten; denn sie kann sich nicht selbst leiten; daher muß man ihr gegenüber den Verstand, unter der Leitung der Vernunft, frey machen, der uns die Nothwendigkeit der Mäßigung und der Entsagung vor Augen hält. — Der Wille (heißt es bey der Erörterung der Gefahren, welche diesem drohen) gleicht dem Krieger, welcher dem dient, in dessen Solde er steht: dem Heiligen oder der Sünde. Von Natur sind wir selbstisch, und durch das Leben werden wir weltlich; beydes ist unvermeidlich, und so sind also das Selbst und die Welt natürlicher Weise die bestimmenden Kräfte des Willens. Von ihnen kann nur der Geist uns frey machen, welcher uns nicht den Augenblick, sondern das Ewige ins Auge fassen lehrt. Jedes Opfer, welches wir der Freyheit bringen, ist ein geringer

Einsatz gegen überschwenglichen Gewinn; und wer wollte also nicht zu ihr, nicht zu Christo sich bekennen, der uns den Weg dahin zeigt. Aber nicht an dem bloßen Willen ist es genug: der Wille muß zur geistigen Energie gesteigert werden; und es kommt nur darauf an, daß man dieser höchsten aller Aufgaben mehr Aufmerksamkeit schenkt, als bisher. Es wird eine Zeit kommen, weissagt der Verfasser (S. 449), »wo man eben so sehr über die Kraft des Menschen-Willens staunen wird, als jetzt über die Kraft des Menschen-Geistes, d. h. des Denk- und Erkenntnißvermögens, als welches man jetzt entschieden für das Höchste hält... Es wird eine Zeit kommen, wo der Wille des Menschen nicht mehr ein bloßes Wollen, welches noch keine That ist, sondern wirkliche That seyn wird, und wo die Kraft des Willens in die That vollständig übergeht.« — Den Schluß (S. 453 — 55) macht eine Ermahnung, durch die Herrlichkeit des Zieles sich nicht von seinem Erstreben abschrecken zu lassen.

Da auch dieser dritte Haupttheil des Werkes alle die Vorzüge und die Mängel, welche wir in den beyden früheren nachgewiesen haben, unverkennbar an sich trägt, und die in ihm behandelten Gegenstände der Seelengesundheitskunde im engeren Sinne, wie wir sie früher ihrem Wesen nach bestimmt haben, weniger angehören, so fügen wir dieser Inhaltanzeige nur noch den wiederholten Wunsch an, daß die hier gegebene Beurtheilung recht viele erfahrungreiche und gründlich forschende Männer anregen möge, ihre Bemühungen einer Wissenschaft zu widmen, deren Einfluß auf das menschliche Leben in den mannigfachsten Beziehungen überaus segensreich werden kann! F. E. Beneke.

* * *

Anmerkungen zu pag. 21, 64 und 67.

†) Da durch gleichnißweise Auffassung das Gemeinsame in den Dingen, also ihr tieferer Einklang und ihre ursprüngliche Einheit deutlicher gemacht, das Göttliche in der Natur aber überall nur »wie in einem Spiegel und dunklen Bilde« kann erkannt werden, so scheint es vor allem darauf anzukommen, ob auf dem bezeichneten Wege, in lichtvoller Philosophie eine Annäherung an die wahre göttliche Symbolik in der Natur oder im Gegentheil ein phantastisches Verlieren und Zerfließen in die falsche Einheit des Pantheismus bewirkt wird. **

††) Das höhere Erkenntnißvermögen wird mit Recht das geistige Auge genannt, und so sagt man mit Grund, dasselbe werde alsdann unser eigenes (in dem Sinne der Lostrennung von Gott), wenn es nicht bloß Auge seyn will zur Auffassung der von Gott ausfließenden und für uns ausgesprochenen Wahrheit (in Natur, Zeugniß, Offenbarung u. s. w.) sondern, wenn es den Gehalt und Gegenstand der Erkenntnisse unabhängig und privativ in sich selbst sucht, wo derselbe nicht liegt und nicht liegen kann. **

†††) Ist aber diese eine nur psychisch-natürliche, und fällt sie in die Forderungen an das Naturleben als solches? **

Art. II. Recherches philosophiques sur les premiers objets des connoissances morales, par *M. Bonald. Paris*, 1818. Tome premier et second, von den Œuvres de *M. Bonald.* Tome VIII et IX.

(Beschluß der im XXX. Bande, Art. I. angefangenen Anzeige.)

VII. C. **Vom Gedanken.** Ideologen nannten sich bekanntlich seit längerer Zeit in Frankreich jene Vernünftler, welche, dem Ursprunge der Ideen nachforschend, die Kunst erfunden zu haben vermeinten, »sich diese Ideen wie ihre Zeichen oder die Sprache beliebig selber zu machen;« eine Erfindung, die ihnen um so plausibler dünken mußte, da ja ihre ganze Philosophie von dem Grundsatze ausging, daß der zur Vernunft erwachte Mensch sich alles, weil ja sogar sich selbst, a novo machen (setzen) zu müssen, berufen erkennt, indem diese (göttliche) Vernunft, falls man auch zugibt, daß sie das Ich par excellence ist, doch nur in partiellen, zahllosen Ichs zur Wirklichkeit gelange — eine Ansicht, welche mit jener des Himmels, als mit zahllosen Sonnen erfüllt, übereinstimmte. — In der That ist aber nicht zu läugnen, daß der Geist der Irreligion (oder der Rebellion gegen Gott), indem er sich gegen sein ihn Begründendes (den absoluten Gott-Geist) selbstisch erhebt, hiermit dem tantalischen Streben anheim fällt, sich auch seine Raison selber zu machen, wenn schon dieses Selbstgemächte nie wahrhaft zu Stande kommt, weil selbes der nicht gemachten, sondern alles machenden göttlichen Vernunft nicht Stand zu halten vermag. Aber diese Ideologen fielen sofort mit ihrer ersten Behauptung der Identität (als Vereinerleyung) des Denkens und Empfindens (dieses Wort hier in seinem engsten Sinne, d. h. für leibliche Empfindung oder Funktion der fünf Sinne genommen) in einen Widerspruch, weil sie ja hiermit dem Denken seine Spontaneität *) gleichsam ins Angesicht abläugneten, und die allgemeine Ueberzeugung Lügen straften: daß der Mensch denkend die Passivität des äußeren Sinnes aktuos aufhebt, und nicht seinem Aufgehobenseyn durch den Sinn sich leidend hingibt. Und so bewährte sich denn auch hier das gemeine Sprüchwort: »daß die Hoffart den Fall herbeyführt;« weil diese Ideologen, indem sie hochmüthig genug waren, die Abhängigkeit ihres Geistes von einem Höheren, in dessen Seyn sowohl als in dessen Thun, zu

*) Unter den Neueren gebührt Hegeln das Verdienst, diese Spontaneität oder Lebendigkeit des Geistes gegen die Passivität (eines unmittelbaren Sichgebenlassens) vindizirt zu haben. Er bemerkte aber nicht, daß der endliche Geist dieses Herrschen nach unten nur unter der Bedingung seines Dienens oder Sichlassens nach oben auszuüben vermag.

verläugnen (non volumus vias tuas!), zur niederträchtigen Vereinerleyung ihrer geistigen Natur mit der nichtintelligenten des Viehes sich einverstanden. Die richtige Bemerkung, daß bey der dermaligen Bindung der Geistesnatur des Menschen an eine thierische, jede Bewegung der ersten durch eine ihr entsprechende Bewegung (gleichsam Lüftung) der zweyten bedungen ist [1]), oder daß die leiblichen Sinne die Leiter jeder Geistesreaktion sind, welch letztere sohin der Leitungs- oder Nichtleitungsfähigkeit der ersteren unterworfen ist; diese richtige Bemerkung, sage ich, mißdeuteten jene Ideologen dahin, daß diese Sinne selbst der Ursprung und die Quelle dieser Reaktionen seyen. Und da jedes Empfinden ein Sich als Substanz finden, d. h. eine Affektion dieser aussagt (sey es nun, daß diese Affektion nur auf einen Modus, Qualität derselben, sich beschränkt, oder daß selbe diese Substanz in ihrer Totalität (en masse) ergreift [2]), und diese Ideologen dem Geiste die eigene Substantialität mit den mehrsten der deutschen Naturphilosophen abläugneten, welche gleichfalls dem Geiste das Vermögen nicht zugestehen, auf andere Weise, als materiell, zu subsistiren; so mußte freylich alle Passivität wie alle Aktivität im Menschen nur als Leiden oder Thun seiner materiellen Substanz erklärt oder begriffen werden.

Der Verfasser kehrt hier zu jener schon früher gemachten Bemerkung zurück, daß der Geist, um sich zu erkennen, gleichsam außer sich treten, sich von sich unterscheiden (d. i. sich objektiviren) muß, oder allgemein ausgedrückt: daß der Genitor nur im Genitus sich sieht, findet und weiß; und daß folglich der Satz: Loquere ut videam te, nicht nur für den, sich einem andern Geiste offenbarenden Geist, sondern selbst für die Selbstmanifestation (Selbstbewußtseyn) jedes einzelnen Geistes gilt; eine Einsicht, welche unschwer zu jener führt, daß alle Konstruktionen des Selbstbewußtseyns per generationem aequivocam, oder welche nicht im göttlichen Urselbstbewußtseyn (Geist) gründen, nothwendig mißlingen müssen. Hier ist aber nicht schon von jenem zweyten Moment der Geistesthätigkeit,

---

[1]) Auf ähnliche Weise kann ein zur Kettenstrafe Verurtheilter seinen Fuß freylich nicht bewegen, falls nicht die diesem angeschmiedete eiserne Kugel, sey es von ihm, oder von einem Andern, zugleich mit bewegt wird; darum wird aber Niemand sagen, daß diese Kugel ihn bewegt.

[2]) In welchem Falle die Empfindung Gefühl heißt. Wie nämlich im Vernunftbegriffe die Zweyheit des Subjekts und Objekts wieder aufgehoben, so ist selbe im Gefühle noch nicht entwickelt; und das wahrhafte Erkennen stellt also in seiner Vollendung das Gefühl als neu bewährt wieder her.

nämlich der Willensbestimmung oder der Willensgestaltung, sondern von dem ersten, oder jenem der Gedankenbildung die Rede, welche indeß, da der menschliche Geist den Gedanken sich nicht erfindet, sondern ihn nur findet, und dem Gefundenen nachdenkt, nur als eine Nachbildung zu begreifen ist [1]).

Die Seele (âme, sonst auch Gemüth) ist Einbildung (Imagination oder Hineinbildung objektiver Gestalten), Verständniß (intellektueller, nur durch das artikulirte Wort versinnlichter Objekte) und Gefühl (Sensibilität, Gefühl des eigenen Wohl- oder Uebelbefindens, der Lust und des Schmerzens). Jedes dieser Vermögen, fährt der Verfasser fort, hat seinen eigenen Ausdruck oder seine eigene Sprache. So z. B. kann ich das von meinem Einbildungsvermögen empfangene Bild körperlicher Gegenstände wieder äußerlich darstellen (als Figur, Geberde, denn alle Figur ist Begriff der Bewegung [2]); und so wie eine Bewegung (Figurbeschreibung) sich in meiner Imagination als Figur aufgehoben (gesetzt) hat, so geht auch meine Bewegung von der Aufhebung dieser Figur aus, und hebt sich wieder in der produzirten Figur auf, so wie der Klang von seiner Klangfigur (Signatur) ausgeht, und in einer ähnlichen Klangfigur sich aufhebt; beyläufig wie ein Lebendiges aus seinem Samen aufgeht, und in der Samenreproduktion wieder niedergeht. — Dasselbe gilt von dem Worte, welches mich zu einer Gedankenbildung bestimmte (sich als Gedanke in mir gesetzt hat); so

---

[1]) Eine ältere theosophische Schule in Frankreich behauptete sogar, daß der Mensch durch den Fall und dessen Folge (nämlich die Entfernung aus der durch andere Kreaturen unvermittelten Gegenwart Gottes) aus einem Etre pensant zum Etre pensif herunter gesetzt worden ist, nämlich zu jenem Zustand einer Intelligenz, in welchem diese nur mittelst anderer, ihr nun höher stehenden Intelligenzen die Reaktion ihres Gedankens empfängt. Eine Behauptung, welche mit jener der heiligen Schrift übereinstimmt: daß nämlich die Israeliten im alten Bunde das göttliche Gesetz nur durch der Engel Geschäfte empfingen.

[2]) Eine Bewegung ist mir so lange unbegriffen, als sich die Figur (eigentlich das Bleibende im Veränderlichen) nicht in meiner Imagination gesetzt, und ich selbe hiermit erfaßt (saisirt) habe. Diese in mir gesetzte Figur ist aber nicht etwa (mechanisch) als wirkliche Figur, sondern als haftender Habitus, oder, wie Kant sagte, als Schema des figurbeschreibenden Vermögens, d. h. in demselben Sinne zu verstehen, in welchem die Alten den Samen die Idea formatrix nannten. Das, was man also den haftenden Eindruck nennt, ist nicht als ein Todtes in einem Todten, sondern als eine in einem Aktiven, producirenden Organ bleibende Disposition zu begreifen, wie denn alles Extensive nur in einem Intensiven gründet.

wie ich endlich (obschon hier unwillkürlich) mein Gefühl durch laute Geberde rc. gleichfalls in Andere übertrage. Von diesen dreyerley Ausdrücken ist übrigens keiner durch den andern ersetzbar, d. i. man kann das Gefühl so wenig durch eine Figur oder ein artikulirtes Wort ausdrücken, als man durch den Ausdruck des Gefühls (Geberde, Laut rc.) irgend eine Figur oder einen Gedanken auszudrücken vermag, oder als endlich das artikulirte Wort was anderes als den Gedanken ausspricht, wenn schon hier ein natürlicher Nexus sich kund gibt [1]), dessen Beachtung dem Verfasser aus dem Wege lag. Nachdem der Verfasser nun die Ursache jener materialistischen Vereinerleyung des Denkens und Empfindens in der Konfundirung oder Nichtunterscheidung dieser drey Vermögen (der Imagination, des Verständnisses und der Sensibilität) nachweiset, zeigt er ferner, wie letztere verschieden sind: 1) durch die Eindrücke, welche sie empfangen, so wie durch die Ausdrücke, durch welche sie sich mittheilen (z. B. die leiblichen Gefühle erhalten wir durch unmittelbaren Kontakt, wogegen die Figuren und die Ausdrücke der Ideen durch Medien (Licht und Luft), so wie wir erstere unwillkürlich, letztere willkürlich mittheilen); 2) sind selbe verschieden durch die Art der Erinnerung (Reproduktion), welche eigentlich nur bey den Figuren und Gedanken, nicht bey den Gefühlen Statt findet. 3) Diese drey Vermögen unterscheiden sich ferner nach ihren Zwecken; in sofern nur die willkürliche Reproduktion der Figuren (Bilder) und Gedanken den Menschen zur Gesellschaft befähigt [2]); so wie 4) sie sich in der Infallibilität unterscheiden, indem wohl bey den objektiven Perceptionen, nicht aber beym subjektiven Gefühle eine Fallacia möglich ist. Endlich unterscheiden sich 5) diese drey Seelenvermögen noch durch die Organe, die ihnen vorzugsweise

---

[1]) Dieser Nexus zeigt sich z. B. zwischen jenen Tableaux, welche die Imagination aufstellt, als einer zwar noch stummen Hieroglyphenschrift, und zwischen den Gedanken, welche jene Tableaux verhüllen. Denn wie ich keinen lebendigen Gedanken ohne Bild empfange, so bietet sich, so wie ein Gedanke in mir lebendig wird, sofort ein ihm entsprechendes Bild als organische Form von selbst dar, und diese Poesie, welche nur mit der Vollendung des Begriffes auftritt, muß man ja von jener unterscheiden, welche nur im Träumen und Ahnen des Begriffs ihr Wesen treibt, d. h. in seiner Abwesenheit. —

[2]) Womit indeß nur gesagt wird, daß das materielle oder leibliche Gefühl seiner Natur nach blos subjektiv (egoistisch, und anstatt expansiv oder gemeinsammachend, nur sondernd und isolirend) ist, wovon das Gegentheil für das Nichtmaterielle, gute, selige Gefühl gilt.

angewiesen sind, indem das tastende Gefühl, der Geschmack und der Geruch vorzüglich dem subjektiven Gefühle, das Gesicht (nicht ohne Hülfe des tastenden Gefühls) der Imagination, das Gehör dem Gedanken dient, wenn schon, wie bereits oben bemerkt worden, zwischen den Funktionen dieser drey Vermögen eine natürliche Association Statt findet, und z. B. schon die Musik die Konfundirung eines materiellen mit einem nichtmateriellen Gefühle, sohin jene der materiellen und nichtmateriellen Substanz (im Menschen) unmöglich macht. — Mit Recht rügt der Verfasser bey dieser Gelegenheit den Unverstand mehrerer neueren Moralisten, welche die morbose Sensibilität oder Nervenschwäche unserer Zeit auf ähnliche Weise zur Philanthropie erheben, als die Physiologen alle Seelenfunktionen auf die materielle Sensation beschränken oder reduziren, so wie selber, obschon nur im Vorbeygehen, die wichtige und richtige Bemerkung macht, daß jene drey Seelenvermögen nur gemeinschaftlich geübt gedeihen, nicht aber in ihrer Isolirtheit, wovon uns z. B. die Gefühlsrohheit und die Begriff- oder Geistlosigkeit so mancher Gelehrten uud Künstler neuerer Zeit Beweise liefert, welche ausschließend nur ihre Imagination und ihr Gedächtniß kultiviren.

VIII. Vom Ausdrucke des Gedankens. Ohne das Wort würden wir nur dasjenige denken können, dessen Bild (Vorstellung) uns als gegeben oder von uns reproduzirt gegenwärtig wäre, und nur für diese Bilder findet der Verfasser das Wort: Zeichen (Bezeichnung — Zeichnung) passend, nicht aber für das Wort im eigentlichen Sinne, welches Ausdruck nichtsinnlicher (nichtanschaulicher) Gedanken ist. Er vergleicht dieses Wort (»welches jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt tritt«) mit dem Lichte, in sofern letzteres die erst nur in potentia vorhandenen Species visibiles eben so existent macht, als das Wort die gleichfalls in unserem Verstande nur noch schlummernden Gedanken zur Manifestation (ans Licht) bringt. Ein Vergleich, der auch noch dahin ausgedehnt werden kann, daß, so wie das Licht dort, und das Wort hier, als das eigentlich gestaltende, individualisirende Prinzip sich erweiset, beyde diese Funktion nur darum leisten, weil sie beyde das Selbst, das Ich oder Individuum par excellence sind, jenes (das Licht) in der nichtintelligenten *), dieses (das Wort) in der intelligenten Region oder Natur, wie denn beyde nichts abstraktes, sondern ein konkretes sind, z. B. nur eine bestimmte Gestalt leuchtend,

*) Diesen Charakter vindizirte dem Lichte Hegel. S. dessen Encyklopädie phil. Wissensch.

oder (als Klangfigur) tönend ist [1]). Man könnte darum, wie der Verfasser bemerkt, sagen: daß das Licht zu unserer Imagination spricht, und die Gestalten in ihr hervorruft, wie das Wort unsere Intelligenz erleuchtet, indem es die Gedanken in ihr sichtbar macht. Das loquere ut videam te kann also auch als loquere tibi ut videas te gelten, wobey nur gegen die neueren Autonomen die Einsicht festgehalten werden muß, daß der Mensch wie jede endliche Intelligenz hier nur nachspricht [2]), und nicht selbst das Wort sich erfindet, das ihn sich (oft gegen seinen Wunsch, Willen und Macht) sichtbar macht. Diese Manifestations- (Schöpfungs-) Macht des Wortes lernen wir auch aus jenem Zustande unseres Geistes kennen, in welchem wir das Wort für einen Gedanken suchen, im Vergleiche mit jenem, in welchem wir dieses Wort gefunden haben. In der That aber muß man sagen, daß uns der Gedanke selbst erst eigen wird, indem wir das Wort für ihn finden; denn das Wort ist die Macht der Dinge [3]), wie selbes suo sensu

---

[1]) Wenn ich inner der Region beleuchteter Gestalten die beleuchtende Gestalt nicht selber sehe, so weiß ich doch, daß selbe gegenwärtig ist, was auch suo modo vom Hören oder Vernehmen gilt. — In einem Lichte sehen wir alle partiellen Lichter, wie wir in einem Worte alle partiellen Worte vernehmen. Oder allgemein: um mich als Einzelnes mit einem anderen Einzelnen in Gemeinschaft zu setzen, muß ich meine Einzelnheit in die Form des Allgemeinen erst aufheben, d. h. jene durch diese (das Allgemeine) vermitteln lassen. Denn es ist keine »unmittelbare« Aeußerung eines Einzelnen gegen oder in ein anderes Einzelnes möglich; woraus, um es hier im Vorbeygehen zu bemerken, begreiflich wird, warum keine ungesetzliche Aeußerung sich effektiv zu machen vermag (das Böse eigentlich nie geschieht), und selbe immer in das subjektive, tantalische impotente Streben zurückgedrängt bleibt.

[2]) Eben so ist das Denken der Dinge von Seite des Menschen kein Erdenken derselben, sondern ein Nachdenken, weil selbe ihm nur als bereits erdacht und gedacht werdend entgegentreten, oder im Gedanken bestehend, von welchem bereits Anaxagoras behauptete, daß selber (der Geist) das Prinzip und Wesen der Welt sey.

[3]) Indem ich mich der (unfreyen) Faßlichkeit oder Faßbarkeit von b entziehe (mich von der Passivität oder Leidenschaft desselben befreye), kann ich dieses nur durch und mittelst eines Aktes (sohin einer gewonnenen Kraft oder einer Entkräftung des b), welcher mir, als innere Gründung, umgekehrt dieses b faßlich oder subjicirbar macht. Wie nun Gott alle Dinge durch sein Wort faßt (trägt, sich subjicirt), so vermag ich ein einzeln Ding gleichfalls nur durch ein partielles, aus jenem Universal- oder Zentralwort geschöpftes Wort mir zu subjiciren. Das Wort ist darum überall die Macht über die Dinge. Man sieht aber hiermit auch ein, daß diesem wahrhaften, innerlich begründenden Wort ein gleichfalls innerlich

auch die Macht über den Gedanken genannt werden kann, in sofern es diesen bannt (fixirt), wie der Leib den flüchtigen Geist bannt. Durch das Sprechen (Nennen) [1]) unterscheidet der Mensch nicht nur die Dinge von sich, und unterscheidet (scheidet) sich von ihnen, wie er selbe unter sich unterscheidet, sondern er befreyt sich auf demselben Wege von sich selbst, als nichtintelligenter Natur, und je weiter selber in diesem Wortbilden fortschreitet, je mehr macht er sich als denkend von Bildern, Vorstellungen frey (nicht etwa los); und wenn er diese letzteren in einem Worte befaßt, so abstrahirt er nicht etwa von ihrer lebendigen Fülle, sondern hebt diese (bewahrt und bewährt sie) in ihrer Konkretheit auf, und ist sich ihres Besitzes, nämlich des Vermögens bewußt, durch sein Wort selbe wieder in sich und anderen hervorzurufen [2]). Eine Einsicht, welche abermal die Flachheit und Unvernünftigkeit jener Behauptung der Materialisten aufdeckt, »daß nämlich die Gedanken nur transformirte Sensationen seyn sollen,« und zugleich den Unterschied der Verstandes-Abstraktion von der Konkretion, und der Fülle der Intensität des Vernunftbegriffes ins Licht stellt.

Im Vorbeygehen vertheidigt der Verfasser die Lehre der sogenannten »eingebornen Ideen« gegen die krassen Einwendungen von Locke, Condillac ꝛc., indem er nachweiset, daß man unter dieser Benennung nie was anderes, als das Eingebornseyn des Keims oder der Fähigkeit der aktuellen Erzeugung dieser Ideen verstund, hiermit also die lebendige Natur des Gedankens vindizirte, weil denn doch jedes wirkliche Leben in und aus

---

zu entgründen strebendes Lügenwort entgegensteht, d. h. der parole vraie nicht die Abwesenheit desselben, sondern die parole fausse. S. Fermenta Cognitionis, VI. Heft, S. 76.

[1]) Das Benennen der Thiere war das Besitzergreifen der Macht über sie von Seite Adams, so wie die Bezeichnung (Formung) eines Objektes die Aneignung desselben effektuirt, und einen Rapport herstellt, der auch über das Grab hinaus dauert. — Man erinnere sich, was im alten und neuen Bunde das Namenauflegen bedeutet, oder wie Sachen und Personen als Träger des Namens dienen und wirken. — Dieser Name ist nämlich das Wort, und wie ich im sechsten Hefte meiner Fermenta bemerkt habe, S. 74, als Charakter und Signatur des Genitors auch dessen Magnet.

[2]) Auf solche Weise begreift man, wie der eigentliche Lebensprozeß des Menschen ein Fortwachsen seiner als Geistes ist oder seyn soll, welcher, wie die Flamme über dem in ihr aufgehobenen Brennstoff, über der in sich aufgehobenen Natur sich emporhebt, und in diesem Sinne sagte Rec. in seinen Fermentis, sechstes Heft, daß der Geist eben durch diese Aufhebung der Natur in sich, diese wissend und ihrer mächtig zugleich wird.

Lebensfähigem nur erweckt, nicht aber dem diese Lebensfähigkeit (das Leben an sich, nach Hegels richtiger Benennung) nichthabenden Todten, von außen eingegossen werden kann. — Gleichfalls nur im Vorbeygehen kommentirt der Verfasser jene Worte des Apostels: quomodo audient sine praedicante, wozu Rec. nur die Bemerkung beyfügt, daß der innere praedicans ohne einen äußern, so wenig als letzterer ohne jenen seine Funktion zu erfüllen vermöchte. Der Verfasser nennt ferner das Wort den Leib des Gedankens, und behauptet, daß die Intelligenz im und durchs Wort Leib annimmt, und dieser Ausdruck eines »Leibwerdens des Gedankens,« ist um so nachdenklicher, wenn man erwägt, daß die französische Sprache die Ausdrücke für gleich bedeutend nimmt: prendre corps, forme, nature, être [1]). — So, daß ich in einer Region a nur damit zur Existenz komme, daß ich in ihr Gestalt oder Leib gewinne, d. h. ihr eingeboren werde (mit welcher Eingeburt folglich nicht mein absolutes Entstehen gemeint ist); so wie ich diese Existenz in einer andern Region b, nur damit verliere (in oder aus ihr verschwinde), daß ich in ihr entleibt werde. Womit denn die Lehre der Wiedergeburt aufhört dunkel zu seyn, so wie jene Stelle des Apostels, in welcher er von seinem Ringen spricht, welches die Absicht hat, »daß Christus in seinen Jüngern und Neubekehrten eine Gestalt gewinne [2]).«

Rec. glaubt das IX. Kapitel, welches den ersten Band der Recherches philos. oder den achten Band der sämmtlichen Werke des Verfassers schließt, und die Aufschrift führt: daß die Seele

---

1) »In Ihm (dem Wort, Sohn) wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig,« sagt der Apostel.

2) Rec. bemerkte bey einer andern Gelegenheit hierüber Folgendes: Pour pouvoir exister (subsister) dans Dieu (dans la région divine als der Totalmanifestation Gottes) l'homme doit avoir un corps divin ou céleste (Korporisation wird hier im Sinne der Alten mit Substantiation gleich bedeutend genommen), comme il n'existe dans cette région terrestre qu'en portant un corps terrestre, et comme aucun être ne sauroit exister dans une région quelconque sans avoir pris corps (nature, être, forme substance) dans cette région. Et c'est par cette raison qu'il fallut que le Christ nous apporta le corps céleste, et qu'il nous donna par son corps la puissance de nous faire ou laisser incorporiser de même et de nouveau dans cette région divine etc. — wobey es sich von selbst versteht, daß nicht der Mensch sich selber auf solche Weise beleibt und entleibt, konstruirt, setzt und destruirt oder aufhebt, gebiert uud sterben oder verwesen macht, sondern daß er sich dem beleibenden und entleibenden Prinzip nur läßt oder nichtläßt, öffnet oder schließt. —

oder vielmehr der Geist nicht das Resultat (oder ein Modus) des materiellen Organismus ist, für deutsche Leser um so füglicher übergehen zu können, da eînestheils diese mit den Gründen, welche der Verfasser hier gegen den Materialismus (wie selber vorzüglich in den nouveaux élémens de la science de l'homme von Barthez, und in den Rapports du physique et du moral de l'homme von Cabanis gelehrt wird) auf- und zusammenstellt, in der Hauptsache schon durch die Inhaltsanzeige der vorgehenden Kapitel bekannt geworden sind, anderntheils in Deutschland bereits, seit einiger Zeit wenigstens, diese Darstellungsweise des Materialismus als unhaltbar von den Naturalisten selbst aufgegeben worden ist.

Im X. Kapitel (Beantwortung einiger Einwürfe) kommt der Verfasser auf seine frühere Behauptung zurück: »daß der Mensch sein Wort denken muß, um sein Denken aussprechen zu können,« oder, daß der Aussprache eine innere Sprache (parole intérieure ou muette) zum Grunde liegt, wie die Gestalt, die ich äußerlich darstelle, die Kopie einer mir inwendig gegenwärtigen ist, und obschon der Verfasser über den Zusammenhang dieses innern und äußern Worts sich nicht weiter hier ausläßt, so hält sich doch Rec. überzeugt, daß schon mit der Anerkennung dieses Zusammenhangs und Unterschieds einer innern und äußern Sprache für die Theorie der letztern vieles gewonnen, oder wenigstens ein Haupthinderniß beseitiget ist, welches bisher es unmöglich machte, zu einer solchen Theorie zu gelangen.

Der Verfasser bemerkt mit Recht (den hierüber seit geraumer Zeit herrschenden Ansichten entgegen), daß jeder Mensch, so wie er unter Menschen und nicht unter Thieren zur Vernunft erwacht, bereits in einer moralisch-religiösen und politischen Gesellschaft sich aktiv befindet, und es folglich nicht und nie seinem Belieben heimgestellt, oder selber gefragt wird: ob er in eine solche Gesellschaft erst eintreten will oder nicht *). Er (der einzelne Mensch)

*) »Es widerspricht der vernünftigen Natur des Menschen, sagt Hegel, nur ein Einzelner zu seyn; denn diese Natur verlangt seine Identität mit allen andern seiner Gattung, oder die Verwirklichung eines gemeinsamen (allgemeinen) Selbstbewußtseyns; jeder einzelne Mensch muß folglich die Absonderung seiner von andern aufheben, und diese Identität Aller zur Wirklichkeit bringen rc.; diese Verwirklichung weiset nun Hegel in der wechselseitigen Anerkennung nach, welche indeß ohne die Anerkennung einer gemeinsamen Autorität so wenig eine bürgerliche als eine religiöse Gesellschaft zu Stande brächte und im Stande erhielte. Eine Autorität, die aber jeder einzelne Mensch schon als vorhanden vorfindet, und die er nur seinerseits anzuerkennen, und nicht zu verläugnen, sondern auf sie zu hören oder

kann zwar den mehr oder minder unvernünftigen oder verbrecherischen Entschluß fassen, aus der einen oder der andern jener Gesellschaften [1]) sich heraus und diesen selbst entgegen zu setzen, aber er gewinnt oder erlangt hiemit nichts, als, daß das allgemeine Element, welches ihn bis dahin trug und förderte oder welches ihn setzte, nun sich ihm hemmend und drückend gleichfalls entgegensetzt. Da nun aber jede Gesellschaft als Bund einzelner Menschen [2]) eine Einigung derselben aussagt, diese aber nur

---

ihr zu gehorchen, nicht aber sie erst für sich, oder in Verbindung und durch Beredung mit andern zu konstituiren hat. —

[1]) Nachdem man sich erst erlaubt hätte, von einer bestandenen allgemeinen oder religiösen Weltgesellschaft (»die ihr weiland nicht Ein Volk waret, sagt der Apostel, aber nun Ein Volk seyd!«) sich zu trennen, und die Weltkirche zu einer Nationalkirche herunterzusetzen, so mußte endlich auch die Ueberzeugung völlig erlöschen, daß es nicht genügt, wenn der Mensch für sich (als ein Robinson-Krusoe) oder privatissime sein moralisch-religiöses Leben pflegt, sondern, daß er verpflichtet ist, dieses in Gemeinschaft mit andern und allen Menschen zu thun, und diese Pflichtvergessenheit gegen die einzelnen Völker und Menschen rügen, nennt man noch jetzt Intoleranz!

[2]) Alle, die kultivirtesten, wie die unkultivirtesten Völker konnten sich keinen Bund ohne Schwur (sacrum, sacre, Sakrament) denken, weil sie sich keine wahrhafte Bindung und Verbindung als Substanzirung anders als von einem Höhern ausgehend, in diesem begründet, denken konnten. »Der heil. Paulus, sagt Bossuet im siebenten Buche seiner Staatskunst etc. entdeckt (Hebr. 6, 13 etc.) zween Eigenschaften in der Handlung des Eides. Eine ist, daß man bey etwas größerem (höheren, unerreichbaren, unbewältigbaren) schwört, als man selbst ist; die andre, daß man bey einem unveränderlichen, bleibenden schwört, woraus dieser Apostel den Schluß zieht, daß der Eid unter den Menschen die letzte Bestätigung, und der endliche Urtheilsspruch ihrer Streithändel sey. Man kann aber noch die dritte Eigenschaft hinzusetzen, nämlich, daß man bey einer solchen Macht schwört, welche das innerste Geheimniß des Selbstbewußtseyns (Gewissen) durchdringet, so, daß man diese weder betrügen (etwas gegen sie verheimlichen), noch der Strafe (Ahnung) des Meineides entgehen kann. Dieses nun festgesetzt und zugegeben, daß der Eid unter allen Völkern eingeführt und angenommen sey, so befestigt dessen Heiligkeit zu gleicher Zeit die zuverläßigste Versicherung (Bewährung als Wahrmachung), welche unter den Menschen nur seyn kann, als die sich untereinander durch dasjenige (Denjenigen) versichern, was sie für das Höchste und Beständigste erkennen, und für das, was sich als solches auch ihrem Gewissen kund gibt. Dieserwegen ist der Gebrauch des Eides nur auf zween Fälle errichtet oder eingesetzt worden, worin die menschliche Gerechtigkeit (der Staat) nichts vermag. Einer ist: wenn zween gleiche Mächte, die nichts inner derselben Region über sich anerkennen, was auszumachen haben; und der andere, wenn von so verborgenen Dingen soll geurtheilt werden, wovon kein

durch einen Subjektionsakt von Seite der zu Einenden zu Stande kömmt, und im Stande bleibt, so wird man dem Verfasser wohl Recht geben müssen, wenn er behauptet, daß so wie die Menschen das Gesetz in der politischen Gesellschaft gleich macht, dieses in der religiösen der gemeinsame Glaube leistet, und daß die wahre politische und religiöse Freyheit und Gleichheit in der Unabhängigkeit von jeder einzelnen (partikulären) menschlichen Autorität, somit vor allen in der Befreyung von der eigenen, selbstischen besteht; weßwegen auch, wie der Verfasser weiter bemerkt, der Glaube in der religiösen Gesellschaft das ist, was das Gehorchen (dem Gesetz) in der politischen, und daß folglich jener wie dieses das Seyn und Bleiben in der Gesellschaft bedingt. Wobey nur zu bemerken ist, daß hier von keinem blinden Glauben die Rede ist, sondern von einem solchen, welcher mit der Anerkennung oder Einsicht einer höhern Autorität, welcher der einzelne Mensch von rechtswegen seine individuelle Einsicht unterzuordnen hat, als bereits in jenem vorhanden, und ihm sich frey anbietend, folglich eine intellektuelle Autorität oder Macht ist, welcher sich der einzelne Mensch zwar entziehen, sie sich aber nicht selber machen, ja, nachdem er sich ihr einmal entzogen, eben so wenig ex propriis und unmittelbar wieder sich herstellen kann. — Endlich bemerkt der Verfasser richtig, daß so wie der einzelne Mensch sich dieser ihm frey sich als Hülfe und Stütze anbietenden geistigen Macht entzieht, er sofort ihm nicht mehr helfenden, sondern ihn bindenden geistigen Mächten anheim fällt, d. i. den Leidenschaften der Meinungen, wie jenen der Begierden. Der Verfasser weiset hierbey auf die französische Revolution als auf ein fürchterlich-lehrreiches Beyspiel des Gesagten zurück, und Rec. erlaubt sich hierbey nur das stupide oder einfältige dieses revolutionären Thuns bemerklich zu machen, indem der John Bull erst damit anfing, das Recht seines Vertreten- oder Repräsentirtwerdens bey der Regierung geltend machen zu wollen, bald aber seine Repräsentanten zu seinen Regenten selbst erhebend, natürlich Niemand mehr hatte, der ihn bey diesen seinen neuen Regenten vertrat, und darum von diesen auch nicht mehr repräsentirt oder ver treten, sondern zer treten ward. —

Zeuge vorhanden, und nur das Gewissen Schiedsrichter seyn kann.« — Dieselbe Flachheit und religiöse Philisterey, welche der Ehe das sacrum nahm, annihilirte auch den Eidschwur überhaupt, und nachdem sie die Ehe und den Eid aufhob, kann sie freylich keinen Ehebruch und keinen Eidbruch mehr richterlich anerkennen!

Der Verfasser macht im X. Kapitel, welches die Aufschrift führt: Cause première [1]), auf jene doppelte Affektation der neuern Philosophen aufmerksam, mit welcher sie theils Gott unserm Erkenntnißvermögen gänzlich unerreichbar erklären, theils seiner Manifestation ausschließlich nur in der äußern, nichtintelligenten Natur, oder in der Geschichte der Mineralien, Pflanzen und der unvernünftigen Thiere, nicht aber in jener der Menschen oder in dieser ihrer Societät nachforschen zu können und zu müssen, behaupten. Jener ersten Behauptung entgegen stellt nun der Verfasser den Satz auf: daß Gott (der absolute Geist) nicht seyn kann, ohne (von den endlichen Geistern) erkannt zu seyn; wie Er nicht erkannt seyn kann ohne zu seyn, ja, daß zufolge jener Assertion von Fontenelle (qu'une vérité nommée est une vérité connue) der genannte Gott eo ipso auch erkannt ist. Rec. erlaubt sich hiebey, obschon nur im Vorbeygehen, den Leser auf einen von den Philosophen bis jetzt kaum beachteten Standpunkt hinzuweisen, von welchem aus unser Wissen von Gott doch heller als von jedem sonstigen niedrigern sich beleuchten läßt. In der That drängt sich uns nämlich schon bey jedem Versuche einer Theorie unsers Selbstbewußtseyns (d. h. unserer Geistesnatur) die Ueberzeugung auf, daß dieses nicht per generationem aequivocam entsteht, und daß wir nicht von uns selber zu diesem Selbstbewußtseyn gelangen, nicht von uns selber in ihm erhalten bleiben, sondern nur durch Theilhaftwerden und Seyn des göttlichen Urselbstbewußtseyns (des absoluten Geistes) [2]), oder daß wir uns nur wissen, in soferne wir Gott, und

---

[1]) Von dieser Cause première unterscheiden die Franzosen bekanntlich die Causes secondes als moyens jener, aber sie unterscheiden selten, wie sie sollten, in letztern die eigentlichen Mitwirker von den bloß werkzeuglichen (oder nichtintelligenten) Wirkern, in welcher Hinsicht man mit Recht von einer Cause *première* so wie von Causes *secondes* et *troisièmes* sprechen könnte. Vergleiche hiemit was im XI. Kap. noch hierüber vorkömmt.

[2]) Wie Gott nicht vernünftig (weise), sondern die Vernunft (Weisheit) selbst ist; nicht liebend, sondern die Liebe selbst; nicht selig, sondern die Seligkeit ꝛc.: so ist Er auch nicht geistig (spiritalis), sondern der Geist selbst (der Herr ist der Geist), und alle endlichen Geister sind vollendet geistige Wesen nur durch ihr vollendetes Theilhaftseyn an diesem absoluten Geist. Daher die Unseligkeit (Insufficientia) jener Geister, welche von dieser freyen und völligen Kommunion mit Gott ausgeschlossen sind. — Die neuere deutsche Philosophie ist übrigens endlich zur Einsicht gelangt, daß man für das Seyn eines Geistes, (d. h. eines Selbstbewußtseyns) nicht noch irgend ein anderes Substrat außer diesem Bewußtseyn zu suchen hat, welchem als der wahren Substanz dieses Selbstbewußtseyn etwa als bloßer Modus ad- oder inhärirte.

unser (oft gänzlich uns unbeliebiges) Gewußtseyn von ihm wissen. — Diese Anerkennung Gottes zeigt sich nun zwar unfrey, in sofern unser Gemüth und Wille von Gottes Willen (von seinem durch uns vernommenen Gesetz) abgekehrt ist, so wie sich selbe frey zeigt, falls wir zu Gott gekehrt sind; aber sie ist in dem einen und andern Falle nicht die Anerkennung des Seyns eines Gottes überhaupt, sondern zugleich Erkenntniß dessen, was oder wer dieser Gott uns ist, weil sie die klare Erkenntniß seines effektiven Willensgesetzes (des moralischen) ist. So, daß man also jeden bey sich selber und im Sozietätsverbande seyenden Menschen einer Lüge bezichtigen kann und muß, falls er als seine Ueberzeugung uns sagte, er wüßte ganz nicht ob ein Gott, viel minder wer dieser Gott ist!

Der Verfasser beruft sich hier auf seine frühere Behauptung, daß derselbe Mensch als denkendes Wesen imaginirt, begreift oder erkennt, und empfindet [1]), und daß er seine innern Bildungen (Imaginationen) durch äußere, sein Verstehen durch Worte, seine Empfindungen und Gefühle durch Handlungen kund gibt oder erweiset. Wenn man nun nicht in Abrede stellen kann, daß die Menschen aller Zeiten von der Gottheit sprachen, daß sie selbe in mancherley Gestalten darstellten, und durch mancherley Handlungen (Kultus) ihre Gefühle von Gott äußerten: so kann man auch nicht in Abrede stellen, daß die Menschen zu allen Zeiten von Gott wußten, oder Gott, gleich viel ob mehr oder minder wahrhaft erkannten, und jene erste Behauptung der neuen Philosophie: que la cause première reste toujours dérobée à notre investigation, zeigt sich hiermit als falsch und grundlos [2]). Der Verf. führt nun obigen Beweis durch die genannten drey Momente durch, und legt mit Recht in Betreff des Erweises der Anerkenntniß Gottes durch Thun oder Handeln den Accent auf jenes öffentliche Handeln (Opfer), welches selbst in den heidnischen Liturgien ausschließend actio heißt; zum Beweis, daß der Begriff der

---

[1]) Das Wort sentiment hat bekanntlich eine höhere Bedeutung als der deutsche Ausdruck.

[2]) Falls der Mensch eine Wahrheit einige Zeit geflissentlich ignorirt, so verdunkelt sich freylich seine Erkerntniß derselben, und an die Stelle des wissentlichen und beliebigen Ignorirens tritt endlich eine unbeliebige Ignoranz. In welcher Hinsicht man allerdings der Versicherung mancher Philosophen und Theologen unserer Zeit: »daß sie rein nichts von Gott mehr wissen,« wenigstens zum Theil Glauben beymessen darf. So hörten und hören die Menschen so lange nicht auf die Stimme Gottes, bis endlich Gott zu ihnen zu sprechen aufhört, d. i. bis sie immer harthöriger und endlich taub geworden sind, und sie sagen uns dann naiv, Gott sey von je und immer stumm gewesen. —

Effektivität (Wirklichkeit und folglich Wirksamkeit) einer solchen Handlung von je dem Menschen eigen war, wogegen nur in neueren Zeiten die Philosophen und zum Theil eheu! sogar die Theologen, nachdem ihnen selbst der Verstand oder das Verständniß dieser Effektivität ausgegangen, sich angelegen seyn ließen, auch die gesammte menschliche Gesellschaft dieses ihres Unverstandes theilhaft zu machen, oder wie sie sich ausdrückten, selbe über allen Kultus aufzuklären und zu illuminiren. — Mit Recht bemerkt aber der Verfasser, daß gegen solche allgemeine Ueberzeugungen der Gesellschaft (als der Vernunft der Gattung) die Privatmeinungen einzelner Individuen keine Beachtung verdienen, und findet es sonderbar, daß dieselben Philosophen, welche den Völkern die höchste Dignität und Suprematie im Politischen einräumen, jener ihre moralischen Ueberzeugungen so gut als gar nicht beachten, und dieselben Völker für politisch mündig erklären, welche sie, was jene Ueberzeugungen betrifft, gleich unmündigen Kindern behandeln.

Dem Verfasser gebührt bekanntlich das Verdienst, die Manifestation des Göttlichen klarer und bestimmter, als bis dahin geschah, in der menschlichen Gesellschaft nachgewiesen zu haben, deren Natur und Triebfeder in der That Gegenstände von größerem Belange für den vernünftigen Menschen sind, als die Erscheinungen und Hervorbringungen der nichtintelligenten, materiellen Naturen, wie denn auch ein neuerer deutscher Denker (Hegel) mit Recht behauptet, daß selbst nur ein verbrecherischer Gedanke oder That eines Menschen als Erscheinung eine höhere Dignität und Virtualität hat, als jene irgend eines Irrsterns. — Der Verfasser bemerkt nun, daß ohne die primitive und radikale, den Menschen wenn auch dunkel immer gegenwärtige, weil sein Selbstbewußtseyn begründende Ueberzeugung eines ihm höheren (übermenschlichen) Wesens und Wirkens, welches als ihr gemeinsamer Autor absolute Autorität für sie hat, der Gedanke einer menschlichen Autorität, welcher man frey gehorsamen müsse, nie bey den Menschen Eingang gefunden haben würde, und daß das Entstehen so wie das Bestehen der Gesellschaft sofort unbegreiflich wird, als man jene Ueberzeugung tilgt oder von ihr abstrahirt. In der That bedarf man keiner geringern als einer göttlichen Assistenz, um sich den Ursprung und den Bestand einer solchen Gesellschaft (auch in ihrer engsten Gestaltung, z. B. jener der Familie) begreiflich zu machen, wenn man nur jenen Abgrund antisozialer und anorgischer wilder Mächte erwägt, welche schier in jeder Menschenbrust jenem Bestand und jener Ordnung feindlich und zerstörend entgegen streben; und gewiß sind es nicht menschliche sondern übermenschliche (d. i. göttliche) Kräfte, welche, ich will

nicht sagen täglich und stündlich so zahllos viele verbrecherische antisoziale Gedanken nicht zur vollendeten Ausbildung (Willensentschluß), sondern welche von so vielen wirklich ausgebildeten Gedanken noch ungleich weniger zur Ausführung oder That kommen lassen. Weßwegen es unverständig scheint, wenn man in der nichtintelligenten Natur das Fortbestehen und Gesetztbleiben ihres Organismus trotz des Konflikts der anorgischen Mächte mit den organischen anerkennt und bewundert, nicht aber in der moralischen Welt oder in der Sozietät dasselbe Wunder des Bestehens der Ordnung trotz der ununterbrochen wirksamen desorganisirenden Kräfte anerkennen will, oder wenn man zwar zugibt, daß die einzelnen Naturkörper oder Individuen nicht sich allein gelassen sind, nicht aber, daß dasselbe noch mehr für die einzelnen Menschen, oder für alle einzelnen Menschen zusammen gilt; d. i. que ni la nature ni la société subsistent et marchent par elles-mêmes, wenn schon wegen der Freyheit des Menschen oder seiner Dignität als Mitwirkers mit, und folglich auch als Gegenwirkers gegen Gott, diese göttliche Assistenz in der menschlichen Gesellschaft nicht mit jener Uniformität, als in der Elementarwelt, und bald dem Anscheine nach für die Menschen, bald gegen sie sich manifestirt. Wie also könnte man sagen, ruft der Verfasser aus, daß die Anerkenntniß Gottes den Menschen je gemangelt hätte, da wir sehen, daß diese Anerkenntniß *) es zu allen Zeiten war, mit deren Hülfe sie alle ihre Sozialgesetze, ihr Familien- und ihr Staatsleben begründeten, ordneten und leiteten, weil, wie Rec. früher bemerkte, das oder der Leitende (Konservator) kein anderer seyn kann, als der Begründer oder Autor selber.

Die Menschen tragen alle die Idee eines lebendigen Gottes, wie der Verfasser behauptet, wenigstens im Keime mit sich; ja man kann sagen, daß diese Idee ihnen nicht nur eingeboren ist, sondern daß vielmehr die Menschen (wie Daub sagt) jener eingeboren werden, und wenn sie äußere Manifestationen der Gottheit als solche anerkennen, so erkennen sie selbe nur als Kopien oder Erinnerungen des Originals, dessen Anerkenntniß ihnen freylich so wenig bloß von außen kommen kann, als die Keimfähigkeit eines Samenkorns ihm von außen, wenn schon selbe ohne die entsprechende Reaktion von außen nicht ad actum kommt. Besonders aber zeigt sich, wie der Verfasser bemerkt, diese untilgbare Idee des Göttlichen in dem Menschen darin, daß sie alle ein Ideal einer vollständigen und ungetrübten Manifestation der

---

*) D. i. die Religion als öffentliches Institut diese Anerkenntniß zu erhalten und ins Leben einzuführen.

Gottheit in der und durch die menschliche Gesellschaft (d. h die Idee eines **Reichs Gottes**) in sich tragen, wenn schon dieses Ideal ihnen immer wieder zu einem trügerischen Idol sich umgestaltet.

Jener große Unbewegliche weil alles Bewegende, und eben in dieser Allbewegung unbewegt Bleibende oder Ruhende *), gibt sich somit auch im Selbstbewußtseyn des Menschen als solcher, d. h. als aus selbem inamovibel kund, und es hängt nur vom letzteren ab, ob er dieser Inamovibilität für sich oder gegen sich inne werden will und soll! Wir denken darum, wie der Verfasser sagt, Gott in allen allgemeinen (Vernunft-) Ideen, und selbst

*) Rec. bemerkt hier im Vorbeygehen, daß wenn die Astronomen (z. B. **Lambert**) von einem Zentral-Himmelskörper als jenem sprachen, um den sich alle andern Himmelskörper bewegen, der aber selber sich darum nicht bewegt (bewegt wird), weil von ihm aus und durch ihn alle übrigen Bewegungen sich gegenseitig aufheben, so, daß der inner ihn fallende Massenpunkt des Systems zwar immer zur Fortbewegung (Unruhe) sollicitirt wird, aber diese Sollicitation in sich eben so beständig zur Ruhe (Bleiben) aufhebt — so haben diese Astronomen hiemit keineswegs schon die Nothwendigkeit der Existenz eines solchen Himmelskörpers bewiesen, inner welchem nämlich dessen einzelner Massenpunkt und jener des ganzen Systems sich bleibend einander decken sollen, so wie es hiemit unentschieden bleibt, welcher dieser Himmelskörper ist, ob z. B. unsre Erde, oder irgend ein anderes kosmisches Individuum? — Der (im Verhältniß aller um einen unbewegten Zentralkörper oder Individuum bewegten sekondairen Körper zu jenem) hier angedeutete Gedanke ist nämlich folgender: Mehrere (alle) einzeln bewegliche und bewegte Individuen eines Systems erhalten oder vindiciren ihre innere Ruhe, Subsistenz und Koincidenz ihres individuellen Massenpunkts mit jenem des ganzen Systems nur durch ihre bestimmten, ihnen von dem unbewegten Zentralkörper vorgeschriebenen Bewegungen um ihn, dem sie hiemit gehorchen oder dienen, so wie dieses Zentralindividuum seine Subsistenz und Koincidenz mit demselben allgemeinen Massenpunkt in und durch seine Ruhe erhält. Jene bewegten oder in beständiger Bewegung begriffenen Individuen erhalten oder erlangen ihre Koincidenz und Rapport mit dem allgemeinen Massenpunkt somit nicht unmittelbar, sondern durch Vermittlung ihres Bezugs auf den Zentralkörper, wogegen dieser zwar denselben Rapport unmittelbar, jedoch nur dem Anscheine nach als nichtthätig und gleichsam nur befehlend erhält, indem auch er nur unter der Bedingung der Repräsentant des Zentrums bleibt, daß selber alle untergeordneten Individuen in jener Bewegung fort erhält, in und durch welche diese selber jenes Rapports oder Bezugs theilhaft bleiben. Nachdenkende Leser werden übrigens ohne meine Bemerkung sich überzeugen, daß diese Anmerkung ganz füglich zu einer großen Abhandlung könnte entwickelt werden.

wenn wir sein Daseyn zu läugnen uns bestreben, oder ohne und gegen ihn zu denken uns einbilden, so denken wir doch nur an und durch ihn; so wie er das Licht ist, das wir zwar nicht selbst sehen, wenn wir schon alles uns sichtbare durch selbes sehen, und wie er das Leben ist, das uns alles fühlen macht, wenn wir schon es selber nicht fühlen. Nur in diesem Sinne nannte sich Gott selbst den Deus absconditus, in der intellektuellen Welt unter dem Namen der Wahrheit, in der physischen unter jenem der ersten Ursache, in der Gesellschaft unter dem der Macht (pouvoir) immer verborgen und doch immer gegenwärtig und in seiner Gegenwart anerkannt; ja selbst im Grunde unsers Herzens verborgen und gegenwärtig in der Unermeßlichkeit unserer Hoffnungen und unserer Furcht; denn irriger Weise behaupteten einige, daß eben dieses unser Hoffen und Fürchten uns die Gottheit geschaffen hätte (primos in orbe deos fecit timor), da im Gegentheil diese es ist, welche jene Furcht und Hoffnung in uns schafft. —

Lesern, welche mit dem gegenwärtigen Standpunkte der Philosophie in Deutschland bekannt sind, wird jene Unterscheidung willkommen seyn, welche der Verfasser zwischen den Idées abstraites und den Idées simples ou générales macht, d. h. zwischen unganzen und darum außer sich hinausweisenden fälschlich sogenannten Verstandesbegriffen (weil nämlich durch selbe eigentlich das Begreifen immer nur ein »Sollen« bleibt), und den vollendeten, darum in sich ruhenden Vernunftbegriffen. Vorzüglich Hegel'n gebührt nämlich das Verdienst, die Einsicht fest gehalten zu haben, daß die Funktion des unterscheidenden abstrahirenden Verstandes als Negativität zwar ein nothwendiger Moment in unserer Denkfunktion ist, daß aber, falls selber aufhört nur Moment zu seyn, sondern aus seiner Unterordnung heraustretend, sich fixirt und somit der Herstellung des Konkreten sich widersetzt, diese Verstandesfunktion in der Region des Erkennens eben so feindlich, zerstörend und geisttödtend wirkt, als in der Region des Willens das Selbstbestimmen und Selbstthun, in sofern dieses gleichfalls aus seiner Unterordnung heraustritt und sich erhebt. Alles was man also gegen eine Philosophie meurtrière in neuern Zeiten mit Recht vorbrachte, war nur gegen diesen falschen Gebrauch oder Mißbrauch des Verstandes (dieser Gabe Gottes) gesagt, gegen das unwahre halbe Denken, nicht gegen dieses als solches, und als vollendetes Denken, so wie man nicht das Selbstbestimmen und Selbstthun dem Menschen als Sünde anrechnet, sondern nur jenes, welches sich auf ähnliche Weise der Unterordnung unter das Gesetz zu entziehen und sich selbst Gesetz zu seyn strebt.

Mit Recht rügt der Verfasser die Verflachung und Nichtach-

tung der Spekulation in neuern Zeiten, und daß die Menschen aus der Region des eigentlichen Erkennens oder Denkens in jene des bloßen Imaginirens (Vorstellens) herabgesunken sind; weßwegen es denn auch nicht Gedanken, sondern bloße Bilder sind, durch welche man sie zu bewegen vermag, eine Bewegung, die in sofern eine passive und unlebendige genannt werden muß, in sofern diese Bilder dem Menschen gegen den eigentlichen Gedanken nur äußerlich sind, und selber indem er nur durch und an Bildern sich fortbewegt, nur von außen bewegt wird, und sich folglich nicht selber bewegt *). Aber troß dieses Strebens, sich nur am Sinnlichen, Handgreiflichen zu halten, sieht sich der Mensch genöthigt, selbst in der Physik, als in der eigentlichen Region dieses Handgreiflichen, die effektive Gegenwart unbegreiflicher Agentien (z. B. jener fluides incoercibles, insaisissables, impondérables, d. i. immatérielles) anzuerkennen, und verlangt denn doch, daß man ihm in der geistigen Region bloß sinnlich vorstellbare oder sinnlich faßbare Agentien als höchste und letzte Prinzipien aufführe. Ueberall, wo er gleichsam tiefer in der Materie nachgräbt, kömmt ihm Geisterwitterung entgegen, und doch flüchtet er in seiner Geistesscheu immer wieder in diese Materie zurück, um, wie er meint, vor Geistern und Geist sicher zu seyn.

Was den Neuern ihre Anerkenntniß Gottes schon in der äußern Natur verdunkelt, ist, wie der Verfasser glaubt, ihr immer tieferes Hinabsteigen in die zahllosen Verzweigungen der Causes secondes, worüber sie die Cause première aus dem Gesichte verlieren, so wie sie über dem Comment der Dinge ihr Pourquoi vergessen; weßwegen man richtig sagen kann: »daß so wie die Alten den Gesetzgeber anerkannten, ohne die Gesetze bestimmt zu erkennen, den Neuern über dieser bestimmten Erkenntniß der Gesetze die Erkenntniß des Gesetzgebers abhanden gekommen zu seyn scheint; was übrigens noch mehr für unsere Moralisten gilt, welche bekanntlich in ihren atheistischen und deistischen Moralsystemen die Erkenntniß des Gesetzes nicht nur allein für völlig genügend, jene des Gesetzgebers somit für überflüssig, sondern letzte wohl gar für der reinen Moralität schädlich im echt republikanischen Sinn erklärten.« Auch der Verfasser der schon oben angeführten Rapports du physique et du moral de l'homme geht so weit, zu behaupten, daß wir nur Einzelnes, nicht aber das Allgemeine, d. h. daß wir nur Brüche nicht aber die Einheit (Entier) zu erkennen vermögen, und daß wir dem einzelnen Endlichen nicht etwa im und durchs Eine, Vollendete, sondern nur

*) Man erinnere sich was Rec. oben vom Gedanken behauptete, daß selber nämlich bildfrey nicht aber bildlos seyn soll.

außer ihm, oder in der Abstraktion von letzterm nachforschen sollten. Er meint, man könnte schon darum die erste Ursache nicht kennen, weil sie erste Ursache, d. h. nicht Effekt ist, und er verdammt somit den Menschen zum ewig grundlosen oder unvernünftigen Erkennen *), weil man doch alles Erkennen, Wollen und Thun des Menschen so lange unvernünftig nennt, als lange er von dem Grunde (raison — innerer Nothwendigkeit ꝛc.) derselben keine Rechenschaft zu geben, und diesen Grund nicht kenntlich zu machen vermag. — In der That kann man die Unphilosophie nicht weiter treiben, als diese soi-disants Philosophen selbe geraume Zeit her trieben.

Der Verfasser bemerkt ferner: daß wenn auch in der Region des durchaus endlichen, nur verursachten und also immer über sich hinausweisenden (wie in der äußern Natur) zu bloß endlichen Zwecken, die Anerkenntniß der ersten Ursache voraus- oder beyseite gesetzt, dieses doch keineswegs in der Region der Freyheit (der Moralität oder der Gesellschaft) gestattet werden kann, in welcher der Mensch keinen Schritt thun kann, ohne sich in direkten, effektiven Bezug mit dieser Cause première wissentlich zu setzen, und ohne der Verbindlichkeit inne zu werden, diese Anerkenntniß in und für die Gesellschaft auch äußerlich zu realisiren. Aber eben weil die Leidenschaften gegen diese öffentliche Anerkennung protestiren, hat man selbst in der Naturkunde die Idee eines Gottes so dunkel und so fern als möglich zu halten gesucht, gegen welche man sonst, in sofern nämlich dieser Gott nur ein Herr der Winde (vacua se jactet in aula) und des Viehes (sogenannte Naturtheologien) bliebe, nichts einwenden würde.

Endlich gibt der Verfasser die Unordnung in der physischen und moralischen Welt als eine der Ursachen an, welche zu jener Behauptung Veranlassung gaben: que la cause première reste pour toujours dérobée à notre investigation, und sucht zwar nur im Vorbeygehen diese Einwendung zu entkräften. Rec. bemerkt hierbey, daß eine Menge mißlungener Theodiceen überflüssig gemacht worden seyn würden schon durch die Einsicht, daß das Böse nie *ist*, und eigentlich nie *geschieht*, sondern immer nur seyn und geschehen *will*, und daß folglich zwar wie der Mensch oder der Teufel das Böse will und thut, solches freylich böse ist, nicht aber wie es Gott will und lenkt. So z. B. erfährt jeder von uns, daß ihm durch dasselbe Thun eines Andern Recht geschieht, welches doch von Seite des Thäters unrecht ist.

*) Diese Verdammniß koincidirt mit jener des ewigen Nachlaufens des Menschen nach seiner ewig unerreichbaren Perfektibilität, als des ewigen Juden.

Im XI. Kapitel, welches der Betrachtung der Endursachen (causes oder besser Intentions finales) gewidmet ist, definirt der Verfasser jene, als den Rapport, Bezug oder Uebereinstimmung der Mittel und Zwecke, oder in jedem einzelnen Wesen: der Vermögen (facultés, organes) und der Funktionen. So z. B. wird der Mensch als Endursache, d. h. als Zweck des materiellen Universums, Gott (die erste Ursache von allem) als Endursache oder Zweck von allem (raison des êtres) erkannt, weil nämlich alles, was von einem Andern und nicht von sich ist, auch nicht für sich (nicht Selbstzweck) sondern nur für jenen andern seyn und wirken kann. Eine Behauptung, welche man indeß nicht dahin mißdeuten darf, als ob Gott die Welt und alle Kreaturen nicht diesen, sondern nur sich zu Liebe schaffte und erhielte. Weil nämlich Gott sein Seligseyn, und alles was er gibt, nicht von sich weggeben kann *), und seine Gerechtigkeit, indem sie der Kreatur nur das verbietet, was sie von ihm entfernt, nur das ihr gebietet, was sie ihm naht, mit seiner Liebe folglich identisch ist; so wie die zusammenhaltende Attraktion (Kompression) der entfaltenden Expansion nicht widerspricht, sondern mit ihr dasselbe will.

Die Endursachen, sagt der Verfasser, sind darum zahllos, weil dieses die Rapports sind, welche der Mensch zwischen den einzelnen Wesen zu entdecken vermag. Wenn man aber in neueren Zeiten weniger oder nichts aus diesen Endursachen machte, so geschah dieses theils darum, weil wirklich die Art und Weise, wie man sie öfter geltend machen wollte, unvernünftig war, z. B. wenn man sich Gott als einen Werkmeister dachte, welcher einem ihm fremden (von ihm nicht geschaffenen) Stoff Formen und Zwecke gab, welche diesem Stoff eben so fremd und äußerlich waren; — theils darum, weil man einsah, daß, wenn diese Endursachen in der Physik auch zu wenig, in der Moral hingegen doch immer noch zu viel: nämlich eine höchste supranaturale Vernunft bewiesen, an welche nun einmal die Menschen nicht

*) Das Licht, das von der Sonne ausgeht, geht darum von der Sonne nicht ab, so wie das Wort, das ich ausspreche, zwar von mir aus- aber nicht von mir abgeht, folglich das von der Sonne ausgehende Licht nicht etwas von ihr getrenntes und trennbares (Effluvium etc.) sondern sie selber ist und bleibt, so wie das Wort, das ich ausspreche, ich selber bin. Nur die tödtende Verstandesabstraktion kann dieses Aus- und doch nicht Abgehen nicht begreifen, nicht aber die Vernunft, und ersterer haben wir z. B. jene Vernunftverfinsterung zu danken, welche noch immer in unsern physikalischen Theorien und Erklärungen des Lichts herrscht. — Das Ausgehen einer Sphäre ist ihr Aufgehen, und man sagt, daß sie in einem andern Wesen ausgeht, wenn sie sich diesem öffnet, und selbes in ihre Mitte aufnimmt.

mehr glauben sollten. In der That muß man aber gestehen, daß wenn die eine Partey die gute Sache der Endursachen im Durchschnitt und bis jetzt, nicht gut vertheidigte (wohin Rec. mit Erlaubniß des Verfassers, selbst die zwar hoch gerühmten Raisonnements Newtons und anderer zählt), die Unvernunft der Gegenpartey doch noch ungleich größer sich zeigt; wie es denn eben keines besonderen Aufwands von Scharfsinn bedarf, um sich zu überzeugen, daß, falls der Naturforscher nicht mit der Ueberzeugung an die Natur träte, daß er in sie als vernünftig sich finden würde, falls er nur mit Vernunft nach Vernünftigkeit in ihr sucht, ein solches Naturforschen weder anfangen, noch minder erwünschten Fortgang und Ende haben könnte, und daß wir folglich die Natur nur wissen, in sofern wir Gott wissen, so wie wir nach obigem uns nur wissen, in sofern wir Gott wissen. Nachdem nun der Verfasser dem Einwurfe Bako's begegnet, daß das Nachforschen nach den Endursachen der wahren Naturforschung hinderlich sey, wendet er sich vorzüglich wieder an den Verfasser der schon öfter erwähnten Rapports du physique et du moral de l'homme, und beleuchtet das Irrige und zum Theil Absurde seines flachen Raisonnements. Dieser meint nämlich die Endursachen mit der Bemerkung abfertigen zu können, daß man sich über die Uebereinstimmung der Facultés und Funktionen darum nicht wundern könnte und dürfte, »weil ja beyde von einer und derselben Quelle (Ursache) kämen, und in einer und derselben Organisation begründet wären!« — Wogegen Bonald richtig bemerkt: 1) daß diese Identität der Ursache der Facultés und Fonctions nicht wider, sondern für die Vernünftigkeit dieser ersten Ursache beweiset, so wie daß 2) diese Identität doch für sich allein keineswegs die ganze Sphäre des Zweckmäßigen oder der causes finales begreift, indem ja vorzüglich eine Zusammenstimmung äußerer, mit meiner Organisation dem Anscheine nach in keinem Zusammenhang seyender Dinge (z. B. des Lichts fürs Auge, der Luft fürs Ohr 2c.) mit jener nöthig ist, ohne welche Zusammenstimmung das einzelne Individuum sich so wenig in die allgemeine Natur finden würde, als der einzelne Mensch ohne einen ähnlichen Rapport seiner individuellen Anlagen, Vermögen 2c. mit der gesammten, vor, mit und nach ihm bestehenden Gesellschaft das Zweckmäßige der erstern erkennen oder inne werden könnte. Der Verfasser jener angeführten Rapports du moral etc. meint ferner die causes finales, d. h. eigentlich die Behauptung einer intelligenten Weltursache (eines architektonischen Verstandes, wie sich Kant richtig ausdrückte) damit zu entkräften, daß alle diese bewunderten Uebereinstimmungen doch nur in den »Faits,« d. i. in den Effekten als in den nothwendigen Be-

dingungen der Existenz dieser Naturwesen zu finden sind *), und dieser Schriftsteller, den man in Frankreich bekanntlich zu den vorzüglicheren zählt, meint endlich, daß der Glaube an diese Causes finales, welcher bereits schon sehr schwach geworden, in demselben Verhältnisse in Zukunft noch mehr abnehmen würde und müsse, in welchem die Naturkunde größere Fortschritte machen wird, oder mit anderen Worten: der Verfasser der Rapports du moral etc. ist der Meinung, daß der Zweifel an die Vernünftigkeit der obersten Weltursache in demselben Verhältnisse zunehmen würde, in welchem die Naturforscher die Beweise für diese Vernünftigkeit anhäufen würden. — Rec. kann übrigens jenen Gründen nur seinen Beyfall geben, mit welchen Bonald die Superiorität der menschlichen Natur über das materielle Universum gegen jene Philosophen erweiset, welche für die Dignität und Vortrefflichkeit eines Weltwesens keinen anderen Maßstab weiter kennen, als jenen des Volumens und Gewichts. Ein Maßstab, der indeß selbst in rein physikalischem Sinne unrichtig ist, weil ja die Aeußerungen der materiellen Schwere und Faßlichkeit nur negativer Natur sind, oder weil das Nichtselbstständige und Selbstlose eben nur im Verhältnisse dieser seiner Selbstlosigkeit und Ohnmacht schwer, und das materiell Faßliche gleichfalls nur im Verhältnisse seiner Unkräftigkeit faßlich (arrêtable) ist. Denn eben was ich nicht zu ergreifen und zu begreifen, oder dem ich nicht zu widerstehen oder Stand zu halten vermag, was mir zu subtil ist, das ergreift, begreift und überwältigt mich. »Er versetzt die Berge, und sie wissen nicht,« sagt der Psalmist.

Im XI. Kapitel, welches die Aufschrift führt: De l'homme ou de la cause seconde, behauptet der Verfasser, daß nur dem Menschen als freythätigem (selbst handelnden und nicht blos handeln gemacht werdenden) Wesen, nicht aber den selbstlosen Naturen, als bloßen Werkzeugen, der Name einer Cause gebührt, und er stimmt also mit jener Division der Natur des Scotus Erigena überein, nämlich in eine natura causans non causata, in eine natura causata et causans, und in eine natura causata, non causans; wobey nur noch zu bemerken kommt, daß der Mensch, als zwischen erster und letzter in Mitte stehend,

*) Er will nämlich sagen, das nichts zur einzelnen Existenz kommen oder aufkommen kann, was nicht ins Ganze paßt, und daß man sich darum über dieses Zusammenpassen nicht zu wundern hätte. — Wenn aber im strengen Sinn es richtig ist, daß alles was wahrhaft ist, vernünftig ist, so wird ja eben hiemit die Vernünftigkeit des Ganzen anerkannt, und daß, wie schon Anaxagoras lehrte, der Gedanke (nus), es ist, welcher diese Welt zusammenhält.

die Assistenz oder Resistenz der natura causata non causans immer nur findet [1]), weil er nämlich nie in eigentlichen Besitz dieser werkzeuglichen Natur kömmt, sondern selbe nur immer von ihrem alleinigen Herrn (der Cause première) zu Lehen trägt. — Wenn nun die Meinungen und Raisonnements der mehrsten Philosophen über die Cause première unglücklich, d. i. unvernünftig ausfielen, so darf man sich nicht wundern, wenn es ihnen bey ihren Theorien oder Hypothesen über die Natur und den Ursprung der Cause seconde (des Menschen) nicht besser ging. So z. B. brachte Diderot zuerst den Gedanken eines allgemeinen Thieres [2]) in Umlauf, dessen Zerfallen und Verwesen alle dermalen lebenden Geschöpfe, und so auch die Menschen, hervorgebracht haben sollte, welch letztere somit gleichsam als eine Läusekrankheit unseres Erdballs zu betrachten seyn würden. Ob nun schon diese und ähnliche ältere und neuere, philosophische und physiologische Romane theils zu abenteuerlich, theils zu langweilig scheinen, um sich mit ihnen ernsthaft zu beschäftigen; so nimmt doch der Verfasser in diesem Kapitel die Mühe deren Widerlegung auf sich [3]), in Bezug auf welche Rec. den Lesern dieses Kapitels folgende allgemeine Bemerkungen anheimstellt. Es kann nämlich: 1) selbst nach der Genesis den einzelnen Elementen das ursprüngliche Vermögen nicht in Abrede gestellt werden, per generationem primariam (nicht, wie man sagt: aequivocam) lebendige Individuen hervorzubringen, oder hervorgebracht zu haben, wie denn, zwar auf Gottes Geheiß, in dieser Genesis sämmtliche Elemente als gleichsam kreißend aufgeführt werden; wogegen aber nicht diese Elemente, sondern unmittelbar

---

[1]) Quaerite Regnum Coeli, et *caetera adjicientur* vobis!

[2]) Rec. macht den kundigen Leser hier nur darauf aufmerksam, daß dieser Gedanke eigentlich nur die Karrikatur eines Vernunftbegriffes ist, weil nämlich dem abstrahirenden Verstande als Nominalisten nur das Einzelne oder das Individuum wirklich, die Species oder Gattung nichts ist, nicht aber der Vernunft, als Realistin.

[3]) So z. B. sagte Lamétrie ganz ernsthaft: »daß die Erde eben so keine Menschen mehr legt, wie eine alte Henne keine Eyer, und wie ein altes Weib keine Kinder mehr gebiert;« wobey der Verfasser bemerkt, daß Lamétrie nur hierbey vergaß, uns zu sagen, warum denn diese Natur doch immer fortfährt, junge Hühner und junge Weiber zu gebären; und hinzusetzt: En vérité ces systêmes, à force d'être philosophiques, ne seroient que bouffons, si le sujet étoit moins sérieux, et les résultats moins déplorables. Was übrigens Lamétrie auf krasse Weise sagte, das sagen unsere neueren Physiker nur auf subtilere Weise, und vorsichtiger mit ihren générations spontanées de l'énergie de la matière.

Gott selbst es war, welcher den Menschen als redende Seele hervorführte. — 2) Das leibliche Hervorgehen dieser Kreaturen aus, und ihr Bestehen in den Elementen beweiset nichts gegen die Superiorität oder das Fürsichseyn dieser lebendigen Wesen über das bloße, völlig selbstlose Ansichseyn jener Elemente. Eine Superiorität, welche diese Wesen bekanntlich in ihrem Kampfe mit den anorgischen Elementarmächten hinreichend bewähren. 3) Was nun eben erwähnten Kampf oder Konflikt betrifft, so drängt sich dem aufmerksamen Naturforscher eine Bemerkung auf, welche für die Schöpfungsgeschichte selbst von großem Belange ist, nämlich die, daß jedes Geschlecht, jede Spezies und jedes Individuum nicht anders, als mit den Spuren, als gleichsam Reminiscenzen und labes originalis eines ursprünglichen Kampfes mit anorgischen Mächten zum Vorschein kommt, in und durch welchen selbe nur zur Existenz zu kommen vermochten, d. h. eine sorgfältige Naturbeschreibung weiset uns unmittelbar auf eine Naturgeschichte zurück, und zwar in allen Regionen, wenn letztere gleich in einzelnen (z. B. in der Geologie) merklicher und unabweisbarer sich darbietet, und wenn gleich dieses Feld der Naturbeobachtung noch sehr wenig Bearbeiter fand. 4) In Betreff des Unterschiedes der primitiven Erzeugung und der sekundären (der Erhaltung und Fortpflanzung) erinnert Rec. an seinen schon früher ausgesprochenen Grundsatz der Identität des begründenden (hier schaffenden) und des erhaltenden (fortpflanzenden) Prinzips, eine Identität, welche die Verschiedenheit der Manifestationsweisen des letzteren in dem einen und anderen Falle keineswegs ausschließt, sondern selbe begründet, so wie selbe doch auch jeder absoluten Trennung beyder widerspricht, und folglich sogar die Möglichkeit einer wechselweisen Vikarirung beyder Prozesse zuläßt. Eine Bemerkung, welche ferner 5) einer wichtigen des Verfassers begegnet, nämlich jener: daß z. B. das Kind, wenn es, dem Schooße seiner einzelnen Mutter entbunden, sein selbstisches Leben und Daseyn beginnt, eigentlich nur die Art und Weise wechselt, mit welcher es mit seinen beyden allgemeinen Müttern, der allgemeinen äußeren Natur, und der gemeinsamen menschlichen Gesellschaft in Verbindung und Abhängigkeit ist und bleibt, nämlich jetzt (nach seiner Geburt) in unmittelbarer, aktiver Verbindung, wie bevor in passiver und durch das Medinm seiner einzelnen Mutter *), welche in so lange als die Repräsentantin der allgemei-

*) Aufmerksame Leser werden von dem Gesagten leicht eine Anwendung auf jenen Begriff machen, welcher bereits im alten Bunde vorkommt (z. B. bey Isaias, wo Gott sagt: »daß ihm die

nen Mutter funktionirte. — 6) Sämmtliche Gründe, welche der Verfasser gegen die Behauptung einer Spontaneität der Bewegung der Materie vorbringt, lassen sich in folgendem Satze konzentriren: »daß es widersprechend ist, einem Selbstlosen (der Materie) Selbstbewegung zuzuschreiben, und letztere nur in dem wahrhaften Selbst, d. i. in dem Geiste, zu suchen ist.« — 7) Für diejenigen Leser endlich, welchen der Sinn für die Würde und Unentbehrlichkeit der wahren Spekulation noch nicht ganz ausgegangen, und in dem Azote der Zeitluft erloschen ist, wird folgende Stelle willkommen seyn, mit welcher der Verfasser das XII. Kapitel schließt. »Die Physik, eine Wissenschaft der Sinne und der Imagination, glaubt nur an sensible Existenzen, und will, daß man ihr auch die Ursachen sichtbar und greiflich macht. Die Metaphysik dagegen, als Wissenschaft des Uebersinnlichen, Geistigen, schöpft ihre Begriffe aus einer höheren Ordnung, und wie die Vernunft selbst nur das Vermögen der Prinzipien genannt worden ist, so muß das Erkennende wie das Erkannte hier den Charakter des Spontanen, Bedingenden, und nicht jenes des blos Bedingten beurkunden. Die Vernunft hat darum von der »Ursache« eine Gewißheit, welche weit jene des unvermittelten sinnlichen Seyns übertrifft, nämlich die Gewißheit der Nothwendigkeit, welche das Erkenntnißvermögen in seiner sinnenfreyen (nicht sinnlosen) Bewegung inne wird; und daher kommt es, daß die Physik eines Jahrhunderts nicht immer jene des folgenden ist, daß aber die allgemeinen Vernunftwahrheiten, welche man den Völkern vor sechstausend Jahren lehrte, dieselben sind, die man ihnen noch jetzt lehrt.« —

Rec. übergeht das XIII. Kapitel, welches von den Thieren handelt (und in welchem der Verfasser die Unvernünftigkeit jener älteren und neueren Doktrinairs nachweiset, welchen daran liegt, die menschliche Natur mit der Viehischen zu vereinerleyen), besonders für deutsche Leser darum, weil die Tendenz der deutschen Unphilosophie seit einiger Zeit mehr dahin geht, den Menschen zu satanisiren, als ihn, wie unsere Nachbarn (die Franzosen) blos zu bestialisiren, und Rec. wendet sich darum zum Schlusse dieser Schrift, nämlich zu den Considérations générales.

Der Verfasser bemerkt vorerst, daß die Arroganz und Prä-

Kinder Israels in der Mutter liegen);« und auch im neuen, in welchem die Kirche die Mutter der Gläubigen heißt, welche, so lange sie in der Zeit leben, noch nicht aus- oder gänzlich wiedergeboren sind.

sumption der neueren Welt- und Gesellschafts-Reformatoren ihrer Unvernünftigkeit wegen nur lächerlich seyn würde, falls sie ihrer Folgen wegen nicht verbrecherisch wäre, und indem er bisher den Materialismus nur als eine philosophische Theorie betrachtete, wirft er einen Blick auf die Praxis desselben, und fragt, was man von jenen Unglücklichen zu halten habe, welche in diesem Materialismus (welcher den Menschen läugnet, indem er ihn nur für eine selbstlose Sache *), wie alle Materie ist, erkennt) ihre Ressource suchen, und sich aus ihm eine Raison machen, um die besseren Ueberzeugungen in sich und anderen gänzlich zu betäuben? Bekanntlich werden aber noch immer die Pressen in ununterbrochenem Gange erhalten, um diese menschenläugnende und menschenmörderische Lehre so allgemein, so annehmlich, ja so wohlfeil als möglich unter das Publikum zu bringen, und die Sorglosigkeit vieler öffentlichen Polizeyen hierbey macht mit der Aengstlichkeit und Skrupulosität, mit welcher selbe der Verbreitung physischer Gifte wehren, einen eben so widerlichen Kontrast, als etwa jene zärtliche Besorgniß des französischen Nationalkonvents für die Gesundheit der Pariser, welche bey der Umgrabung eines alten Kirchhofs gefährdet schien, mit der Fühllosigkeit machte, mit welcher derselbe Nationalkonvent zur selben Zeit das Blut der Pariser in Strömen vergießen ließ.

Bey Erwägung der Gründe, welche der Verfasser gegen den Atheismus und Materialismus vorbringt, drängte sich dem Rec. neuerdings die Ueberzeugung auf, daß wir bereits die Zeitepoche überschritten haben, in welcher die Menschen sich noch einbilden konnten, nur ohne Gott und ohne den Geist, und nicht wissentlich wider Gott und den Geist leben und seyn zu können, und daß die Impietät dermalen zu jenem Grade der Clairvoyance gediehen ist, in welcher die Menschen gleich den gefallenen Geistern, Gott wissend (sciemment) zu verläugnen, und nicht blos Gottesläugner im theoretischen Sinne, sondern »Déicides« im praktischen zu seyn sich bestreben. So, daß es ein eben so überflüssiges Unternehmen scheint, diesen Menschen die Existenz Gottes und des Geistes zu beweisen, als es überflüssig seyn würde, diesen Beweis gegen die Teufel zu führen, welche schon in den Zeiten des Christus als gründlichere Theologen

*) Rec. bemerkt hier, daß diese Selbstlosigkeit des Menschen doch nur in der Theorie statuirt wird; in der Praxis ist der Mensch selbstfrey (gut) oder selbstunfrey (selbstsüchtig oder böse), d. i. er ist nimmer Thier, sondern immer nur über oder unter diesem.

sich erwiesen, als die jüdischen Schriftgelehrten; indem sie diesen Christus erkannten, was letztere nicht vermochten. Diese Impietät mußte sich zuerst in Deutschland, wo alles gründlich und ernsthaft genommen wird, wissenschaftlich entwickeln, und selbes hat hiermit die Prophezeyung seines Leibnitz erfüllt: »daß die letzte Häresie der vollendete Atheism seyn wird!« nämlich jener, welcher (wie Rec. in seinen Bemerkungen über einige antireligiöse Philosopheme unserer Zeit, Leipzig 1824, nachwies) die Gottheit nach ihren einzelnen Persönlichkeiten läugnet, d. i. den Vater als Gesetzgeber durch die atheistische Lehre der absoluten Autonomie des Menschen, den Sohn als Gesetzerfüller durch die deistische Lehre, welche die Nothwendigkeit einer göttlichen Hülfe zur Erfüllung jenes Gesetzes läugnet, endlich den heiligen Geist durch die pantheistisch-materialistische Vermengung desselben mit dem Spiritus mundi immundi. —

Der Atheismus und Materialismus sind nicht etwa nur Irrthümer der Moral, sondern sie annihiliren diese selber, so wie jener sinnlose Spiritualismus eines Engländers die ganze Physik läugnete, indem er die Körper läugnete, und Rousseau erklärt darum den Atheismus als hors de la loi der allgemeinen Toleranz der Meinungen. Betrachtet man aber nun die Anwendung, welche zuerst die christliche Religion von jenen zweyen Fundamentalwahrheiten der Moral (der Anerkenntniß Gottes und des Geistes *) auf die Socialverhältnisse der Menschen, und zur Begründung der Societät gemacht hat, so überzeugt man sich auch leicht von der Superiorität und Efficacität der Motive, welche die christliche Moral uns gibt über jene, welche sämmtliche nichtchristliche Doktrinen uns geben wollen.

In der That kann nichts Abgeschmackteres und nichts Wider-

*) Die Existenz einer ersten Ursache und die Geistesnatur des Menschen, diese beyden Pole der moralischen Welt oder der Gesellschaft, waren vor dem Eintritte des Christenthums bereits weltbekannt, und dieses antique patrimoine, wie es der Verfasser nennt, des menschlichen Geschlechtes, ward von den Juden bewahrt, von den Heiden verthan, und den Philosophen nicht unbekannt. Aber die Juden setzten diesen Glauben als eine Scheidemauer zwischen sich und allen übrigen Völkern auf, die Heiden trieben mit ihm nur ein eitles Spektakel, und die Philosophen hielten diesen Glauben geheim. Die christliche Religion dagegen, nicht absondernd und ausschließend, wie der mosaische Kultus; nicht fabelnd, wie der heidnische; und populärer und geselliger, als die Philosophie, machte jene Doktrin zum gemeinsamen (religirenden) Bande aller Menschen, zum Konstitutionsprinzip der Gesellschaft, und zum öffentlichen Gemeingut aller Völker.

sinnigeres seyn, als das Bestreben der Materialisten, eine Moral zu motiviren. Die verständige Behandlung eines Wesens wird nämlich nur durch die Einsicht motivirt, dessen, was dieses Wesen in Wahrheit ist. Sehen sich die Menschen darum unter sich nur als selbstlose Materien an, so können sie auch keine anderen Rapports als rein materielle unter sich erkennen, und alles, was darüber ist, muß ihnen als vom Unverstande oder der Lüge kommend dünken. Betrachtet man nun aber aus diesem Standpunkte unsere neueren moralischen und politischen Doktrinen, ja zum Theil unsere neueren polizeylichen und Gesetzes-Institute selbst, so kann man nicht in Abrede stellen, daß diese materialistische, menschenläugnerische Theorie bereits ziemlich allgemein in Praxis übergegangen ist. Während z. B. der berühmte Königsberger Philosoph das Wesen des Ehekontrakts »in jenem einer wechselseitigen beliebigen Disposition der Geschlechtsorgane« findet, drückt sich ein französischer, vom Verfasser angeführter Schriftsteller nicht minder naiv und natürlich über Liebe und Ehe auf folgende Weise aus: Il n'est pas question dans cet ouvrage (nämlich in den Rapports du *moral* et du physique de l'homme) de ce qu'on *appelle* l'amour, parceque l'amour, tel que le peignent presque tous les romans *) et toutes les pièces de théâtre, *n'entre point dans le plan de la nature* (nämlich jene des Viehes), et est une création de société compliquée. Mais à mesure que la raison s'épure et que la société se perfectionne (eigentlich s'abrutit), l'amour devient plus réel et moins fantastique etc. etc. — Wie ferner die Humanität lediglich auf materielle Akte beschränkt wird, wie die Polizeyen ihre Aufmerksamkeit ausschließend auf den materiellen Menschen und sein Wohlseyn beschränken, so scheint auch unseren neuen Gesetzesfabrikanten das sensuelle und sensitive Menschthier alles, der Menschgeist nichts zu seyn, und der Geist ihrer Gesetze verräth nicht selten ein übermäßiges Zart- und Mitgefühl mit dem Verbrecher, welches den Abscheu über das Verbrechen nicht mehr lebendig werden läßt. — Endlich sagen uns diese neuen Moralisten (wie z. B. der Verfasser jener Rapports) unverhohlen, daß Tugend und Glückseligkeit (d. i. die möglichst größte Summe des materiellen Wohlbefindens rc.) ein und dasselbe sind, und daß alle Moral aus dem bleibenden Bedürfnisse der Menschen für das gemeinsame Glück hervorgeht. Der Verfasser zeigt nun mit einleuchtenden Gründen sowohl das Unvernünftige als das Verbrecheri-

*) Dieser Schriftsteller meint hiermit nicht jene Apotheosirung der Leidenschaft, welche freylich schlecht und schlimm genug ist, aber doch nicht so schlecht, als die gänzliche Brutalität.

sche dieser Behauptung, und wie eben dieses beständige Bedürfniß aller Menschen eines möglichst großen allgemeinen Glücks oder Wohlseyns diese Menschen nothwendig nicht vereint, sondern entzweyt, wie denn jeder Besitz und Genuß des Materiellen, und sohin auch das Streben darnach, seiner Natur zu Folge die Menschen nur trennen, nie vereinen (reliiren) kann. Der Verfasser zeigt ferner, wie der Mensch das Glück der Tugend im besten Falle nur nach errungener Tugendhaftigkeit, das Unglück des Lasters im schlimmsten Falle nur nach vollbrachtem Verbrechen inne wird, und wie alles Geschwätze von wohlverstandenem Interesse bey Mäßigung und Bezähmung der Leidenschaft dem Menschen höchstens, gleichfalls nur vor oder nach dem Moment des Erregtseyns jener einleuchtet, daß er aber in diesem Moment ihre Befriedigung für sein alleiniges Interesse erkennt. Endlich bemerkt der Verfasser, daß zwar schon Archimedes, um die Welt bewegen, oder von ihr unbewegt bleiben zu können, einen Stütz- und Standpunkt außer (über) ihr verlangte; daß aber diese neuen Moralisten und Aequilibristen eben in unseren Leidenschaften selbst den nöthigen Stützpunkt zu finden vermeinen, um uns von diesen Leidenschaften zu befreyen, oder uns jenen Himmel der Impassivität zu verschaffen und zu sichern, nach welchem wir doch alle uns sehnen. Eine besondere Beherzigung verdient übrigens, was der Verfasser bey dieser Gelegenheit von der dermaligen Spaltung der allgemeinen Gesellschaft in zwey Gesellschaften sagt, indem nämlich dermalen nicht wie sonst die gute Theorie blos der schlechten Praxis gegenüber steht, sondern diese sich ihre eigene Theorie ausgebildet, und Institute (der Verfasser sagt universités) kreirt hat, welche diese schlechte und verbrecherische Theorie mit mehr Konsequenz, Eifer und Nachdruck lehren und verbreiten, als dieses bis jetzt noch mit jenen Instituten der Fall ist, denen die Bewahrung und Verbreitung der guten Theorie übertragen ist.

Der Verfasser schließt seine Schrift mit folgender allgemeinen Reflexion.

Eine zwar nur noch vage Meinung scheint sich auch der gebildeten und machthabenden Klassen der Gesellschaft bemeistert zu haben: daß die christliche Religion mit ihrer strengen Moral zwar allerdings zur Zeit des Sturzes der römischen Weltherrschaft vortreffliche Dienste geleistet habe, daß aber die dermalige Stufe der Kultur liberalere*) Maximen und Doktrinen fordere.

*) Die moderne Deutung des Wortes: Liberalité, ist nur eine Forcirung seines eigentlichen Sinnes, welcher Freygebigkeit im Gegensatze von Knauserey aussagt; so wie der Servilität nicht die Liberalität, sondern die sich empörende Hof- oder Hochfahrt entgegensteht.

Sieht man nun näher zu, was denn diese Menschen mit ihren **liberalen** Doktrinen meinen, so zeigt es sich, daß es derselbe Epikureismus ist, welcher dem Römerstaate die Verwesung brachte, welcher Verwesung die christliche Religion Einhalt that, und hiermit die Societät neuerdings substanziirte, und daß folglich diese Liberalen auf gutem Wege sind, den europäischen Staaten denselben Verfall, wie der des römischen war, zu bereiten. Diese neueren Staaten befinden sich aber der christlichen Religion gegenüber in einer ungleich gefährlicheren Lage, als die heidnischen Staaten sich gegen ihre Religionen befanden. Zu läugnen ist es nämlich nicht, daß die christliche Religion, indem sie die Menschen wahrhaft auch bürgerlich frey machte, und besonders indem sie eine unermeßliche Menge derselben, welche früher nur der Familienherrschaft unterworfen waren, zu Staatsbürgern erhob, den Regierungen ihre Geschäfte bedeutend vergrößerte, und komplizirter machte oder erschwerte; so wie es eben so wenig zu läugnen ist, daß die moralischen Triebfedern des Glaubens, der Liebe und des Hoffens, welche diese Religion in die Societät brachte, mehr als hinreichend waren, das Regierungsgeschäft andererseits in ungleich größerem Maße zu erleichtern und zu sichern. Woraus natürlich folgt, daß eben diese neueren Regierungen der Religion ungleich mehr bedürfen, als die alten, und daß, falls sie wähnten, ihrer selbst nur in dem Maße, wie die heidnischen Regierungen, entbehren zu können, ihr gänzlicher baldiger Umsturz unvermeidlich seyn würde, weil sie nämlich (aus so eben angegebenem Grunde) noch mehr, als die alten Regierungen, als irreligiös nur grausam und hart seyn könnten, indem sie gerecht seyn wollten, und nur schwach und verächtlich, indem sie gut seyn wollten. Discite justitiam (vor allem gegen die Religion) et non temnere Divos!

Franz Baader.

Art. III. *The History of Fiction:* being a critical account of the most celebrated works of Fiction, from the earliest Greek Romances to the Novels of the present age. By *John Dunlop.* In three Volumes (8.). Second Edition. *Edinburgh*, printed by *James Ballantyne* and Co. 1816.

(Schluß.)

Das vierte und letzte Kapitel des ersten Theiles unseres **Dunlop** von p. 368—472 behandelt II. **die Romane aus dem Sagenkreise Karls des Großen.**

Wie wir bey den Dichtungen der ersten Klasse ein religiöses Centrum aufgefunden zu haben glauben, so scheint uns in denen von **Karl dem Großen** ein politisches sichtbar, wodurch alle

Abenteuer und Thaten, alle ritterlichen Institutionen und Glaubenskriege hier einen eigenthümlichen Charakter erhalten. Gehen wir von dem gegenwärtigen Verhältnisse der Monarchen zu ihren Unterthanen in Frankreich und Spanien, in Deutschland und Italien und in England allmählich in Gedanken von Jahrhundert zu Jahrhundert zurück bis in das rechte Mittelalter, so entdecken wir zwar dort die Keime von vielem, was jetzt groß, stark, fest und sicher geworden, aber auch manches, was in der Reihe der Jahrhunderte gänzlich ausgerottet und verschwunden ist. Zu diesem letzteren gehört nun das, was uns der Kern aller Dichtungen über Karl den Großen scheint, nämlich der Standpunkt des Regenten in Beziehung auf die höchsten Vasallen des Reichs. Als in Spanien und Frankreich, nach konsequent durchgeführten Anstrengungen und Maßregeln der Könige durch manche Generationen hindurch, der Zustand der neueren Geschichte begründet war; als nach den entsetzlichen Kriegen der rothen und weißen Rose Englands Heinrich der Siebente den Stolz der übermächtigen Pairs durch eigene Erschöpfung nachgiebiger fand und geknickt: da wurden aus den kecken und trotzigen Reichsbaronen zum Theil geschmeidige Hofleute und Ehrenkavaliere, oder feine Staatsmänner und Beamte, zum Theil besoldete Heerführer oder auch große Landedelleute. Da verloren auch die Gedichte und Romane von Karl dem Großen ihre zeitgemäße Bedeutung, und den lebendigen Einfluß auf Hörer und Leser. Sie wurden Antiquitäten. Einige derselben erhielten sich zwar bis auf den heutigen Tag ein unübersehliches Publikum als sogenannte Volksbücher, verdanken aber dies fortwährende Leben mehr anderen, unzerstörbar gediegenen Trefflichkeiten, als jenem eigenthümlichen Charakter. Ueber diesen wollen wir noch einige Andeutungen hinzufügen.

Die beyden Tugenden: Tapferkeit und Weisheit, haben nur im Ideal des vollkommenen Menschen sich völlig und untrennbar durchdrungen und geeinigt; in der Wirklichkeit herrscht meist eine der beyden Tugenden vor; ja die natürliche Eigenschaft, welche ihr zum Grunde liegt, tritt zuweilen so gewaltsam heraus, daß sie aufhört, Tugend zu seyn; die Rücksicht auf das Gute, so wie das Gefühl des Maßes verschwindet; aus der Tapferkeit wird Kühnheit, Verwegenheit, Keckheit und Trotz; aus der Weisheit wird Klugheit, Verschlagenheit, Arglist und Betrug. Wenn diese traurige Entartung aus dem Edelsten sich ganzer Stämme und Geschlechter eines Staates bemächtigt; so entsteht unter ihnen Feindseligkeit, Haß, Streit und offener Kampf. So erblicken wir im Mittelalter, wo alle Tugenden

und Laster dreist und groß sich offenbaren, wie, neben dem stets erneuten unseligen Kampfe zwischen dem geistlichen und weltlichen Arme, die kleineren Zwistigkeiten und Fehden einzelner Kronvasallen gar oft das Wohl des Fürsten, des Staates und der Kirche auf das Spiel setzten. Ja die verblendende Wuth zweyer Faktionen ging zuweilen so weit, daß der Fürst, welcher der Natur der Sache nach eigentlich in der Mitte erhaben über den Streitenden stehen sollte, gezwungen wurde, selbst sich einer Partey anzuschließen, um das Ganze zu retten, so wie die ihm anvertraute Würde und Gewalt. Diese in der Natur des Menschen und in den damaligen bürgerlichen Verhältnissen begründete Erscheinung ist nun in den Dichtungen dieser Klasse durch stehende Charaktere und Beziehungen symbolisirt. Die titanenartige Kraft, Kühnheit, Wildheit und Gewaltthätigkeit der Reichsbarone finden wir repräsentirt in dem Hause des Haimon und Buovo, an deren Spitze Reinhold (Reinhard, Renard [1]), Renaud, Rinaldo) steht; die Klugheit, Verschmitztheit, Heimtücke und Verrätherey dagegen in dem Mainzer Geschlechte, dessen Haupt Ganer [2]) (Ganelon) ist. Darum setzt ihn Dante, Inf. 32, 122, in die zweyte Abthei-

[1]) Ganz ungekünstelt ergibt sich aus diesem Namen, daß späterhin bey dem Uebergange in die neuere Zeit der Opponent der fürstlichen Macht nicht mehr, wie früher, seinen Herrn etwa gelegentlich beym Bart vom Throne reißen, oder dergleichen mit ihm angeben mochte, sondern auf krummeren Wegen und Schlichen ihm und dem Vortheile des Reiches zu nahe zu treten suchte. So wurde aus dem Eigennamen Renard, das Appellativum renard. Das altfranzösische Wort für Fuchs ist gorpil, golpil (das lateinische vulpecula). Eben so wandelte sich die Dichtung. Was früher im Romane gerade herausgesagt werden durfte, hüllte sich nunmehr in die Form der Fabel von Reinecke dem Fuchse.

[2]) Hier aber können wir den Uebergang aus dem Proprium in das Appellativum nicht finden, welchen der Verfasser der Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque, Thl. V. p. 158 annimmt. Er sagt: Son nom est devenu propre à tous les traîtres. De là vient le mot italien *ingannare.* Aber weder diese wunderliche Ableitung, noch die des Salmasius und Vossius von χήνη, χάνος, ganna, gannare, subgannare (verlachen), noch die des Oct. Ferrarius von vanum, invanare ist richtig. Vielmehr trifft das wahre Dati bey Menage: Von ingenium, engin (listiges Mittel, Kunstgriff) ist altfranz. enginer, ingannare, betrügen. Schon Gregor von Tours, B. 6, Kap. 22 braucht ingenium in dem Sinne: Proclamante vero Episcopo et dicente quod saepius hic *ingenium* quaereret, qualiter eum ab Episcopatu dejiceret. — Joannes de Janua: *Ingenium:* Astutia, calliditas. S. du Cange Glossar. unter ingenium.

lung des neunten Höllenkreises, wo die Vaterlandsverräther in der Eiskluft trüben und wilden Hasses sich fluchen:

Gianni del Soldanier credo che sia
Più là, con *Ganellone* etc.

Bilden wir uns nun ein, daß der große Karl in eben diesen Dichtungen immer in hoher leidenschaftloser Klarheit des Bewußtseyns und des Handelns erscheine, daß er immer die Ausbrüche von Gewaltthätigkeit und Tücke kräftig niederschlage, und Jedem das Seine mit gerechtem Maße zuwäge: so sind wir in gewaltigem Irrthume. Weil Karls Benehmen hier auf eine Weise geschildert wird, welche dieser Einbildung gerade entgegengesetzt ist, so konnte Pulci daraus Veranlassung nehmen zu seiner hämischen Karikatur: Il Morgante maggiore *), und manche kritische Aesthetiker zu ihren Urtheilen. Die Sache ist aber nun einmal so, und es liegt uns ob, statt zu tadeln oder uns zu wundern, sie zu erklären. Der Kaiser Karl steht in einem wirklichen und natürlichen Zusammenhange mit seinen Unterthanen. Er ist ihren Tugenden, Leidenschaften und Fehlern nicht fern und fremd, wie ein plötzlich irgendwie eingedrungener Herrscher, vielmehr findet sich in ihm koncentrirt, was bey seinem Volke vereinzelt und zersplittert ist. Freylich wünscht der idealistische Aesthetikus, daß der poetisch-fingirte Kaiser lieber die Fehler der Unterthanen nicht mit an sich trage; aber ordentliche Dichter (Homer, Dante, Shakespeare) haben die Gerechtigkeit der Geschichte immer in Ehren gehalten, und in süßliche Phantastereyen nicht das Wesen der Poesie gesetzt. Die Größe des Kaisers besteht in ganz etwas anderem, als in der keinem Menschen verliehenen Reinheit von Fehlern. Und Karl ist ein Mensch. Sie besteht darin, daß sich in ihm die verschiedenen Eigenschaften seines Volkes vereinigen und durchdringen. Sie besteht in dem natürlichen, angebornen Takt im Erkennen und Handeln, besonders wenn die Stunde der Leidenschaft vorüber, oder die Stunde der Gefahr da ist. Endlich und hauptsächlich besteht sie in dem lebendigen Gefühle des hohen Platzes, auf welchen Gottes Gnade ihn gestellt, ein Gefühl, das ihn aus niedrigen Tücken und Leidenschaften immer wieder emporhebt, und wegen der Uebereinstimmung mit dem Volke auch in diesem den Grundzug des gegenseitigen Verhältnisses macht. Bey Trotz

*) Man sehe hierüber Rolands Abenteuer, Thl. 3 (Ueber die ital. Heldengedichte aus dem Sagenkreise Karls des Großen), S. 143—177. Berlin, 1820. Wir werden noch öfter auf diese Abhandlung verweisen müssen, weil wir nichts von dem dort beygebrachten hier wiederholen wollen.

oder Verrath übermächtiger Vasallen im Inneren, bey kriegerischem Angriffe der Reichsfeinde von außen galt es nun, den anvertrauten Thron auf jede Gefahr zu behaupten. Darum sehen wir in diesen Gedichten den Kaiser zuweilen nachgeben, wo wir Widerstand erwartet, und strafen, wo wir Gnadenbezeugungen vermuthet hätten. Der Grund von jenem liegt aber in der Regel: Parcere subjectis, und von diesem in dem dazu gehörigen et debellare superbos. Wo übrigens Karl von den natürlichen Leidenschaften oder Nationalfehlern sich zum Bösen hinreißen läßt, da büßt er eben so schwer dafür, als nur irgend einer seiner Unterthanen. Denn mit Milde, Schonung und Feinheit dergleichen übersehen oder wieder gut machen, davon wissen die hohen Reichsritter nichts, vielmehr rücken sie ihm dreist vor, was er verbrochen, bis er es wieder gut gemacht. Und so schwebt denn unser Kaiser Karl nicht wie ein Genius hoch jenseits über dem Getriebe seines Volkes, sondern er steht wirklich als Mensch und Fürst gerade in der Mitte unter ihm, lenkt, zügelt und beherrscht, so weit es dem Einzelnen möglich ist, die gährenden Massen.

Das religiös-christliche Prinzip war in der ersten Klasse Mittelpunkt, in dieser zweyten ist es an den Gränzen, und gibt sich mehr als ein Aeußerliches kund. In unseren Romanen steht nämlich Karl der Große da als weltliches Oberhaupt der gesammten Christenheit. Alle äußeren Kriege sind lediglich Glaubenskriege gegen die Saracenen. Darin besteht der Vorzug der trotzigen Pärs vor den arglistigen, daß jene ihren Haß und persönliche Zwistigkeiten aufschieben oder vergessen, sobald sie zur Vertheidigung der Christenheit gegen die Ungläubigen berufen werden, die Mainzer aber alles ihrer Selbstsucht aufopfern. Diese Verhältnisse führen mannigfache Reibungen und Kollisionen herbey, und in der Verwicklung und Entwicklung derselben liegt der vorzügliche Reiz der Romane unserer zweyten Klasse.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen gehen wir zur Aufzählung der einzelnen Werke fort, zunächst in der Reihenfolge, wie Dunlop sie aufgestellt hat.

1) Turpins Chronik. Turpini de vita Caroli magni et Rolandi historia. p. 368—390. Wir haben unsere Ansichten hierüber mitgetheilt in Rolands Abenteuer, 3, 43 — 60, und fügen nur zu den dort gegebenen Nachweisungen: Mélanges tirés d'une gr Bibl. 5, p. 78; Bredow: Karl der Große, p. 200 (Altona, 1814); Sinner: Catal. cod. Manuscr. Bibl. Bern. t. 3, p. 361.

Mit Rolands gewaltigem Stoßen ins Horn in der Roncisvaller Schlacht, Turpin, Kap. 20, vergleicht Dante,

Inf. 31, 16, den Schall des Horns beym Eintritt in den neunten Höllenkreis, den Kreis der Verräther:

Dopo la dolorosa rotta, quando
Carlo magno perdè la santa gesta,
Non sonò si terribilmente *Orlando.*

Hierauf widmet Dunlop einige Seiten den Notizen von alt-französischen Gedichten über Karl den Großen, welche bis jetzt noch nicht im Drucke erschienen sind. Ohne Einsicht in die zum Theil prächtigen und gut erhaltenen Handschriften zu Paris aber würde auch die beste Zusammenstellung des darüber bisher bekannt Gemachten die Kenntnisse der Geschichte der Poesie nicht bereichern. Wir begnügen uns statt dessen damit, hier eine bloße Aufzählung der Stellen aus Druckschriften zu geben, wo man über diese Gegenstände Auskunft findet.

Der berühmteste Dichter in diesem Gebiete ist Adenez, mit dem Beynamen le Roi *). Seine hierher gehörigen Werke haben wir genannt, Rol. Abent. 3, 27. Die Schriften, wo man nähere Nachricht über ihn antrifft, sind der Reihe nach citirt in Roquefort: De la poésie fr. dans les 12e. et 13e. siècles p. 139. Zu diesen füge man Ginguené: Hist. litt. d'Italie 4, 157; Bibl. des Romans, Avril, 1777, I. p. 140 bis zum Schlusse; Mélanges tirés d'une gr. B. 8, 206.

Als Fortsetzer von dem Gedichte des Adenez: Berthe et Pepin, nennen wir Girardin von Amiens. S. Roquefort a. a. O.; Bibl. des Romans, Octobre, 1777, I. p. 119. Sein Gedicht: Roman de Charlemagne filz de Berthe, ist hiernach in Alexandrinern verfaßt. S. Gaillard, Hist. de Charlemagne 3, p. 368. (Paris, 1782.)

Der dritte und vielleicht der wichtigste ist Huon de Villeneuve. Auch hier verweisen wir auf die von Roquefort: De la p. fr., p. 140, gesammelten Citate.

Als handschriftliche Gedichte von anonymen Verfassern finden wir noch folgende angeführt:

Der Krieg Karls mit den Sachsen unter Guitechins (Wittekind), dessen Gemahlin die schöne Sibilla war. S. Bibl. des Romans, Juillet, 1777, I. p. 165; Reichards Romanenbibliothek, 4. p. 22 u. folg.

Die Fortsetzung hiervon, der Krieg des Sohnes von Gui-

*) Damit ist wohl gemeint der Wappenkönig (king at arms). S. Utterson in der Vorrede zu Arthur of little Britain. Adenez war erst in Diensten Heinrich des Dritten, Herzogs von Brabant (gest. 1260). Später munterten ihn zwey Fürstinnen zu dichterischen Arbeiten auf.

techins, Namens Diaulas, gegen Rolands Bruder Balduin, zweyten Gemahl der Sibille, s. Bibl. des Romans, Aoust 1777, p. 123; Gaillard, Hist. de Ch. 3, p. 381.

Drittens, Karls Anstalten zum Zuge ins heilige Land; in Alexandrinern. S. Bibl. des Romans, Octobre, 1777. I. p. 134.

Viertens, Philomene, der einzige ungedruckte prosaische Roman, von dem wir aus so früher Zeit Kunde haben. Geschrieben zu Ende des zwölften Jahrhunderts. Er schildert die Thaten Karls des Großen im südlichen Frankreich gegen die Saracenen, scheint aber, wie Turpins Chronik, mehr aus mönchischen Absichten hervorgegangen, als aus freyem Dichtergeiste. Proben des Originals im nieder-languedok'schen Dialekte sind abgedruckt: Bibl des Romans, Octobre, 1777, I. p. 170. Literarische Nachweisungen, s. das. p. 116 et p. 156; Hist. littér. de la France, 4, p. 211; das. 6, p. 13; le Beuf in Académie des Inscr. et Belles-Lettres, t. 21; Gaillard Hist. de Charl. 3, 384; Raynouard Choix des Poésies de Troub. 2, p. 293.

Fünftens, Bertha mit dem großen Fuß. Wir haben hierüber ausführlich gesprochen bey der Nachricht der Handschrift der königlichen Bibliothek zu Berlin, Rolands Abenteuer, 3, 1—42. Einen Auszug aus Adenez Gedicht: De Pepin et de Berthe sa femme, liest man Bibl. de Romans, Avril, 1777, I. p. 141.

Nach diesen vorläufigen Notizen für weitere Forschungen kommen wir ferner zu den gedruckten Romanen, und nennen darunter

2) Li Reali di Francia. Nur mit wenigen Zeilen fertigt unser Verfasser, p. 393, dies für sein Fach äußerst wichtige Buch ab. Wir müssen glauben, daß er es nicht aus eigener Ansicht kennt. Denn bey seinem richtigen Takte wäre er sonst gewiß darüber ausführlicher gewesen. Die Ursache ist wohl folgende: Die alten Ausgaben sind höchst selten, und die späteren als nord-italienische Volksbücher schwer durch den Buchhandel zu beziehen. Die letzteren sind auch oft verstümmelt, es fehlt zuweilen das Beste daran, das sechste Buch; überdieß entstellen entsetzliche Druckfehler den Text. Wir haben einen vollständigen, neuen, aber sehr inkorrekten Abdruck: Venezia 1809 in 8., vor uns, mit dem Titel: Li Reali di Francia. Ne' quali si contiene la Generazione degl' Imperadori, Re, Duchi, Principi, Baroni, e Paladini di Francia, con le grandi Imprese e Battaglie da lor fatte. Cominciando da Costantino Imperadore sino ad Orlando Conte d'Anglante. Edizione

novissima, da molti errori purgata, e *per la prima volta ridotta ad una lezione intelligibile.* Wir fügen zu dem, Rolands-Abenteuer, 3, 63—72, Bemerkten einiges hinzu, um so mehr, da auch die Bibl. d. Rom., Oct. 1777, I. p. 118 und p. 177 gerade hier auffallend dürftig ist, und, wie Ginguené Hist. litt. d'It. 4, 164, die fünf ersten Bücher der Reali übergeht.

Gleich zu Anfang, B. 1, Kap. 1, wird erzählt, wie Konstantin, vom Aussatze heimgesucht, Willens ist, sich durch das Bad im Blute sieben unschuldiger Kinder zu heilen; aber, durch das Wehgeschrey der Mütter bewegt, lieber krank bleiben will, als so genesen; wie er durch einen Traum auf Papst Sylvester verwiesen, durch das Wasser der Taufe dann wirklich Gesundheit erhält. Als Uebergang zu solcher Erzählung kann man die Worte des Martinus Polonus (Chronolog. Roman. Pontif. p. 347 in Script. Rer. Germ. Argentor. 1685, und Schilteri Script. Rer. G. Arg. 1702) betrachten: *Silvester* baptizavit Constantinum Imperatorem, valida squaloris *lepra* perfusum; qui statim a *lepra* mundatus.

Die oft erwähnte Oriflamme überreicht, Buch 1, Kap. 9, ein Engel dem in hellen Schlaf versenkten Einsiedler Samson mit den Worten: »Bring dies Banner dem Fiovo [1]), und sage ihm, daß diese Fahne den Namen Orofiamma (sic) führt, und diejenigen [2]), welche sie zu ihrem Banner haben, werden niemals sieglos aus dem Felde geschlagen werden, wenn sie nämlich sie nicht gegen Christen wehen lassen: denn alsdann würde ihr Reich untergehen.«

Von den geschichtlichen Anachronismen zu Anfange mögen einige hier Platz finden. B. 1, K. 11 läßt Attila, durch Gewalt bezwungen, sich von Fiovo taufen, und erhält dabey den Namen Durante. Er ist Tyrann von Mayland, und hat sich der Herrschaft Konstantin des Großen deßhalb früher entzogen, weil er sich nicht hat zum Christenthume bequemen wollen. Doch vergl. man B. 3, Kap. 14. B. 1, K. 26 u. folg. belagern die Saracenen Konstantin in Rom, und Fiovo kommt mit seinen Franzosen und der Oriflamme dem geängsteten Vater zu Hülfe. — B. 1, K. 41 erhält Rizieri, Sohn des Gioyambarone, aus dem Blute der alten Scipionen, den

[1]) Fiovo, Sohn Konstantin des Großen, vor der Taufe Konstans genannt, ist eben der designirte König von Frankreich, und Gründer der neuen christlichen Dynastie daselbst.

[2]) Statt: senza vittoria *di* coloro, muß man lesen: senza vittoria coloro.

Titel: »Erster Paladin von Frankreich« [1]), weil er Fiovo, den König von Frankreich, in der Schlacht gerettet.

Mitten unter fabelhaften Genealogien und Sagen, die an das Gebiet der lautersten Kindermährchen streifen, stößt man plötzlich auf geschichtlich richtige Zusammenstellungen. So stand, B. 1, K. 3, Papst Sylvester, der Römer (reg. vom 1. Febr. 314 bis 31. Dez. 335), wirklich mit Kaiser Konstantin dem Großen (reg. von 306—336) in Verbindung. — B. 2, K. 40 wird die Reise des Papstes von Rom nach Paris geschildert, und da heißt es: »Dieser Papst war Innocenz Albani; zu derselben Zeit war Arkadius Kaiser in Konstantinopel, welches der ein und vierzigste Kaiser war.« In der That regierte der heil. Innocentius Albanus aus Latium vom 18. May 402 bis 28. July 417; Arkadius seit des Vaters Theodosius Tode 395 bis 407. Es ist bekannt, daß Innocenz den Arkadius exkommunicirte.

Der Aussatz, eine Krankheit, welche in den Erzählungen des Mittelalters so häufig vorkömmt, ist Strafe des Stolzes, B. 1, K. 1; und B. 3, K. 3.

B. 3, K. 31 sehen wir den durch viele Geschlechter sich forterbenden Haß des Mainzer Hauses entstehen.

B. 4, K. 24 erkennt das Roß Rondello sogleich seinen nach langer Abwesenheit zurückkehrenden Herrn Buovo von Antona, während die übrigen alten Freunde, und selbst seine Gattin Drusiana, erst noch mehrere Wahrzeichen begehren [2]). Das wunderbare und rührende Vermögen anhänglicher Thiere hat schon Homer verherrlicht, Odyssee 17, 291 u. folg., wo nur der alte Hund nach der Entfernung von zwanzig Jahren seiner Sache gewiß ist. Gleiches erzählt von Karl dem Großen La Spagna, Ges. 21.

Görres (die deutschen Volksbücher, S. 134) hat schon aus den wenigen Notizen, welche Quadrio Storia d'ogni poesia (das. 4, 537) von den genealogischen Angaben der Reali di Francia mittheilt, mit Recht einen Zusammenhang vermuthet

---

[1]) Fiovo sagt: Ma innanzi io (non) intendo che per nome tu non sii chiamato *Bizieri*, ma *primo Paladin di Francia* ti chiamerai. Ueber Entstehung und Bedeutung von Palatinus, Paladin s. du Cange Gloss. in der Ausgabe der Benediktiner, Th. 5, p. 49. Adjektivisch braucht es der sogenannte *Cyrillus*, Episcopus, Speculum Sapientiae c. 16: Asinus *palatinam* vocem stans coepit emittere.

[2]) Buovo allora disse: Forte mi maraviglio. Una bestia, che mi ha conosciuto, ha più senno che la mia moglie.

zwischen unserem, so wie zwischen dem französischen [1]) Volksbuche vom Kaiser Oktavianus und den Abenteuern jener sagenhaften Vorfahren Karls des Großen in den Reali. Der Inhalt in den Reali hat dadurch einen Vorzug, daß hier alles in geschichtlicher Verbindung mit früheren und späteren Personen und Begebenheiten steht; Kaiser Oktavianus aber ist ein herausgerissenes Stück. Reali, B. 2, Kap. 42 schilt Dusolina, Gemahlin des Königs von Frankreich Fioravante, eine Bettlerin, die Zwillinge auf den Armen trägt, weil sie in kindischer Unschuld meint, dies könne nur durch den Umgang mit zwey Männern möglich seyn [2]). So erscheint denn die von der Schwiegermutter ihr bereitete Verfolgung als Strafe für eine aus Uebereilung zugefügte Kränkung. Im Volksbuche begreift man nicht, warum doch p. 5 »des Kaisers Mutter darüber so wüthend wird, daß sie ihre Sinne zu verlieren meinte. Sie besaß ein feindseliges Herz gegen die Kaiserin.« In den Reali erfahren wir den Grund. Dusolina ist eine geborne Saracenin, und hat sich dem Fioravante zu Liebe taufen lassen; seine Mutter aber hatte ihm eine Verwandte und alt-christliche Frau bestimmt, die Tochter des Salardo, Herzog von Bretagne [3]). Daher der Haß. So würde sich noch manches für die Erklärung nicht unwichtige bey ausführlicher Vergleichung ergeben. Da der Oktavianus in L. Tiecks Bearbeitung jetzt wieder berühmt geworden, möchte eine solche Mühe auch Anerkennung finden. Die Söhne der vertriebenen Königin heißen Gisberto fier Visaggio und Ottaviano del Leone. Gisberto (Florenz des Volksbuches) wird von einem Räuber an den Kaufmann verhandelt, und gelangt allmählich unerkannt bis zum König, seinem Vater, der ihn sehr liebt. Auch in den Reali 2, 46 handelt der zum Jünglinge heranwachsende

---

[1]) Der französische Roman de Florent et Lyon, enfans de l'empereur de Rome (Octavien). Ebert Bibl. Lex. Nr. 7639, ist offenbar das Original des deutschen Volksbuches.

[2]) Eben so fängt auch die Sage an vom Ursprunge der Welfen, Grimms deutsche Sagen 2, 233; von anderen Geschlechtern bey Lope de Vega und Marie de France. Anderswo mehr darüber.

[3]) L. 2, cap. 41: Da ogni persona *Fioravante* era lodato, perchè avea fatto battezzar *Dusolina* per mano del Papa, e tolta per moglie e fattala Regina del Reame di Francia; mentre però certamente che dalla madre di Fioravante, dalla Contessa di Fiandra, dalla Duchessa di Bertagna, e dalla figliuola era molto odiata Dusolina. Queste quattro insieme fecero una lega contra Dusolina.

Knabe, nachdem er in der Schule lesen und schreiben gelernt, einen Sperber ein, benimmt sich aber dabey noch etwas anders, als im Volksbuche p. 51 und bey Tieck: »Ein Bauer trug einen schönen Sperber auf der Faust, um ihn zu verkaufen. Er fragte ihn, wie viel er dafür haben wollte. Der Bauer antwortete ihm, und sagte: Fünf Franken. Gisberto sagte: Du wirst dein Lebtag arm bleiben, und ließ ihm zwanzig Franken geben.« Dieß ist auch nicht schlecht, obgleich uns der Handel mit den zwey Ochsen noch besser gefällt. Nur noch eine wunderliche Angabe der Reali theilen wir mit. Der Löwe, welcher den zweyten Sohn Ottaviano dal Leone (Lion des Volksb.) neunzehn Jahre lang geleitet und beschützt hat, ist, nach B. 2, K. 53, der Evangelist Markus selbst *). Wie die uralte Sage darauf gekommen seyn mag, dies apokryphische Wunder an die Legende vom Evangelisten Markus zu knüpfen, darüber s. man Fabricii Cod. apocryphus novi Test. I. 383, und III. 559, und die daselbst angeführten Stellen, und Henschen in der Acta sanctorum der Bollandisten zum 25. April. Uns scheint gewiß, daß die Erzählung ursprünglich darauf angelegt war, und durch das Ausstoßen des Wunders gelitten hat. Allein in späterer Zeit glaubte man die Würde und Heiligkeit der Geschichte des Urchristenthums durch derley dichterische Fiktionen entweiht zu sehen. So wurde, bey größerer Befangenheit, was früher unschuldig war, ärgerlich und anstößig. Im Jahre 1555 verfaßte Hans Sachs »Ein Comedi, die vertrieben Keyserin mit den zweyen verlornen Söhnen.« In der Kempter Ausg. II. 3, 86; wörtlich abgedruckt in L. Tiecks deutschem Theater (Berlin, 1817) I. p. 184. H. Sachs holte den Inhalt nach seiner Angabe aus »der Frantzosen Cronica.« Der Fioravante des Italieners und Oktavianus des Volksbuches ist bey ihm der römische oder orientalische Kaiser Heraklius. Was die Behandlung betrifft, so unterschreiben wir Tiecks Urtheil, daß er »auf eine dürre, unlustige Weise eine der buntesten und grellsten Kompositionen des Mittelalters genommen und ausgeführt habe.« Ueber alt-englische Gedichte vom Kaiser Octavian s. Warton Hist. of Engl. Poetry I. 207.

Wir schließen diese Andeutungen mit dem Wunsche, daß ein neuer, korrekter Abdruck der Reali di Francia mit Nachweisungen über deren Zusammenhang mit der Geschichte, Sage

---

*) Il nobil Leone — venne maggiore che un gran gigante, e con gran voce parlò e disse: — Io sono Marco. — Dette queste parole subito sparì via, e lasciò un maraviglioso splendore.

und mit anderen Dichtungen bald die Freunde dieser Studien erfreuen möge. Hier ist noch eine reiche Ausbeute zu hoffen.

3) Les quatre fils Aymon. — Am Ende des Buches: L'hystoire du noble et vaillant chevalier *Regnault de Montauban*, p. 464. S. die verschiedenen Ausgaben, Uebersetzungen u. s. w. bey Ebert, B. L. 1459 — 1469, und 18784 — 18794; besonders die Nachweisungen zu den letzten Nummern. Einen Auszug gibt die Bibl. des Romans, Juillet 1778, I. p. 60 — 102. Vergl. Ginguené Hist. litt. d'It. 4, 173. Görres in Fr. v. Schlegels deutschem Museum, Wien, 1813. Th. 4, S. 298. V. d. Hagen und Büsching lit. Grundriß, S. 174. Eine treffende und geniale Charakteristik und Vergleichung der französischen und der deutschen Recension der Haimonskinder s. in Görres deutschen Volksbüchern 99 — 118. Auch über das Alter des Buches stimmen wir Görres bey. Nur möchten wir nicht die Heiligsprechung Karls (um 1166) für den Zeitpunkt halten, von wo an der Kaiser in idealischer Reinheit den Dichtern erschien, noch darin überhaupt den Grund der verschiedenen Darstellungen suchen.

Wir nennen das Werk hier deßhalb zuerst, weil wir in ihm das Wesen der Dichtungen dieser Klasse besonders klar ausgedrückt finden. Die starre Unbeugsamkeit des eisernen Willens scheint beyden Männern, Karl und Reinhold, in gleichem Maße verliehen. So wenig zwey Felsen sich nahen und berühren können, so wenig diese. Wenn Reinhold groß ist, weil er keine von der Ungerechtigkeit seinen Freunden bereitete Schmach auf ihnen will haften lassen, und sie mit der unvergleichlichen Kraft, die Gott ihm verliehen, von ihnen und sich abwehrt; wenn Haimon groß ist, weil er in Folge der Lehenspflicht und Treue gegen seinen Kaiser die eigenen heißgeliebten Söhne bekämpft und ins Elend stößt: so ist Karl wahrlich nicht weniger groß, weil er, durch Malegis Zauberey gefangen, wehrlos, im Bette, von seinen feindseligen Vasallen umringt, neben ihm auch Roland gefangen, nichts von Vertrag und Frieden wissen will, und eben durch dies Vertrauen auf die ihm ertheilte unnahbare Würde Reinhold bewegt, ihn auf dem gefeyten Rosse Bayard ohne alle Bedingung frey zu den Seinen zu entlassen (Histoire de quatre fils Aymon, très nobles et très vaillans chevaliers. Troyes. O. J. 4to. p. 91). Der Roman löst zuletzt die Aufgabe, diese scheinbar nie zu vereinenden Kräfte, welche in den beyden Männern ruhen, in ein Verhältniß zu bringen und zu versöhnen. In Reinhold reift endlich die Lehre zur That:

»Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreyt der Mensch sich, der sich überwindet.«

Er opfert auch sein Liebstes auf Erden, sein treues Roß Bayard, dem Befehle Karls, und so darf wohl die Sage nicht zu bitter geschmäht werden, welche gerade unseren Reinhold gleichfalls zum Heiligen erhebt. Hätte freylich schon der ächte Usuardus (lebte zur Zeit Karls des Kahlen) das erbauliche Ende und den Märtyrertod des Helden, wie ihn die Romane berichten, so würde die historische Kritik mit der unseren in Berührung kommen. Aber in der kritischen Ausgabe des Martyrologium Usuardi, Venet. 1745, Fol., von Sollier, lesen wir, nicht im Texte, sondern erst in den Auctaria zum 7. Januar p. 17 etwas vom heiligen Reinoldus, das in dem Codex Albergensis [1]) steht, dann in den Lübecker und Kölner Drucken von 1490, und noch ausführlicher in den beyden Kölner Ausgaben von Steven, vom Jahre 1515 und 1521. Dagegen stimmen die von Bolland Acta Sanctorum zum 7. Januar (Antverp. 1633, Jan. I. p. 385—387) mitgetheilten Nachrichten: De Sancto *Reinoldo*, Monacho et Martyre, vollkommen überein mit der Erzählung unserer Volksbücher, wie Reinhold sich unerkannt nach Köln begeben, dort mit an einer Kirche habe bauen helfen, und, weil er fleißiger gewesen und still, und mehr geleistet, von zwey Maurergesellen meuchlings erschlagen worden; wie dann sein Leib von Köln nach Dortmund gebracht u. s. w. Abweichungen im Einzelnen sind sowohl in den Darstellungen der Legende, als wie in den verschiedenen Recensionen des Romans. Aber unverkennbar ist die ursprüngliche Identität [2]), und nur Befangenheit oder Absicht kann sie läugnen. Ja richtig angesehen, bestätigt sich unsere Ansicht dadurch,

---

[1]) Das Kloster Alberghen, Utrechter Diöcese, ist 1406 erbaut.

[2]) Bolland weist, seiner Ansicht gemäß, die ganze Untersuchung von sich, mit den Worten: Fueritne *Haymo* aliquis *Caroli Magni* affinis, qui quatuor habuerit filios, *fabulosis* pridem *libris cantatissimos*, non est laboris pretium hic disputare; neque an ex eo numero *noster hic Rainoldus* extiterit. Da der Grund seines Tadels der Bücher von Malegis, Vivian und den Haimonskindern, weil sie nämlich die Gemüther zu manchem Aberglauben und zum Studium der Magie verführten, in jetziger Zeit gänzlich wegfällt, so ist somit der Tadel selbst auch beseitigt. Beruft sich doch die von Bolland selbst mitgetheilte Mönchsbiographie bey Reinhold auf die Volksgesänge.: Quatuor *Haymon* filios genuit, quorum virtus per orbem maxime celebratur, quia, quinam extiterint per *vulgares cantilenas* apertissime demonstratur. Sicut autem stella aliqua in claritate superat alias, sic nobilitate morum non solum vicit fratres, sed etiam eos, qui tunc temporis erant homines.

daß im Gegenstück zum ernsten Reinhold, in Reinhard dem Fuchse, dieser auch gelegentlich die Mönchskutte anzieht*).

Als der älteste französische Bearbeiter wird namhaft gemacht Huon de Villeneuve, dessen Gedicht: Regnaut de Montauban, Fauchet (Des anciens Poétes François, §. 14, p. 562, Oeuvres, Paris, 1610) wegen der darin genannten historischen Personen ungefähr in das Jahr 1200 setzt, wo Saladin Jerusalem einnahm. Fauchet bemerkt noch, die Romane: Regnaut de Montauban, Doon de Nantueil, Garnier de Nantueil et Aie d'Avignon, Guiot de Nantueil et Garnier son fils, schienen ihm einzelne Glieder einer ganzen zusammengehörigen Kette von Romanen zu seyn. Die späteren: La Croix du Maine (Bibl. Fr. 1, 384, Paris, 1772)

---

*) Mitten zwischen den, von feindlichen Leidenschaften oder von Liebe bewegten, in Rücksichten und Verhältnissen befangenen Männern steht in diesem wie in allen Romanen der zweyten Klasse nur einer durchaus frey, rein und groß, in allem wunderbar begnadigt da; es ist des Kaisers Neffe Roland, fest wie die Granitbilder auf den Märkten märkischer Städte, welche seinen Namen führen. An Kraft und Tugend weit erhaben über alle anderen, liegt der besondere Werth unserer Romane darin, daß sie ihn in Lagen bringen, wo jene großen Eigenschaften sich entwickeln müssen, um ihn einiger Maßen aus dem Gedränge zu bringen. Dante trifft ihn im Paradies im fünften Himmel, im Mars, wo die Streiter für den Glauben vereinigt sind. Parad. 18, 43:

> Così per *Carlo Magno* e per *Orlando*
> Due ne seguì lo mio attento sguardo,
> Com' occhio segue suo falcon volando.

Unter den italienischen Dichtern hat besonders Bojardo diesen alten Charakter Rolands vortrefflich aufgefaßt und glänzend entwickelt. S. Rolands Abenteuer 3, p. 189 und folg. Pulci dagegen, seiner Absicht getreu, die ganze romantische Welt, deren Mittelpunkt Karl war, alle Institutionen des Ritterthums und Christenthums in verzerrten Karrikaturen zur Schau zu stellen, handelt konsequent, wenn er auch jene Worte Dante's, sich ernsthaft, gelehrt und gründlich stellend, mit folgenden Versen persiflirt, Morg. magg. 28, 40:

> Io mi confido ancor molto qui a *Dante*,
> Che non senza cagion nel ciel su misse
> *Carlo* e *Orlando* in quelle croce sante,
> Che come diligente intese e scrisse;
> E così incolpo il secolo ignorante etc.

Dagegen wählte Ariosto in der Schilderung seines Roland die unglückliche Mittelstraße zwischen Ernst und Spaß, was uns nun einmal verwerflich scheint, da wir in der Kritik keine Autorität observanzmäßiger Bewunderung anerkennen. S. Rol. Abenteuer, 5, 218 u. folg.

und du Verdier (Bibl. Fr. 4, 249. Paris, 1773) haben nur diesen Artikel Fauchets wiederholt.

4) Maugis, oder Malegis, Madelgis, p. 461 — 463. Die Titel bey Ebert, B. L. 13419 u. folg. Auszug Bibl. d. Rom. Juillet, 1778, I. p. 1 — 59. Vergl. v. d. Hagen und Büsching Lit. Grundriß, p. 173. Quadrio 4, 566.

Ist Reinhold der Inbegriff aller Heldenkraft, so ist sein Vetter Malegis, Sohn des Beuves (Buovo) von Aigremont, Inbegriff aller Gelehrsamkeit; jener ernst und zornig, dieser neckisch und versteckt. Die Gelehrsamkeit aber ist in Malegis praktisch geworden, und zeigt sich in Zauberey und Zwingen der Höllengeister, ihm zu dienen. Doch wurde die Magie in der früheren Zeit, wo diese Romane entstanden, noch nicht als nothwendig verbunden gedacht mit dem Verschreiben der Seele an den Höllenfürsten. Diese trübe Ansicht ist später. Vielmehr bewegt sich Malegis heiter und keck am gefährlichen Abhange, und weiß die armen Teufel geschickt und kräftig zusammen zu nehmen, ohne seinen natürlichen und seinen höheren Pflichten für immer untreu zu werden *). Vielmehr ist der Unterschied zwischen ihm und dem Mainzer Ganelon immer der zwischen einem ehrlichen Manne und einem Schurken. Der Charakter des Malegis ist eine der seltsamsten und genialsten Erfindungen des Mittelalters, wo neben echter Religiosität und dunklem Aberglauben sich der Scherz in unglaublicher Freyheit entfalten durfte. Die Teufel des Malegis sind so wenig, als die in den Moralitäten fürchterlich, sie sind nur lächerlich. Schon sein erster Zauberstreich, wo er selbst als Teufel verkleidet den Teufel zum Besten hat, und das große gefeyte Roß Bayard aus der Hölleninsel Boucault abholt, zeigt, was für ein Mann aus ihm werden solle, und wie würdig er der Sorgfalt seiner Freundin, der Fee Oriande, gewesen, und der Erziehung ihres Bruders, des Zauberers Baudri. Die späteren Romantiker, besonders die italienischen Dichter, haben diesen Charakter mit Vorliebe in ihre Gedichte aufgenommen und behandelt. Aber erst durch die Kenntnisse unserer Romane wird man das bey ihnen Vereinzelte im rechten Lichte erblicken.

5) Mabrian, p. 465, Ausgaben s. bey Ebert, B. L. 12596 u. folg. Den vollständigen Titel des Oudot'schen

---

*) Eben so ist wohl die Sage von Papst Sylvester II. zu erklären, und braucht nicht gerade der Bosheit zur Last zu fallen, wie Naudé will: Apologie d. gr. h. f. soupçon. de Magie, p. 407 (Amsterdam, 1712). Vergleiche Anmerkung zu Straparola, 324.

Druckes, Troyes, 1625, Rolands-Abenteuer, 3, 212. Den Inhalt s. Bibl. d. Rom., Juillet 1778, I. p. 102—159.

In der Einleitung werden Reinholds und Malegis Heldenthaten summarisch aufgezählt; que je n'ay voulu amplifier, sagt der Verfasser; de poeur d'entreprendre sur la matiere d'autre hystorien; dann folgt Reinholds Tod und Malegis erbaulicher Aufenthalt im Spital zu Rom. Er wird dort Kardinal, und nach Leos Tode Papst [1]). Wir haben diese wunderliche Erdichtung nicht unerwähnt lassen wollen, um zu zeigen, wie wenig die Geschichte im Einzelnen mit diesen Romanen zu schaffen hat. Papst Leo III. starb erst den 12. Juny 816, nach Karls Tode. Ueber dessen Nachfolger, Stephan IV., welcher nur sieben Monate regierte, und mit Kaiser Ludwig in Rheims zusammenkam, s. Baronii Annales eccles. cum critice Pagii t. 13, p. 581 (Lucae, 1743). Man mag dieß als ein Seitenstück zu der Fabel von der Päpstin Johanna (S. Fabricii Bibl. Gr. X. p. 433. Id. Bibl. med. et inf. Lat. V. p. 130) aufführen. Gaillard Hist. de Charl. 3, 467 und Andere denken an ein Uebertragen der Gerüchte von Sylvester II. auf Malegis, was uns gar nicht wahrscheinlich ist. Uebrigens dankt Malegis, sobald er Karl und Ganelon etwas gedemüthigt hat, ab, und sein Nachfolger wird Innocenz [2]).

Der ganze Ton und mehrere Züge bereiten hier schon vor auf den Reinecke Fuchs.

Nicht lange wendet Malegis seine Kunst und Tapferkeit gegen die Ungläubigen. Auch er mit seinen drey Vettern, den zurückgebliebenen Brüdern Reinholds, fällt als Opfer von Gans Verrath und Lügen. So ist eigentlich mit Kap. 16 die Geschichte dieses Geschlechtes beendet. Von da beginnt ein neuer Roman, welcher gleichsam ein zweyter Aufguß des früheren scheint. Reinholds Sohn, Ivo, König von Jerusalem, und dessen Sohn Mabrian sind die Helden. Karl wird zu bösen Handlungen verleitet, dafür bestraft u. s. w. Sonst hat diese zweyte Hälfte des Buches viel allgemein Romanhaftes, ist offenbar weit jünger, und von geringerem Werthe, als die erste. Zu bemerken ist etwa, daß unter den Feen, welche das Kind

---

[1]) Kap. 2: Maugis sans s'effrayer luy estant sur pieds commença un sermon en latin plain de vraye eloquence plus que *cyceroniane*, de vraye sagesse plus que *Salomonique*.

[2]) Sollte dieß auf geschichtliche Spur helfen? Innocenz II. (von 1130 — 1143) hatte bekanntlich Gegenpäpste, Anaklet und Viktor.

Mabrian bey seiner Geburt begaben, sich befinden: die Fee Artus (Artus, la Faée)*) und Marge, la Faée, wahrscheinlich Morgun, Morgana, gemeint. K. 35 geräth Mabrian auf den Magnetfelsen, wie Huon von Bordeaux, Thl. I. p. 118, und zu Anfang des gleichfalls späteren zweyten Theiles des gleichnamigen Romanes, S. Nr. 7, wie der dritte Kalender, welcher der Zobeide seine Abenteuer erzählt in Tausend und Einer Nacht (II. p. 96), endlich wie unser Herzog Ernst in Baiern und Oesterreich im Volksbuche, p. 39. S. Görres deutsche Volksb. p. 83, und v. d. Hagen im altdeutschen Museum, I. 288. Kurz, dieser Theil des Mabrian ist eines der vielen fabelhaften Reiseabenteuer der Romantik des Mittelalters. Der Schluß endlich macht Mabrian, dessen Sohn Reinhold und seine Nachkommen zum Gründer des Christenthums in Indien, mit den Worten: Et firent tellement par leurs prouesses que tousjours depuis en Inde la Majour, qu'on appelle la terre du *Prestre Jean*, ont esté Chrestiens comme encores sont de present. Wie das frühere eine Reminiscenz war aus dem Huon, so dieses aus Hugier von Dänemark. S zu Nr. 11.

Noch wäre allerdings merkwürdig, wenn die Bibl. d. Rom. p. 136 Recht hätte, daß auch Mabrian sich vor den Reizen der Fee Morgane, welche aus dem Sagenkreise des Artus in Hogier von Dänemark übergegangen ist, verlocken ließ. Aber in der Ausgabe des Mabrian, Troyes, 1625, Kap. 37, vergißt der Held wohl seine Aeltern und seine Geliebte durch das Trinken de l'eau du fleuve de *Lothas* (Lethe? oder Lotos? Odyss. 9, 94), und läßt sich von der Fee Gratienne berücken, nicht aber von Morgane.

6) La conquête du très-puissant Empire de Trebisonde et de la spacieuse Asie. Paris, Jean Treperel. O. J. Klein 4.

So lautet der Titel des Buchs nach Bibl. des Rom. Juillet, 1778. I. p. 161. S. Ebert B. L. 18785—18786. Es ist uns nur aus der kurzen Notiz daselbst bekannt. Offenbar ist es sehr spät als Schluß an die Haimonskinder von einem Verfasser angeknüpft, welcher den Geist des alten Werkes nicht erkannt hatte. Unser Roman erzählt viel von den Heldenthaten der kriegerischen Schwester Reinholds, Bradamante, wovon die älteren nichts wissen. Dann widmet er sogar ein Kapitel der Erzählung, wie, warum und bey welcher Gelegenheit

*) Kap. 37 ist doch wieder Le roy Artus, qui accompaigné estoit de Faées.

Philipp, Herzog von Savoyen, Freund Reinholds, den Orden de l'Annonciade gestiftet habe. Der Orden de l'Annonciade oder du las d'Amour wurde aber bekanntlich erst 1362 vom Grafen Amé dem Siebenten, genannt le Comte vert, gestiftet *). Ferner gibt der Verfasser den Ganelon plump, gegen die Uebereinstimmung aller Sagen, für einen Menschen ganz niedriger Herkunft aus Dieß zusammen hat den Verdacht in uns erregt, der französische Roman sey ausgegangen von dem italienischen Gedichte des Tromba da Gualdo di Nocera: *Trebisonda* historiada, nella quale se contiene nobilissime Battaglie, con la Vita e Morte di Rinaldo. S. Quadrio 4, 569; Ginguené 4, 551. Indeß nur eine ordentliche Vergleichung dieses Gedichtes und jenes Romanes könnte hier sichere Auskunft geben.

Die vier Romane, Nr. 3 bis 6, können, bey der Gleichheit der Personen und ihrer Verhältnisse zum Kaiser, als ein zusammengehöriges Ganze betrachtet werden. Und so kommen sie denn auch häufig als ein Roman vor; vermuthlich zuerst französisch, worüber uns jedoch die Nachrichten fehlen. Aber zwey italienische Handschriften in der laurenzianischen Bibliothek zu Florenz erwähnt Quadrio 4, 566, die eine vom Jahre 1455, die andere von 1506. Gedruckt scheint nichts davon. Desto mehr Beyfall fanden sie dagegen in Spanien, in der Uebersetzung des Ludoviko Domenichi (Luis Dominguez). Nik. Antonius Bibl. Hispana noya, Matriti, 1788. T. 2. p. 32. »Luis Dominguez ist der spanische Uebersetzer des ersten, zweyten und dritten Theiles von Don Reynaldos de Montalban, Emperador de Trapisonda, welchen er für den großen Haufen der Müßiggänger aus dem Italienischen eines Ungenannten übertrug, wo diese fabelhafte Geschichte den Titel führt: Inamoramento del Imperador D. Carlos, zu Perpiñan bey Samson Arbus, 1589.« Weit früher aber finden wir schon Ausgaben angezeigt, namentlich Libro del noble y esforçado cavallero *Reynaldos de Montalvan*, traducido del Toscano en lengua Castellana por L. Dominguez. Fol. Sevilla, 1525. — Salamanca, 1526. Vor uns liegt Libro de Don Reynaldos in drey Theilen in Folio in einem Bande. Perpiñan, 1585, bey Samson Arbus. Jener Titel ist über dem Holzschnitte des Helden. Unter dem-

*) S. Campegius (Champier): Les grands Chroniques des gestes et vertueux faits des ducs et princes de pays de Savoye et Pied-mond. Paris, 1516. Es scheint überhaupt vieles aus der Schilderung des grünen Turniers, das der grüne Graf 1350 zu Chambery gab, in diesen Roman übergegangen.

selben hat jeder Theil noch eine besondere ausführliche Inhaltsanzeige. Wahrscheinlich dasselbe ist: El enamoramiento del Emperador *Carlos*, en el qual se trata de las estranas proezas de *Reynaldos de Montalvan*. Fol. Sevilla, 1533. — Aber nicht dasselbe scheint uns aus gelegentlichen Citaten in den Anmerkungen zu Don Quixote Espejo de Cavallerias, en el quel se trata de los hechos del Conde Don Roldan y de Reynaldos de Montalvan. Fol. Sevilla, 1533—1536, 2 Thle. Wie sich aber mit dieser Jahreszahl die Angaben von Pellicer zu D. Quixote, I. Kap. 6 (Ausg. v. Ideler, VI. p. 197) vereinigen lassen, wissen wir nicht. Wir finden noch eine Ausgabe des Espejo citirt bey Nik. Antonius Bibl. Hisp. nova, II. p. 230, wo der Verfasser Pedro de Reynosa genannt wird. Medina del Campo bey Franc. del Canto 1585, Fol. Der Titel: Espejo de Cavalleros, de los hechos del Conde Roldan, Reynaldos de Montalban y otres. Dieser Pedro de Reynosa ist der Verfasser des Orlando enamorado nach Bojardo. Nur wer diese Drucke selbst vergleichen kann, wird die widersprechenden Angaben der Literatoren berichtigen können. Bis dahin erlauben wir uns auch kein Urtheil über den Ausspruch des Cervantes, welchen er dem Pfarrer in den Mund legt, D. Quixote, I. K. 6: »Hier ist der Spiegel der Ritterschaft. — Ich kenne Ihre Herrlichkeit wohl; da findet sich der Herr Reinald von Montalban mit seinen Freunden und Spießgesellen, größere Spitzbuben als Cacus, sammt den zwölf Pairs und dem wahrhaftigen Geschichtschreiber Turpin« u. s. w. Noch oft erwähnt der belesene D. Quixote diesen Helden. Gleich I. K. 1: »Ueber alle aber ging ihm Reinald von Montalban, besonders wenn er ihn sah aus seinem Kastelle ausfallen, rauben, was er konnte; wenn er dann das Bild des Mahomet entführte, welches ganz golden war« u. s. w. Ferner I. Kap. 7: »Aber ich will nicht Reinald von Montalban heißen« u. s. w. Diese ganze Rede des Rasenden ist Parodie der Streitworte zwischen Roland und Reinhold im spanischen Reynaldos, III. Kap. 14 (wohl nicht aus Bojardo, wie Bowle meint). Beyläufig in der Novelle vom fürwitzigen Neugierigen, I. K. 33: »Die Probe, welche mit mehr Verstand der klügere Reinald unterließ.« Aus Ariosto, O. F. 43. Köstlich ist Sanchos Vermuthung, wie Reinald es würde aufgenommen haben; wenn man seine Existenz hätte bezweifeln wollen, II. Kap. 32, II. Kap. 40 zählt die Dame Schmerzenreich auch Rinalds Roß auf. Der spanische Reynaldos von 1585 verdient großes Lob wegen der trefflichen Konsequenz in der Schilderung der Charak-

tere unseres Sagenkreises, und weil er frey ist von dem Liebeswinseln, den faden Weitläuftigkeiten und Wiederholungen der Begebenheiten, welche an den Nachfolgern des Amadis mit Recht getadelt werden.

Gaillard: Hist. de Charlemagne, 3, 431, glaubt einen geschichtlichen Grund der vier Romane zu finden in den Kriegen Pepin des Kurzen, und Karls, wegen Aquitanien und Gascogne. Remistain, Prinz von Aquitanien, wurde auf Pepins Befehl gehängt, und Loup, Herzog von Gascogne, auf Karls des Großen; auch Hunauds trauriges Ende könnte hierher gezogen werden. Uns scheinen diese Einzelnheiten doch zu ferne zu liegen.

7) Huon von Bordeaux, p. 394—419. Ebert B. L. 10394. Bibl. des Romans, Avril 1778, II. p. 7—163. Ist zwar nicht in Deutschland Volksbuch, wie die Haimonskinder, wohl aber in Frankreich, wo es, wie die Bücher von Reinhold, zur blauen Bibliothek gehört. Besteht jetzt aus zwey Theilen, von denen der zweyte ein später und übel angebrachter Zusatz ist. Den letzteren wollen wir vorläufig ganz bey Seite lassen.

Eine englische Uebersetzung des Huon durch Lord Berners (starb 1532), den berühmten englischen Bearbeiter des Froissard und des kleinen Artus, erwähnt Warton Hist. of Engl. Poetry III. p. 58. Den Huon übersetzte er auf Ansuchen des Grafen von Huntingdon. Der Roman wurde, nach Warton, äußerst populär. Der Titel des englischen Buches ist: Hugh of Bourdeaux.

Der prosaische französische Roman soll auch von einem Gedicht des Huon von Villeneuve ausgegangen seyn, worüber das Nähere aus den Handschriften sich ergeben muß.

Man unterscheidet in diesem Buche sogleich zwey Elemente. Das eine sind die Thaten und Abenteuer der christlichen und heidnischen Ritter, Fürsten und Frauen; das andere sind die Einwirkungen und übernatürlichen Mittel des zauberischen Zwerges Oberon. Das Eigenthümliche des Gedichtes liegt in dem Verhältnisse zwischen jenen natürlichen und diesen feenhaften Wesen. Nimmt man jenes Element für sich, so sieht man in Huons Benehmen gegen Kaiser Karl und in dem ganzen Verkehre zwischen beyden den Charakter rein, welchen wir dieser zweyten Klasse von Romanen zugeschrieben haben. Auch in Wielands Oberon liegt er deutlich am Tage. Der Anstrich ist dabey im Deutschen mehr komisch geworden. Wir lassen hier zur Vergleichung den berühmten Auftrag des Kaisers bey der Begnadigung folgen. Wieland, Oberon, Ges. 1, 66:

Zeuch hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,
Wenn der Kalif im Staat an seiner Tafelrunde
Mit seinen Emirn sich beym hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin, und schlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel überspritzet.
Ist dieß gethan, so nahe züchtig dich
Der Erbin seines Throns, die ihm zur Rechten sitzet,
Und küß als deine Braut sie dreymal öffentlich.

Und wenn dann der Kalif, der einer solchen Scene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit starrt,
So wirf dich an der goldnen Lehne
Vor seinem Stuhle hin nach Morgenländer Art,
Und zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine Handvoll Haar aus seinem grauen Bart.

Huon de Bordeaux, Pair de France, Duc de Guienne, Troyes. v. J. 4°. p. 22: Je vous enverrai dans un mauvais endroit, car de *quinze messagers*, *que j'y ai envoyé*, *il n'en est pas revenu un seul.* Je te dirai où tu iras, puisque tu veux que j'ai merci de toi, ma volonté est que tu aille en Babilone auprès de l'Amiral Gaudisse, pour lui dire ce que je te dirai. Prends garde à ta vie. Quand tu seras arrivé tu monteras au Palais, tu attendras l'heure du diner, et que tu le voie assis à table, il faut que tu sois bien armé l'épée nue à la main, afin que tu tranches la tête au premier Baron, que tu verras manger à table tel qui soit, Roi ou Amiral. Après cela tu fianceras avec la belle *Esclarmonde*, fille de l'Amiral Gaudisse, et la baiseras trois fois en la présence de son père et de tous ceux qui seront là présens. Aprends que c'est la plus belle pucelle qui soit au monde. Tu diras ensuite de ma part à l'Amiral Gaudisse qu'il ait soin de m'onvoyer *mille éperviers*, *mille ours*, *mille vautours enchainés et mille jeunes valets*, *aussi mille des plus belles pucelles de son royaume*; et avec ce je te convie que tu m'apportes une poignée de sa barbe et quatre de ses dents machelieres.

Man sieht, die Forderungen dieses Karls sind noch stärker.

Bey dem Mahl des Sultans (Oberon Ges. 5) erscheint im französischen Roman Oberon nicht auf den Ruf des Horns; denn Huon hat bey der ersten Pforte sich für einen Sarazenen ausgegeben, und so des Zwerges Befehl gebrochen, S. 34: »Wenn du eine Lüge gemacht oder gesagt, wird die Kraft des Bechers versiegen, und du wirst meine Freundschaft und meinen Schutz verlieren.« Erst nach schwerer Haft und vielen Leiden, wobey sich die Treue der Esclarmonde in vollem Glanze zeigt,

tritt endlich wieder der versöhnte Oberon mit überirdischen Mitteln ein (S. 70). Bemerkenswerth überhaupt ist in dem Verhältnisse des Huon zum Oberon, wie jener die Vorschriften und Regeln seines Beschützers immer fort vergißt oder verletzt; ein Zeichen, wie schwierig und mißlich die Verbindung des Menschen mit höheren Geistern seyn muß.

Auch die alterthümliche Scene des Schachspiels mit dem seltsamen Siegespreise (p. 80) hat bey Wieland der nackten Lüsternheit der Almansaris Platz gemacht (Ges. 11). Höchst naiv dagegen nimmt sich Yvoirins (Ibrahims) Tochter, die aus Neigung zu Huon das Spiel absichtlich verloren hat, als er sie verschmäht: La demoiselle se retira fort mécontente disant en elle-même: Méchant homme! Que Mahomet te confonde! Car si j'eusse su que tu eusses agi de cette manière, je t'aurois fait trancher la tête [1])!

Endlich ist der Schluß des echten Huon sehr verschieden von dem Wielandschen Gedicht. Karl besteht hartnäckig darauf, den Huon hängen zu lassen, und bey Oberons erstem Erscheinen sagt er p. 101: Qui peut être ce nain bossu? Aber der Zauberbecher, und noch mehr Oberons Fähigkeit, die Gemüther der Menschen zu durchschauen [2]), zwingen ihn zur Milde; er entläßt seinen Pair Huon in seine Stadt Bordeaux. Wenn man bedenkt, wie unfolgsam und trotzig der Ritter immer gegen seinen hohen Gönner Oberon ist, so kann man wohl keine besondere Befolgung der Lehenspflichten des Vasallen gegen seinen Kaiser erwarten, und muß sich so Karls anhaltenden Widerwillen erklären.

Jener hülfreiche Schutzherr aus der Geisterwelt ist ein Zwerg. Zwerge, Gnomen, Pygmäen, Besitzer und Hüter der kostbaren Steine und edeln Metalle, »gehen durch ganze Mauern, durch Felsen, durch Stein« u. s. w. S. Theophrast Paracelsus von den Elementar-Geistern (Beyträge zur Gesch. der

---

[1]) Wie hoch man im Mittelalter das Schachspiel stellte, geht daraus hervor, daß es eine der sieben Probitates war. Disciplina clericalis Mscr.: »Probitates vero hae sunt: Equitare, natare, sagittare, cestibus certare, aucupare, *scacis ludere*, versificari.« Man s. Jakobus de Cessulis, Casulis (von Hütten), eines Dominikaners Buch in vier Theilen: De moribus hominum, et de officiis nobilium super *ludo latrunculorum sive scaccorum*. Mediol. 1479. Von deutschen Bearbeitungen s. Lambek II. p. 848, und vergl. Mélanges tirés d'une gr. Bibl. 4, 101. *Freret*, Orig. du jeu des échecs, Hist. de l'Ac. d. Inscr. t. 5 p 250. — Man s. auch Nr 8.

[2]) Als der Becher an Karls Lippen vertrocknet, sagt der Kaiser: Vassal, vous m'avez enchanté. — Sire, dit Oberon, ce sont les péchés dont vous êtes rempli, qui lui ôtent toute sa vertu.

rom. Poes. 158). In Deutschland, wo der Bergbau früh und eifrig getrieben wurde, war die Sage von den Zwergen besonders einheimisch. Die nähere Entwickelung des Gleichen und des Abweichenden würde hier zu weit führen. Ganz nahe liegt in unserem Heldenbuch die Vergleichung des schönen Zwergkönigs Elberich, und seines Schützlings, des Kaisers Otnit mit Huon und Oberon. Man s. v. Dobenek des deutschen Mittelalters Volksglauben II. p. 201 u. folg. Nun über Oberon selbst noch einiges. Oberon, das ist, der kleine Aubert, Albert (offenbar Alberigo, Elberich) erzählt dem Huon bey ihrem ersten Gespräch p. 31 seine Abkunft *). Er ist Sohn des Julius Cäsar und der Frau der verborgenen Insel, jetzt Cefalonien. Diese Zauberin liebte erst den Florimon von Albanien, zog sich aber dann vor ihm nach der verborgenen Insel zurück, heiratete dort, und gebar den mythischen Vater Alexander des Großen, Nekbatanus, also Oberons Stiefbruder. Als Cäsar nach Thessalien gegen Pompejus zog, kam er auch über Cefalonien, und erfuhr dort mancherley bey der kundigen Frau. Bey Oberons Geburt waren viele Feen geladen, nur eine nicht geladene begabte ihn damit, daß er nach zurückgelegtem dritten Jahre nicht ferner wachsen sollte, sonst aber überirdisch schön werden. Manche ihm unterthänige Geister und Feen werden genannt, übrigens ist weder die Rede von seiner Frau, noch von einer Uebertragung der Herrschaft über die Geister an Huon. So scheint uns in dem alten Romane die Gränze, wodurch der Mensch von den höhern Geschöpfen (Halbgöttern, jenen es Riesen oder Zwerge) getrennt ist, unverrückt erhalten. Diese nahen sich hülfreich oder schadend ihren Planen oder Launen gemäß, und schwinden dann vorüber. Man weiß nicht wo sie bleiben. Die Dichtung, auf der Sage der Zwerge basirt, mochte sehr gefallen. Der Verfasser des Ysaie-le-Triste (s. oben) fand es also gerathen, den einmal bekannten Charakter aufzunehmen, um durch eigene Einkleidung den Reiz der Neuheit doch zu gewinnen. Oberon, Sohn der Fee Gloriande, wird hier zur Strafe für ein Vergehn in einen häßlichen Zwerg unter dem Namen Tronc der Zwerg verwandelt, und muß, um Buße zu thun, alle Leiden der Erdenkinder ertragen, ja selbst Diener und Begleiter des Ysaie werden. Am Schlusse des Romans ist die Prüfungszeit des Feenkindes abgelaufen; er erhält ein Feenreich und seinen Namen Aubert wieder; auch Schön-

*) Dieß hat Wieland ausgelassen, denn er arbeitete nach Tressans Auszug. — Die Ableitung des Namens Oberon bey Drake: Shakspeare and his times II, 337 von Aube du jour ist falsch.

heit und Regelmäßigkeit der Gestalt wurde ihm; aber er blieb klein, als das Ideal eines Zwerges, darum nannte man ihn Auberon, nicht Aubert. Auch hat er hier das magische Horn. Im letzten Theil des Ogier von Dänemark ist Oberon leiblicher Bruder der Fee Morgana, und Halbbruder des Artus; und hält sich abwechselnd in Avallon und anderwärts auf. Bibl. des Rom. Février, 1778, p. 151.

So bekannt jetzt die Quellen sind, aus denen Shakspeare den rohen Stoff seiner Werke holte, so fehlt es doch gerade über seinen Oberon und Titania im Sommernachtstraum an Nachrichten. Theseus und Hippolyta kommen aus Chaucers Bearbeitung der Theseide des Boccaz, the knights tale. Ferner stimmen wir darin Tyrwhitt bey, daß die Vorbilder von Oberon und Titania, Pluto und Proserpina in Chaucers Marchantes Tale sind. Hier führen sie ähnlich nächtliche Schwärme an, und toben mit ihnen auf Auen und Wäldern:

> Full often time he *Pluto* and his quene
> *Proserpina*, and all hir Faerie
> Disporten hem and maken melodie.
> *Pluto, that is the king of Faerie etc.*

Auch ist sowohl in dieser Proserpina als in Shakspeares Titania die altenglische volksthümliche Elfenkönigin nicht zu verkennen (s Chaucer Canterb. Tales, the Wif of Bathes Tale, v. 6439). Gewiß ist Shakspeare Schöpfer des Wesentlichen in seinem Gedichte, indem er die Volkssagen und Chaucers Verse nur als Grundlage benützt; aber auch Titania und ihr Verhältniß zu Oberon scheint er schon irgendwo vorgefunden zu haben. Indeß es bleibt noch zu entdecken, wo? denn, wenn Shakspeare Berners Uebersetzung des Huon kannte, so fand er darin doch immer nicht Titania. Uebrigens ist der Zwerg Oberon im französischen Roman auch himmelweit verschieden vom Elfenkönig Oberon. Gleichzeitig mit Shakspeares Sommernachtstraum wird noch angeführt vom Jahre 1594: A pleasant Comedie, presented by *Oberon*, king of Faeries. Später ist Ben Jonsons *Oberon*, the Fairy Prince; a masque of Prince Henry's. (The works of Ben Jonson. Ed. Gifford, London, 1816. Vol. 7. p. 179.)

Im zweyten Theile des Huon sind drey Dinge zu bemerken: 1) Huons Reiseabenteuer, eine Nachahmung von Herzog Ernst und Brandanus. 2) Oberons Tod, mit den erbaulichen Lehren an Huon und Artus. Huon erbt Oberons Reich und Macht über die Feen, zu Artus großem Verdruß, woraus beynahe ein Krieg entsteht. Diese Erfindung ist ungehö-

rig und albern. 3) Langweilige Kriegs- und Liebesgeschichten von Huons Nachkommen.

8) Guerin von Montglave, p. 420—429. S. Ebert B. L. 9056. Bibl. d. Romans 1778, Octobre II. p. 1—90. Gaillard Hist. de Charlemagne III. p. 479 u. folg.

So alt und vortrefflich dieser Roman auch ist, erkennt man doch darin eine Nachahmung der vier Haimonskinder. Der alte Herzog von Aquitanien, Guerin, wohnhaft zu Montglave (Lyon), erzählt einstmals nach Tische seinen vier Söhnen, wie er in der Jugend dem König Karl im Schachspiel Frankreich abgewonnen, und dagegen nur die Hoffnungen seines Muthes eingesetzt habe; wie Karl ihm dafür Stadt und Schloß Montglave abgetreten, unter der Bedingung, daß er es den Sarazenen abgewinne; wie ihm dieß ohne fremde Hülfe gelungen. Der Sultan, sein besiegter Feind, ließ sich taufen, und dessen Tochter wurde Guerins Gattin, und Mutter der vier starken Söhne. Der Vater weist jetzt diese von seinem Hofe, damit sie auch selbstständig und groß werden. Sie suchen jeder für sich ihr Heil, die beyden jüngsten, Girard und Regnier, am Hofe Karls; Milon in Pavia, und der älteste, Arnaud, in Aquitanien.

Der Zauberer und Eremit Perdrigon in diesem Buche ist Malegis, aus jenem früheren, nur etwas ins Grobe verändert. Er ist nicht verschmitzt, wie Malegis, sondern derb und handfest.

Eigenthümlich ist das plötzliche Erwachen des Gewissens, die daraus folgende Reue und Buße bey Hunaut, Guerins Bastard, nachdem er so eben seinen Halbbruder Arnaud verrathen hat. Nach der Beichte und Absolution erschlägt der Einsiedler und Riese Robastre den Hunaut, damit dieser nicht wieder in seine alten Sünden verfallen könne, und dann verdammt werde; un raisonnement plus *gigantesque* que *théologique*, bemerkt die Romanen-Bibliothek richtig. Robastre ist ein Seitenstück zu dem Friar Tuck in den englischen Volkssagen von Robin Hood. Wir treffen diese wunderliche halbkomische Figur, worin eine leise Satyre auf das Verderben, welches sich in das eremitisch-ascetische Leben einschlich, nicht zu verkennen ist, noch ein Mal wieder im Roman Meurvin Nr. 12.

Die Familienbande zwischen den vier Brüdern, ihrem Vater und den andern zum Geschlecht gehörigen, zeigen sich in unserm Roman in ihrer ganzen Stärke und Tröstlichkeit. Ohne dieses feste Zusammenhalten würde auch der Stolz und Trotz, sowohl bey dieser Familie als bey den Haimonskindern gar schnell ein klägliches Ende haben nehmen müssen.

Der Krieg zwischen dem Hause des Guerin und Karl,

entsprungen aus einem anstößigen Vorfall mit der Kaiserin, welche ihrem Groll nach vielen Jahren Rache zu schaffen sucht, führt die Freundschaft zwischen Roland und Olivier, Regniers Sohn und Guerins Enkel, herbey, eine Freundschaft, welche bey spätern Dichtern so berühmt geworden ist.

Guerin mit zweyen seiner Enkel leistet Karl auch Beystand bey der Belagerung von Narbonne im Romane Philomena. S. Bibl. d. Rom. Oct. 1777, I. p. 165. Seine und des Robastre Heldenthaten in der Jugend sind zu lesen im Doolin von Mainz, Bibl. d. Rom. Févr. 1778, p. 53, wo der Kaiser auch noch in der Jugendblüthe ist. Karl der Große stellt ihn als Muster seinem Sohne vor, in Lothar und Maller (Nr. 22) p. 9: »Gedenket alle Wege nach Ehre zu streben, wie Gerƴn von Mangelen that.«

9) *Galien Rhetore* p. 426—430. Ebert B. L. 8086. Bibl. d. Romans, Octobre 1778, II. p. 90 — 114.

In der Ausgabe Troyes, 4. o. J. sagt die Vorrede: Le dit Roman est appellé Gallien *Restauré* à cause qu'il *restaura toute la Chrétienté* apres la mort des douze Pairs de France. So auch die Fee Gallienne bey seiner Geburt, p. 24: Puisqu'ainsi est qu'il *restaurera* le Roi Charlemagne, il sera appellé *Gallien Restauré*. — Lothar und Maller (Nr. 22), p. 161, der Bote sagt zu Maller, Galiens Sohn: »Diese Stadt heißt die Neustadt, und gehört dem König Galyen, dem Wiederhersteller zu.« Der Titel der ältern Drucke ist aber G. Rethore oder Rhetore, und diese Erklärung sieht aus wie eine falsche etymologische Künsteley.

Eins der seltsamsten und barocksten Bücher, das uns vorgekommen. Die Naivetät, Treuherzigkeit und Ehrlichkeit des ganzen Tons ist unverkennbar. Sonst müßte man glauben, daß die vielen uns anstößigen Wundergeschichten, Lügen und plumpen Windbeuteleyen mit boshafter Ironie ausgesonnen wären. Allein diese Ansicht würde ohne Zweifel unrichtig seyn. Ein in seiner Beschränktheit sich behaglich fühlender, unbedeutender Franzose der Vorzeit hat gewiß all dies Zeug in gutem Glauben hingeschrieben.

Zuvörderst wallfahrtet Karl der Große mit seinen zwölf Pärs incognito nach Jerusalem, nicht so sehr aus Sehnsucht nach dem heiligen Grabe und dessen Gnadenerweisungen, als deßhalb, weil seine Frau ihm, als er sich seiner Macht sehr gerühmt hatte, versicherte, König Hugo von Konstantinopel wäre doch noch ein viel mächtigerer Herr, als er.

Höchst anstößig und unpassend scheint nun die durch ein Wunder bewirkte Gleichstellung Karls und der zwölf Pärs mit Christo und den Aposteln im Tempel zu Jerusalem. Vor-

trefflich ist dann wieder der patriarchalische Hirtenkönig Hugo mit dem goldenen Pfluge und den unzähligen Herden in seiner Einfachheit, Gastfreyheit und Friedlichkeit, ein Gegenbild zu Karl mit dessen kriegslustigen, hochfahrenden Rittern.

Alle Vorstellungen übersteigen die tollen Aufschneidereyen und Gaskonaden des Kaisers und seiner zwölf Genossen in der Nacht; noch ärger aber ist, daß, als sie Ernst aus dem Spaß machen sollen, der liebe Gott ihnen verkündigt, er wolle dies eine Mal ihnen zu Liebe ein Wunder thun, künftig aber möchten sie sich in Acht nehmen, und nicht so dumm spaßen (gaber). In den neueren Drucken scheinen zwar die hierher gehörigen Wunder so viel als möglich gemildert, und auch manches in der Folge abgeschliffen. Doch ist vieles noch arg genug, z. B. Kap. 59, wo Karl die Sonne in ihrem Lauf anhält.

Galiens Leben und Thaten sind übrigens ganz in der hergebrachten Ordnung, nur Einiges erinnert an die Seltsamkeiten der ersten Kapitel. In Tressans Auszug aber hat der Roman einen ihm ganz unnatürlichen Anstrich erhalten.

Was Karls Zug nach Jerusalem betrifft, so scheinen die ausführlichsten fabelhaften Nachrichten darüber in den Chroniques de Jérusalem enthalten. S Mélanges tirés d'un gr. Bibl. VI. p. 64 u. folg. Gaillard Hist. de Charlemagne III., 400 nennt noch drey Chronisten, bey denen diese Sage zu finden, nämlich Helinandus, Guido Cantor de Bazochis und Petrus Comestor. Aus Helinandus ist sie aufgenommen in das Speculum hist. des Vincenz von Beauvais B. 24, Kap. 4. p. 963 (Duaci 1624).

Die folgenden drey Romane gehören wieder zusammen, ihre Helden sind Glieder einer Familie.

10) Doolin von Mainz p. 445—449. Ebert B. L. 6368. Alxingers Epopöe ist nach Tressans Auszug in Bibl. d. Romans, Février 1778, p. 1—70. Vergl. Reichards Bibl. d. Romane, Thl. 4, p. 45—90.

Dieser Roman wird von Tressan und andern sehr getadelt wegen des närrischen und leidenschaftlichen Benehmens sowohl des Helden, des Vasallen, als auch des Kaisers, des Lehnsherrn. Allein nach den Stellen und Bearbeitungen, die uns bekannt sind, finden wir hier nichts anderes, als was in den Haimonskindern, im Huon u. s. w., uns das Charakteristische des ganzen Sagenkreises schien. Wir sind also auch weit entfernt, gerade deßhalb den Doolin für ein späteres Produkt zu halten. Im Gegentheil wird Karl hier noch als ganz junger Mann aufgeführt, und die starrsinnige Aufrechthaltung der ihm anvertrauten Gewalt würde schon in seiner Jugend eine Erklärung

finden. Der Zweykampf mit Doolin, welchen ein Engel beylegt, ist unter diesen Umständen nicht wunderlicher, als tausend ähnliche Dinge in den Dichtungen des zweyten Cyklus. Dagegen scheint uns die durch die That bewährte Sinnesänderung und Frömmigkeit von Doolins Aeltern, Guido Graf von Mainz und der Gräfin, ersten Aebtissin von Hermanstein bey Mainz, echt alterthümlich und würdig. Wer aber den Doolin deßhalb für närrisch hält, weil er von Karl dem Großen die Belehnung mit der Grafschaft Vaucler will, da diese gar nicht in des Kaisers Besitz, sondern im Besitze der Ungläubigen ist, der hat ganz vergessen, daß alle die vielen Ländereyen, welche Guerin von Montglave, dessen vier Söhne und deren Kinder von Karl erhalten, ebenfalls erst zu erobern waren, und daß die edelsten Reichsbarone lieber ihre Besitzthümer sich erwerben und verdienen wollten, als zum Geschenk oder durch Erbschaft bekommen. Tugend, Kraft, und Bewußtseyn der Tugend und Kraft gehören freylich zu solchen Thaten.

11) Ogier von Dänemark, p. 449 — 459. Die hierher gehörigen literarischen Nachweisungen, wo über das Geschichtliche, der Sage Angehörige und Erdichtete nähere Auskunft zu suchen sey, sind aufgeführt in v. d. Hagen und Büsching lit. Grundriß S. 175, und Ebert B. L. 15067 — 15076. Man füge hinzu über den Roman Bibl. d. Rom. Février 1778, p. 71 — 167; Mélanges tirés d'une gr. Bibl. 8, p. 178, besonders aber die geschichtlichen Untersuchungen in *Mabillon* Acta Sanctorum ordinis S. Benedicti, Saec. *quartum*, pars. I. p 656 u. folg. (Lutec. Peris, 1677.) Einiges davon benützt in Gaillard Hist. de Charlemagne 3, 444 u. folg. Von dem altdeutschen Gedicht s. noch Docen Miscellaneen II. p. 135.

Nach den Acta Sanctorum ord. S. Bened. a. a. O. kennt auch die Geschichte zwey verschiedene Ogier, der eine, weniger berühmt, Ogerius Carmentriacensis; der zweyte, welchen die Romantik aufgenommen und wunderbar ausgestattet hat, Ogerius (Otgerius, Osigerius, Occar, Autcar, Otcar) Danus oder Dacus. Dieser flüchtete mit den enterbten Söhnen Karlomans, des Bruders Karls des Großen, zu Desiderius nach Italien, wurde aber nach Besiegung des Desider von Karl gnädig aufgenommen und zu einem seiner Heerführer angenommen. Hiemit stimmt vollkommen überein ein Theil des Romans Bibl. d. Rom. a. a. O. p. 108 u. folg. Eben dieser zweyte Ogier zog sich am Ende seines kriegerischen Lebens zurück in das Benediktiner-Kloster St. Faron zu Meaux (Sanct. Faronis apud Meldos). In der Kirche daselbst ist sein Grabmal, worauf unter andern zu lesen:

Audae [1]) conjugium tibi do, *Rolande*, sororis,
Perpetuumque mei socialis foedus amoris.

In der klösterlichen Einsamkeit wollte der Ritter seine Thaten und Abenteuer vergessen, und alles was er im frühern Leben geliebt und erstrebt hatte. Hiemit kann man vergleichen, gesetzt auch, daß der Dichter nicht mit Bewußtseyn und Absicht dieß erfunden, die magische Versetzung Ogiers am später hinzugefügten Schlusse des Romans, in Morganas heiteres Feenreich Avalon, wo ihm zweyhundert unserer Jahre wie ein Tag hinschwinden. Ziemlich roh und sinnlich, wie gewöhnlich bey solchen Fabeln, sind freylich die Freuden im Schloß der Unsterblichkeit, und vollkommen ähnlich den von den heidnischen Germanen in Walhalla erträumten [2]), und dem Getreibe in den elysischen Gefilden bey Virgil Aen. 6, 640 u. folg.

Noch scheint geschichtlich merkwürdig die Erwähnung von Volksliedern über Ogier bey Metellus, Mönch von Tegernsee (starb 1160) bey Mabillon a. a O. p. 661; vergl *Canisii* Lectiones antiquae, ed. *Basnage* T. III., pars 2, p. 117 — 196 in den Quirinalia:

Quem *gens* illa *canens prisca* vocat nunc *Osigerium*.

Die fabelhafte Genealogie unseres Helden, nach den drey Romanen Doolin, Ogier und Meurvin, ist folgende. Doolin, Sohn Guido des Einsiedlers, Grafen von Mainz, hatte von seiner Gemahlin Flandrina acht Kinder; eins derselben war Geoffroy, König von Dänemark, und dieser Geoffroy wurde Ogiers Vater. Als geborner Däne und Erbe Dänemarks erhielt Ogier, Pär und Ritter an Karls Hofe, den Beynamen der Däne. Seine Beschützerin und Geliebte, die Fee Morgane, gebar ihm den Meurvin. Hier ist der Uebergang zur romanhaften Genealogie Gottfrieds von Bouillon. Meurvin ist Vater von Oriant; Oriant von Helias, mit dem Beynamen der Schwanenritter; Helias von Ida, Gemahlin des Eustache, Grafen von Boulogne; Ida wurde nach und nach Mutter von Gottfried von Bouillon, Balduin und Eustache. S. den Roman Le Chevalier au Cyne (Mélanges tirés d'une gr. Bibl. 6, p. 4 u. folg.) Ebert B. L. unter Godefroy de Bouillon; Vincentius Bellov. Spec. hist. l. 3, cap. 27 (aus Helinandus); Tharsander, Schauplatz viel. unger. Meinun-

---

[1]) Alda oder Aldabella, Rolands jungfräuliche Gemahlin.

[2]) S. *Falckenstein* Antiquit. Nordgav. t. I. p, 100 und p. 270; *Keyssler* Antiquit. Septentrion. p. 127 und 146 (Hannover 1720).

gen 2, 11; Lohengrin, Einleitung S. 70; Br. Grimm deutsche Sagen II. Nr. 533.

Wie es zwey geschichtlich verschiedene Helden, Namens Ogier gegeben, so gibt es auch zwey verschiedne altfranzösische ungedruckte Gedichte über ihn. Von dem einen s. Hist. litt. de la France t. 7, Avert. p. 74. Der Schluß desselben lautet, nach Borel Thrésor de recherches Gaul. et Françoises, p. 605:

> Icy endroit est cil livre finez
> Qui des *enfance Oger* est apelez.
> Or vueille Diex quil soit parachevez
> En telle maniere queste nen puisse blamez
> *Li Roy Adams* par ki il est rimez.

Von einem noch ältern Gedicht über Ogier spätestens vom Ende des elften Jahrhunderts findet sich eine Notiz in der Hist. litt. de la France, t. 8, p. 594, wo auch etwas über die Sprache und den Anfang zu lesen ist.

Auch in dem gedruckten prosaischen Romane fehlen in der ältesten Ausgabe, nach Ebert B. L. a. a. O. Ogiers Abenteuer im Feenreiche und seine Rückkehr nach Frankreich. Höchst wunderbar und abweichend von dem in diesem Sagenkreis vorkommenden, scheint in der That die Wiederkunft des uralten und doch nur scheinbar durch das Blendwerk des Ringes verjüngten Mannes. Auch fällt es gar zu stark aus dem Romanhaften in das Didaktische, wenn der Greis nun nach zweyhundert Jahren die Gesinnungen und Institutionen am Hofe der Kapetinger wieder ins Leben rufen will, welche unter Karl dem Großen in natürlicher Blüthe gestanden hatten. Noch manches würde sich anführen lassen zum Beweis, daß die ganze Dichtung von Ogiers Wiedererscheinen ein fremdartiger und nicht durchaus glücklicher Nachtrag ist. Reicher und besser hätte ein solcher Nachtrag ausfallen können, wenn der Verfasser desselben statt des gar nicht hierher gehörigen Gedankens von der Auferstehung, den von der Seelenwanderung hätte aufnehmen wollen. Sonst ist der erste Theil des Romans vollkommen im Charakter der anderen dieser Klasse, der Haimonskinder, des Huon u. s. w. Das Verhältniß, woraus die Verwickelungen und Entwickelungen hervorgehen, springt noch deutlicher in die Augen, da Ogier eigentlich als Geißel für seinen Vater, einen ungehorsamen Lehnsmann, an Karls Hofe sich befindet. Vortrefflich ist noch die ehrenfeste Ritterlichkeit des Sarazenen Caraheu als Gegensatz zu der feigen Niederträchtigkeit des kaiserlichen Prinzen Charlot. Und so erscheint Caraheus Uebergang vom Muhamedanismus zum Christenthum als Bedingung und Belohnung solcher Denkungsart im Geiste des Buchs gut angelegt und durchgeführt, und

nicht allein eine nichtsbedeutende Zuthat, wie sonst häufig in den Ritterbüchern.

Im Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, I. 269 — 276, hat v. d. Hagen die Stellen aus Montevillas Reisebeschreibung, wo Ogiers im Morgenlande Erwähnung geschieht, gesammelt. Sie sind, nach Görres deutsche Volksb. S. 70, vom Uebersetzer aus den Heldenromanen Karls des Großen in Montevillas Buch eingeschoben. Man vergl. Mélanges tirés d'une gr. Bibl t. 5, p. 242. Unverkennbar ist das Bestreben, das Reich und die Rechte des Priesters Johann von diesem christlichen Heros Karls herzuleiten. Wenn jemand einmal den verschollenen Roman vom Priester Johann wieder auffinden sollte, auf welchen unzählige Hinweisungen in den Werken des späteren Mittelalters vorkommen, so würde man vielleicht auf einen traditionellen Zusammenhang stoßen.

Wegen italienischer Epopöen von Ogier verweisen wir auf die Notizen Ginguenés Hist. litt. d'Italie 4, p. 552. Citirt wird seine Geschichte in Lother und Maller (Nr. 22), p. 25: »Euer Vater, König Karl, hatte einst den Ogier von Dänemark gefangen, und geschworen, er wolle ihn tödten; wer sich unterstand für ihn zu bitten, den haßte er und ließ ihn sogleich um das Leben bringen; damals entschloß sich auch die ganze Ritterschaft, daß sie gemeinschaftlich vor den König traten, und ihn für den Ogier baten.«

12) Meurvin. S. Ebert B. L. 13961 u. folg. Die älteste Ausgabe ist von 1539. Einen dürftigen Auszug hat Bibl. d. R. Févr. 1778, p. 168 — 179. Die Abstammung Meurvins haben wir eben bey Nr. 11 angeführt. Auch im zweyten Theile des Huon, p. 57, erscheint an Oberons Sterbebette neben Huon, König Artus mit seiner Schwester, der Fee Morgue, und einem kleinen Knaben. Oberon fragt: »Was ist das für ein schönes Kind, welches ich vor eurer Schwester sehe? — Herr, antwortete Artus, es heißt Meurvin, und ist ein Sohn Ogier des Dänen, der meine Schwester, die ihr hier vor euch seht, geheiratet hat. Er ist in meinem Lande geblieben, um es bis zu meiner Rückkunft zu regieren« u. s. w.

Meurvin, obgleich ein Feenkind, wird doch keinesweges bey seiner Geburt so gut von den Feen ausgestattet, als sein Vater. Er muß sich von früh an im Heidenthume aus niedrigem Stande allmählich emporarbeiten, weiß nicht, daß er getauft ist, und hat mit christlichen Rittern zu kämpfen, unter denen wir alte Bekannte antreffen. Zunächst mit Galien Rethoré, s. Nr. 9; dann mit mehreren, aus Ogiers Ritterbuch berühmten Helden; mit Huon von Bordeaux, s. Nr. 7. Als Karl

der Große verkleidet das heilige Grab besucht, nimmt Meurvin ihn gefangen, rettet ihn aber, als ein Engel und eine bestrafte Fee den Sohn Ogiers über seine Geburt und früheren Verhältnisse aufklären. Den vortheilhaftesten Einfluß auf die endliche Beseitigung des Fluchs der boshaften Fee bey der Geburt des Helden hat der einsiedlerische Riese Robastre, dessen seltsame Persönlichkeit schon in Guerin von Montglave, Nr. 8, unsere Aufmerksamkeit fesselte. Auch im Doolin von Mainz, Nr. 10, tritt er in seinem eigenthümlichen Charakter auf. In unserem Roman erfahren wir seine Herkunft. Er ist der Sohn eines Kobolds und einer armen kleinen Fee, welcher seine Geburt das Leben kostete.

Meurvin wird zuletzt, wie sein Vater Ogier, nach dem Feenlande empor gehoben.

Man betrachtet diesen Roman als eine der unbedeutendsten Nachahmungen des Ogier und der andern dieser Klasse. Dunlop hat ihn nur dem Namen nach erwähnt, p. 459.

13) *Gerard d'Euphrate* ist aus demselben Geschlecht, der dritte Sohn des alten Doolin von Mainz. Dunlop erwähnt nur p. 460, der Verfasser des Romans versichere, er habe dreyßig Jahre gebraucht, ihn aus Wallonischen Reimen in das Französische zu übersetzen. Ebert B. L. 8355 zählt vier Ausgaben, von denen die älteste Paris, 1545. Erst in der neuesten Bearbeitung, Paris, 1783, scheint dem Buche ein Schluß angesetzt zu seyn. Da wir es aber weder aus eignem Lesen kennen, und in der Bibl. d. Rom. so wenig als bey Dunlop oder sonst wo etwas zu einem Urtheile führendes gefunden haben, so übergehn wir es. Beyläufig wird der Roman genannt Bibl. d. Rom. Février 1778, p. 136; und der Verfasser der Mélanges tirés d'une gr. Bibl. 14, p. 374 versichert, dieß sey der letzte aller Romane der Tafelrunde (?), und niemand habe bis jetzt damit zu Stande kommen können, eine Uebersicht des Inhalts zu geben.

14) Milles und Amys, p. 430—441. Ebert. B. L. 14046 u. folg. Bibl. d. Rom. Déc. 1778, p. 1—50. Auszug aus dem altenglischen ungedruckten Gedichte: *Amys and Amylion* bey Ellis Specimens of early Engl. metr. Rom. III. p. 396.

Der wesentliche Inhalt dieser Geschichte findet sich in unzähligen Formen wieder und wieder erzählt. Wenn er noch jetzt einen unvergleichlichen Reiz auf unverdorbene Kinder ausübt, so werden wir uns nicht wundern, daß er im Mittelalter auch Erwachsenen Unterhaltung gewährte. Es scheint in der That hier ein geschichtlicher Vorfall zum Grunde zu liegen, und zwar aus den Zeiten Kaiser Karls. Gewiß war er an und für sich zu

unbedeutend, um in authentischen Chroniken, wo nur für Staat und Kirche wichtige Ereignisse aufbewahrt wurden, unverändert eine Aufnahme zu erhalten. Aber bald mochte die Thatsache, durch märchenhafte Zusätze vergrößert und verschönert, den Nachkommen auch schriftlicher Ueberlieferung würdig erscheinen. Und so lesen wir denn die Geschichte unserer beyden treuen Freunde zuerst in der Chronik des Cistercienser-Mönchs Albericus unter dem Jahre 774, *Leibnitii* Accessiones historicae, II. p. 108. Albericus schrieb gerade in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts. Er mußte schon so manche, geschichtlich nicht zu vereinigende Sagen über die Freunde vorfinden, daß er nöthig fand, die historische Kritik in Anwendung zu bringen. Ein seltener Fall in den Chroniken des Mittelalters, und schon deßhalb merkwürdig. Gleich der Eingang seiner Nachricht zeigt, wie wenig glaubwürdig ihm die Ueberlieferungen über sie scheinen. »Da Amicus und Amelius in diesem Jahre (774) am zwölften Oktober den Märtyrertod erlitten haben, so wollen wir sehen, ob wir über ihre Geschichte etwas Uebereinstimmendes auffinden können« [1]. Dann gibt Albericus Einiges aus ihren fabelhaften Abenteuern, wobey er beurtheilende Bemerkungen einstreut, und geht über zu der Erzählung ihres gleichzeitigen Todes in der dreytägigen Schlacht zwischen Karl und den Longobarden, mit den Worten: »Wenn auch die vorhergehende Erzählung in Einigem apokryphisch scheint, so ist doch das Folgende authentisch« [2].

Uebrigens meldet nur Albericus und nach ihm Vincenz von Beauvais Spec. hist. 23, 169, daß die beyden Freunde in der Schlacht mit Desiderius bleiben. Aber Albericus ist auch der einzige, der auf geschichtliche Glaubwürdigkeit Anspruch machen kann, und wir tragen kein Bedenken, seine Nachricht für beglaubigt zu halten. Die Sage und das Märchen haben dieß nicht mit aufgenommen. Nach dem altenglischen Gedichte erreichten die Freunde ein hohes Alter, sich mit frommen Uebungen beschäftigend, gründeten eine Abtey u. s. w. An einem Tage starben sie, und wurden in ein Grab gelegt:

Both on o day they beth dead,
And in o grave they weren laid etc.

Dieß Letzte stimmt mit den Worten des Albericus: Amicus et Amelius, quos Deus sic unanimi concordia in una conjunxit tumba, ita et in morte eos separari noluit.

---

[1] Quoniam *Amicus* et *Amelius* hoc anno passi sunt IIII. Ydus Octobris, videndum est, si de historia illorum aliqua reperiri possint concordia.

[2] Licet igitur praedicta narratio videatur in aliquibus *apocrypha*, ea tamen quae sequuntur *authentica* sunt.

In dem französischen Romane finden sie ihren Tod bey der Wallfahrt nach Compostella in Gallicien zum heil. Jakobus durch die Hand des Ogier von Dänemark. Dieser Ritter lebte damals in offener Fehde mit Karl dem Großen, und griff die beyden friedlichen Pilgrime an, weil sie durch ihre Anhänglichkeit an ihren Herrn seinen Zorn reizten. Ogiers Bündniß mit Desiderius ist bekannt, und so kann diese Nachricht wohl mit jener bey Albericus zusammen hangen.

Sehr verschieden von dem Verfahren des Albericus ist das des etwas späteren Vincenz von Beauvais (aus der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts). Unbesorgt um die Kritik, hat er die romanhafte Erzählung selbst in ihrer rührenden Einfachheit in sein Speculum historiale l 23. cap. 162 — 169 aufgenommen. So wenig dem Geschichtforscher mit Sagen der Art gedienet seyn kann, so sind sie doch für die Kunde der Entwickelung einzelner Theile der Poesie höchst willkommen, finden sich aber leider selten in der ungetrübten Reinheit wie hier. Die Freundschaft der beyden, von der Zeit ihrer Taufe durch den Papst *) an, in den mannigfaltigsten Verhältnissen geprüft, übertrifft in der That an Reinheit und Selbstentäußerung die gepriesensten Beyspiele der Art bey den Griechen. Wir erinnern nur daran, wie Amelius seine zwey Söhne tödtet, und durch deren Blut den Freund vom Aussatze heilt.

Von dem, was wir als das Charakteristische der Romane dieses Sagenkreises angegeben haben, ist in dieser einfachen, ganz abgesondert liegenden Geschichte nichts zu treffen. Indeß steht sie nicht außer Verbindung mit Umständen, welche häufig in der Fabelgeschichte Karls des Großen vorkommen. So die heimliche Verbindung des Amelius, als er noch Truchseß (dapifer) an Karls Hofe war, mit der Tochter seines Kaisers, Belixenda, und die spätere Verehlichung beyder mit Bewilligung Karls. Dieß erinnert lebhaft an die Sage von Eginhard und Emma, worüber man s. die Anführungen der Br. Grimm, deutsche Sagen II. S. 125, Gaillard Hist. de Charlem. II., 354 und III. 407, und Lipsius Monit. et Exempl. polit. l. II. cap. 12.

Der französische Roman scheint auf eine seltsame und nicht lobenswerthe Weise die Freundestreue der Menschen nur als Ne-

*) Der Papst schenkt ihnen dabey zwey Holzbecher von gleicher Größe, mit Gold und Edelsteinen besetzt. Post haec ipse Papa duos scyphos ligneos pari amplitudine compositos auro et gemmis dedit eis. c. 162. An dem, dem seinigen gleichen Becher erkennt Amelius den Amicus. Kap. 165.

bensache und Einleitung aufgenommen zu haben, um den Verstand, die Anhänglichkeit und Liebe des berühmten Affen in das glänzendste Licht zu stellen. Daher fängt die Geschichte auch erst recht an, nach dem Tode der beyden Freunde, des Milles (Amelius) und Amys (Amicus). Das englische, von Ellis ausgezogene Gedicht ist eben so sehr alt nicht schließt sich aber ganz an die Darstellung des Vincenz und der andern, so daß wir dem Verfasser des französischen Romans die Einführung der Affentreue unbedenklich zuschreiben dürfen. Es scheint irgend ein wirklicher Vorfall in Frankreich in die alte Volkserzählung eingeschaltet zu seyn. Dahin leitet auch die Versicherung, der öffentliche und gerichtliche Zweykampf zwischen dem Affen und Lambert, dem Ritter Lubianes, sey zur Zeit der Abfassung des Buches an den Wänden des großen Saals des Schlosses zu Paris abgebildet gewesen. Bekanntlich wurden die kostbaren Schildereyen und Gemälde den 7. März 1618 bey dem großen Brande zerstört. S. Gaillard Hist. de Charlemagne 3, 490.

Sehen wir ab von dieser späten und willkürlichen Verlängerung der Geschichte über den Tod der Helden hinaus, so erkennen wir in ihr eine ursprüngliche nahe Verwandtschaft mit folgenden Dichtungen:

a) Die letzte vortreffliche Novelle der sieben weisen Meister. S. Die Nachweisungen in Görres deutsche Volksbücher p. 160 und Lope de Vega Novelle El Pronostico cumplido (Novelas, VI. p. 264, Obras sueltas, t. VIII. Madr. 1777).

b) Olivier und Artus. S. Ebert B. L. 15094—15105, außerdem Hans Sachs Comedi vom Jahre 1556: »die trewen Gesellen und Brüder zweyer Königs Sön, Olwier und Artus,« in sieben Aktus. Thl. 2, 3 Bl. 58 Ausg. von 1560. Mélanges t. d'une gr. Bibl. 8, 223.

c) Engelhart und Engeldrut von Konrad von Würzburg. S. Denkmäler altdeutscher Dichtkunst von Eschenburg. Bremen, 1799, p. 39; v. d. Hagen u. Büsching lit. Grundr. 313.

d) Der arme Heinrich. Ausg. der Br. Grimm. Berlin, 1815.

e) Auch in den französischen Roman Perceval hat ein Theil des Inhalts Eingang gefunden.

Was die Namen der beyden Freunde betrifft, so scheint uns ursprünglich eine Autonomasie Statt gefunden zu haben. Miles, wie er im französischen Roman heißt, und Amicus, der Ritter und sein Freund; so nannte man vorzugsweise die Männer. Die spätern machten daraus in ihren verschiednen Darstellungen verschiedne eigne Namen.

15) Les faits et prouesses du noble et vaillant Chevalier *Jourdain de Blaves*, fils de *Girard de Blaves*, lequel conquesta plusieurs Royaumes barbares; les peines qu'il eut à obtenir l'amour de la belle *Driabelle*, fille au fort roi *Richard de Gardes*. Paris, 1520. kl. Fol.

S. Ebert B. L. 10935; Bibl. d. Rom. Décembre, 1778, p. 51—91; Dunlop, 441—445.

Hängt mit dem vorigen dadurch zusammen, daß Jourdain de Blaves, Sohn des Girard und Enkel des Amicus (Amys) ist. Aber auch keine Spur geistiger Verwandtschaft läßt sich zwischen beyden Romanen auffinden. Der unsere ist vielmehr wieder in der Art und Form, wie die übrigen dieser Klasse, woraus Milles und Amys ganz hinausgetreten war. Im Jourdain erscheint Karl der Große eigensinnig, stolz und schwach, ein Spielball in den Händen seiner Verräther, ärger, als in einem anderen Buche dieses Sagenkreises. Die Großthaten, Begebenheiten und Liebesabenteuer des Helden und seiner Nachkommen reihen sich genau an das Hergebrachte und oft Wiederholte. Nur die Prüfungen der Königin Driabelle weichen etwas ab, und haben Aehnlichkeit mit einigen Legenden und Contes dévots.

Diese funfzehn Romane aus der zweyten Klasse hat Dunlop namentlich aufgeführt. Wir setzen noch folgende hinzu, wobey wir indeß weder Vollständigkeit noch Ausführlichkeit hier beabsichtigen können, vielmehr nur auf einiges hierher Gehörige aufmerksam machen wollen.

16) Buovo von Antona. Von den verschiedenen Darstellungen dieser Volksgeschichte aus der Zeit der Vorfahren Karls des Großen haben wir gesprochen, Rolands Abenteuer, III. S. 75—82. Wir fügen diesen noch bey: Ebert B. L. 2072—2073; Bibl. des Romans, Janvier, 1777, I. p. 7. Hier gibt Paulmy Nachricht von einer flamländischen Bearbeitung des Buovo (gedruckt 1552 und 1556 in 4.). Vergl. Mélanges tirés d'une gr. Bibl. 12, p. 379. Wir haben auch seitdem die Entdeckung gemacht, daß der anglo-sächsische Romanzenheld, Sir Bevis von Hamptoun oder Southamptoun, eben der italienische Buovo und französische Beuves ist. Der Inhalt des alt-englischen Gedichtes, wie ihn Ellis Specimens of early Engl. metr. Rom. II. 97—174 mittheilt, erhebt die Sache über allen Zweifel. Sonderbar, daß selbst Ritson: Dissert. on Romance and Minstrelsy, p. 93, nichts von dem Zusammenhange der südlichen Gedichte mit dem englischen geahnet hat, da doch schon die Aehnlichkeit der Namen zunächst Aufmerksamkeit erregen konnte.

17) Flos und Blankflos. Die Titel des Buches in seinen mannigfaltigen Bearbeitungen in manchen Sprachen sind sorgfältig angegeben bey Ebert B. L. 7659 — 7660. Ueber den Zusammenhang der Geschichte mit unserem Sagenkreise s. v. d. Hagen und Büsching Lit. Grundriß, S. 158. Einen Auszug der französischen Uebersetzung von Vincent (Paris, 1554) des spanischen Originals (Flores y Blanca flor, Alcala 1512) gibt der Graf Tressan, Bibl. d. Rom. Févr. 1777, p. 151 — 225. Die Uebersetzerin von Cervantes Persiles und Sigismunde, Frau von Richebourg, hat gleichfalls den spanischen Roman ins Französische übertragen.

Boccaccio's weitschweifige Behandlung des alten Stoffes in seinem Romane Filocopo ist schon von Friedrich v. Schlegel gewürdigt, Charakteristiken und Kritiken II. S. 327. Vergl. Beytr. zur Gesch. der rom. Poesie, 105 und 106. Die Mélanges tirés d'une gr. Bibl. 14, 334. geben noch einige brauchbare literarische Notizen über diesen Gegenstand.

18) Los amores de *Milon* de *Anglante* con *Berta*, y el nacimiento de *Roldan* y sus niñerias. S. Bibl. d. Rom. Nov. 1777, p. 11 — 27. Verfasser des spanischen Romans ist Antonio de Eslava aus Sanguessa in Navarra; Ueber ihn und seinen Roman: Noches de Invierno, s. Nik. Antonius Bibl. Ger. Hisp. nova I. p. 116, Matr. 1783; Bibl. d. Rom. Oct. 1777, p. 172; Rolands Abenteuer, III. 38. Von dem Inhalte dieses, von Nik. Antonius nicht aufgeführten Buches haben wir früher Gelegenheit gehabt zu sprechen, Rol. Abent. III. 64 — 68. Wir erwähnen hier nur noch die gemein-burleske Behandlung desselben in dem Orlandino, einem barocken Gedichte des Erfinders der sogenannten makaronischen Poesie, Teofilo Folengo, genannt Limerno Pitocco oder Merlino Coccai. S. Ebert B. L. 11989; Rol. Abent. III. 255.

19) Die cyklischen Romane von Karl dem Großen verdienten wohl eine nähere Bekanntschaft. Leider aber fehlt es dem Rec. selbst an dieser, da ihm auch nicht eine derselben zu Gesichte gekommen, und selbst die Bibl. d. Romans keine Nachrichten von ihnen enthält. Titel finden wir bey Ebert B. L. Nr. 3557 — 3559. Ferner Nr. 5128: La conqueste du grand roy Charlemaigne des Espaignes, et les vaillances des douze pairs de France, et aussi celles de *Fier-à-Bras*. Lyon, 1501. 4. Dann gehört hierher die spanische, von Cervantes im Don Quixote vielfach benutzte Historia del Emperador Carlo magno y de los dozo Pares de Francia, y de la batalla que hubo *Oliveros* con *Fierabras*,

Rey de Alexandria. Sevilla, 1528, fol. bey Jos. Cromberger; Cuença, bey Salvator de Viader, Fol.; Barcelona, 1696. 8. Verfasser ist Nik. de Piamonte. Nik. Antonius Bibl. Scr. Hisp. nova, II. 155 ist zweifelhaft über das Vaterland des Piamonte (si Hispanus est), und bringt die Notiz bey, der Verfasser versichere, das erste Buch zunächst aus dem Lateinischen in das Französische, dann ins Spanische übersetzt zu haben, das zweyte aus einem französischen Buche in Versen, das dritte aber aus dem lateinischen Speculum historiale des Vincentius Bellovacensis. Das letzte ist offenbar die in das Spec. hist., Buch 24, Kap. 6—22 aufgenommene Chronik des Turpin.

Nach jenen Titeln zu schließen, scheint ein besonders aus diesem cyklischen Roman herausgehobener Theil zu seyn:

20) Fierabras. Man vergleiche hierüber unsere Bemerkungen zu Calderons La puente de Mantible, Nr. 68; Ebert B. L. 7536—7539; Bibl. d. Rom. Nov. 1777, p. 39—67; Mélanges tirés d'une gr. Bibl. 8. p. 176; Gaillard Hist. de Charlemagne 3, 420; Cervantes Don Quixote, I. Kap. 49: »Denn welcher Mensch in der Welt könnte doch wohl einen andern überreden, daß nicht alles von der Infantin Floripes, von Gui von Burgund, von dem Fierabras und der Brücke von Mantible, welches sich zu den Zeiten Karls des Großen zutrug, daß dieß nicht alles Wahrheit sey?« S. die Anmerkungen bey Ideler, 5, 400, und Bowle Anotaciones a Quixote 3, p. 148 (Salisbury, 1781); das alt-englische Gedicht: Sir Ferumbras, in Ellis Specimens of early Engl. metr. Romances, II. 319—419. Eine Erwähnung des Fierabras, als eines früheren Buches, finden wir in Richard sans peur, p. 39: Le Roi Charlemagne prit son chemin pour aller vers Jérusalem sur les Turcs, et le Duc Richard sans peur étoit toujour en sa compagnie, lequel y fit belles conquêtes et prouesses, *comme il est marqué en l'histoire de Fierabras bien amplement.*

21) Richard ohne Furcht. Brunet's *Manuel* führt zwey Ausgaben an in 4. o. J. zu Paris gedruckt. Der Titel der ersten lautet: Richard sans paour. S'en suyt le rommant de Richard sans paour, Duc de Normandie, lequel fut filz de Robert le Dyable, et fut par sa prudence roy d'Angleterre. Vergl. Ebert B. L. 19066—19072. Befindet sich, nach Mélanges tir. d'une gr. Bibl. 8, 326 hinter allen undatirten Ausgaben des Robert le Diable. Allgemein verbreitet ist dieser Roman noch jetzt als französisches Volksbuch, und als solches steht er gleich zu Anfang der von Castillon

1769 besorgten Bibliothèque bleue, auch hinter Robert le Diable. Wir haben vor uns ein Exemplar des Volksbuches selbst, gedruckt zu Troyes o. J. in 8. Was den Inhalt betrifft, müssen wir hier die wichtige Nachricht mittheilen, daß die Lebensgeschichte von Robert dem Teufel und von Richard ohne Furcht die ersten Kapitel einnimmt von Les chroniques et excellents faits des Ducs, Princes, Barons et Seigneurs de la noble Duché de *Normandie*. Imprimé nouvellement à Paris. O. J. 4. S. Mél. tir. d'une gr. Bibl. 10, 195 u. folg. Uns scheinen die beyden Romane oder Volksbücher später aus der Chronik hervorgegangen zu seyn, und mit Zuthaten und Veränderungen versehen. In der Chronik ist Richard Halbbruder Roberts, ein Sohn des Aubert mit dessen zweyter Frau vom Geschlechte des Doolin von Mainz; im Romane ist er dagegen ein Sohn Roberts. Die Chronik läßt ihn, nachdem er so unglücklich gewesen, sich mit einem teuflischen succubus *) einzulassen, unverheiratet und ohne Kinder sterben, weßhalb König Ludwig der Fromme die Normandie nach Richards Tode seinem Neffen Ernes zutheilt. Im Romane aber heiratet er Clarisse, die Tochter des Königs von England, und wird so durch Erbrecht König von England. Dieß ist gewiß wunderlich herübergenommen aus der wirklichen Geschichte Wilhelms von der Normandie. Auch ist in der Chronik viel die Rede von den Kriegsthaten und anderen Leistungen des Helden in Diensten Karls des Großen und seines Sohnes Ludwig des Frommen; im Volksbuche wird dieß nur ganz kurz abgefertigt. Desto häufiger erwähnen ihn die anderen Gedichte unseres Cyklus. In dem alt-französischen ungedruckten Epos in Alexandrinern, wovon die Bibl. d. Rom. Oct. 1777. I. p. 140 und folg. einen Auszug gibt, sendet der Sultan von Persien, Joiras, am Pfingstfeste Gesandte zu Karl dem Großen mit unverschämten Anforderungen: Karl schickt ihm wieder zwölf junge französische Ritter, unter denen als der vierte Richard von der Normandie genannt wird, »damals jung, aber welcher in der Folge so berühmt wurde, und den Achtung gebietenden Namen Richard ohne Furcht sich erwarb.« Am Hofe des Sultans zeichnet er sich gleichfalls durch Geradheit und Herzhaftigkeit aus.

Auch im Fierabras (Nr. 20) ist sein Charakter im Ganzen derselbe, s. Bibl. d. Rom. Nov. 1777, p. 63, und Calderons puente de Mantible, obwohl hier andere Ritter mehr in

---

*) S. den Anfang unserer Recension, p. 49.

den Vorgrund treten. Die italienischen Heldengedichte von Karl dem Großen haben gleichfalls unseren Richard als stehende Person, wobey er niemals in einem ungünstigen Lichte erscheint, aber auch nie besonders hervorglänzt.

Das Eigenthümliche in dem Romane von Richard ohne Furcht ist das höchst seltsame und vortreffliche Verhältniß des Ritters zu den bösen Geistern der Finsterniß. Will man die Kraft der Unschuld und Unbefangenheit in ihren herrlichsten Wirkungen entwickelt sehen, so ist es in dieser rohen Dichtung. Jener Kraft gegenüber sind die Teufel nicht allein ohnmächtig, sie sind sogar lächerlich, und müssen dem Guten dienen. So finden wir einen inneren Zusammenhang zwischen dem deutschen Mährchen von Fürchten lernen (Br. Grimm Kinder- und Hausmährchen, I. 4), und der Hist. de Richard sans peur.

Das unserem Romane gewöhnlich vorangestellte Leben Robert des Teufels [1]) hat darin vollständig den Charakter des Mährchens, daß die darin handelnden Personen ohne Beziehung auf irgend eine Zeit gedacht sind; nur haben sie ein christliches Gepräge, und so gehört dieses Volksbuch zu den mährchenhaften Legenden. Die Buße Robert des Teufels ist auch dieselbe mit der dem Valentin auferlegten Buße in Valentin und Urson. Dieser Valentin aber ist von den Romantikern an die Stelle des heiligen Valentin, welcher zu Ende des dritten Jahrhunderts den Märtyrtod litt, und am 14. Februar verehrt wurde, gesetzt worden. Während man über den wirklichen Valentin wenig geschichtlich Begründetes aufzuweisen hat [2]), ist die erdichtete Legende von dem anderen Valentin um so mehr reich und anziehend. Wahrscheinlich findet ein äußerer Zusammenhang zwischen dieser und Robert dem Teufel Statt. Besonders aufzählen dürfen wir den letzteren Roman hier nicht, weil von Karl dem Großen in demselben gar nicht die Rede ist. Erst in Richard erhält die Sage geschichtliche Anknüpfung.

22) Lother und Maller. Aus einer ungedruckten Handschrift bearbeitet und herausgegeben von Friedrich Schlegel. Frankfurt am Main, 1805.

---

[1]) La vie du terrible *Robert le Diable*, lequel apres fut nommé lomme Dieu. Lyon, 1496. 4. — Paris, 1497. 4. — Paris, v. J. 4. Dies Brunet im Manuel. Man vergl. zu Calderons El Alcayde de si mismo Nr. 31, und El Conde Lucanor, Nr. 48; und Ebert B. L. 19175—19183.

[2]) S. Räß und Weis Leben der Väter und Märtyrer, III. 56.

Laut der Vorrede ist dies Ritterbuch im Jahre 1405, in wälscher Sprache von Margaretha, Gräfin von Wiedemont und Herzogin zu Lothringen verfaßt, und 1437 ins Deutsche übersetzt von Elisabeth, Gräfin zu Nassau-Saarbrück, der Tochter der Verfasserin.

Das Buch trägt auch die Spur der Zeit seiner Abfassung in der sichtbaren Vorliebe, womit die Kriege der Heiden gegen das christliche Kaiserthum zu Konstantinopel behandelt sind. Die Kämpfe der Türken und Griechen zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts nahmen bey der damaligen Jugendkraft der Türken und Altersschwäche der Griechen, und dem uneinigen Zustande der übrigen christlichen Staaten Europas wohl die regste Theilnahme aller Gläubigen und Vaterlandsfreunde in Anspruch. Doch schaden diese einzelnen Ausführlichkeiten der Einheit und Ordnung des Ganzen durchaus nicht. Vielmehr wird man sich an dem vortrefflichen alterthümlichen Werke auf das höchste erfreuen können, ohne auch nur eine Ahnung von dem eben Bemerkten zu haben. Die schlagende Wahrheit der Sprache und des Styls erquickt uns besonders in einer Zeit, wo so viele leere Redensarten und karikaturmäßige Uebertreibungen in berühmten Romanen den Sinn der Leser für das Erhabene wie für das Einfache ersticken.

Bey dem allen fehlt es unserem Buche sogar nicht einmal an Reflexionen, so, daß man meinte, ein modernes Buch vor sich zu haben. Dahin rechnen wir z. B. die Bemerkung über die Frauen, welche an Galyens Hof vom Gerüst her im Schmuck das Stechen auf dem Rennplatze beobachten, Kap. 18. »Vortreffliche Schönheit, Anmuth und Zierde war genug da zu sehen; aber auch genug Hoffart und Uebermuth. Mancher schöne Ritter hatte seine Liebste dort, und manche Frau, die von Herzen wünschte, ihr Mann möchte nicht lebendig aus dem Turniere kommen«

Lother und Maller ist bis jetzt unsers Wissens nur in dieser deutschen Bearbeitung Fr. Schlegels durch den Druck bekannt, und wir haben auch nirgend sonst Notizen von Handschriften in andern Sprachen gefunden. Uebrigens erscheint Karl der Große und sein Sohn und Nachfolger Ludwig ganz so schwach, zweydeutig und feindlich gegen ausgezeichnetes Verdienst, welches damals sich leicht mit ausgezeichneter Anmaßung verband, wie in den übrigen Romanen der zweyten Klasse. Wir haben also hier dieselben Elemente, welche wir bey den früheren antrafen.

Besonders anziehend und über alles Lob erhaben in der

Darstellung ist der Charakter des treuen Mallers [1]). Obgleich er sich weniger mit Sünden befleckt als Reinhold, Robert der Teufel und Valentin, so beschließt er doch sein Leben wie diese; wohl mehr von dem Ueberdruß an dem nichtigen irdischen Getreibe bewegt, als von der Zerknirschung und Pein des Bewußtseyns gezwungen.

23) Wilhelm von Orange, oder Wilhelm der Heilige.

Wir schließen diesen Abschnitt mit einigen nachträglichen Bemerkungen über die Sagen von diesem Helden und Heiligen, welche durch das deutsche Gedicht, dessen mittlerer Theil von Wolfram von Eschenbach herrührt, in Deutschland nicht unbekannt sind. Die Notizen des Sainte Palaye in Kasparsons Vorrede seiner Ausgabe des deutschen Gedichts p. 5, 7, und die literarischen Nachweisungen in v. d. Hagen und Büsching lit. Grundriß 176 — 181 setzen wir hier als bekannt voraus.

Da dieser Wilhelm kein anderer ist, als der unter dem 28. May im Kalender für die königl. preuß. Provinzen Brandenburg, Pommern und Sachsen aufgeführte, so mögen ein Paar Worte über ihn nicht überflüssig erscheinen.

Das altfranzösische Gedicht des Guillaume de Bapaume im zwölften Jahrhundert, das den Titel führt: Guillaume d'Orange oder Guillaume au Court-nez [2]), ist noch nicht vollständig gedruckt. Lange Stellen daraus aber, sind mitgetheilt von Catel in den Mémoires de l'histoire de Languedoc, Tolose 1633, fol. [3]), p. 567 — 573. Vergl. das. p. 549. Zugleich zeigt er die Abweichungen in den Angaben des Gedichts von den, bey den Chronisten angeführten Thatsachen; und verweist auf die französische Chronik der Normandie, welche unsern

---

[1]) Er ist ein Sohn König Galyens des Wiederherstellers, von welchem wir unter Nr. 9 gehandelt haben. Lother und Maller S. 1: »der eine war König Karls Sohn von Frankreich, und hieß Lother; der andere war des tapfern König Galyens Sohn, und hieß Maller.« Herrlich ist auch der Besuch Mallers im väterlichen Hause, p. 161.

[2]) Mit der Stumpfnase (camus, simus). Nach Andern *au courb nez*, mit der Adlernase; nach noch Andern Guill. *au cornet*, mit dem Horn, womit er, wie Roland, in der Schlacht die Seinen zusammen hielt. Die Fürsten von Orange, führten in ihrem Wapen ein Schlachthorn.

[3]) Es gibt nur eine Ausgabe, aber zwey verschiedene Titelblätter zu diesem Buche. Die eine Hälfte der Exemplare hat unten den Namen des Buchhändlers, Par Pierre Bosc; die andere den des Druckers Arnaud Colomiez.

Wilhelm bey der Gelegenheit erwähnt, wo sie von dem gleichfalls von der Romantik aufgenommenen Richard (Nr. 21) handelt [1]). Schon Ordericus Vitalis (schrieb die Hist. ecclesiastica im Jahre 1141) fand ein Volkslied über unsern Helden vor, welches er erwähnt, als er beyläufig zum Jahre 1066 die authentische Lebensbeschreibung des heil. Wilhelm mittheilt. Ord. Vit. hist. eccl. l. 6 in du Chesne hist. Norm. script. antiqui, p. 598, Paris, 1619: *Vulgo canitur a joculatoribus de illo cantilena*, sed jure praeferenda est relatio authentica. Da Vitalis nur eine cantilena erwähnt, so scheint es uns nicht unwahrscheinlich, daß dieß gerade das in der Handschrift noch vorhandene Gedicht des Guill. de Bapaume ist.

Allgemeiner Anerkennung und Verbreitung mußte die Geschichte Wilhelms in dieser poetischen Form sich erfreuen. Denn in dem gleichfalls berühmten späteren Roman Gerard de Nevers [2]) singt der Held Gerard am Hofe Lisiarts als Jongleur verkleidet das Lied (la chanson) von Guillaume von Orange, wie dieser als Seneschal König Ludwigs, des Sohns Karls des Großen, seinen Herrn um Hülfe gegen die Mauren bittet, und, als er sie nicht erlangen kann, Amt und Lehenspflicht ihm aufsagt. (Mél. tir. d'une gr. Bibl. 5, 164.) Ein Exemplar der Handschrift des Gedichtes befand sich in der alten Bibliothek König Karls des Sechsten, und eine allgemeine Notiz des Inhalts derselben verdanken wir dem Marquis Paulmy, Mél. tir. d'une gr. Bibl. 6, 190—194. Doch hat er nicht einzelne Stellen wörtlich beygebracht, wie der oben erwähnte Catel.

Einigen Auslegern zu Folge ist der von Dante, Parad. 18, 46, in dem sechsten Himmel, dem des Jupiter, hinter Karl dem Großen und Roland aufgeführte Wilhelm eben der unsrige:

Poscia trasse *Guiglielmo* e *Rinoardo*
E 'l duca *Gottifredi* la mia vista
Per quella croce, e *Roberto Guiscardo*.

---

[1]) Wir rufen hiebey den noch heut unerfüllten bescheidenen Wunsch des Henschen (Acta Sanct. Bollandi 28. Maji. Maj. t. 6, p. 811. Antverp. 1688), den französischen Sprachforschern ins Gedächtniß, über das von Catel auszugsweise mitgetheilte Gedicht von Wilhelm dem Heiligen. Henschen zeigt, daß es bey dem Gemisch mit Sagen für seinen Zweck nicht brauchbar sey, und fügt hinzu: Quapropter nobis operae pretium non est visum, Codicem illum Ms. requirere; *de Francica tamen veteri lingua* fortasse non male mereretur, *qui ejusmodi poemata proferret in lucem, usitatioris nunc linguae paraphrasi e latere adjecta.*

[2]) S. außer den von Ebert B. L. 8356—8359 citirten Stellen noch

Wer sich über die wirkliche Geschichte des in der Folge heilig gesprochenen Wilhelm, der im vier und zwanzigsten Jahre der Regierung Karls des Großen aus frommem Bußeifer die Abtey St. Guillaume au désert stiftete, und daselbst Mönch wurde, belehren will, findet die Aktenstücke gesammelt, geordnet und nachgewiesen in den Acta Sanctorum der Bollandisten zum 28. May, Antverp. 1688, p. 809 — 828. Es möchte zwar hier besondere Schwierigkeiten haben, die drey Elemente, des rein Geschichtlichen, des geistlich Romantischen, und des ritterlich Romantischen, zu sondern.

Die zu Richard ohne Furcht (Nr. 21) angeführten Chroniques etc. de la duché de Normandie bringen unsern Helden in feindliche Berührung mit Ernes, dem Neffen Richards. Ernes empörte sich gegen König Ludwig den Frommen, wurde von Wilhelm geschlagen und getödtet, und dieser wurde an seiner Stelle Herzog von Neustrien. Wilhelms Nachkommen behielten das Land bis auf Karl den Einfältigen. Dieser Zusatz zu dem dort beygebrachten haben wir aus den Mél. tir. d'une gr. Bibl. 10, 204.

Hiemit schließen wir unsere Mittheilungen über die im ersten Theile von Dunlops vielumfassendem Werke enthaltenen Gegenstände alter Sage und Dichtung, und behalten uns vor, bey anderen Gelegenheiten unsere Ansichten und Zusätze über die im zweyten und dritten Theile behandelten Gegenstände, mitzutheilen.

Art. IV. Geschichte des Ostgothischen Reiches in Italien, von J. C. F. Manso. Breslau, Verlag von Joseph Max und Komp. 1824. gr. 8. XIV und 490 S. Gedruckt bey Graß, Barth und Komp. in Breslau.

In der Literatur der Geschichte schon durch sein Werk über Konstantin den Großen rühmlich bekannt, übergibt Herr Manso den Freunden solider Geschichtsforschung und Geschichtschreibung hier eine Geschichte des Ostgothen-Reiches in Italien, welche, wiewohl der Gegenstand mehr oder minder ausführlich und quellengemäß in größeren und kleineren Universalgeschichten, in Geschichten Italiens und biographischen Werken vorgefunden wird, dennoch nicht nur nicht überflüssig, sondern ein wahrer Gewinn für die Geschichts-Literatur zu nennen ist, wofür nicht bloß die Hauptquellen gewissenhaft benutzt, sondern mit wahrem Forscherfleiße auch noch anderwärts zerstreute Daten und Ansichten früherer Bearbeiter zusammengereihet oder doch gewürdigt

---

Roquefort de l'état de la poésie Fr. p. 165; Mélanges tir. d'une gr. Bibl. 10, 276.

erscheinen. Dazu wird es die bessere Lesewelt sicher auch zu würdigen wissen, wenn der Hr. Verfasser bescheiden in der Vorrede schreibt: »Was die Verdienste der Neueren um die Geschichte und Verfassung der Ostgothen betrifft, so ist es zwar in unsern Tagen nicht mehr Sitte, seinen Vorgängern etwas zu verdanken, am wenigsten, was man ihnen schuldig ist, zu bekennen. Da indeß diese Sitte der Zeit, in die meine Bildung fällt, fremd war, so glaube ich mich schon von ihr entbinden zu dürfen.« Wie gern wir aber dem Verfasser für diese rühmliche Leistung unsern Dank, und der unumwundenen Herzlichkeit, womit er den früheren Bearbeitern desselben Gegenstandes, Sartorius, Schlosser u. s. f. huldigt, unsere Achtung zollen, so können wir dennoch, und zwar um der Sache selbst willen, den Wunsch nicht unterdrücken, daß bey Bearbeitung dieser Schrift die neue kritische Ausgabe des Jornandes, wozu die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte Hoffnung gemacht hat, schon erschienen gewesen seyn möchte. Denn wenn wir von der vertrauten Bekanntschaft des Verfassers mit den Quellen seines Stoffes und allem darauf Bezug habenden, wenn wir von seinem geübten Scharfblicke und seiner Kombinationsgabe billig erwarten dürfen, daß er die Widersprüche der Quellen möglichst gelöst und die Dunkelheiten darin aufgehellt haben werde, so meinen wir dennoch, daß eine neue kritische Ausgabe besagter Quellen, besonders in geographischer, chronologischer und archäologischer Hinsicht über die Ostgothen-Geschichte manch neues Licht und manche fruchtbare Ansicht verbreiten dürfte, wonach der fähigste und glücklichste Forscher oft vergebens ringt, während eine einzige bessere Leseart dieses oder jenes Kodex die Dunkelheit zertheilt, und die streitige Sache aus dem richtigen Gesichtspunkte gezeigt haben würde. Desgleichen hätten wir gewünscht, daß nicht bloß die Geschichte des Ostgothischen Reiches in Italien, sondern ein Alles und Ganzes über die Ostgothen geliefert worden wäre, angefangen von ihrem ersten Erscheinen in der Geschichte bis auf ihren wahrhaft tragischen Untergang. Daß sich die Geschichte des Ostgothischen Reiches in Italien nicht schreiben lasse, ohne eine Vorgeschichte der Ostgothen oder ihrer Schicksale, die der Eroberung Italiens vorausgingen, scheint Hr. M. selbst gefühlt zu haben; denn die ersten vierzig Seiten sammt den ersten drey Beylagen sind eigentlich nichts anderes, als eine solche Vorgeschichte, darin jedoch mancher streitige Punkt unentschieden und manche Dunkelheit unaufgehellt geblieben ist, als die Herkunft, die ersten Wohnsitze und Wanderungen der Ostgothen, die Herleitung ihres Namens u. d. m. Ob Ulphilas jener Gesandte an Kaiser Valens gewesen, der den Gothen Wohnsitze ausmitteln sollte, ist nicht ins

Reine gebracht; der Schlegelschen Deutung des Namens Amaler wird zwar in einer Anmerkung gedacht, aber gleichsam nur vorübergehend und ohne Entschiedenheit dafür oder dagegen. Wohin der Fluß Netad bey Jornandes zu setzen sey, konnte der Verfasser nicht errathen. Freylich wurde dieser Gegenstand erst während der Ausfertigung dieses Werkes in Hormayr's Archive 1824 und 1825 von Rumi und Dobrowsky zur Sprache gebracht, aber warum versuchte Hr. Manso nicht ebenfalls, der Sache auf die Spur zu kommen? Ein ähnliches Schwanken in der Bestimmung alter Völker- und Ortsnamen herrscht auch in der zweyten Beylage hinsichtlich der Satagen, welche der Verfasser mit Jornandes in das innere Pannonien versetzt. Aber was verstand Jornandes unter Pannonia interior? Oder ist vielleicht inferior zu lesen? Wie aber wenn es statt Satagae eigentlich Sadares nach dem Ambrosianischen Kodex heißen sollte? Die Leseart Satagarii (Jornandes de reb. Getic. c. 50) ist nicht wohl möglich, weil Jornandes ein und dasselbe Volk doch nicht c. 50 nach Klein-Scythien und Nieder-Mösien, dann wieder c. 53 nach Pannonia interior versetzen kann *). Der Rugische Ort Biozimetá ist sicher die schlechteste Leseart, und die des Garetius, Brizim et Archiadropolin weit vorzuziehen. In Brizim selbst aber liegt das Celtische Briga oder Brica, urbs, Stadt. Mit den Sueven und Suevia bey Jornandes c. 53 weiß sich Hr. Manso auch nicht zu helfen, obwohl der Kontext zeigt, daß von keinem andern Lande als dem Savischen Pannonien, Pannonia Savia, oder schlechtweg Savia, die Rede seyn kann, einem Lande, das bey Kassiodor mehrmals vorkommt, und das mit Versetzung des u wohl auch Suavia geschrieben wurde, weil es so dem Italiener leichter auszusprechen war als Sa-uia. So wurde z. B. Severinus nach Suavia geschickt, um die Steuern zu mildern und eine gerechte Vertheilung derselben zu bewerkstelligen (Cassiod. divers. l. 5. ep. 15), und unter Athalarich war Osuin comes Dalmatiarum et Suaviae.

Die Sarmaten, von denen Jornandes c. 50 spricht, wohnten sicher am südlichen Save-Ufer, aber wahrscheinlich auch an diesem Flusse aufwärts bis in das heutige Krain, wie v. Engel in seiner Geschichte Ungerns schreibt. (Siehe die allg. Welthist. Halle, 49. Thl. S. 246.) Wenn es wahr ist, daß Sarmaith im Irisch-Gallischen so viel als Vortrefflich heißt, so wäre diese Benennung fast gleichbedeutend mit jener der Slaven (?) und die Identität beyder Völker, der Sarmaten und Slaven, erhielte auch von dieser Seite einen eben

*) Wir haben die Muratorische Ausgabe des Jornandes vor uns.

nicht verwerflichen Stützpunkt. — Dadurch käme dann wieder einiges Licht auf das Volk der Taulantier, das, bey Epidamnus gesucht, allerdings von der Marschlinie der Ostgothen zu weit entfernt wäre, das aber wohl schwerlich ein anderes seyn dürfte, als ein sarmatisches, oder besser slavisches Volk in den unteren Flußgegenden der Save. Die Gothen hörten vielleicht von Dolenzern reden, und Jornandes *) machte Taulanzier daraus, in der Meinung, es seyen die alten Taulantier des Plinius. — Das fränkische Venetien ist auch nicht nachgewiesen; wie weit erstreckte es sich nach Süden und Osten? Derley Dunkelheiten aufzuhellen und außer allen Zweifel zu stellen, bleibt demnach dem künftigen Bearbeiter des Jornandes überlassen, von dem allerdings zu wünschen wäre, daß ihm nebst den übrigen Eigenschaften eines tüchtigen Kritikers auch eine gründliche Kenntniß des Slavischen und Celtischen zu Gebote stünde, und daß er sich bey manchen schwierigen Stellen nicht allzu sklavisch an den Text binden, sondern Manches auf Rechnung dünkelhafter Abschreiber und lateinischer Puristen schreiben möchte, was dem Forscher viel Kopfzerbrechens verursacht, damit nicht an sich fast unmögliche Dinge in den Tag hineingeschrieben werden, wie z. B., daß Theoderich in einem Alter von acht Jahren dem Sarmaten-Könige Babai die Festung Singidunum entrissen habe. Ueber diesen Punkt hätte Hr. M. immerhin dem verewigten Johannes Müller nachschreiben können, der Theoderichen für jenen Sieg achtzehn Jahre alt seyn läßt. Dagegen war nicht überflüssig, daß Hr. M. das Verwirrende in der Geschichte der zwey gleichzeitigen und gleichnamigen Gothen-Fürsten, Theoderichs, des Triarius Sohn, und Theoderichs, Theodemirs Sohn, möglichst ins Klare zu stellen suchte, besonders da der Byzantiner Theophanes den letzteren immer einen Sohn Walamers nennt (Θευδεριχος ὁ 'Ουαλαμερος).

Uebrigens ist die Einrichtung des Buches diese: Zuerst erzählt der Verfasser von S. 1 — 73 die äußere Geschichte des Ostgothischen Reiches in Italien bis auf Theoderichs des Großen Tod (493 — 526), in gedrängter Kürze mit steter Hinweisung auf die Quellen in den zahl- und inhaltsreichen Anmerkungen. Allein mehr als die Hälfte dieses I. Abschnittes handelt von Gegenständen, welche sich vor dem Jahre 493 zugetragen haben; darum ist die Perioden-Abgrenzung in der Ueberschrift 493 — 526 nicht streng zu nehmen. Die für diesen ersten Abschnitt dem Werke angefügten Beylagen enthalten:

*) Oder irgend ein Abschreiber.

1. Beylage, Erörterung einiger Punkte in der Geschichte der Ostgothen vor Theoderich;
2. » Folgen der Zertrümmerung des Hunnenreichs auf die Wohnsitze der frey gewordenen Völker;
3. » Welche Oerter Theodemir sich von Illyrikum zueignete;
4. » Ueber Augustulus Entthronung und dessen Gesandtschaft an Zeno;
5. » Ueber den Umfang des Ostgothischen Reiches unter Theoderich;
6. » Die Wanderungen und Wohnsitze der Heruler.

Lauter schätzbare Untersuchungen, Beantwortungen und Zusammenstellungen, welche den mit der Sache vertrauten Forscher beurkunden. Zur Versinnlichung des Ostgothischen Reiches unter Theoderich würde eine beygefügte Karte gute Dienste geleistet und den Werth des Buches sicher erhöhet haben. Was nun die Erzählungsmanier des Verfassers betrifft, so ist diese mehr raisonirend als referirend, und das pragmatische Talent unverkennbar; doch würde manches bezeichnende Detail vielleicht als Würze des ernsten historischen Vortrags angesehen worden seyn, wenn sich der Hr. Verfasser darauf hätte einlassen wollen. So z. B. die Berührungen, in welche Theoderich gleich nach der Besitznahme Oberitaliens mit der katholischen Geistlichkeit gekommen. Es hätte verdient, besser herausgehoben zu werden, was diese Geistlichkeit, z. B. der fromme Bischof Epiphanius von Pavia und Johannes von Ravenna für Theoderich und die Ostgothen gethan, und zwar zu einer Zeit, als diese von deutschen Bundesgenossen, wie von jenem Ueberläufer Tufa und den Rugiern betrogen und verlassen wurden. Eben diese guten Dienste möchten vielleicht eines Theils der Schlüssel zu der, von gewissen Schriftstellern fast übergepriesenen Toleranz seyn, welche Theoderich der rechtgläubigen Kirche in seinem Reiche angedeihen ließ: denn wie viel davon auch der Staatsklugheit des Königs zugeschrieben werden mag, das schöne Benehmen dieser zwey frommen Bischöfe, und nach deren Beyspiele, der übrigen Geistlichkeit war sicher auch ein Grund dazu, und zwar ein Faktor, der selbst Theoderichen mehr Ehre macht, als wenn sein Wohlwollen gegen die römische Kirche einzig nur der Politik zugeschrieben wird. Zu dem Ende hätten wir gewünscht, daß der Hr. Verfasser den früheren italienischen Bearbeitern dieses Gegenstandes wie einem Blondus, einem Karl Sigonius, ebenfalls einige Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Letzterer hat, wie bekannt, in seinen zwanzig Büchern von dem occidentalischen Reiche eine ziemlich gute Geschichte der Ostgothen-Herr-

schaft in Italien und zwar schon im sechzehnten Jahrhunderte geschrieben, darin zwar eine andere, aber eben nicht verwerfliche Methode beobachtet worden. Sigonius nämlich theilt seinen historischen Stoff zwar nicht in äußere und innere Geschichte, um den Ueberblick zu erleichtern, aber er verwebt äußere und innere Geschichte mit chronologischer Sorgfalt also mit einander, daß sich der Leser gleichsam mitten hinein in die Geschichte nicht nur der Ostgothen, sondern der ganzen damaligen Zeit versetzt sieht, während bey der Manier des Verfassers die Thatsachen nur abgesondert aufgeführt werden. Hr. Manso gibt die beweisenden Originalstellen in den Anmerkungen, Sigonius weiß sie geschickt in den Text einzuflechten und die Erzählung nach Art des Livius durch Anreden und Antworten der handelnden Personen zu beleben.

Der II. Abschnitt, oder die innere Geschichte des Ostgothen-Reiches in Italien, beginnt mit einer Rekapitulation des Zustandes dieses Landes seit Augustus, welche dem Ganzen unbeschadet auch hätte wegbleiben können. Denn viel Neues erfährt man darüber nicht; eine gedrängte Darstellung der Konstantinischen Regierungsform sammt den etwa durch Odoaker gemachten Abänderungen wäre hinreichend gewesen, um den Leser in den status quo einzuführen, den Theoderich vorfand. Auch dünkt uns die Behauptung etwas zu unbestimmt, daß Italiens Wohlstand mit dessen freyer Verfassung immer tiefer gesunken. Denn es kömmt darauf an, welche Zeiten der Republik gemeint sind, und was man unter Italiens Wohlstand eigentlich versteht? — Gleich wie man Private erst dann wohlhabend nennen kann, wenn sie mehr haben als zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse gehört, also ist es auch mit Ländern und Staaten. Darum mochte Italien, als die Cincinnate, die Regulus noch selbst das Feld bestellten, allerdings wohlhabend genannt werden, aber diese Art Wohlstandes dürfte sich auch in den Zeiten des Servius Tullius, wo Ehre und Einfluß im Staate an die Stufengrade der Wohlhabenheit gebunden waren, voraussetzen lassen. Anderseits möchte in Tagen der Pompejus und Luculle, da Weiler zu Städten heran wuchsen und Ackerfelder in Fischteiche umgewandelt wurden, der reale Wohlstand des Landes nicht größer gewesen seyn, als in den Tagen des Nero, da statt des Getreides aus Afrika ein Schiff voll Sand für den Cirkus ausgeladen, das Leben des Staatsoberhauptes gefährdete.

Ueber das Verhältniß der Ostgothen zu den Eingebornen, über die, den Letzteren abgenommene Tertia, hat der Verfasser eben so wahr als gründlich und einsichtsvoll geschrieben, und das

Milde und Wohlthätige dieser Maßregel nach Verdienst herausgehoben. Hierauf folgt die Darstellung des ostgothischen Staatsgebäudes und der verschiedenen Verwaltungszweige. Billig handelt der Verfasser hier zuerst von Magnus Aurelius Cassiodorus, dessen Weisheit und Rechtlichkeit König Theoderich sich und sein Reich anvertraute, denn der Einfluß dieses Ministers, so wie Theoderichs Klugheit und Billigkeit, nichts einzureißen, an dessen Stelle er nichts Besseres zu setzen hatte, begründen in vorhinein die S. 90 ausgesprochene Behauptung: »daß die Verfassung des weströmischen Reiches im Wesentlichen dieselbe blieb, die Konstantin gegeben hatte; weßhalb sich denn auch der Verfasser öfters auf sein Werk über Konstantin d. G. beruft, ein Uebelstand, welchen die mit diesem letzteren Werke unbekannten Leser einigermaßen fühlen dürften. Uebrigens werden die Gründe angegeben, warum der Verfasser über Cassiodors verwaltete Aemter von der Meinung Tiraboschis und des Grafen Buat abgewichen, und wegen der Behauptung, daß Theoderichs, im Jahre 500 zu Rom erlassenes Edikt (es bestimmt im Wesentlichsten die Verhältnisse des Güterbesitzers, des Sklaven und des weiblichen Geschlechtes) aus dem Theodosianischen und den früheren Gesetzsammlungen entnommen sey, wird sich auf Rohns Commentatio ad edictum Theodorici, Halae 1816, und auf Savignys Geschichte des römischen Reichs berufen.

Mit besonderem Vergnügen haben wir den, aus Cassiodors libris divers. ausgezogenen, oder besser zusammengestellten Hof- und Staatsschematismus des Ostgothischen Reiches gelesen, haben die musterhafte Genauigkeit und Vollständigkeit desselben bewundert und sind ganz der Meinung des Verfassers, daß die königlichen Komites keine von den alten Deutschen des Tacitus entlehnte Charge, sondern echt römischer Natur und darum auch in den Konstantinischen Hof- und Staatsschematismus übergegangen sey. Die Geleitschaft vornehmer Personen ist eine dergestalt in der Natur der Dinge gegründete Herkömmlichkeit, daß sie nicht leicht bey einem Volke des Alterthums vermißt werden dürfte, wenn auch die Formen nicht immer dieselben waren; denn natürlich versammelte sich um die Träger weltlicher und geistlicher Macht auf Erden immer irgend ein Geleite und Gefolge zu Schutz und Mithülfe, zu Ehren- und anderem Lohne.

Was Theoderichs Herrscher-Weisheit am meisten zur Ehre gereicht, ist, daß er die Rechtspflege der Römer als die eines kultivirten Volkes fortbestehen ließ, ohne deßhalb seinen gothischen Kampfgenossen etwas zu vergeben, wofür er das Mittel in den Gothengrafen fand. So mußte es seyn, wenn die Geschäfte

nicht unübersehbar verwirrt, die neue Herrschaft nicht gleich anfangs verhaßt und die Gothen allmählich romanisirt werden sollten.

Ueber das Ostgothische Steuersystem findet sich nur Bekanntes. Die Bina und Terna, eine Steuer, darüber die Geschichtsforscher noch nicht einig, hält Hr. M. für eine Art Superindictio gegen Savigny, dem sie eine Personalsteuer gewesen zu seyn scheint. Gezahlt wurde übrigens genug und zwar nicht nur von den Eingebornen, sondern auch von den Gothen, als Grundsteuer, Gewerbsteuer, Monopolgelder, Einfuhr- und Verbrauchssteuer, Siliquaticum u. a. m.

Das Kriegswesen blieb nach Hrn. M. einzig in den Händen der Gothen, aber sicher nicht ohne Modifikationen und Nachahmung byzantinischer Formen, wenigstens hinsichtlich der Haustruppen; ja wir behaupten, Theoderich und seine Nachfolger gingen in dieser Hinsicht zu weit, und mutheten dem ostgothischen Volke zu viel zu, z. B. daß sie es für den Dienst in und gegen Festen und Burgen verwendeten, wodurch das Selbstvertrauen, die persönliche Tapferkeit dieser Halbbarbaren vermindert wurden, eben weil diese Tugenden als überflüssig und nutzlos erschienen, die Beschämung ungerechnet, welche der gothische Waffenruhm gegenüber der byzantinischen Kriegskunst erfuhr.

Was Theoderichs Verdienste um den Landbau betrifft, so redet das Faktum, daß Italien sich unter ihm erholte, statt aller schriftlichen Urkunden. Edikte und gelehrte Abhandlungen über Agrikultur-Gegenstände sind es eben nicht allein, was von blühendem Ackerbau Zeugniß gibt. Der große Dietrich begnügte sich, zur Verbesserung des Zugviehes im Norikum aufzumuntern, Sümpfe auszutrocknen, in Jahren und Gegenden, wo die Ernte mißrieth, väterlich durch Steuernachlaß einzugreifen, und leistete dadurch mehr, als er durch Befehle in Sachen der Agrikultur erzielt hätte. Der seines Vortheils kundige Italiener bedurfte selten einer andern Aufmunterung in Tagen des Friedens.

Ueber den Zustand der Wissenschaften unter Theoderich, hat sich der Verfasser S. 134 etwas hart vernehmen lassen. Zwey solche Männer wie Cassiodor und Boethius hat nicht jede Zeit. Ueber Boethius hätten wir eben so wie über Cassiodor etwas mit Liebe Gearbeitetes lesen mögen. Er war nämlich auch Mechaniker; Theoderich ersuchte ihn, ihm für den Burgundischen König eine Wasser- und Sonnenuhr zu verfertigen. Uebrigens ermunterte der König, so viel sichs eben thun ließ, Wissenschaften und Künste schon dadurch, daß er einen der achtungswürdigsten Gelehrten als ersten Minister und gewisser-

maßen als seinen Lehrer zu sich nahm, daß er die Ueberreste alter Kunst sammelte und für deren Erhaltung Sorge tragen ließ. Darum ist schwer zu begreifen, was der Verfasser damit wollte, wo er schreibt: »die inneren geregelten Einrichtungen, die auch dem Manne von mittelmäßigen Anlagen und Kenntnissen eine glänzende Laufbahn sicherten, hätten nachtheilig auf den Betrieb der Literatur eingewirkt.« Hätte denn der Halbbarbar Dietrich mehr für die Literatur thun sollen, als die griechischen Kaiser?

Seite 136 findet sich ein Ausfall auf gewisse, in neueren Zeiten befolgte Grundsätze, kraft deren in Italien die Landessprache unterdrückt und eine fremde an ihre Stelle gesetzt werden solle. Dieser Ausfall ist eben so ungerecht als grundlos, wenn er sich auf die gegenwärtige Zeit bezieht. Denn der Verfasser konnte damit weder Mittel- noch Unter-Italien, sondern einzig das Lombardo-Venetianische im Auge haben. Nun ist es weltkundig, daß daselbst die Geschäftsführung bey allen Stellen italienisch ist, daß der Unterricht in niederen und höheren Schulen italienisch oder lateinisch ertheilt wird. Wenn aber an Lyceen und Universitäten auch Lehrstühle für deutsche Literatur und Sprache errichtet werden, so kann dieß doch nicht auf Unterdrückung der Landessprache abgesehen seyn? sonst müßte man dasselbe auch in Deutschland von den Lehrkanzeln der italienischen, französischen und englischen Sprache urtheilen.

Was die Darstellung des Verhältnisses betrifft, worin sich der neue römisch-gothische Staat zur römisch-katholischen Kirche befunden, so war vorauszusehen, daß hier das Prinzip der bürgerlichen Toleranz im Vordergrunde erscheinen, und daß Theoderich als ein Muster in Handhabung derselben würde vorgeführt werden. Darum befremdete die Stelle S. 143 in der That, wo Hr. Manso schreibt: »Aber nicht weniger schwer ist es zugleich für uns, das Benehmen, welches Theoderich gegen die Kirche und ihre Diener beobachtete, obwohl es an mannigfaltigen Nachrichten hierüber nicht fehlt, unparteyisch zu würdigen.« Worin soll das Schwierige liegen? Etwa in der Nachweisung der von Theoderich gehandhabten Toleranz? — Oder wollte Hr. M. mehr thun, und sich zum Schiedsrichter zwischen Katholiken und Arianern aufwerfen? Da dürfte er einen Weg betreten haben, auf welchem Irren sehr leicht ist, wie denn wirklich die Behauptung, als habe sich die christliche, einst verfolgte Partey, sobald sie durch Konstantin zu Kraft und Einfluß gelangte, in die verfolgende verwandelt, den christlichen Leser befremden muß. Wenn dieß wirklich hie und da der Fall gewesen, so lag die Ursache nicht in dem Geiste des christkatholischen Bekenntnisses, sondern in dem

leidigen Umstande, daß die Spaltung des Glaubens im byzantinischen Reiche gewöhnlich auch politische Parteyen erzeugte. Aber wenn die Orthodoxen vom Hofe begünstigt, sich wirklich Repressalien erlaubten für alle jene unbeschreiblichen Unbilden und Verfolgungen, womit die seit Konstantin aus dem Arianismus aufgetauchten Sekten die wahre Kirche bedrängten, so dürfte der unparteyische Erforscher jener Zeiten dennoch mehr Geist der Liebe und Mäßigung bey der rechtgläubigen Kirche, als bey den Sekten wahrgenommen haben.

Wenn der Verfasser den Theodorich, der dennoch den Anfang und das Ende seiner Regierung mit Gewaltstreichen bezeichnete, gern entschuldigen möchte, und darum auf Papst Johann I., auf Boethius und Symmachus möglichst viel Verdacht der Schuld zu wälzen sucht, so wird der Unbefangene nicht verkennen, daß alles, was zur Unterstützung dieser Ansicht S. 165 und 166 vorgebracht wird, sehr gekünstelt aussieht, und schon darum kein günstiges Vorurtheil für sich erweckt. Theoderich verdankte dem Katholicismus mehr, als dieser von ihm empfing: denn troß aller Verdienste, welche sich die Katholischen um den König und die neue Herrschaft erworben hatten, wurden sie von dem arianisch christlichen Fürsten höchstens — den Juden gleichgehalten. — Was konnte denn Papst Johannes dafür, daß man ihn zu Konstantinopel als sichtbares Oberhaupt der wahren Kirche mit der größten Hochachtung empfing? Und warum bereute denn Theoderich seine vorschnelle Strenge gegen Symmachus und Boethius? Gesetzt auch, diese Letzteren hätten wirklich die Hand zur Reinigung und Einigung der Kirche mit im Spiele gehabt, wären sie darum Hochverräther oder Undankbare gewesen? Konnten sie dieses nicht als eine mit den Unterthanspflichten sehr wohl vereinbare Gewissenssache ansehen, während des arianischen Fürsten Empfindlichkeit in der ersten Hitze überall nur Verrath erblickte?

Zu diesem Abschnitte gehören:

die 8. Beylage, Uebersicht der Staatsämter und Verwaltungs-Behörden unter Theoderich nach den Bestallungen Cassiodors;
die 9. » über einige, auf die römische Grundsteuer sich beziehende Stellen;
die 10. » die Steuer Bina und Terna;
die 11. » Inschrift zum Andenken der Austrocknung der Pontinischen Sümpfe;
die 12. » über Kunst und Kunstgeschmack in Theoderichs Zeitalter.

Der III. Abschnitt ist überschrieben: Theoderichs unmit-

telbare Nachfolger, Athalarich, Amalasuntha, Theodat, von 526—536. Hier ist es, wo der Verfasser (S. 183) alte und neue Zeit, und zwar zum Nachtheile der letzteren, parallelisirt, denn er schreibt: »Es ist nicht zu zweifeln, daß der Ostgothische Staat, oder doch dessen Hauptland, Italien, in ruhig kräftiger Haltung nach außen und mit Gerechtigkeit und Weisheit im Innern verwaltet, ungeschwächt auf Athalarich übergehen und als wohl verbundenes Ganzes, auf künftige Zeiten vererbt werden konnte. Aber auf der Tafel der Geschichte (soll vermuthlich heißen: im Buche des Schicksals, denn auf der Tafel der Geschichte kann nur Vergangenes und Gegenwärtiges, nie die Zukunft geschrieben stehen) stand es anders geschrieben. Gerade jetzt sollte, aller Umsicht und Fürsorge ungeachtet, der Grund zu jener Auflösung gelegt werden, die das herrliche Land nun seit zwölf Jahrhunderten in aller (!) seiner Wirksamkeit nach außen und nach innen gelähmt hat (!) und, wer kann sagen, wie lange noch lähmen wird.« Wie, Italien wäre seit Theoderichs Zeit nach außen und innen in aller seiner Wirksamkeit gelähmt gewesen? Was sollte der Grund dieser Lähmung seyn? Etwa, daß Italien seit jener Zeit nie mehr so ganz einem einzigen, im Lande wohnenden, Herrscher unterworfen gewesen? Aber das alte Griechenland war es auch nicht, und dem wird der Verfasser doch nicht Wirksamkeit nach außen und innen absprechen? Im Gegentheile fragen wir, wo liefen denn zu gewissen Zeiten die Fäden der Politik aus der ganzen kultivirten Welt zusammen, als gerade in Italien? Weiß sich Hr. Manso denn gar nicht auf die gewaltige Signoria in den Lagunen, nicht auf die großen Tage der Mediceer zu besinnen? Und war der geistige Einfluß Roms auf die Christenheit keine Wirksamkeit nach außen? Man könnte ein eben so dickes Buch als das hier angezeigte schreiben, um das Grundfalsche dieser Behauptung des Verfassers auf allen Blättern der Geschichte nachzuweisen. Eine ganz andere Ansicht über diese Verhältnisse, wie fremdartig sie sich neben den herrschenden Ansichten neuerer Historiker auch ausnehmen dürfte, nehmen wir keinen Anstand, zur Prüfung und Beherzigung auch hier anzudeuten.

Wenn es für den gläubigen Denker keinem Zweifel unterliegt, daß Gottes Allmacht und Weisheit nicht bloß die physische, sondern auch die moralische Welt, unbeschadet der menschlichen Willensfreyheit regieret, und daß viele Weltereignisse, die gewöhnlich nur dem mathematisch kalkulirenden Menschenverstande zugeschrieben werden, von dem ewigen Verstande für eine höhere Ordnung der Dinge zugelassen, geleitet, befördert und gleichsam bestätigt werden, so ist der Gedanke natürlich, daß Konstantins des Großen Verlegung seiner Residenz von Rom nach

Byzanz zwar eine von den wohlberechneten Maßnahmen der Politik jenes Fürsten zu nennen sey, der aber die ewige Fürsehung für eine höhere Ordnung der Dinge die Sanktion ertheilte. Rom sollte in Hinkunft nicht mehr die Hauptstadt des Römerreiches seyn, weil sich Gott diesen Platz zur Hauptstadt der Christenheit ausersehen und von dem Augenblicke fürgewählt hatte, als daselbst das Blut des ersten der Apostel Christi geflossen war. — Oder sollte es Sache des bloßen Zufalls gewesen seyn, daß von dem Augenblicke, als Konstantin seinen Sitz nach Byzanz verlegte (als wollte er gleichsam dem Statthalter Christi und Oberhaupte der befreyten Kirche Platz machen), nie mehr eine solche weltliche Macht in Italien wurzelte, durch welche die rechtgläubige Kirche in ihren Grundfesten hätte gefährdet werden können? Die Grenzen des Reiches Gottes auf Erden waren seit Konstantin dem Großen durch alle Jahrhunderte ausgedehnter, als die Grenzen der mächtigsten Fürsten, die seitdem über Italien herrschten, also: daß, wenn die Unabhängigkeit des Statthalters Christi gefährdet schien, noch immer ein Platz auf Erden übrig war, wo dieses zum Fortbestande der Kirche unentbehrliche Prärogativ des sichtbaren Kirchenoberhauptes wäre anerkannt worden. Die Byzantiner, die Gothen, die Langobarden, die Alt- und Neu-Franken, die deutschen Kaiser konnten den Bischof von Rom wohl verfolgen, mißhandeln, gefangen nehmen, fortführen, aber nicht verhindern, daß der von ihnen verfolgte, mißhandelte, gefangene, fortgeführte Papst als unabhängiges, einzig von Gottes Gnaden gesetztes Oberhaupt der rechtgläubigen Kirche noch irgendwo auf Erden wäre anerkannt worden. — Eine von Italien wieder ausgegangene so genannte Weltherrschaft, und erobernde Macht, würde die Grundfeste der Einheit und Freyheit der christlichen Kirche mit unmittelbarer, und menschlicher Weise nach zu reden, unwiderstehlicher Gefahr bedroht haben. Die Zukunft ist dem menschlichen Blicke verschlossen, aber der Glaube lehrt, daß Gottes Ordnung nur durch ihn und mit seinem Willen geändert werden kann; — bis nun ist das, was und wie es geschehen, ein Gottesgericht zu nennen.

Zu diesem Abschnitte gehört in der 13. und 14. Beylage das kritisch bearbeitete Edictum universale und in Simoniacos Athalarichs, dafür der Kustos an der Breslauer Universitäts-Bibliothek durch Varianten aus drey codicibus und Marginalien des Garetius mitgewirkt hat, ferner in der 15. Beylage die chronologische Folge der Begebenheiten während der drey ersten Jahre des griechisch-gothischen Krieges.

Der IV. Abschnitt enthält die Unfälle der Gothen unter Vitiges, Ildibad und Erarich, 537 — 541, und der V. die

letzten Zeiten der Ostgothen-Herrschaft in Italien unter den Königen Totilas, Tejas und den Anführern der Franken von 542—555. Diese Periode kann man nicht anders als mit gespanntem Interesse lesen, denn die Ereignisse folgen rasch auf einander und mit entscheidenden Resultaten.

Im VI. Abschnitte stellt der Verfasser über die spätere Geschichte der Ostgothen oder deren zwanzigjährigen Kampf wider Byzanz Betrachtungen an, welche sich als Ergebniß seines Nachdenkens über diesen Gegenstand ansehen lassen. Daß dieser Krieg so lange gedauert, davon findet Hr. M. die Ursachen vorzüglich in dem Zustande des griechischen Hofes, in den halben Maßregeln, in dem Geldmangel und daraus folgender schlechten Unterstützung Belisars (der eben nicht am passendsten mit Wallenstein verglichen wird), letztens in der Eifersucht Justinians selbst, womit er das Waffenglück seines Feldherrn verfolgte; dagegen wird der Untergang des ostgothischen Volkes hauptsächlich dem Mangel an höherer Kriegskunst, der Unzulänglichkeit, weitläuftige Grenzen und Küsten zu bewachen, feste Plätze zu vertheidigen oder zu belagern, letztens der Glaubensverschiedenheit zugeschrieben, welche alles wechselseitige Vertrauen zwischen Gothen und Italienern gleichsam im Keime erstickte. Hr. M. hat unstreitig in diesem Abschnitte viel richtigen Blick und gesundes Urtheil bewiesen; aber bis zur höhren Deutung der ostgothischen Geschichte und des tragischen Ausgangs derselben hat er sich nicht erheben wollen. Es gibt nämlich Weltereignisse, die uns, nachdem wir sie von allen Seiten erwogen und durchforscht haben, dennoch Räthsel bleiben, deren Lösung über die Grenzen menschlicher Verständigkeit hinaus fällt und einzig nur im Gebiete des frommen Glaubens möglich scheint. Als ein solches Ereigniß möchte sich auch die Vernichtung des Ostgothischen Reiches und Volkes betrachten lassen. — Weniger rauh und ungestüm, als die furchtbaren Hunnen, waren die Ostgothen dennoch eine über den entarteten Süden von der Hand der allmächtigen Gerechtigkeit geschwungene Zuchtruthe, über alle jene, welche auf was immer für eine Art sich an den Absichten der ewigen, einzelne Völker wie die ganze Menschheit erziehenden, Vorsehung versündigt hatten. Anderseits ließe sich das nach Süden und Westen vorgeschobene Ostgothen-Volk betrachten wie ein verunglückter Zögling, der seine, in früher Jugend eingesogenen Irrthümer ablegen und der Wahrheit die Hand reichen sollte, in deren Nähe ihn die Wege der Vorsehung gebracht hatten. Jeder verständige Leser wird dem Verfasser beypflichten, daß Theoderich und sein Ostgothisches Reich in Italien eine der glänzendsten Erscheinungen der Völkerwanderung zu nennen ist, wobey vorzugsweise deutsche Gemüther mit Vorliebe zu verweilen Grund

haben. Ein junger deutscher Fürst, noch fast Lehrling in der Kultur des Südens, erwirbt sich mit tapferer Hand ein mächtiges Reich in den schönsten Gegenden Europas, und regiert es ein Viertel-Jahrhundert und darüber mit Weisheit und Ruhm, wie einer der großen Cäsarn des Alterthums, also, daß er der Stolz der Seinigen, das Orakel der Zeitgenossen, ein gerechter, ja väterlicher Oberherr der Ueberwundenen genannt werden mag. Er scheint sich alles angeeignet zu haben, worauf das heidnische und christliche Italien stolz seyn konnte, und seiner Macht, wie dem großen Ansehen, das er unter den Völkern des Nordens genoß, wäre es ein Leichtes gewesen, die Civilisation über alle ihm befreundeten Nationen zu verbreiten. Seine Dynastie war anerkannt, und selbst an einem rechtmäßigen Thronfolger fehlte es nicht. Wer hätte im Jahre 525 gezweifelt, daß der Ostgothische Thron auf Jahrhunderte gegründet worden? Dennoch lag er schon nach dreyßig Jahren in Trümmern, ohne daß man sagen kann, die Gothen hätten ihn nicht muthig vertheidigt, oder Byzanz sey mit erdrückender Macht über denselben hergefallen. Was war also eigentlich die Ursache? Nicht bloß das byzantinische Waffenglück, nicht die künstliche Einleitung der Dinge am griechischen Hofe, auch nicht die Entartung gothischer Tapferkeit und die Fehlgriffe der am Ruder Sitzenden: sondern die Hand Gottes ließ ein Volk fallen, das die Gottheit des ewigen Sohnes nicht anerkennen wollte, obwohl Zeit und Gelegenheit genug gewesen war, vom Irrthume zurück zu kommen, und der alten ungefälschten Lehre zu huldigen. Aus keinem anderen als aus diesem Grunde hatte vielleicht die ewige Fürsehung Dietrichs Waffen gegen den wackeren Odoacer (Ottokar?) gesegnet, als damit er und sein Volk bey der vorhandenen Empfänglichkeit für alles Wahre, Gute und Rechte die rechtgläubige Kirche als neue Sprößlinge zieren möchten. Dieser göttlichen Absicht haben die Gothen nicht entsprochen, und so zog der die Hand von ihnen zurück, der nicht zugeben wollte, daß seine Kirche im Mittelpunkte ihrer rechtgläubigen Einheit, durch bleibende Waffenmacht läugnender Herrscher gefährdet und bedrängt werde.

Nach Erwähnung dieser Ansicht, die wir Niemanden aufdringen, müssen wir nun noch Einiges rügen, das uns bey Durchlesung dieses Buches ganz besonders aufgefallen ist. Da, wo der Verfasser auf die Glaubensverschiedenheit der Gothen, oder auf das Verhältniß der arianischen Gewaltherrn zu der römischen Kirche zu sprechen kommt, findet sich Manches, das aus der Geschichte des Ostgothischen Reiches um so mehr hätte wegbleiben sollen, je mehr es den gänzlichen Mangel an Beruf beurkundet, über die religiösen Beziehungen der Geschichte zu urtheilen. Indem der Hr. Verfasser andeutet: daß das so genannte einfach-

kindliche Christenthum in zwey oder drey Zeilen hätte ausgedrückt werden sollen, womit aber zum Unglück die Menschen niemals zufrieden gewesen seyen, indem die Einen das Uebersinnliche durch die Phantasie zu erreichen, und sich Gott vermittelst des Gefühls zu nähern strebten, und die Andern das Uebersinnliche in Vernunftbegriffe kleiden wollten, — setzt er erläuternd hinzu: Es sey allerdings gleich von Anfang an so gewesen, da uns ja Jesus seinem Wesen nach ganz ein anderer erscheinen würde — hätte ihn nicht der tiefempfindende, schwärmerische Johannes mit den Farben der Andacht, des Lieblings zum Geliebten geschildert, — da ja ganz anders die Ansicht von Ihm als Erlöser sich würde gestaltet haben, wenn der Verfasser des Briefes an die Hebräer nicht zufällig mit mystischen, dem alten Testament entnommenen Opferideen erfüllt gewesen, oder wenn dieser Brief verloren gegangen wäre. Alles, was die so genannten Geheimnisse angehe, sey ja außerwesentlich, und gelte höchstens als ein theologisches Problem. Wenn nun die Bücher des neuen Bundes, die Schriften der Evangelisten und Apostel selbst dem Verfasser für leer und nutzlos gelten, so ist es sehr natürlich, daß es den späteren Glaubenserklärungen und den Symbolen der Kirchenversammlungen in der Ansicht desselben eben so schlimm oder noch schlimmer ergeht, indem dadurch, wie er sich zart ausdrückt: »eine Schriftauslegung erwachsen sey, vor der man sich ekelt, eine Dogmatik, vor der man schaudert.« — Es ist schwer, über solches Raisonnement nicht die Geduld zu verlieren. Wir erinnern uns kaum, in sonst nicht unverdienstlichen Werken etwas, das demselben an Seichtigkeit und Verkehrtheit gleich käme, über die Verkündigung und Vindikation der Geheimnisse göttlicher Erbarmung gelesen zu haben. Freylich ist das Christenthum einfach, und allerdings sollte der philosophische Scharfsinn an den Offenbarungslehren zu Schanden werden, damit auch ihm die Nothwendigkeit des demüthigen Glaubens einleuchte. Einfach ist das Christenthum, wie Christus selbst, »die Sonne der Gerechtigkeit;« — wenn es aber in der physischen Welt jedem sogleich als Unsinn erscheinen würde, wollte jemand Abbild und Einwirkung der Sonne auf den Organismus der Pflanzen aus diesen letzteren und nicht aus den Lichtstrahlen der Sonne herleiten — so ist es fürwahr höchst seltsam, wie sehr die Menschen allezeit bemüht waren, nicht in Christo dem Herrn und seiner göttlichen Manifestation, sondern in sich selbst das Datum für Erkenntniß und Theilhaftwerdung desselben aufzufinden: sey es nun, daß dieses mit spitzfindig grübelndem Geiste und sich selbst überhebender Schwärmerey, oder aber mit jener nüchternen und abweisenden Genügsamkeit und unbestimmt klaren sogenannt kindlichen Kraftlosigkeit geschieht, die sich klüger wähnend, als alle Andern

und mit dem Vergnügen, was eine neue und wichtige Entdeckung gewährt, ihr eigenes Unvermögen keck an die Stelle der göttlichen Offenbarung setzt.

Den Beschluß des Buches macht die kritisch bearbeitete Lobrede des Ennodius auf König Theoderich mit Varianten aus dem Münchner Kodex n. CX. von dem verstorbenen Schlichtegroll, eine Arbeit, wofür dem Verfasser die gelehrte Welt sicher Dank zollen wird. R.

Art. V. Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo, von H. Heine. Berlin, 1823. Bey Ferdinand Dümmler.

Diese Tragödien, mehr noch das lyrische Intermezzo, so wie einige andere hier und da zerstreute oder in der früheren Sammlung aufgenommene Gedichte desselben Verfassers haben auf den bis dahin unbekannten Dichter in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit rege gemacht. Wenn man auch über einige lobpreisende Stimmen, welche in ihm das erste poetische Genie unserer Zeit in den Tagesblättern ausriefen, lächeln muß, und es nur den besonderen Verhältnissen und dem eigenen Ideengange des jungen Dichters entschuldigend anrechnen darf, wenn er irgendwo von sich selbst sagt: »Mein Name wird in allen deutschen Gauen genannt,« so ist nicht zu läugnen, daß Herr Heine in den gegebenen Proben als ein sehr talentvoller Dichter erscheint, und seiner originellen Auffassung der Gegenstände wegen allerdings volle Aufmerksamkeit verdient, wenn wir auch diese Originalität, vom Standpunkte der Kunst aus betrachtet, nicht billigen können.

Wenn wir das Ziel aller Kunst, namentlich der Poesie, darein setzen, daß die wahre Begeisterung den Künstler, den Dichter, ganz aus sich hinaus führe, auf eine Höhe, wo er bis in die innerste Tiefe der Erscheinungen blicken könne, zu einer reproduktiven Lebendigkeit, vermöge deren er das Leben der einzelnen Erscheinungen mitleben könne, und zu einer Klarheit und Umsicht, welche es ihm möglich macht, dieser mitlebenden Begeisterung für das Einzelne ungeachtet, die einzelnen Erscheinungen zu einem künstlerischen Ganzen zu ordnen: sind dieß die Bedingungen der wahren, der höchsten Poesie, so steht der Autor der genannten Dichtungen noch tief auf der poetischen Stufenleiter. So viel Poesie, oder, besser gesagt, dichterisches Feuer und dichterische Produktionskraft wir ihm auch zugestehen müssen, ist er doch unseres Erachtens von einem künstlerischen Standpunkte der Poesie noch weit entfernt. Nicht daß wir ihm den künstlerischen Charakter, d. h. die Fähigkeit und die Aussicht, ein solcher

Künstler zu werden, absprächen; noch aber hat er sich nur als subjektiv begeisterter Producent gezeigt.

Wir unterscheiden gern in der producirenden Poesie zwischen Dichtern und Sängern. Diese sind jene weich, sanft oder feurig gestimmten Gemüther, welchen die Natur Worte geliehen, ihre Gefühle in Liedern auszusprechen, ohne ihnen zugleich die Kraft zu schenken, Theile des Lebens, wo nicht gar das ganze Universum in ihren Liedern wieder zu reproduciren. Hr. Heine, als subjektiver Dichter, gehörte, der Eintheilung zu Folge, unter diese lyrischen Dichter, unter die Sänger; aber weder jene Tragödien, noch das lyrische Intermezzo, zeigen ihn als eigentlichen lyrischen Dichter, als Sänger, was wir darunter verstehen. Es sind nicht die wilden Ergüsse einer wüthenden Leidenschaft, nicht die sanften Klagen eines leidenden Gemüthes, es ist nicht der Ausdruck der Freude, nicht der des Schmerzes, welcher die Lieder erzeugt hat, und in ihnen vorherrscht: es ist der wunderbare Ausdruck der Laune, es sind Reflexionen, welche eine kräftige Bildersprache gewonnen haben; es ist ein augenblickliches Gefühl, das hier und da zwar auch durch seine Tiefe anspricht, vorzüglich aber durch die sonderbare Gestaltung die Aufmerksamkeit fesselt. Schon um dessentwillen möchten wir diesen Dichtungen den eigentlich lyrischen Charakter absprechen, weil der Gedanke, die Verstandes-Anschauung über das Gefühl immer die Oberherrschaft behalten, und, so seltsam und kühn auch oft die Bilder sind, doch die Worte nur gebraucht werden, so weit es nöthig ist. Selbst in solchen Liedern, denen der lyrische Charakter am meisten zukommt, findet man keine Wortfülle. Aber auch die Form der meisten Gedichte ist nicht die lyrischer Gesänge. Zwischen dem Epischen und zwischen dem Epigrammatischen schweift die Reflexion, und in das Lied mischt sich nicht selten das dramatische Element ein.

Der Inhalt ist es weniger, als die Form, welche als originell in diesen Dichtungen anzieht. Ein zerstörtes Gemüth, das weder im höheren sittlichen Aufschwunge, noch beim Rückblick auf das Leben Ruhe und Aussicht gewinnt, das sich deßhalb in den energischen Genüssen der Sinnlichkeit berauscht, und hier Vergessenheit für alle Zweifel sucht, ist nichts neues. Wir sahen Byron, wir sahen, wie die Zerrissenheit seines Inneren sich Luft machte in der Poesie, wir sahen auch, wie diese Zerrissenheit, diese hohle Klage des Jammers eine halbe Welt entzückte. Was Wunder also, wenn dieß lockte, eben so aufzutreten, und auf neue Art, da die gewöhnliche Schilderung des Elends, nach den vielfach von Kotzebue und Iffland verbrauchten Thränen, nicht mehr rührt, den Beyfall durch das Mitleid zu erzwin-

gen? Wenige sind Byron gefolgt, weil wenigen eine solche prometheische Kraft zugetheilt war, über den Schmerz zu lachen, während er drückt. H. Heine hat allerdings eine Kraft der Art; wenn auch schwächer, so sind auch die Risse, welche Byrons innerste Natur erschüttert zu haben scheinen, bey ihm nicht so tief gedrungen. Es ist mehr ein Sinnentaumel, oder dieselbe Trostlosigkeit herrscht hier, wie beym Britten, wenn auch nur negativ ausgesprochen, indem er die Sehnsucht nach dem höheren Seelenfrieden nicht zu kennen scheint. Er ist noch nicht so weit poetisch in diesem Irrsal vorgedrungen, als Byron, darum ist zu hoffen, daß er noch zur Ahnung, noch zur Sehnsucht gelangen könne. Nicht selten scheint es indessen, als habe der Dichter, in krankem Gefühle an diesem kranken, zerstörten Zustande Vergnügen findend, sich selbst erst in einen solchen Zustand hinein fingirt, um diesem seltsamen Gefühle nachzugehen. Einen deutlichen Beleg bildet hierzu das Lied XXXVII:

Philister im Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur;
Sie jauchzen, sie hüpfen, wie Böcklein,
Begrüßen die schöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie Alles romantisch blüht;
Mit langen Ohren saugen
Sie ein der Spatzen Lied.

Ich aber verhänge die Fenster
Des Zimmers mit schwarzem Tuch;
Es machen mir meine Gespenster
Schon einen Tagesbesuch.

Die alte Liebe erscheinet,
Sie stieg aus dem Todtenreich,
Sie setzt sich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

Das Streben, ein Byron zu seyn, ist unverkennbar; ein Byron (d. h. er selbst, der hinüber gegangene) braucht eben nicht erst die Fenster mit schwarzem Tuche zu verhängen, um den Besuch der Geister zu erhalten. Byron konnte auch zum offenen Fenster hinaus auf das Volksgewühl schauen, und die Gespenster erschienen ihm unter der lebenden Menge.

Originell aber ist die ganze Form, es sind die Bilder, die Wendungen der Rede, die Reime originell, und origineller als bey Byron. Man könnte auch hier häufig in die Versuchung gerathen, Einzelnes als gesucht zu rügen; wenn man es aber mit den verwandten Ausdrücken überall vergleicht, und die Mischung in der Stimmung selbst, welche diese Lieder hervorbrachte, betrachtet, so kann auch das scheinbar Gezwungenste als natürlich

gelten. Das, was tiefstes Gefühl ist, verwandelt sich im Augenblicke des Ausdruckes in etwas Komisches. Man kann (man soll auch nach des Dichters Absicht) darüber lachen, aber dieses Lachen ist nur der Vorhang, daß man das Weinen dahinter nicht bemerken soll. Wie natürlich ist diese Verwandtschaft des Lachens und Weinens überall! Wo der Dichter aber Empfindungen Worte gibt, welche man bisher in der Poesie lieber verschwiegen, oder nur angedeutet hat, wenn er Situationen hinmalt, die in ihrer seltsamen Neuheit halb Schamröthe, halb den Lachkitzel erregen, so versteht es sich wohl von selbst, daß er in dem übermüthigen und rücksichtslosen Erguß einer wilden Lust auch wilde Bilder braucht, und es ist besser, daß man lachend an ihnen vorübergeht, als daß man sich empörend dabey verweilt. Aus dieser seiner Anschauungsweise ist denn auch erklärlich, wie das hoch Pathetische mit dem Niedrigen und Gemeinen Hand in Hand geht, ja wie dieser Wechsel das Wesen der Heine'schen Dichtungen dergestalt ausmacht, daß das Komische mit pathetischen Bildern, das tief Ergreifende mit Worten ausgedrückt wird, welche, aus dem gemeinen Leben entnommen, für den, der sich an die Worte hält, einen lächerlichen Eindruck machen.

Den Anfang macht eine Tragödie in einem Akte, William Ratcliff. Sie ist zusammengesetzt aus allen möglichen »Entsetzlichkeiten.« Wir werden darin erinnert an Werners vier und zwanzigsten Februar, an die Ahnfrau, und die übrigen grausen Schicksalsstücke, so zahllos, daß man nicht ihre Namen anführen kann. Die schreckliche Ballade:

Mein Sohn, was ist dein Schwert so roth?

spielt darin von Anfang bis Ende; die Scene ist noch dazu in Walter Scottische Hochlandsgegenden verlegt, mit allen Grauen jener Nebeldekorationen versehen; dann spielt sie in der neuesten Zeit, wo englische Radikale hineinblicken, ein Highwayman die Hauptrolle hat, und endlich treten zwey stumme Nebelbilder auf, die sich umarmen wollen, und von höheren Mächten zurückgetrieben werden, und durch und durch auf das Schicksal ihrer Enkel einwirken.

So ist denn, wie sich erwarten läßt, aus dieser wunderbaren Vermischung wunderbarer Elemente ein poetisches Unding geworden, das, wäre es nicht zu marionettenartig ausgefallen, ergreifen würde, so aber mehr lächerlich als entsetzlich wirkt, jedenfalls aber in einigen kräftigen Zügen und Ausdrücken das Interesse fesselt, und vom Talente des Autors Kunde gibt.

William Ratcliff besuchte als Student auf der hohen Schule zu Edinburgh Mac Gregors Schloß, und ver-

liebt sich in dessen Tochter Maria beym ersten Anblicke, da ihre sanften Züge die eines Nebelweibes sind, das ihm in Gesellschaft eines Nebelmannes von frühester Kindheit an erschienen war. Von diesem Nebelpaare sagt er:

Als Knabe schon, wenn ich alleine spielte,
Gewahrt' ich oft zwey neblichte Gestalten,
Die weit ausstreckten ihre Nebelarme,
Sehnsüchtig sich in Lieb' umfangen wollten,
Und doch nicht konnten, und sich schmerzlich ansahn.

In Mariens Anblick versunken, glaubt er, das dunkle Urgeheimniß seines Lebens sey ihm erschlossen. Sie scheint ihn wieder zu lieben:

Wie Kinder jauchzten wir, und spielten wir.
Wir suchten und wir fanden uns im Garten.
Sie gab mir Blumen, Myrten, Locken, Küsse,
Die Küsse gab ich doppelt ihr zurück.

Als er aber, vor ihr niedersinkend, sie fragt: Marie, liebst du mich? sieht sie ihn mit seltsam scheuen Blicken und mit Widerwillen an:

Und höhnisch knixend, sprach sie frostig: Nein.

Dies Wort entscheidet für Ratcliffs Leben:

Noch hör' ich's lachen unter mir: Nein! nein!
Noch hör' ich's seufzen über mir: Nein! nein!
Und klirrend schlagen zu des Himmels Pforte!

Er stürzt fort, eltern-, liebelos, im Gewühle der Hauptstadt die Qual des Herzens zu übertäuben:

Schlecht, schlecht gelang mir der Betäubungsplan.
Portwein, Champagner, alles wollt' nicht fruchten;
Nach jedem Glase ward mein Herz betrübter.
Blondinen und Brünetten, keine konnt'
Forttändeln und fortlächeln meinen Schmerz.
Sogar beym Pharo fand ich keine Ruh.
Marias Aug' schwamm auf dem grünen Tische,
Marias Hand bog mir die Parolis,
Und in dem Bild der eckigen Coeurdame
Sah ich Marias himmelschöne Züge!
Maria wars, kein dünnes Kartenblatt;
Maria wars, ich fühlte ihren Athem;
Sie winkte: ja! sie nickte: ja! — Va banque! —
Zum Teufel war mein Geld, die Liebe blieb.

Er wird Räuber, treibt in England sein Wesen; dennoch zieht es ihn fort und fort nach Schottland, wo er allein in Mariens Nähe die Augen ruhig schließen kann. Da er unter fürchterlichen Flüchen den Schwur bey sich besiegelt hat:

Von dieser Hand soll fallen der Vermeßne,
Der's wagt, Marien bräutlich zu umfangen —

fordert er zwey Mal die ihr vom Vater zugeführten Bräutigame, erlegt sie im Zweykampf, und überbringt jedes Mal in der Brautnacht der des Bräutigams harrenden Braut mit zierlicher Verbeugung den Verlobungsring. Das Drama beginnt, als der Priester Mariens Hand mit der des Grafen Douglas, ihrem dritten Bräutigam, verbunden hat. Ratcliff fordert auch ihn heraus, und der Zweykampf findet, trotz aller von Mac Gregor getroffenen Vorsicht, Statt. Dießmal aber verläßt Ratcliff das Glück, und Douglas schlägt ihm das Schwert aus der Hand. Ratcliff, geistig vernichtet, stürzt in das Schloß; in Marien, entsetzt, ihn verwundet zu sehen, erwacht die alte Liebe. Er dringt in sie, mit ihm zu fliehen; sie dringt in ihn, vor Douglas zu fliehen; da erwachen Wahnsinn und Wuth in Ratcliff, er eilt mit ihr vor dem nahenden Vater und Bräutigam ins Brautgemach, ersticht die Braut, und erschießt sich.

Dieß ist das Gerippe der äußeren Handlung: hindurch zieht sich aber, und soll das eigentliche geistige Interesse bilden: die Geschichte der beyden Nebelbilder. — William, Ratcliffs Vater, liebte Mariens Mutter, Schön Betty, die Ballade von Edward störte aber beyder Verbindung, und brachte das Unglück auf beyder Kinder. Als Schön Betty mit ergreifender Stimme begann:

> Was ist dein Schwert von Blut so roth,
> Edward? Edward?

stürzte Edward Ratcliff, der Vater, herein, und sang im selben Tone trotzig weiter:

> Ich habe geschlagen mein Liebchen todt, —
> Mein Liebchen war so schön, o!

worüber Schön Betty sich so entsetzte, daß sie Edward nie wieder sehen mochte, und, um ihn zu ärgern, Mac Gregor heiratete. Ratcliff nahm im Verzweiflungstrotze sich eine andere Frau. Kaum sind Maria und Ratcliff geboren, als die alte Liebe in beyden Vermählten über den thörichten Trotz und leichten Sinn erwacht. Ratcliff naht sich Mac Gregors Schloß, Schön Emmy streckt ihm verlangend die Arme aus dem Fenster entgegen, Mac Gregor aber tritt dazwischen, und am Morgen fand man Ratcliffs Leiche an der Schloßmauer.

Beyder Sinn, Leben und Lieben, ist auf ihre Kinder übergegangen, denen sie als jene Nebelgestalten, die nach einander die Arme verlangend ausstrecken, ohne sich erreichen zu können, erscheinen. Maria sieht in William Ratcliff jenen Ne-

belmann, Ratcliff in ihr das Nebelweib. Sie liebt ihn, schaudert aber in dem Augenblicke vor ihm zurück, wo er ihre Liebe ernstlich fordert, da sie in ihm ein schreckliches Gespenst erblickt, und weist seine Liebe zurück. Ihrer Mutter Geist der höhnenden Sprödigkeit ist in sie gefahren, und Edwards wilder Geist in seinen Sohn William. Sie scheiden, und William ergibt sich den finsteren Mächten, bis die vernichtende Lösung eintritt.

Ein Zusammenhang ist zwischen dem Sonst und Jetzt; was liegt diesem Zusammenhange aber zum Grunde? Die Liebe wirkt zerstörend auf die Nachkommen fort! Schon oft sehen wir in Dichtungen den Haß zweyer Individuen auf ihre Geschlechter fortwirken; wir sehen, wie die Liebe endlich den langen Riß verbinden will, wie sie kämpft mit den Vorurtheilen, mit dem Jahre, Jahrhunderte lang genährten Hasse, und endlich siegt oder unterliegt. Daß aber die Liebe, forterbend, Verderben und Untergang der Geschlechter hervorbringt, ist eine neue Idee, und, wie frappant auch in der Ausführung, weder der Natur angemessen, noch ein Gegenstand, würdig einer künstlerischen Behandlung.

Noch neuer ist diese dauernde Erscheinung der Nebelbilder. Erführen wir von beyden nur durch den Mund Williams und Marias, so bliebe es zwar immer eine mystische Ausschweifung, ein Behelf, dessen ein mit so poetischer Kraft begabter Autor, als Heine, nicht bedürfte; allein es finden diese Nebelbilder doch manche verwandten Gestalten in unserer tragisch-dramatischen Literatur. Jetzt aber treten sie förmlich und körperlich, so weit man dieß von Geistern und Nebelbildern sagen kann, auf. Sie sprechen zwar weder in Versen noch Prosa; aber in der eingeklammerten Handlung muß man sie, von Statisten wohl agirt, erscheinen sehen. So heißt es am Ende: »Die zwey Nebelbilder erscheinen von entgegengesetzten Seiten, stellen sich am Eingang des Kabinets, strecken die Arme nach einander aus, und verschwinden bey Ratcliffs Hervortreten.« Der Verfasser hat hier gewisser Maßen für das komische Element gesorgt, damit der Leser nicht ganz von dem Uebermaße des Tragischen erdrückt werden solle. Denkt man sich das Drama in die Scene gesetzt, so kann die Erscheinung nur lächerlich wirken.

Außer diesen Nebelbildern, den Repräsentanten der zürnenden Vergangenheit, spielt die alte Margarethe, eine echt Scottische Alte, nur etwas outrirt, eine eben so unbegreifliche Hauptrolle, als jene Nebelbilder. Sie sitzt stumpf und starr, wie wir von diesen alten Clans-Damen und Stammhexen zu erwarten haben, in der Behausung ihres Häuptlings, spinnt, scheint auf

nichts, was dem Leben angehört, Acht zu geben, und fährt nur prophetisch auf, wenn irgend ein Gegenstand auf das Tapet gekommen ist, wo hinein ihr Gedankenflug paßt. Sie hat Schön Betty meist die Ballade gelehrt von dem blutrothen Schwert; die Floskeln aus dem blutrothen Schwert spucken nun durch das ganze Stück hindurch, bis Williams Dolch in Marias Brust gedrungen, und Jammer und Noth der Geschichte ein Ende macht. Es scheint, als hätten die Gewissensbisse, daß sie als Gesangslehrerin das Unglück ihrer schönen Schülerin herbeygeführt, sie auf die Stufe des Wahnsinns geführt, an dem sie laborirt. Aber es ist auch nichts angegeben, weßhalb sie nun, statt der Reue und Buße für jenes entsetzliche Verbrechen, immer nur die Schreckensbilder jener Vorzeit in das blühende Leben der Gegenwart hinüberträgt.

Daß dieses ganze Nebeldrama aus Nebelbildern, welche dem Dichter vorgeschwebt haben, hervorgegangen ist, daß er unter einer Masse poetischer Reminiscenzen, aufgefaßt mit wahrhaft poetischem Geiste, zu keiner Klarheit hindurchgedrungen ist, und nur, so gut es anging, die Fäden zu einem Ganzen zusammengeknüpft hat, ist leicht einzusehen. Dennoch glauben wir einen Moment zu erblicken, der vielleicht zur Entstehung des Drama der Haupthebel gewesen, obgleich der ursprüngliche Gedanke bey der Ausführung unter den von allen Seiten herbeyströmenden Nebeln zurückgetreten ist.

Wir finden an mehreren Stellen Andeutungen, daß verschmähte Liebe, die plötzliche Sprödigkeit einer Schönen, welche bis dahin vielleicht Hoffnungen begünstigt hat, eine Empfindung dem Dichter dünkt, welche so mächtig ist, um vorzüglich ein poetischer Hebel zu werden. Es ist ein schrecklicher Moment, wenn der Liebeglühende, der von gewisser Hoffnung Berauschte, in dem Augenblicke, wo er des Sieges gewiß seyn kann, aus seinem Himmel herabgestürzt wird. Wenn Einer, der sonst vielleicht reineren und heiligeren Flammen fremd, durch die Liebe seine Gefühle geadelt glaubt, und diese reineren Gefühle zum ersten Male ohne Täuschung ausspricht; wenn diesem dann der Gegenstand seiner Neigung kalt, höhnisch, schnippisch begegnet, so mag dieß einen Prozeß erzeugen, wie wenn Wasser und Feuer sich mischen, und der kaum Emporgehobene mag noch tiefer durch die schnelle, schmerzliche Vernichtung doppelt kühner Hoffnungen herabgerissen werden. Ist dieß aber ein Moment, einer dramatisch-tragischen Behandlung würdig? Kann ein solches Gefühl eine Begeisterung einflößen, um ein Kunstwerk zu erzeugen? Ist es endlich so gewichtig, um das Schicksal von Generationen, ein furchtbares, familienvernichtendes Fatum an den Trotz und

die leichte Aufwallung einer Weiberlaune zu knüpfen? Daß wirklich Gefühle und Bilder der Art dem Dichter geläufig sind, davon zeugt auch der Ausgang des XXII. Liedes. Nachdem die glühende Liebe zweyer Individuen geschildert worden, heißt es:

> Die Blätter fielen, der Rabe schrie hohl,
> Die Sonne grüßte verdrießlichen Blicks;
> Da sagten wir frostig einander: »Lebwohl.«
> Da knixtest du höflich den höflichsten Knix.

An diese Vorstellung knüpft sich der Hauptcharakter des Stückes. William Ratcliff wird durch Mariens höhnische Abweisung (dem mystischen Erbtheile ihrer Mutter) zum Verworfenen. Es ist die beliebte Byron'sche Gestalt des Abtrünnigen, nur drückt sich der Mißmuth auf verschiedene Art aus. Wie tief auch Byrons Helden geistig gesunken sind, so ist der Autor doch immer aus einer konventionellen Lebensschule hervorgegangen, und die ruchlosen Bösewichter dürfen wenigstens den Anstrich des Anstandes nicht abwerfen, woraus dann jener hohle Charakter des Gloomy wird. Heine fühlt sich darin freyer, und der Räuber und Verworfene scheut sich nicht, wirklich als ein Galgenstrick ohne alle Schönpflästerchen der Galanterie aufzutreten. Es ist eine wahre Gestalt, und die Züge einer edleren Natur sind wirklich natürlich, so weit sie aus dem Abschaum des Lebens bey ihm zum Vorschein kommen. Wann aber wird man aufhören, die größte Lust darin zu finden, solche zerrissene Charaktere zu entwerfen? Oder ist es ein für allemal ein Vorwurf jugendlicher Dichter, diesen Zwiespalt der Natur im Menschen zu malen, der hinausführt zur Verzweiflung oder endlichen Ruhe und Gewißheit im Verworfenen, ehe sie die Elemente des Lebens kennen, um dieses der Wahrheit gemäß hinzustellen?

Eine völlige Unbekanntschaft mit dem Leben kann man dem Dichter keineswegs vorwerfen. Wenn er wollte, so zweifeln wir nicht, er könnte in einem reiner geschliffenen Spiegel uns die Bilder des Lebens vorführen. Aber ein Mißmuth läßt ihn noch alles schwarz sehen, und eine traurige Vorstellung raubt ihm die heitere Aussicht in die Ferne. Mehr noch glauben wir, »er verhängt sich die Fenster mit schwarzem Tuch,« und will nicht auf die unten herumspazierende Philisterwelt einen unbefangenen Blick werfen.

Die poetischen Anklänge des Stückes werden keinem Leser entgehen. Wer auch mit Recht über das Spiel mit dem Dunkeln und dem Heiligen in den höheren und tragischen Regionen unzufrieden ist, wird doch die lebendige Wahrheit der niedrigern

Scenen bewundern. Wie reich sind zum Beyspiel die in der Diebesherberge? Mit wenigen Strichen sieht man hier lauter Charaktere unter den Galgenstatisten. Der Auftritt, wo der Wirth, der Diebeshehler, der ehemalige Dieb unter den Dieben, seinem Buben das Vater Unser abhört, ist von furchtbar ergreifender Wahrheit, auch an sich nicht empörend; doch wären wir zweifelhaft, ob wir an der Stelle des Dichters ihn uns erlaubt hätten.

Daß Nachtscenen einem sonst nicht unbegabten Dichter gelingen, ist nichts Besonderes bey der Ausbildung unserer Sprache und unserem nordischen Sinne für dergleichen Schreckenspartieen. Aber auch die Charaktere im Uebrigen sind gut gezeichnet. Mac Gregor ist unbedeutend, doch gut gehalten, Maria in ihrer sanften Ergebung, der Frucht ihrer Leiden und der überstandenen Schreckensauftritte lebendig. Douglas steht bestimmt als männlich ruhiger Held mit wenigen Worten da. Auch Margaretha ist als Dichtung lebendig, nicht als menschliches Wesen. Von den Dieben sprachen wir schon. Von der Kraft der Sprache und der Bilder zeigt folgende Rede des Douglas auf Mariens Frage, wie es in London zugehe?

Noch ists das alte Treiben.
Man rennt und fährt, und jagt Straß auf, Straß ab,
Man schläft des Tags und macht zum Tag die Nacht.
Vauxhall und Routs und Picknicks drängen sich;
Und Drurilane und Koventgarden locken.
Die Oper rauscht. Pfundnoten wechselt man
Für Musiknoten ein. God save the king
Wird mitgebrüllt. Die Patrioten liegen
In dunkeln Schenken und politisiren,
Und subscribiren, wetten, fluchen, gähnen,
Und saufen auf das Wohl des Vaterlands,
Roßtbeef und Pudding dampft, der Porter schäumt,
Und sein Recept schreibt lächelnd der Quacksalber.
Die Taschendiebe drängen. Gauner quälen
Mit ihrer Höflichkeit. Der Bettler quält
Mit seinem Jammeranblick und Gewimmer.
Vor allem quält die unbequeme Tracht,
Der enge Wespenrock, das steife Halsband,
Und gar der babylonisch hohe Thurmhut.

Das lyrische Intermezzo besteht aus sechs und sechzig Gedichten, welche, nach dem Introduktionsliede zu schließen, wo es heißt: »Aus meinen Thränen sprießen viel blühende Blumen hervor, und meine Seufzer werden ein Nachtigallenchor,« voll orientalischen Bilderschwulstes seyn müßten. Dieß ist jedoch nicht der Fall. Wie wir schon im Allgemeinen von dem Verfasser bemerkten, so sind seine Bilder oft kühn, noch häufiger seltsam, aber im Ganzen genommen sind die Gefühle dadurch nur einfach

ausgedrückt. An morgenländischen Pomp erinnert kaum eines oder das andere Lied, wohingegen bey manchen zarten Geistern die zu derben oder aus den gemeinen Sphären des Lebens entnommenen Gleichnisse Anstoß erregen könnten. Ref. scheinen sie indessen ganz aus der individuellen Anschauungsweise des Verfassers hervorzugehn, eines Dichters, der nun einmal im Leben lebt, und mit scharfem Blicke in die geheimeren Falten desselben eindringt, ohne ihn dabey häufig nach oben zu erheben.

Da wir einmal von dem Introduktionsliede sprechen, sey es auch vergönnt das Schlußlied, welches den Epilog und gewissermaßen die Erklärung der ganzen Liederreihe bildet, hieher zu setzen:

Die alten bösen Lieder,
Die Träume schlimm und arg,
Die laßt uns jetzt begraben,
Holt einen großen Sarg.

Hinein leg ich gar manches,
Doch sag ich noch nicht was;
Der Sarg muß seyn noch größer
Wie's Heidelberger Faß.

Und holt eine Todtenbahre,
Von Bretern fest und dick;
Auch muß sie seyn noch länger
Als wie zu Mainz die Brück'.

Und holt mir auch zwölf Riesen,
Die müssen noch stärker seyn
Als wie der starke Christoph
Im Dom zu Köln am Rhein.

Die sollen den Sarg forttragen,
Und senken ins Meer hinab;
Denn solchem großen Sarge
Gebührt ein großes Grab.

Wißt ihr warum der Sarg wohl
So groß und schwer mag seyn?
Ich legt' auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

Stören wohl die populären Erinnerungen an das Heidelberger Faß, die Mainzer Brücke u. s. w. die Vorstellung des weiten Meeres, wo wir hin geführt werden? Wird nicht vielmehr der poetische Gedanke, daß Liebe und Schmerz im schweren Sarge versteckt werden sollen, noch lebendiger hervortretend, indem in den vorgehenden Versen unsere Anschauung sich durch jene täglich vorkommenden Erinnerungen ganz mit dem Ideengange des Gedichtes befreundet hat?

Der Inhalt der sechs und sechzig Gedichte ist die Liebe und der Schmerz des Dichters. Letzterer ist auch nur das Kind der

Liebe. Alle Gedichte sind durchaus erotischer Natur. Vor Langerweile braucht sich Niemand, ehe er sie durchblättert, zu scheuen, denn sie weichen völlig von unsern gewöhnlichen schmachtenden und tändelnden Liebesgedichten ab. Die Geliebte wird nicht, nach orientalischer Art, mit allen Wundern und Wunderwerken der Schöpfung verglichen, auch wird sie keinesweges so hoch über die Erde gestellt, daß man im blauen Wolkennebel ihre verschwimmende Gestalt nicht unterscheiden kann. Im Gegentheil wird sie uns in eine solche Nähe geführt, daß man sich fast zurückziehn möchte, in der Besorgniß, der Dichter habe sich versehen, und etwa im Rausche das, was aller Welt verborgen bleiben und nur ihm erschlossen seyn sollte, zum Vorschein gebracht. Da sehen wir denn, daß es ein Wesen mit Fleisch und Bein ist, von dessen Seele und Herzen auch mitunter geredet wird, das aber, wenn beydes in Konflikt geräth, nur durch seinen Leib interessirt. Der Dichter lüftet zuweilen den Vorhang so weit, daß auch der Nimbus verschwindet und wir unter der Geliebten solche Wesen entdecken, deren Liebe zu erwerben jedermann nur mäßige Kosten verursachen dürfte. So ist denn die geschilderte Liebe weniger eine Schilderung der geistigen Verzückung als des irdischen Genusses. Die Fleischpartieen sind hier oft mit so lebendigen Farben gemalt, daß sich die Dichterzunft verwundert anblicken und fragen könnte: woher hat er sie entnommen? Auch hierbey kann man ihm übrigens eben so wenig als anderwärts vorwerfen, daß er überlüde, im Gegentheil ist mit den möglichst wenigen Worten das möglichst klare Bild wieder gegeben.

Von diesen hyper-erotischen Liedern Proben mitzutheilen, ist mißlich. Wir wollen uns deßhalb darauf zuerst beschränken, diejenigen herauszuheben, welche eine tiefer gehende Empfindung bekunden, da man auch in diesen den irdisch-erotischen Grundton durchklingen hört. So heißt es Lied V:

Lehne deine Wang' an meine Wang',
Dann fließen die Thränen zusammen;
Und an mein Herz drück fest dein Herz,
Dann schlagen zusammen die Flammen!

Und wenn in die große Flamme fließt
Der Strom von unseren Thränen,
Und wann dich mein Arm gewaltig umschließt —
Sterb ich vor Liebessehnen.

Es ist fast nur melodisch mit schönen Worten die Glut der Sinnlichkeit ausgedrückt; aber das Bild, so gewöhnlich die Elemente sind, ist Poesie. Hier ein Gedicht, der Form nach, verschiedener Art, und doch nur ein anderer Ausdruck desselben Sinnes:

Es stehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh',
Viel tausend Jahr und schauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie sprechen eine Sprache,
Die ist so reich, so schön;
Doch keiner der Philologen
Kann diese Sprache verstehn.

Ich aber hab' sie gelernet,
Und ich vergesse sie nicht;
Mir diente als Grammatik
Der Herzallerliebsten Gesicht.

Wer das Buch in die Hand nimmt, überschlage ja nicht das folgende Lied VIII: »Auf Flügeln des Gesanges.« Es ist zwar kein neuer Gedanke, auch nicht der originelle Ausdruck, der es auszeichnet, wohl aber die Lieblichkeit der Schilderung des indischen Orients, des fingirten Liebeslandes, alles mit den einfachsten Bildern bewirkt, z. B.:

Dort liegt ein roth blühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Rein fleischlicher Lust voll sind wieder Nr. X, XI und XII, letzteres vielleicht das non plus ultra einer Schilderung, wie sie bisher gedichtet und gedruckt worden ist. Selbst die Schlußvergleichung mit Laokoon, welche dem Obscönen eine plastisch-antike Haltung geben soll, erhöht nur die Lüsternheit des Bildes, das man ohne die gebildete Sprache nicht ertragen würde. — Lied XIII und XIV sind nur schwache Wiederholungen; der nette Schluß des letztern:

Und wenn meine Liebste ein Herzchen hätt'
So wollt' ich drauf machen ein hübsches Sonett;

bildet den Uebergang zu dem folgenden Gedichte Nr. XV, das einen originellen Beweis von der angeführten Natur der Liebe gibt, welche in diesen Dichtungen gefeyert wird. Es heißt:

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Wird täglich abgeschmackter;
Sie spricht von dir, mein schönes Kind,
Du hast keinen guten Charakter.

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Und dich wird sie immer verkennen;
Sie weiß nicht wie weich deine Arme sind,
Und wie deine Küsse brennen.

Wir springen von diesem zum XXV. über, wo uns noch deutlicher mit aller Naivetät gesagt wird:

Du bliebest mir treu am längsten,
Und hast dich für mich verwendet,
Und hast mir Trost gespendet
In meinen Nöthen und Aengsten.

Du gabest mir Trank und Speise
Und hast mir Geld geborget,
Und hast mich mit Wäsche versorget
Und mit dem Paß für die Reise.

Die Gedichte Nr. XVI, XVII, XVIII, XIX und XX, größtentheils Klagen über die Untreue, sind weniger durch den Gedanken ausgezeichnet, als durch die Form wohlgefällig, auch sind die Bilder nicht originell. Aus dem Geheimsten der Brust scheint dagegen wieder hervorgegangen Nr. XXI:

Sie haben dir viel erzählet,
Und haben viel geklagt u. s. w.

Einige werden beleidigend, um nicht ruchlos zu sagen. Vor den Augen des beglückten Liebenden können, zumal wenn er ein Dichter ist, Himmel und Erde verschwinden, dieser Taumel beglückter Blindheit bedingt aber keinen Hohn gegen Gott und Welt. Der liebende Dichter muß sogar die erscheinende Welt in ihrer Pracht anerkennen, wenn er die Augen der Geliebten, die schöner als diese alle seyn sollen, gehörig durch die Vergleichung würdigen soll. Beleidigend klingt es aber, wenn der Dichter bey der Schilderung einer Liebe, wie die hier gefeyerte, und bey der Natur der Herzallerliebsten, wie wir sie aus den ausgezogenen Stellen kennen, seinen höhnenden Unglauben gegen das, was allen das Heiligste seyn sollte, ausspricht. Ref. gehört nicht zu denen, welche dieses religiöse Gefühl, etwa wie in Fouqués Dichtung, bey allem und jedem wollen vorklingen hören; aber auch wo man den kecken Prometheischen Uebermuth mag gelten lassen, muß eine gewisse Schonung, soll anders nicht auch der Zauber der Poesie ganz zerstört werden, beobachtet seyn. Wir nennen rügend das Lied Nr. XXIV, und auch die Vergleichung in Nr. X dürfte kränkend für viele Leser seyn.

Von Nr. XVI an geht es in ein Trauern über, das Gefühl wird geistiger (Nr. XVIII).

Die blauen Veilchen der Aeugelein,
Die rothen Rosen der Wängelein,
Die weißen Lilien der Händchen klein,
Die blühen und blühen noch immer fort
Und nur das Herzchen ist verdorrt.

In Nr. XIX möchte der Dichter im Grabe liegen, und sich an ein todtes Liebchen schmiegen. So weit geht es an; das Uebermaß des Schmerzes kann bis zu diesem Gedanken hinabsteigen. Im folgenden Liede aber führt er ihn aus. Er schwelgt mit dem Liebchen im Grabe, und nun wird das Bild widrig, ja empörend, wenn sie liegen bleiben als die Posaune erschallt, so originell und furchtbar auch Gedanke und Ausführung sind.

Es ist ein Zeichen des poetischen Talents, das noch nicht bis zur Ausführung eines Kunstwerkes gediehen ist, wenn die Gegensätze noch schroff einander gegenübertreten. Diesen Mangel an Schattirung werden wir häufig in vorliegenden Gedichten gewahr. So scheinen sich in des Dichters geistigem Leben die Extreme zu berühren, und es ist, als hätte er in dem kleinen Gedichte Nr. XXXI, unseres Erachtens dem schönsten unter allen, sein ganzes Sinnen und Streben ausgesprochen:

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Selbst unter Rückerts Gedichten, die so reich an originellen Gleichnissen und lebenvoller Anschauung des Gedankens sind, erinnern wir uns keines von solcher schlagenden Kürze im Ausdrucke bey gleicher Tiefe des Gedankens. Ref. möchte gestehen: er liebe nur um dieses Gedichtes willen, die ganze Sammlung. Die Bilder der beyden Verlassenen haben etwas unendlich Rührendes, wie es denn auch nur ein psychologisch wahrer Zug ist, daß das Aeußerste immer mit einander verwandt ist, daß das Unglück befreundet.

Dieses schönen Gedichtes wegen gehen wir gern ohne Rüge über mehrere tändelnde Liebesgedichte ohne Werth hinweg. Den Dichter verräth wieder das XXXIX:

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heiratet aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwey.

Von sogenanntem poetischen Materiale ist hier gar nichts zu finden, die Begebenheit ist eine alltägliche, Bilder und Ausschmückung sind nicht vorhanden, und doch ist das Ganze ein Gedicht. Was macht nun das Gedicht?

Nr. XLII und noch einige andere, besonders aber LXV enthalten Anklänge von Balladen, wie denn überhaupt der Dichter, wenn sein Geist ihn dazu triebe und er Stoff im Volksglauben fände, fähig scheint, Balladen zu dichten. Den Ton und die Farbe hat er schon gewonnen. Mit dem Altenglischen und Schottischen muß er sich besonders befreundet haben.

Das Lied XLIV ist eine schöne Phantasie auf das Land der Phantasie:

Aus alten Mährchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland.

Doch steigen auch hier, so wonnereich die Aussicht ist, die dem Dichter vor der Erfüllung in einen Morgentraum sich verwandelt (und wem nicht mit ihm?) die alten Nebelbilder auf:

Und Nebelbilder steigen
Wohl aus der Erd' hervor,
Und tanzen luft'gen Reigen
Im wunderlichen Chor.

Originell und lebendig ist wieder die Wendung in Nr. XLVI, wo die Liebe im Blumenleben erscheint. Der Dichter wandelt stumm im Garten umher:

Es flüstern und sprechen die Blumen,
Und schauen mitleidig mich an:
»Sey unserer Schwester nicht böse
Du trauriger, blasser Mann.«

Aufmerksam können wir dann wieder auf den originellen Ausdruck in Nr. XLVIII machen. Auch die beyden folgenden, keines durch besondere Bilder ausgezeichnet, nehmen an gleichem Vorzuge Theil.

Das LIste, ein Gespräch über die Liebe am Theetisch, ist wohl das pikanteste in der Sammlung, voller Sarkasmen in den ausgeführten Partieen, noch weit sarkastischer in der Aussicht auf die Ferne, welche der supplirenden Phantasie des Lesers leer gelassen ist. Die seltenen Reime machen die Seltsamkeit des Gedichtes vollständig.

Wir übergehn wiederum einige mehr oder minder in Schmerz und Lust mit Träumen und Leben tändelnde Gedichte, um Platz für das folgende zu gewinnen, das durch eine echt poetische Träumerey auch Sinnesarten ansprechen dürfte, welche sonst für Poesien dieser Art nicht gestimmt sind.

Der Herbstwind rüttelt die Bäume,
Die Nacht ist feucht und kalt;
Gehüllt im grünen Mantel,
Reite ich einsam im Wald!

Und wie ich reite, so reiten
Mir die Gedanken voraus,
Sie tragen mich leicht und lustig
Nach meiner Liebsten Haus.

Die Hunde bellen, die Diener
Erscheinen mit Kerzengeflirr;
Die Wendeltreppe stürm' ich
Hinauf mit Sporngeklirr.

Im leuchtenden Teppichgemache,
Da ist es so duftig und warm,
Da harret meiner die Holde —
Ich fliege in ihren Arm.

Es säuselt der Wind in den Blättern,
Es spricht der Eichenbaum:
Was willst du, thörichter Reiter,
Mit deinem thörichten Traum?

Die meisten Gedichte waren Frühlings-, mehr noch glühende Sommerlieder; mit diesem und schon vorher gehen sie in den Herbst über, und enden mit schaurigen Winterklagen. Das große Gedicht in drey Ottaverimen soll etwas seyn, es ist aber nichts. In einigen der kleinern, wie die: »die Mitternacht war kalt und stumm,« und »Am Kreuzweg wird begraben,« sind wieder Situationen hingestellt, die um so ergreifender die schauerliche Einsamkeit machen, als sie nur aus wenigen Worten bestehen.

Sollen wir noch zum Schlusse ein Wort über den Charakter der specieller durchgegangenen Gedichte hinzufügen, so wäre es dieses: Trotz der Originalität, welche fesselt, ist es doch, von höherem Standpunkte aus betrachtet, ein und derselbe Ton, welcher in allen durchklingt. In sechs und sechzig kleinern Gedichten gefällt er; will der Dichter aber so fortfahren in perpetuum, gleich so vielen unserer talentvollen Dichter, deren erstes originelles Auftreten ansprach, und die nun glaubten, wenn sie in derselben Manier fortschreiben, des dauernden Beyfalls gewiß zu seyn, so kann dieß nur zur Folge haben, auf des Dichters Seite Erschlaffung der wahren produktiven Kraft bey der Vervollkommnung in der Manier, auf der des Lesers Ermüdung. Ob Hr. Heine

noch in andere Regionen des Liedes übergehen kann, ist eine andere Frage. Eben so wenig, als wir des großen Talentes ihres Dichters wegen wünschten, daß er auf dieselbe Weise noch viele Gedichte niederschriebe, und bekannt machte, wünschen wir, daß Herr Heine in seiner Manier Nachahmer finde. Diese Manier läßt sich wohl am Ende erzwingen; aber ohne den lebendigen Geist, aus denen doch die Mehrzahl, wie wir annehmen können, hervorgegangen ist, müssen die populären Formen, die trivialen Worte, die seltsamen Wendungen (vorausgesetzt, daß man auch diese nachahmen kann) nur Widerwillen erregen, wo nicht gar lächerlich erscheinen. — Noch viel weniger mögen aber andere ein Beyspiel aus diesen Gedichten daran nehmen, wie man sich über die Konvenienz des Lebens hinausschwingen könne. Wie das Leben in allen Verhältnissen, so hat auch die Kunst ihre einzwängenden Regeln, und wenn wir zur Beleuchtung sinniger Auftritte der Spiegel bedürfen, um das Licht aufzufangen, und verdoppelt wieder zu geben, müssen wir über andere einen Vorhang niederlassen.

* * *

Almansor, eine Tragödie, macht den Schluß des Buches und die Hälfte desselben aus. Ein Personenverzeichniß finden wir nicht, auch keine Abtheilung in Akte und Scenen; statt dessen aber verkündet uns der Autor in folgenden Ottaverimen den Inhalt voraus.

Glaubt nicht, es sey so ganz und gar phantastisch
Das hübsche Lied, das ich Euch freundlich biete!
Hört zu, es ist halb episch und halb drastisch,
Dazwischen blüht manch lyrisch zarte Blüthe;
Romantisch ist der Stoff, die Form ist plastisch,
Das Ganze aber kam aus dem Gemüthe,
Es kämpfen Christ und Moslem, Nord und Süden,
Die Liebe kommt am End' und macht den Frieden.

Wir betrachten die Form, ehe wir zum Inhalt übergehen. H. Heine hat zwar bis jetzt zwey Dramen geliefert, ist aber deßhalb kein dramatischer Dichter. Woran die Tragödie Ratcliff krankt, sahen wir oben; dennoch kommt ihr mit mehrerem Rechte dieser Name zu, wie dem als Kunstwerk ungleich besseren Almansor. Da das Theatralische mit dem Dramatischen (Begriffe, die allerdings vereinigt seyn sollten, es aber nicht immer sind) zu häufig verwechselt wird, verschmähen viele unserer jungen begabten Dichter, welche mit Unwillen auf das Unwesen der heutigen Bühne herabsehen, im geringsten ihren

Anforderungen nachzukommen, als entwürdige dieß ihre Muse. Sie glauben, indem sie das Flitterwerk, die drastische Heftigkeit, die das Glück der neuesten Kassenstücke begründen, verachtend bey Seite schieben, sich rein dem freyen Spiele des Genius überlassen zu dürfen, und wenn dann auch ihre so gedichteten Dramen, theatralische Monstra scheinen, die wahre gute Sache gefördert zu haben. Was unsere Bühnen von einem ihnen gerechten Stücke verlangen, zeigt freylich von Ausartung und Verderbniß; zum Grunde liegt aber ein gesunder Kern. Das Drama, wenigstens das romantische Drama (im Gegensatz zu dem antiken) fordert durchaus eine fortschreitende Entwicklung aus sich selbst, einen Bau der Handlung, welcher schon eine gewisse nothwendige Type angenommen. Wie verschieden auch die Dramen eines Shakespeare, Calderon, und gar der Franzosen erscheinen, eine Grundform herrscht doch in allen vor. Wo nun so verschiedenartige Nationen ohne vielen Einfluß auf einander, zu einer ähnlichen Form gediehen sind, darf man doch annehmen, daß die Natur diese mit sich bringt. Dieses Leben, diese Entwicklung, ist die nothwendige Bedingung unserer Dramen. Wo aber die Form so weitläuftig ist, daß sie Corneille, Calderon und Shakespeare in sich aufnimmt, ist es da so schwer, ihr zu genügen?

Unter uns Deutschen allein ist die verkehrte Erscheinung ans Licht getreten, daß man Dramen schreibt, ohne an das Drama zu denken. Es scheint, als hätten manche Dichter durch das Loos sich entschieden, ob sie einen Einfall als Erzählung, als epische Dichtung oder als Schauspiel bearbeiten sollten! Abgesehen von der umfassenderen Natur der epischen Dichtungen, welche alles, was in das Gebiet der Poesie gehört, in sich aufnehmen können, also auch die speciell dramatisch sich entwickelnden Handlungen, sollte doch, sobald im Geiste des Dichters das Bild der Begebenheit auftaucht, es augenblicklich entschieden seyn, ob die innere Natur des Ereignisses dramatisch ist, oder in die vielen Branchen des Epischen gehört. Durch eine geschickte Bearbeitung läßt sich zwar vieles, auch bey an sich falscher Behandlung zurecht stutzen, daß es den Anschein des Naturgemäßen gewinnt; dieß sind indessen immer nur Ausnahmen, welche überdieß, als nur von Meistern ausführbar, nur als zu verführendes Beyspiel der Vermischung der Gattungen gewirkt haben. Unentschuldbar aber bleibt es, wenn man gar die dramatische Form mißbraucht, um gewisse Lehren didaktisch darin abzuhandeln, wozu die Gesprächsform allerdings locken kann. Es gibt viele dergleichen monströse Dramen, wo man sieht, daß Gedan-

ken, der Himmel weiß, aus welcher Region der Moral oder Philosophie entnommen, dem Dichter zum Grunde gelegen haben, und er die dramatische Handlung, nur so weit es noth thut, angehängt hat.

Es gibt wirkliche Dichter, welche von diesem an sich verkehrten Standpunkte ausgingen, und doch nachher beym Schaffen, durch die inwohnende poetische Kraft zum Besseren getrieben, wirkliche Dramen producirt haben. So finden wir Calderon. Vor der Handlung muß der Gedanke zurücktreten, oder er verkörpert sich vielmehr dergestalt in jene, daß uns für den Augenblick nur deren wirkliches Leben in die Sinne fällt, und es erst dem Nachdenken überlassen bleibt, den Ideenfond aufzusuchen.

Die Gränze zwischen den Dichtern und Arbeitern zu finden ist hierbey die schwierigste Aufgabe. Viele Producenten schwanken an dieser Gränze umher, und H. Heine hat in seinem Almansor sie noch lange nicht überschritten. Wie es in dem Prologe heißt, so ist das Drama halb episch und halb drastisch, untermischt mit lyrisch zarten Blüten. Wenn der Verfasser unter Phantastisch nur das seltsam Neue versteht, so ist der Almansor richtig seiner Versicherung nach nicht phantastisch, denn unter der ganzen Summe deutscher Dramen gleichen ihm wenigstens funfzig Procent. Versteht er aber unter einem phantastischen Drama ein Drama, wie es nicht seyn soll, so ist der Almansor doch ein phantastisches Drama.

Ueber die Idee wollen wir unten sprechen, zum Verständniß ihrer und der Form scheint es aber zuvörderst nöthig, den Gang der Fabel auszuziehen.

In Granada lebten zwey edle Mauren, Abdullah und Aly, gemeinhin nur der »gute Aly« genannt, als innige Freunde. Alys Gattin stirbt, als sie ihm einen Sohn geboren. Aly vermag aber nicht, den Anblick des Schmerzenskindes zu ertragen, und geht willig Abdullahs beyde Vorschläge ein, erstens zur Besieglung und Forterbung der beyderseitigen Freundschaft seinen Sohn Almansor mit Abdullahs bald darauf geborner Tochter Zuleima schon als Kinder zu verloben, — so wie zweytens, um Almansors schmerzerregenden Anblick für den Augenblick zu vermeiden, und ihm eine Gattin würdig aufzuerziehen, die Kinder zu vertauschen. Aly erzieht nun Abdullahs Zuleima, Abdullah Alys Almansor. Ehe noch beyde Eltern ihren Pflegekindern das Geheimniß entdecken können, trifft der Blitz die Zinnen des Alhambra, Granada wird von Ferdinand und Isabella erobert. Als die furchtbaren Verfolgungen der Muhammedaner beginnen,

läßt Aly (nachdem Zuleima, durch ihr Herz und eine fromme Amme schon von selbst zum Christenthume gezogen worden) sich taufen. Als Hauptgrund wird angegeben:

Er wollte nicht
Zurück ins dunkle Land der Barbarey.
Ihn hielt gefesselt edle Sitte, Kunst,
Und Wissenschaft, die in Hispanien blühte.
Ihn hielt gefesselt Sorge für Zuleima,
Die zarte Blume, die im Frauenkäfig
Des strengen Morgenlands hinwelken sollte.
Ihn hielt gefesselt Vaterlandesliebe,
Die Liebe für das liebe, schöne Spanien.

Abdullah dagegen, ein blinder Moslem, verläßt mit Weib und Pflegekind, und aller fahrenden Habe Spanien, und ist in Mauritanien und auf der Fahrt nach Mekka begriffen, ehe noch Aly davon Kunde erhalten. Abdullah rächt sich an dem abtrünnigen Freunde, wie er ihn nennt, indem er dessen Sohn als seinen eigenen auferzieht, die Tochter aber, »die Gotteslaugnerin,« will er nie wieder sehen. Vater und Mutter sterben auf der Wallfahrt nach Mekka ohne Almansorn das Geheimniß enthüllt zu haben, daß er nicht ihr Kind sey. Doch treibt ihn das Gebot der sterbenden Mutter: »Zuleima ihren letzten Kuß zu bringen,« so wie die eigene Liebe zur Abtrünnigen nach Spanien hinüber. Hier hat Aly, jetzt Gonzalvo genannt, sich an Abdullah, von dem er glaubt, er habe ihm aus Rache seinen Sohn Almansor ermordet, christlich gerächt, indem er Zuleima als sein Kind auferzogen. Almansor kehrt heim, wird in den Ruinen seines Vaterschlosses von einem alten Diener erkannt, der jetzt, nachdem die letzten Mauren durch Don Aguilar auch aus der Sierra Morena vertrieben worden, das Räuberhandwerk im Lande treibt. Hassan drängt ihn, die Abtrünnigen zu vergessen; Almansor will sie aber noch sehen, ehe er scheidet. Abgewiesen von dem Pförtner in Alys Schlosse, weil Gastfreundlichkeit eine alte Heidensitte sey (!) erkennt doch Zuleima sogleich wieder des Geliebten Stimme. Vergebens redet er ihr zu, mit ihm nach Afrika zu fliehn; sie ist glücklicher, indem sie ihm mit der Stimme der Liebe den Glauben der Liebe predigt. Aber jetzt will er auch die irdische genießen, und Zuleima sagt ihm, sie sey schon die Braut eines Christen; sie weißt auf ihr dem frommen Abte gegebenes Versprechen. — Da umfängt Wahnsinn Almansors Stirn, er verwünscht die Zaubertöne der Zauberin, er will sich selbst ermorden; doch Hassan belebt die scheidenden Sinne mit der Ansicht, Zuleima rauben zu können, und mit ihr nach Mauritanien zu fliehen. Im Wahnsinne stürzt er auf das Hochzeitfest

und reißt Zuleima mit sich fort. Er wird verfolgt, und der den Räuber verfolgende Aly erfährt beym Nachsetzen vom sterbenden Hassan, der Räuber sey sein Sohn, der todt geglaubte Almansor. Dieser ist mit seiner ohnmächtigen Beute auf einen Felsen gestiegen. Zuleima erwachend, glaubt im Paradiese zu seyn, auch Almansor schwelgt in dem Gedanken; da nahen die Spanier, und Alys Sohn stürzt sich mit Abdullahs Tochter in den Abgrund, wenige Momente ehe der Vater herbeystürzt, um den Untergang aller seiner Hoffnung zu erblicken.

Daß in diesem Stoffe nur ein handlungsarmes, wenn auch gedankenreiches Drama liege, wird man aus der Skizze ersehen. Indessen ließe sich denken, daß beydes noch ziemlich geschickt in einander verflochten wäre; dieß ist hier jedoch keineswegs der Fall. Selbst um diese dürftige, nicht verwickelte noch entwickelte Handlung zu Ende zu bringen und die Beweggründe zu erklären, hat der Verfasser eines Chores bedurft, der gegen das Ende in einer Waldgegend auseinandersetzt, warum dieser so und jener so denkt. Die Motive sind überhaupt wenig berechnet. Schon jener voralterliche Kindertausch erscheint seltsam, der weise Mann, Aly, kann seinen Sohn nicht sehen, weil er seiner Mutter das Leben kostete, und erzieht deßhalb eine fremde Tochter, wogegen Abdullahs Frau einen fremden Knaben erzieht. Eine doppelt verkehrte Welt! Denn eben, da gar keine tiefern Gründe, es geheim zu halten, vorhanden waren, woher das strenge Geheimniß, das keine Seele ahnet? Ist denn Zuleimas Furcht vor dem als so gütig gepriesenen Vater begründet, daß sie es nicht wagt, des heißgeliebten Almansor Gegenwart ihm zu entdecken? ist ihre Religion von der Art, daß sie es nicht wagt, ihrem Abte entgegen zu handeln, als er ihr räth, einen Schurken zu heiraten, zumal da Almansor, von ihr überredet, Christ werden will, diesem Abte daher doppelt willkommen seyn müßte? Diese stumme Ergebung ist eben so wenig motivirt, als Almansors plötzlicher Uebergang von den seligsten Gefühlen zur Raserey naturgemäß erscheint. Unter solchen Umgebungen, in einem Gemüthe wie das Almansors, mußte die Noth des Vaterlandes, die Noth seines für heilig geachteten Glaubens, mehr wirken als eine Liebestrauer. Jene Interessen, welche Almansorn im Anfange bewegen und ihn ruhig lassen, walten noch immer vor, als die schwache Liebeskatastrophe eintritt, und aus einem Manne einen Gecken macht. Die Art, wie die Verwickelung herbeygeführt ist, haben wir getadelt; da sie nun aber da war, zu welchen herrlichen Scenen hätte sie einem dramatischen Künstler Veranlassung gegeben! Es ist aber nichts daraus entstanden, als ein deklama-

torischer Dialog, der die Hälfte der Stellen ergreift, die andere abstößt, und eben so wie das Ganze kalt und unbefriedigt läßt.

Der letzte Untergangskampf des Königreichs Granada hat schon zu manchen Dichtungen Veranlassung gegeben, obgleich noch keine weder an Glut der Phantasie, noch an Einfalt der Darstellung die gemeinsame Quelle, aus der auch H. Heine geschöpft, überboten hat, die treffliche historia de las guerras civiles en Granada. Wehmuth mag jeden unparteyischen Leser, der Gefühl für Poesie und Geschichte hat, ergreifen, beym Untergange eines noch in seinen letzten Zügen schön glänzenden Reiches. Verdiente es aber, daß man ihm Elegien nachsendet, wenn auch die Motive Ferdinands und Isabellas, eben so wenig als die von ihnen angewandten Mittel durchaus zu billigen sind? Granada war, nach eben dieser Schilderung, ein Reich, das der Wurm schon angefressen hatte. Zwist, Verrath und niedrige Hinterlist zerrissen die letzten Haufen und Streiter des letzten Maurenreichs in Spanien, und die in den Augen der romantischen Dichtung tugendhaftesten Ritter (wie z. B. die Abencerragen im Florian) sind, im historischen Lichte betrachtet, schwarze Vaterlandsverräther. Es mußte untergehn, da es schon in sich zerfallen war, und nur dem äußern Glanze nach bestand.

Wir sagen nicht, daß der Verfasser in diesem Gedichte mit einer solchen Klage bestimmt auftritt, und seine Tragödie nichts weiter als eine Elegie auf den Sturz des schönen Königreichs bedeute; denn wenn auch Almansor als ein solcher Klagender auftritt, so ist dieß bey einem objektiven Standpunkte des Dichters nur zu billigen. Aber das ganze Gedicht, in seinem seltsamen Bau und versöhnungslosen Schlusse deutet darauf. Wir glauben, der Verfasser ist sich selbst nicht klar gewesen. Eine Polemik liegt in dem Gedichte, sie tritt aber nicht klar hervor, vielleicht, weil er sich aus äußern Rücksichten scheute, sie deutlich auszusprechen, vielleicht weil sein besserer Genius ihn von dem Ungrunde überzeugte.

So viel wir wissen, bekennt sich Hr. Heine nicht zum christlichen Glauben. Seinem Unmuthe Raum zu geben, dazu bot sich freylich in der Eroberung Granadas und den nachfolgenden Verfolgungen eine Gelegenheit. Aber der Repräsentant des unterdrückten Glaubens war wenig günstig, den Eifer zur Erhaltung desselben in günstigem Lichte hinzustellen. Deßhalb muß er schon untergegangen seyn, wir sehen nur die Trümmer, die Gräuel übergeht er, und er hat einen mächtigen Fürsprecher, da der Tod überall versöhnende Kraft ausübt. Wir sehen auf der einen Seite den stummen Schrecken der Unterdrückten, auf der andern die Unterdrückungs- und Gewinnsucht der Sieger. Der

Verfasser scheint in objektiver Höhe da zu stehen, er scheint Herr über beyde Ansichten zu seyn; aber der verhaltene Ingrimm macht sich doch zuweilen mächtiger Luft in den Ausdrücken des Unterjochten, und das Ende zeigt eine Schicksalswage, die einen entsetzlichen Hohn ausspricht.

Die geistige Haltung des Drama koncentrirt sich um zwey Reden in Almansors und Zuleimas Munde. Es sind die schönsten Stellen im Gedichte, die beyderseitigen Ansichten von dem untergegangenen Glauben. Der befangene Mahomedaner, auf die Frage, ob er nie das versöhnende Bildniß des Weltheilandes geschaut, erwiedert:

Wohl traf ich schon auf meinem Weg das Bildniß,
Am Tage meiner Rückkehr in Hispanien.
Links an der Straße, die nach Xeres führt,
Steht prangend eine herrliche Moschee.
Doch wo der Thürmer einst vom Thurme rief:
»Es gibt nur einen Gott, und Mahomet
Ist sein Prophet!« Da klang jetzund herab
Ein dröhnend dumpfes, schweres Glockenläuten.
Schon an der Pforte goß sich mir entgegen
Ein dunkler Strom gewalt'ger Orgeltöne,
Die hoch aufrauschten, und wie schwarzer Sud,
Im glüh'nden Zauberkessel, qualmig quollen.
Und wie mit langen Armen, zogen mich
Die Riesentöne in das Haus hinein,
Und wanden sich um meine Brust wie Schlangen,
Und zwängten ein die Brust, und stachen mich,
Als läge auf mir das Gebirge Kaff,
Und Simurghs Schnabel picke mir ins Herz.
Und in dem Hause scholl, wie'n Todtenlied,
Das heis're Singen wunderlicher Männer,
Mit strengen Mienen und mit kahlen Häuptern,
Umwallt von blum'gen Kleidern, und der feine
Gesang der weiß- und rothgerockten Knaben,
Die oft dazwischen klingelten mit Schellen,
Und blanke Weihrauchfässer dampfend schwangen.
Und tausend Lichter gossen ihren Schimmer
Auf all das Goldgefunkel und Geglitzer,
Und überall, wohin mein Auge sah,
Aus jeder Nische nickte mir entgegen
Dasselbe Bild, das ich hier wiedersehe.
Doch überall sah schmerzenbleich und traurig
Des Mannes Antlitz, den dies Bildniß darstellt.
Hier schlug man ihn mit harten Geißelhieben,
Dort sank er nieder unter Kreuzeslast,
Hier spie man ihm verachtungsvoll ins Antlitz,
Dort krönte man mit Dornen seine Schläfe,
Hier schlug man ihn an's Kreuz, mit scharfem Speer
Durchstieß man seine Seite, — Blut, Blut, Blut

Entquoll jedwedem Bild. Ich schaute gar
Ein traurig Weib, die hielt auf ihrem Schooß
Des Martermannes abgezehrten Leichnam,
Ganz gelb und nackt, von schwarzem Blut umronnen u. s. w.

Diese lebendige — nicht christliche — Schilderung kann man lediglich für Almansors Meinung, die Ansicht des Helden in diesem Drama annehmen. Was darin für ein religiöses Gemüth beleidigend klingen dürfte, wird durch Zuleimas Entgegnung wieder gehoben:

Ins Haus der Liebe trat dein Fuß, Almansor,
Doch Blindheit lag auf deinen Augenwimpern.
Vermissen mochtest du den heitern Schimmer,
Der leicht durchgaukelt alte Heidentempel,
Und jene Werkeltagsbequemlichkeit,
Die in des Moslems dumpfer Betstub' kauert.
Ein ernstres, bess'res Haus hat sich die Liebe
Zur Wohnung ausgesucht auf dieser Erde.
In diesem Hause werden Kinder mündig,
Und Münd'ge werden da zu Kindern wieder;
In diesem Hause werden Arme reich,
Und Reiche werden selig in der Armuth;
In diesem Hause wird der Frohe traurig,
Und aufgeheitert wird da der Betrübte.
Denn selber als ein traurig, armes Kind
Erschien die Liebe einst auf dieser Erde.
Ihr Lager war des Stalles enge Krippe,
Und gelbes Stroh war ihres Hauptes Kissen.
Und flüchten mußte sie, wie'n scheues Reh,
Von Dummheit und Gelehrsamkeit verfolgt.
Für Geld verkauft, verrathen ward die Liebe,
Sie ward verhöhnt, gegeißelt und gekreuzigt; —
Doch von der Liebe sieben Todesseufzern
Zersprengen jene sieben Eisenschlösser,
Die Satan vorgelegt der Himmelspforte,
Und wie der Liebe sieben Wunden klafften,
Erschlossen sich aufs neu die sieben Himmel,
Und zogen ein die Sünder und die Frommen.
Die Liebe wars, die du geschaut als Leiche
Im Mutterschooße jenes traur'gen Weibes.
O, glaube mir, an jenem kalten Leichnam
Kann sich erwärmen eine ganze Menschheit,
Aus jenem Blute sprossen schön're Blumen,
Als aus Alradschids stolzen Gartenbeeten,
Und aus den Augen jenes traur'gen Weibes
Fließt wunderbar ein süßres Rosenöhl,
Als alle Rosen Schiras liefern könnten.
Auch du hast Theil, Almansor, bey Abdullah,
An jenem ew'gen Leib und ew'gen Blute,
Auch du kannst setzen dich zu Tisch mit Engeln,

Und Gottesbrot und Gotteswein genießen,
Auch du darfst wohnen in der Sel'gen Halle,
Und, gegen Satans starke Höllenmacht,
Schützt dich mit ew'gem Gastrecht Jesu Christ,
Wenn du genossen hast sein »Brot und Wein.«

Wer so beredt den Glauben der ewigen Liebe vertheidigt hat, von dem sollte man erwarten, daß er auch diese ewige Liebe in dem Ideengange vorwalten, und, sey auch der Schluß tragisch, die Liebe als Aussicht auf Versühnung und Friede werde vortreten lassen. Aber die Liebe geht unter, die Zerrissenheit siegt; Almansor und Zuleima sterben im Zustande trunkenen Wahnsinns, ohne die geringste (wenigstens dem Leser eingeflößte) Hoffnung auf ein Wiedersehen, auf eine Enttäuschung, auf Enthüllung der ewigen Wahrheit. Alys Glaube, der noch nicht fest wurzelte, ist zerstört, und wir wissen nicht, soll es Trost, soll es Hohn seyn, wenn er mit den Worten schließt:

Der Allmacht Willen kann ich nicht begreifen,
Doch Ahnung sagt mir: ausgeräutet wird
Die Lilie und die Myrte auf dem Weg,
Worüber Gottes goldner Siegeswagen
Hinrollen soll in stolzer Majestät.

Selbst Dichter, welche polemisch gegen das Christenthum auftreten wollten, ließen doch die Ahnung einer Vorsehung, sey es als waltende Liebe, sey es als streng wägende Richterin, vorblicken; selbst Byron, der große Meister der zerrissenen Dichter, bestreitet nicht ganz und gar dieses höhere Walten; er liebt es nur, im Giganten-Kampfe gegen den Donnerer Zeus seine Kräfte zu zeigen, wohl wissend, daß er gegen den Mächtigern unterliegen müsse. In Hrn. Heine ist nun diese polemische Absicht gar nicht einmal klar, er will mehr seinen Indifferentismus zur Schau tragen, und doch muß diese gräßliche Disharmonie den Schluß bilden! Die Idee der ewigen Liebe, deren der Dichter allerdings fähig ist, geht wie in den meisten seiner erotischen Gedichte, auch in Almansor in dem affektirten oder wirklichen Uebermaß der Geschlechtsliebe unter. Daß Almansor, auch von nicht christlichem Standpunkte aus betrachtet, der von so vielen großen und heiligen Interessen bewegte Almansor, plötzlich nach einer Rede der Geliebten, statt zu handeln, ein Wahnsinniger wird, sich selbst tödten will, ist ein schon gerügter Mißgriff, der den ernsten Anfang zu einem Possenspiel umzuwandeln droht.

Neben jenem unklaren Geiste des Mißvergnügens über die Welt, wie sie ist, neben jenen Lehren und Ansichten, die entweder einen Hohn aussprechen gegen ihre Regierung, oder den trostlosen

Glauben: an eine Leerheit von höherem Einflusse, an das Walten des Zufalls, neben allen diesem, was den sogenannt freyern Standpunkt des Dichters bekunden soll, zeigen sich doch Spuren die eine weit speziellere Vorliebe verrathen, in sofern diese Vorliebe mit polemischer Satyre gegen das Christenthum auftritt. Jene Rede Almansors, wo er die Verwandlung der Moschee in eine Kirche betrauert, betrachten wir nur als den Ausbruch des Unwillens eines eifrigen Mahomedaners, wie sie auch der christliche Dichter ihm in den Mund legen könnte; aber es sind gewisse leise Züge, welche, geht man ihnen weiter auf den Grund, eine weit herbere Sprache führen. So kann man bey Zuleima, wie sie auch dasteht als ein reines weißes Lämmchen, doch eine ganz andere Vorstellung gewinnen, als die der lichten Klarheit. Mitten in ihrer liebenswürdigen Einfalt soll man das gute Schäfchen belächeln! Boßhafte Leute könnten die Hälfte aller Verhältnisse auf unsere Zeiten anwenden; man könnte in den getauften Mauren andere Getaufte, und in dem glänzenden Gastmahl, das irgend eines Banquiers unserer Zeiten erblicken, wo mit ängstlicher Sorgfalt, neben dem aufgetragenen Schweinebraten, alles vermieden wird, was an das Ehemals erinnern könnte. Auch Aly redet mit möglichster Unbefangenheit und Freyheit von den Mauren, zu denen er ehemals gehörte, wenn auch sein Diener in den Exklamationen noch zuweilen die Heiligen mit Mahomet verwechselt. Am schlimmsten zeigt sich dieses retrotrahirte Verhältniß im Don Enrique. Es mag zwar auch damals zuweilen geschehen seyn, daß geldarme Avanturiers unter den christlichen Rittern sich zu ihrer Aufhülfe herabgelassen haben, um die reiche Hand neubekehrter Türkinnen anzuhalten, die bittere Ansicht leuchtet aber zu deutlich vor, wenn dieser Repräsentant des Ritterthums und Glaubens, durch welchen Granada fiel, ein Dümmling, ein dem Zuchthause Entlaufener ist, der durch seinen schurkischen Freund wie eine Drahtpuppe geleitet wird.

Die Charakterschilderungen sind zum Theil gut angelegt, aber nicht durchgeführt. Die bizarre dunkle Anschauung und die untermischte Lyrik haben den Dichter verwirrt. Hier ist es besonders, wo seine Subjektivität ihm häufig übel mitgespielt hat. Almansor tritt schön, ja großartig, im Anfange auf; die irre Wuth, in welche ihn die Nachricht, daß Zuleima vermählt werde, stürzte, scheint bey den ruhig großen Charakterzügen völlig unmotivirt; er hätte schon früher Spuren dieser Verwirrung zeigen müssen. Weder ein Orientale noch ein Spanier wird bey dieser Nachricht wahnsinnig, zumal wenn alle die Leiden, welche

Almansor getragen, an ihm schon wirkungslos vorüber gegangen sind. Zuletzt artet dieser Wahnsinn in Spielerey aus, wie dergleichen uns in seinen Gedichten gefallen kann, wie er aber unter dem Ernst der Tragödie nur stören kann. — Der gute Aly ist eine gut gezeichnete Figur. Wir dachten unwillkürlich an den weisen Nathan. In andern Verhältnissen würde Aly vermuthlich ein Nathan geblieben seyn. Jetzt ringt er um die Ueberzeugung und zwingt sich zum Glauben. Dieß ist vom Dichter kaum angedeutet, desto besser aber für die Poesie des Stückes. Zuleima ist eine liebliche Erscheinung, auf den ersten Augenblick auch natürlich; wenn man aber näher hinzublickt, glaubt man doch die schön und zart geschmückte Drahtfigur zu entdecken, von der Almansor spricht. Die Rede vom Glauben der Liebe klingt unendlich sanft und schön; wir glauben auch, daß eine Zuleima sie sprechen kann, dießmal aber sind ihr die Worte nur vom Dichter in den Mund gelegt. Die Nebengestalten stehen am kräftigsten da, weil sie nicht ausgeführt sind; hier war auch der Ort, wo Hr. Heine die ihm zu Gebote stehenden originell komischen Züge anbringen konnte, was ihm denn auch vollkommen gelungen ist. Hassan ist die Type eines alten Dieners und Hassers, wie wir diese starren und beschränkten Anhänger am Kinderglauben in jedem W. Scottischen Romane, und schon vor diesen erblicken. Dagegen ist Don Enrique und Don Diego ein ergetzliches Gaunerpaar, und der Auftritt der vom Ball auseinander gehenden nebst ihren Klatschereyen ist mit wenigen Strichen trefflich hingemalt.

Die undramatische Anlage und Entwickelung des Stückes wird noch undramatischer durch den lyrischen Pomp der Sprache. Wie der Verfasser in seinen Gedichten glücklich die Wortfülle vermieden, hat er hier ihr freyen Lauf gelassen, vielleicht in der Meinung, dieß sey nöthig, weil das Stück in Spanien spiele und daher ein spanisch orientalisches Kolorit tragen müsse. Daher sind denn die Schilderungen kräftig, und werden furchtbar groß. In gehöriger Steigerung arten sie mitunter zum Uebertriebenen aus. Vom Uebertriebenen werden sie lächerlich und werden, wo sie tragisch seyn sollten, indem sie sich ins Detail verlieren, spielend. Ein Beyspiel für diese Uebergänge aus dem Gewaltigen bis zum lächerlich Spielenden ist folgender Monolog Almansors:

> Fürwahr recht hübsch ist die Musik. Nur Schade,
> Hör' ich der Zimbeln hüpfend helles Klingen,
> Fühl ich im Herzen tausend Natterstiche;
> Hör' ich der Geigen langsam weiche Töne,
> Zieht mir ein Messer schneidend durch die Brust;
> Hör' ich dazwischen die Trompeten schmettern,

Zuckt mir's durch Mark und Bein, wie'n rascher Blitz;
Und hör' ich dröhnend dumpf die Pauken donnern,
So fallen Keulenschläge auf mein Haupt.
Ich und dies Haus, wie passen wir zusammen?
(Wechselnd nach dem Schlosse und nach seiner Brust zeigend.)
Dort wohnt die Lust mit ihren Harfentönen,
Hier wohnt der Schmerz mit seinen gift'gen Schlangen.
Dort wohnt das Licht mit seinen gold'nen Lampen;
Hier wohnt die Nacht mit ihrem dunkeln Brüten,
Dort wohnt die schöne, liebliche Zuleima; —
(sinnt, zeigt endlich auf die Brust)
Wir passen doch, hier wohnt Zuleima auch,
Zuleima's Seel' wohnt hier im engen Hause,
Hier in den purpurrothen Kammern sitzt sie,
Und spielt mit meinem Herzen Ball, und klimpert
Auf meiner Wehmuth zarten Harfensaiten, —
Und ihre Dienerschaft sind meine Seufzer, —
Und wachsam steht auch meine düst're Laune
Als schwarzer Frauenhüter vor der Pforte.

Wenn der Verfasser von diesem Almansor sagt:

Das Ganze aber kam aus dem Gemüthe,

so wünschen wir ihm und seiner Poesie zum Besten, daß sein Gemüth sich umwandle. Wir erkennen die gemüthliche und lebendige Auffassung im Einzelnen, das Ganze laborirt aber am Mangel des Gemüthes, Lebens und jener Klarheit, ohne welche keine große Dichtung, vor allem aber kein Drama, erwachsen kann. Bey seiner originellen Phantasie, bey der Kraft und Schönheit seiner Sprache, bey der tiefen Empfindung, deren der Dichter fähig ist, darf man wünschen, daß er die ungebändigte Lust zügle, daß er keine Gespenster citire, sondern die Geister ruhen lasse, und dann einen freyen Standpunkt gewinne, von wo er mit unparteyischer Liebe Welt und Leben überblicke, und Liebe und Frieden finden möge.

Art. VI. An Essay on the influence of the external Corntrade upon tho Production and Distribution of national wealth, containing an Inquiry into General Principles of that important Branch of Traffic, an Examination of the Exceptions to which these Principles are liable, and a comparative Statement of the Effects, which Restrictions on Importation and free Intercourse are respectively calculated to produce upon Subsistence, Agriculture, Commerce and Revenue. By *R. Torrens*, Esq. F. R. S. Second Edition with considerable additions. *London*, 1820. 442 S.

Dieses vielgelesene, in der zweyten Auflage vorliegende Werk benutzen wir als Leitfaden zur Fortsetzung und tieferen Begründung derjenigen Ansicht, welcher die einzelnen, in der

Abhandlung über Getreidepreise — Band XXVIII dieser Jahrbücher — mitgetheilten Bruchstücke angehören, weil den letzteren noch manche Erweiterung und Ergänzung nöthig ist.

Die Entwerthung des Getreides sey nicht durchgängig Folge eines Ueberflusses an Nahrungsmitteln, sondern entspringe mehr aus einer schädlichen, der Handelsthätigkeit eigen gewordenen Richtung, und aus gewissen Unregelmäßigkeiten im geselligen Verhältnisse; die Abhülfe aber, während sie den Werth mancher früheren Zustände und Einrichtungen anerkennen macht, bedürfe einstweiliger und vorläufiger Zwischenvorkehrungen. Dieser Satz war es, für den die Behauptungen oder vielmehr Andeutungen sprachen, auf welchen zwey Schriften Adam Müllers und eine Schrift des Herrn Landrath von Knobelsdorf geführt hatten. Hiesigen Orts richten wir den Blick hauptsächlich

1) auf das Verhältniß freyen Verkehrs zur Ansprache der den Handel berücksichtigenden Gewerbepolizey;

2) auf die Motive, die, als nothwendiges Uebel der Gegenwart, ein Wirken für die Erhöhung der Kornpreise erheischen;

3) auf Englands Lage und Bedürfniß, nach dem Standpunkte höherer Politik, der sich die Sorge für den Nationalreichthum unterordnet.

Wir können nicht umhin, die erstere Frage ernstlich vorzunehmen; denn hier begegnet uns sogleich eine arge Verwechslung, aus welcher die schädlichsten Irrthümer entspringen. Man vermischt die kommerzielle Freyheit mit der Gewerbefreyheit der Handeltreibenden, oder vielmehr mit der zügellosen Ungebundenheit des Trafik. Wenn wir uns in der angeführten Abhandlung für die erstere erklärt hatten; so stimmen wir darin mit unserem englischen Autor zwar überein; aber der letzteren sind wir nicht zugethan, und wir haben die Beweise davon in den Betrachtungen über Gewerbefreyheit — Band XXIX dieser Jahrbücher — niedergelegt.

Der Unterschied ist keineswegs so fein, daß er sich nicht ohne Beyhülfe eines Beyspiels sollte angeben lassen. Aber wir bedienen uns, und wenn es auch nur zum Ueberfluß wäre, eines Exempels, hoffend, die Faßlichkeit der Sache dadurch zu befördern.

Gewisse Gewerbe können mehr denn andere den Zustand der Gesellschaft zerrütten, sofern sie nicht unter zweckmäßige Kontrolle gestellt, oder an unerläßliche Normen gebunden werden. Aber dieß ist keine Beschränkung. Das Gahrmachen der Häute z. B., also Weiß- und Rothgärberey, in den Städten getrieben, verunreinigt die Luft, und doch kann sie nicht wohl auf dem Lande geübt werden, aus Gründen, die hier nicht in Betrach-

tung kommen. Darum finden wir diese Profession nirgend aus den Städten verwiesen; aber man hat Bedingungen festgesetzt, deren Beobachtung die schädlichen Wirkungen aufhebt, welche, weil sie die Sinne affiziren, jedem einleuchten. Bäcker, Müller, Bräuer und Kornaufkäufer können durch ihre Operationen ein weit schlimmeres Unheil verbreiten, aber es verbirgt sich dem Blick, und nicht jedes Auge sieht den Zusammenhang, in welchem jene Operationen mit dem Ausbruche gewisser Drangsale stehen. Unsere Vorfahren müssen gut beobachtet, und gründliche Erfahrungen gemacht haben, wenn sie jenen Gewerben vor allen andern Aufsicht widmeten, und Vorschriften ertheilten. Wir haben uns davon entbunden, und unsere Zeit sieht Unternehmungen entstehen und Richtungen vorwalten, mit deren Charakteristik hier wenig gethan seyn würde. Man könnte ein unbestimmtes, aus isolirten Einzelnheiten zusammengetragenes Bild Erdichtung nennen, und darum wollen wir uns an ein ganz authentisches Faktum wenden, welches uns den Dienst eines nicht fingirten, sondern eines reellen Beyspieles leisten wird, zu dem es nöthig seyn dürfte, mehrere Mal zurück zu kehren.

Der Leser verschiebe nachsichtsvoll sein Urtheil über die beym ersten Anblick sonderbar scheinende Wahl der zu berichtenden Thatsache so lange, bis er von allen den Beziehungen unterrichtet seyn wird, die für unsere Aufgabe sich daraus ergeben, und wovon die wichtigsten gerade zuletzt vorzutragen sind.

In einer Stadt des nördlichen Deutschlands, gelegen am Ufer eines Flusses, der mittelst des nahen Oderstroms, worin er sich mündet, eine Verbindung mit der Nord- und Ostsee, mit Hamburg und Stettin gibt, hat englischer Unternehmungsgeist ein Etablissement gestiftet, welches, in der Umgegend unter dem Namen der englischen Mühle bekannt, Wirkungen und Zustände vorbereitet, deren künftige Folgen sich erst theilweise übersehen lassen. Ein Mahlwerk, das zur Hälfte ausgebaut, durch verbesserten Mechanismus binnen 24 Stunden 15 Berliner Wispel Getreide abmahlt, muß künftig verdoppelt, selbst wenn es während gewisser Tage oder Stunden feyern sollte — was aber nicht geschieht — wenigstens 10,000 Berliner Wispel oder so viel sächsische Malter Gemahl jährlich fördern. Nun berücksichtige man einmal alles, was aus jenem einzigen Umstande hervorgeht. Die erste Bedingung ist, daß der Unternehmer beständig einen sehr bedeutenden Getreidebestand geführt haben muß. Wirklich auch sind sämmtliche Böden und Gelasse des Ortes in Beschlag genommen; aber sie nehmen nur auf, was die größeren Depots zu Stettin, Frankfurt und Berlin besitzen und nachliefern.

Das Fabrikat ist vortrefflich, das Mehl von der englischen Mühle wird jedem anderen vorgezogen, und der Zuspruch an Mahlgästen aus der ganzen Landschaft bleibt nicht aus.

Betrachten wir nun aber die Wirkungen dieser glänzenden Erscheinung näher, und zwar von den untergeordneten Rücksichten hinaufsteigend zu den bedeutenderen.

Dem Nahrungsstande sämmtlicher Müller in einem weiten Umkreise geschiehet mehr oder minder Abbruch. Freylich wird diesen Zunftgenossen seit langer Zeit vorgeworfen, ihr Gewerbe unredlich und gewissenlos getrieben zu haben; in sofern scheint es nicht ganz unrecht, daß sie bestraft werden. Aber darin waren sie schuldlos — denn es ließ sich nicht von ihnen fordern — daß dem Mechanismus ihrer Mühlenwerke die Vollkommenheit englischer Maschinenkunst fern geblieben. In so weit muß man ihr Verarmen bedauern, und das Zusammenfallen manches natürlich und einfach dem Bedürfnisse gemäß an den Strömen entstandenen Mahlwerkes beklagen. Sogar der Staat, der durch Proklamation der Gewerbefreyheit es möglich machte, daß ein einziger Fremder (vielleicht der Beauftragte einer englischen Kompagnie, der für diese letztere bedeutende Geldüberschüsse erwirbt, welche außer Landes gehen) auf Kosten vieler Einheimischen sich durch exotisch künstlichen Gewerbfleiß mächtig bereichern konnte, hat unglaubliche Geldopfer bringen müssen, um die einzelnen Müller zu entschädigen, welchen man den Mahlzwang nicht lassen konnte, wenn man Freyheit des Gewerbes einführen wollte. Der Verfolg wird zeigen, welches die Früchte davon geworden sind, und wer sie pflückte.

Wir richten nun den Blick weiter und tiefer hinein in jene Verzweigungen des geselligen Zustandes, deren Betrachtung sich unmöglich generalisiren läßt, sofern man die Wahrheit zu finden wünscht. Diejenigen Müller, denen einzelne Oertlichkeiten zugelegt waren, trugen die Pflicht, ihren Grundherrn gewisse Abgaben abzuführen, deren Betrag auf den Werth der größeren Güter von Einfluß ist, weil er den Ertrag derselben erhöhet. Aber mit der Insolvenz gedachter Censiten, mit der Zerstörung der Müllernahrung, fallen die Prästationen weg, die davon entrichtet wurden; es leidet also nicht bloß der Vermögenszustand der Grundherrn eine Verkürzung, sondern auch der Werth der Besitzungen wird vermindert. Die Alteration dieses Verhältnisses verbreitet ihren Einfluß abermals weiter, und über die Verpflichtungen aus, welche auf den in der Regel mit Schulden belasteten Landgütern ruhen. Die Sicherheit des Pfandes wird vermindert, und der Kredit erschüttert. Wir sehen also eine weitreichende Kette unerfreulicher Verhältnisse entstehen, bey

der sich Schaden und Nutzen keineswegs die Wage halten. Die völlige Entfeßlung der Gewerbe, ihre gänzliche Entbindung von einem Organismus, der die Wirkungen polizeylicher Maßregeln ausübte, zeigt sich in mehrfacher Hinsicht bedenklich. Man darf es, wenn der Blick sich von den Müllerschaften weiter und hinrichtet auf die anderen Klassen, dem in seiner engen Beschränkung emsigen Bürger nicht verargen, wenn er, bisher sein Gewerbe als Zünftling betreibend, mit Furcht und Zagen dergleichen Beyspiele als Vorboten seines künftigen Schicksals betrachtet, und wenn er fürchtet, durch englischen Maschinenbetrieb in das Elend gestürzt zu werden.

Aber wir nähern uns dem Hauptprobleme der sich im Kornhandel äußernden Wirkungen. Zuerst sehen wir den Getreidemarkt jenes Städtchens zerstört, von dem die hier vorgetragenen Anschauungen entlehnt sind. Die Lage des Ortes gab dem Markte die Fähigkeit, in einem weiten Umkreise hinaus wohlthätig zu wirken, d. h. einen heilsamen Standort für den Werth des Getreides zu bilden. Der Kornpreis mehrerer Kreise richtete sich nach dem Preise auf dem Markte in G. Alles hatte hier verständig und sinnig zusammengewirkt und eingegriffen. Der Umfang der Stadtmühlen machte es möglich, darauf zu dringen, daß Bäcker, Brauer und Branntweinbrenner ihren Bedarf auf dem Markte des Ortes ankauften, was nicht überall durchzusetzen ist, und dieser eine Umstand hatte die wohlthätigsten Folgen; denn dem gesicherten Absatze an jene Gewerbe schloß sich nun ein größerer Fruchthandel an. Der Verkäufer wußte, daß er in G. Käufer, der Käufer daß er Verkäufer und Waare finden würde. Dort also kamen Produzent und Konsument in unmittelbare Berührung, und nun handelte die ganze Landschaft nach dem hier gangbaren Preise, welcher sich natürlich und sachgemäß stellte, und den keine Machination zerrütten konnte.

Man halte dieß nicht für Täuschung, Einbildung oder Supposition. Es ist bewährte Thatsache, daß wohlorganisirte Getreidemärkte stets Wirkungen, wie die angedeuteten, auf ganze Distrikte ausüben. Auch hiervon finden sich, wie von so mancher anderen guten und tüchtigen germanischen Gründung, die weise verschonten Ueberbleibsel annoch im Königreiche Sachsen. Für die Oberlausitz bestimmte der Markt zu Bautzen, für das Gebirge der Markt zu Pirna, für den Meisner Kreis der zu Radeburg den Geldwerth. Diese Märkte aber glichen den Preis dann wieder im Allgemeinen aus, und sehr lange sind dem Lande die Folgen dieser weisen Einrichtung verblieben.

Wodurch aber wurden ihm solche genommen? Sind nicht auch dort die Preise eben so gesunken, wie in anderen Staaten?

Leicht beantworten sich diese Fragen. Sachsen konnte den Folgen gewisser Rückwirkungen nicht entgehen. Was wir in dem Versuche über Gewerbefreyheit dargethan haben, ist auch hier eingetroffen. Die Wohlthaten eines geregelten Gewerbebetriebes verschwinden allmählich beym Simultaneum mit einem ungeregelten Betriebe. Ein verdorbener Markt verdirbt alle Märkte.

Glücklicher Weise können wir für diesen Satz den Ausspruch eines Mannes anführen, dessen Ansichten ihrem Endziele nach nicht die unsrigen sind, dessen sichere und scharfe Beobachtung des Gewerbes und Handels wir aber bewundern, dem wir auch in sehr vielen Dingen Recht geben müssen. Herr Jacques Laffite in seiner Schrift über die Rentereduktion zeigt ganz unwiderspechbar, daß, um den Preis einer Waare herabzubringen, sie nur auf einem einzigen Markt zu sinken brauche, und die Wirkung allgemein werde.

Wie verschwinden, um unseren Verfasser nicht ganz zu vergessen, gegen diese eine praktische Wahrheit alle jene staatswirthschaftlichen Lehren und Systeme, denen Herr Torrens huldigt? — Er denkt, er schließt, er folgert keineswegs unrichtig. Aber in den Operationen der Natur und des Lebens waltet ein anderes Zeitmaß und eine andere Konsequenz, wie in dem Verfahren des menschlichen Denkvermögens; schon weil dieses ein anderes Wesen, nämlich weil es nicht die sich entwickelnde Natur, nicht die sich ausbildende und verwirrende Gesellschaft, sondern weil es eben die von der Beobachtungsgabe noch sehr verschiedene Denkkraft ist. Wir dürfen diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, das Maß der Leerheit einer Theorie zu zeigen, die, von den Kathedern gepredigt, alle echte Berücksichtigung des Wirklichen, alle wahre Staatskunst erstickt. Da wird gelehrt, daß niemand arbeite, niemand produzire, sofern ihm nicht der aus Arbeitslohn, Kapitalswerth und Landrente gebildete natürliche Preis seiner Waare bewilligt wird. Wie reimt sich damit die Behauptung der nämlichen Schule, daß vermehrte Nachfrage den Marktwerth jedes Gegenstandes, sonach auch des Getreides, zu kaum kalkulabler Höhe steigern könne, sofern die praktische Anwendung in Betracht kömmt? Wie reimt sich ferner damit jenes einzige, fast unerklärbare Ereigniß der letzten Jahre, daß bey der totalen Mißernte von 1823, wo die Kornkammer Europa's, das ehemalige Polen, an der Schwelle einer Hungersnoth stand, die drückend niedrigsten Preise stehen blieben? Und wie stimmt endlich mit dem allen jene beyspielsweise erwähnte Thatsache überein, zu deren Zergliederung wir nun zurückkehren, indem

wir die Desorganisation des Getreidemarkts in G. entwickeln wollen.

Der Gründer des neuen Werks, wir meinen die englische Mühle, unterhält Magazine und Komptoire in den schon genannten Städten. Werden diese anders woher schöpfen, als aus Mecklenburg, aus Pommern, Preußen, Litthauen, Kur- und Liefland, sammt den Ländern des ehemaligen Polen? — Man vermißt vielleicht den zureichenden Grund zu dieser vielfachen Vertheilung des Ankaufes auf mehrere und entfernte Landstriche. Aber gerade darin liegt das Geheimniß, daß an keiner zugänglichen Gegend eine bemerkbare Nachfrage nach Getreide entstehen darf. Wie nach der Bemerkung des Herrn Laffitte das Sinken einer Waare auf einem einzigen Markte sogleich weiter wirkt; so geschieht es auch mit dem Steigen, wenigstens der Regel nach, und dann, wenn solches Steigen Konsistenz gewinnt, bis zu einem gewissen Grade. Eine desorganisirte Handelsverfassung, zu welcher das ehedem dort verpönt gewesene Hausiren, Auf- und Vorkaufen, auch Erkaufen ganzer Ernten gehört, erleichtert die Erreichung seines Zwecks. Man zerstöre den Markt, und lasse den Mäkler operiren, so ist alle Preiszerrüttung möglich. Der Mäkler dringt in die Hütten des Landmannes, der für seine Vorräthe auch nicht einen Abnehmer mehr finden kann. Er wird nicht mit einer Nachfrage nach Getreide auftreten, sondern sein Geschäft einkleiden in die Erkundigung nach dem Mäklerlohn, den er erwarten darf, wenn er so glücklich seyn sollte, dem völlig werthlosen Getreide einen Preis zu verschaffen, der nicht ein Drittel der Produktionskosten erreicht, wobey aber der Ablieferungsbetrag auf ein starkes Quantum gerichtet seyn muß.

Es sey nun durch diesen Kunstgriff in absatzlosen Gegenden ein Einkauf beyspielsweise zu fünf oder sechs Groschen für den Scheffel gesichert; so wird es leicht, das erkaufte Getreide mit einem mäßigen Zuschlag hinzufördern in die besten Absatzpunkte, und ein geschicktes, eigennütziges Handhaben der vielgepriesenen freyen Konkurrenz, jenes zur wesentlichen Triebfeder alles Handelns, Lebens und Wirkens gestempelten Hebels der Gewinnsucht, besitzt die Gewalt, eine dem günstigsten Absatzpunkte nahe Gegend mit den abgelegensten Oertlichkeiten in eine Kategorie zu bringen.

Wir wenden dieß an auf die Landschaft, welche den Markt zu G. besaß. Wer wird hier noch kaufen? — Die Stadtbäcker entnehmen ihr Mehl aus der englischen Mühle, und sie können es bey der in jener Stadt mit der Gewerbefreyheit eingetretenen

Aufhebung der Taxen *) nicht besser haben. Ihrem Beyspiele folgen andere Städte, auch die Landleute; und so wird der neue Mühlenbesitzer der einzige mögliche Abnehmer für das Getreide der Umgegend. Es leuchtet ein, daß dieser nur in sofern in der Nähe kaufen wird, als diese Nähe ihm den Preis stellt, zu welchem er Korn aus den entferntesten Ländern beziehen kann, das sich ja zu den billigsten Kosten heranschaffen läßt.

Denn mit sinkendem Getreidepreise sinken auch alle Transportkosten; nämlich die Vergütung der dem Trafik gewidmeten Kapitale und Arbeitslöhne. Dieß unterliegt keinem Zweifel. Aber darin geht unser Verfasser zu weit, wenn er, mit A. Smith, behauptet, daß sinkender Getreidepreis auch Arbeitslohn und Kapitalgewinn unbedingt erniedrige, weil bey wohlfeilem Getreide sämmtliche Gegenstände des menschlichen Bedürfnisses leichter zu verschaffen sind.

Dieß führt auf eine Zergliederung, die für unser Thema wichtig ist.

Geld an sich, sagt Smith's Schule, ist eine bloße Waare; aber eine solche, die man nicht eintauscht, weil man ihrer selbst

---

*) Wir dürfen hier eine Andeutung über die wichtigen Wirkungen der aufgehobenen Brottaxen nicht zurückhalten. Der Getreidehandel ist ein so geheimnißvoll räthselhaftes Wesen, daß ihn weder der Praktikant, wir meinen den Getreidehändler selbst, noch der theoretisirende Staatswirth jemals vollständig und für immer durchdringt, und verstehen lernt. Was Galiani, was A. Smith in der Abhandlung über Ausfuhrprämien, was Raimund, Norrmann und andere darüber entwickelt haben, scheint kaum mehr anwendbar; so sehr hat sich dermalen alles anders bedingt. Wer hätte geglaubt, daß der Schritt eines oder einiger Staaten, die Brottaxen aufzuheben, einen so mächtigen Einfluß auf die Getreidepreise hätte äußern können, wie wir ihn erleben. Und dennoch ist dieser Einfluß nicht abzuläugnen. Wenn Brottaxe und Marktpreis des Korns stets korrespondirt hätten, wären die Bäcker nie in die Versuchung gerathen, den Getreidepreis herabzudrücken. Denn ihre sämmtlichen, diesen Zweck verfolgenden Operationen hätten unterlassen, ihnen Früchte zu tragen. Wie sie wohlfeil einkauften, so wohlfeil mußten sie auch die Backwaaren verkaufen. Sobald aber die Beschränkung der Taxen aufhört, und sobald es keine unter polizeylicher Aufsicht stehende Bäckerinnungen mehr gibt, entstehen Backsozietäten, das heißt, die Unternehmer der Spekulation, für das Publikum zu backen, vereinigen sich über den Preis, zu welchem sie das Korn kaufen, und das Brot verkaufen wollen, und gelangen so zur Domination der Einkaufs-, wie der Verkaufspreise. Hätten sie Taxen, so würden sie für die Erhöhung des Marktpreises wirken, aus Motiven, zu deren Entwicklung nöthig wäre, in alle Details der Bäckerprofession einzudringen.

bedarf, sondern alleinig um eine Waare zu besitzen, mittelst deren man seine wirklichen, in anderen Waaren bestehenden Bedürfnisse leichter eintauschen kann. Von einer Waare, die man nur begehrt, um mittelst ihrer wesentlich unentbehrliche Artikel einzutauschen, wird man nur so viel zu erwerben suchen, als nöthig ist, die uns unentbehrlichen Gegenstände zu erlangen. Läßt sich nun mit einer geringen Quantität der Waare Geld eine bedeutende Masse anderer Gegenstände, z B. Nahrungsmittel, eintauschen: so wird der Mensch die Waare Geld in geringerem, nämlich nur in dem Maße verlangen, als ihm zum Gewinne der Subsistenzmittel nöthig ist; d h. man wird sich bey mäßigerem Arbeitslohn und bey mäßigerem Kapitalgewinne begnügen, und begnügen müssen.

Hierin ist eben so viel Wahres wie Falsches angedeutet. Zu jenem, dem Wahren, rechnen wir den wichtigen Aufschluß über die Ursachen, aus welchen Wohlfeilheit des Getreides und Theurung des Geldes sich gegenseitig erzeugen und steigern, während Theurung des Getreides in anderer Art auf das Geld wirkt, und hierüber soll zu seiner Zeit gesprochen werden. Zu diesem, dem Falschen, rechnen wir den Versuch des Herrn Verfassers, die Wahrheit seiner These, daß aus der Wohlfeilheit des Getreides allgemeine Wohlfeilheit erfolge, sogar an der Wohnungsmiethe zu entwickeln.

Auch dieser Gegenstand darf uns beschäftigen, weil er zu einer Beleuchtung der sonderbaren Begriffe führt, welche man vom Kapital aufstellt. Ein Spiel wird damit getrieben, welches die wunderlichsten Sophismen plausibel macht. Daß A. Smith drey Faktoren des Nationalreichthums annahm: Kapitalgewinn, Landrente und Arbeitslohn, aus denen sich zugleich der natürliche Preis aller Waaren bilden soll, ist bekannt. Herr Laffitte, in dem genannten Werke, beschränkt jene Potenzen auf zwey, auf Kapital und Arbeit; in diese zwey Elemente zersetzt sich ihm aller Reichthum. Die scharfsinnige Apologie der Rentenreduktion, welche sein Buch liefert, und der ein gewisses Verdienst keineswegs abzusprechen ist, wäre ohne jene sinnreiche Aufstellung schwerlich zu liefern gewesen, wenigstens nicht in sofern, als die wohlthätigen Wirkungen eines niedrigen Zinsfußes auf die Gewerbe entwickelt werden. Herr Torrens endlich macht eine wunderliche Anwendung von dem Begriffe des Kapitals. Ihm ist unter andern Kapital auch jedes Wohngebäude, welches dem Eigner durch Miethzins so viel Waare Geld einbringen muß, als er bedarf, um gewisse Bedürfnisse zu ertauschen, die er früherhin für sich festgesetzt hatte. Verhilft der Miethzins dazu nicht, weil die Waare Geld im Preise gesunken, während der

Repräsentant aller sonstigen Waaren, das Getreide, im Preise gestiegen ist; so muß in dem Verhältnisse mehr Miethe genommen werden, als der Repräsentant aller wesentlichen Bedürfnisse, die Waare Getreide nämlich, theurer geworden ist, wie der Repräsentant der Tauschmittel, oder die Waare Geld. Beydes muß sich in Gleichgewicht setzen, und setzt sich bey ganz freyem Verkehr auch jedes Mal in das gehörige und richtige Gleichgewicht.

Diese Entwicklung des Herrn Verfassers enthält abermals Wahres mit Falschem vermischt. So widerspricht sie schon der, von der nämlichen Schule aufgestellten Theorie vom Marktpreise der Waaren, als welchen das Verhältniß von Nachfrage und von Anbot bestimmt; so daß sich die Wohnungsmiethe, unbekümmert um Wohlfeilheit oder Theurung des Getreides, wohl auch richten könnte nach dem Wohnungsbedürfnisse und nach dem Mangel oder Ueberflusse an Gebäuden.

Hier kommen wir nun auf den Punkt, der den Irrthum des Verfassers vermittelt hat, und der jeden verleiten muß, welcher der vieldeutigen Allgemeinheit gewisser Abstraktionen huldigt. Nach Herrn Torrens steigt mit dem Preise des Getreides auch der Preis der Miethen. Aller Erfahrung nach verhält es sich in der Wirklichkeit aber mehrentheils umgekehrt. Theurer Getreide- und wohlfeiler Miethpreis pflegen sich zwar nicht immer, aber mehrentheils eben so zu vereinigen, wie wohlfeiles Getreide und theurer Miethzins. Das erklärt sich auch aus der wahren Natur der Sache ganz einfach. An sich schon kömmt beym Gebäude mehr in Betrachtung das Materiale wie der Arbeitslohn. Gewöhnlich aber liefern die Gegenden besseres, näheres und wohlfeileres Materiale, die dem Getreidebau nicht günstig sind, und umgekehrt. Daher die beym ersten Anblick sonderbare und allen Smithschen Abstraktionen widersprechende Erscheinung, daß in übervölkerten Gebirgsstädten gewöhnlich das Getreide theuer, und die Wohnungsmiethe wohlfeil ist. Es fällt sogar mit dem Steigen der Getreidepreise die Wohnungsmiethe. Denn wie nur die Wohlfeilheit der Miethe aufhört, die Theurung des Getreides aufzuwiegen, als welches letztere gewöhnlich mit vielen Kosten herbeygeschafft werden muß; so verläßt, wer es irgend vermag, die theure Getreidegegend, und sucht eine Oertlichkeit auf, woselbst die Wohnung zwar theurer, aber das Getreide wohlfeiler ist. Was werden nun die Hauseigener unter solchen Verhältnissen thun? Werden sie, weil der Miethzins ihnen nicht so viel Waare Geld gewährt, um davon die nöthige Waare Getreide einzukaufen, ihn erhöhen? Daß sie sehr geneigt dazu seyn möchten, läßt sich nicht bezweifeln. Aber gerade ihren Wunsch

ins Werk richtend, werden sie die Bewohner ihrer Häuser noch mehr verscheuchen, den Zins gänzlich einbüßen, und der zum Eintausch des Getreides nöthigen Waare Geld gänzlich verlustig gehen. Darum thun sie wohl, gerade um des hohen Getreidepreises willen den Miethzins zu ermäßigen.

Man räumt vielleicht dem Beyspiele eine sehr beschränkte Anwendbarkeit auf Bergstädte u. s. w. ein, aber dieselbe bewährt sich in den bey weitem meisten Fällen, namentlich auf alle Rentiers, die meisten Kapitalisten, pensionirte Staatsbeamte, mehrere Gewerbe, privatisirende Schriftsteller, und auf alle die Klassen, welche jene begleiten, jenen folgen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Entstehen durch das Verfallen wohlthätiger Einrichtungen bedeutende Verschiedenheiten im Preise des Getreides; dann wird mancher, den die Freyheit seiner Verhältnisse nicht hindert, geneigt seyn, Oertlichkeiten aufzusuchen, wo das Getreide wohlfeil ist, und die dann entstehende Vertheurung der Miethen tragen.

Wenn wir absehen von Herrn Torrens Erörterung des Satzes, daß nach dem Getreidewerthe alle Werthe sich richten müßten, weil sie sich aufhob, indem sie zu viel beweisen wollte; so sagt jenes, das System, immer nur Folgendes. Wenn die Werthe der Waaren steigen, der Werth des Geldes hingegen fällt, d. h. wenn alles Kaufbare theurer wird; so strebt Jedermann darnach, daß durch erhöhten Lohn seiner Arbeit, oder durch höhere Nutzung seines Kapitals er so viel einnehme, als nöthig ist zur Beybehaltung der bisherigen Lebensweise, ohne unangenehme Beschränkungen einzuführen. Aber wird dieß auch gelingen? oder unter welchen Bedingungen kann jener Zweck erreicht werden? Man bedenke doch nur, daß dem durch Theurung vermittelten mehreren Geldbedürfnisse, und dem daraus hervorgehenden mehreren Trachten nach Geld ein anderes Bestreben entgegentritt, nämlich ein Bemühen, das Geld zurückzuhalten, aus dem ganz einfachen Grunde, weil auch der Geldinhaber eine bedeutendere Masse dieser Waare bedarf, um sich die Nothdurft des Lebens zu verschaffen. Und man erlebt nicht selten, daß jenes Bestreben gelingt. Oft geschieht es, daß mit der Theurung der Lebensmittel auch die Theurung des Geldes steigt. Aber nicht minder oft sinkt der Geldwerth beym Steigen des Getreides, oder steigt jener, wenn dieses sinkt. Die glücklichen Zustände des Gleichgewichts dagegen scheinen immer mehr verschwinden zu wollen. Und frägt man nach dem Grunde, so liegt er sehr nahe. Alles befindet bey unbedingt freyer Konkurrenz sich im Zustande des Kampfes; es gibt nur einen Wechsel gewonnener und verlorener Schlachten auf dem Gebiete dieser

Konkurrenz, und man verdammt den Zustand des ruhig vermittelnden, Dauer gebenden Friedens als Stagnation und Trägheit.

Aber dahin zielt ja gerade das Symbolum der Staatswissenschaft, welchem die gegenwärtige Zeit huldigt: Bellum omnium contra omnes; und um diesem Spruche recht eigentlich treu zu bleiben, kontradizirt sogar das System sich selbst. Ohne was es thut zu wissen, gibt es einen zwiefachen, ganz zum Widerspruch führenden Rath, keinen Theil zur Beschränkung, vielmehr jeden zur Erzwingung des Unmöglichen anmahnend. Wer der größeren Theurung wegen mehr Geld braucht, soll den Preis seiner Arbeit steigern; wer aber eben deßhalb Arbeit und Nahrungsmittel theurer zu bezahlen hat, der soll den Werth des Geldes steigern.

Worin liegt nun das Irrige des Systems? darin, daß es nur stets die eine Seite betrachtet. Das Raisonnement ließe sich hören, wenn es dabey bleiben könnte, daß der mehr des Geldes Bedürfende den Preis für seine Arbeit aufschlüge, und kein Hinderniß Statt fände, ihm diesen Aufschlag zu bewilligen. Aber da, wo ihn, den Verkäufer, da drückt auch den Käufer der Schuh. Letzterer braucht deßhalb mehr Geld, weil ersterer, eben aus Geldbedürfniß den Arbeitspreis oder Waarenpreis aufschlägt, d. h. mehr Geld fordert, und so bleibt ihm nur übrig, entweder den Verkäufer durch mancherley Kunstgriffe zu drücken, oder sich im Ankaufe der Fabrikate zu beschränken, um die theurer gewordenen Lebensmittel bezahlen zu können. Aber dadurch kauft er jene Nahrungsmittel dem Arbeitenden weg, und beraubt diesen, weil er sich die feineren Erzeugnisse des Arbeitsfleißes versagt, der Möglichkeit, durch den Verkauf seiner Arbeitserzeugnisse die zum Ankauf der Lebensmittel erforderliche Waare Geld zu erwerben. Also jeder wüthet in die fremden, und damit zugleich in die eigenen Eingeweide.

In der That lehrt das neuere System, daß keiner sich um den andern bekümmern, keiner sich eine Einschränkung auflegen, vielmehr ein jeder von dem anderen so viel fordern solle, als er bedarf, um gedeckt zu seyn. Das frühere System bezweckte, den Menschen begreiflich zu machen, daß wenn sie zusammen leben wollten, jeder sich nach dem anderen mit richten, jeder den andern berücksichtigen, und in Fällen der Noth um des Andern willen sich beschränken müsse. Dieser einfache Grundsatz war nichts weniger denn glänzend, aber echt menschlich, wohlwollend und wohlthätig. Schon um seiner Religion willen durfte der Europäer keinen anderen Grundsatz anerkennen. Und wo jeder den andern berücksichtigt, da befinden sich alle wohl. Aber keiner kann sich wohl befinden bey dem Prinzipe: sorge nur,

daß es dir allein wohl gehe; denn dann wird auch dem anderen das Wohlbefinden nicht mangeln. Diese Folgerung ist falsch; richtig aber der Satz, daß der Anderen Wohl auf das eigene Heil zurückwirke.

Das ganze Gewebe der im bürgerlichen Leben nothwendigen Beschränkungen, jene wohlthätige Hegerin und Pflegerin einer blühenden Wohlhabenheit und einer Glückseligkeit der Menschen, worin unsere Zeit nur hemmende Schranken erblicken will, war die weise Organisation eines beglückenden Gleichgewichts, eines die Schwankungen des Krieges verscheuchenden dauernden Friedensstandes. Jener Organismus ging hervor aus der schönsten und edelsten Verfahrungsweise. Man konstituirte sich nicht nach den Bedürfnissen des eigenen Interesse, man hob nicht an bey dessen Sicherstellung, sondern man ging davon aus, festzustellen, was die Pflicht gegen die fremde Existenz gebot, und innerhalb der dadurch entstehenden Schranken entfaltete sich wahrhaft organisch das Gewächs der früheren Gewerbsverfassungen; die Schonung des fremden Lebens ward die wohlthätigste Spenderin selbst eigenthümlichen Lebens.

Seitdem aber jener wohlthätige Zustand verloren gegangen, seitdem der Grundsatz aufgestellt worden, daß jeder für sich selbst zu kämpfen berechtigt sey, kurz, seitdem Bewegung und Befehdung für den Hebel aller Wohlfahrt ausgegeben worden, kömmt es lediglich auf die Kraft an, welche sich in den Besitz des Uebergewichts zu setzen vermag.

Wir gehen schwerlich zu weit, wenn wir behaupten, alles, was die neue Staatskunst an den Tag gefördert hat, bezeichne nur den Kampf, der geführt werden soll, um zum Besitz des Uebergewichts zu gelangen.

Was ist denn die berühmte Lehre von dem stets durch sich selbst wiederkehrenden Gleichgewichte anders, als die Charakteristik der folgenden Erscheinung? Die atomistisch gesetzten Elemente beginnen einen Kampf, ähnlich dem, in welchen des Hebels beyde Arme dann treten, wenn sie aus dem Gleichgewichte gesetzt sind. Leise Verrückungen des Gleichgewichts bezeichnen den Anfang. Bald steigt der eine, bald steigt der andere Arm. Aber nie kann der obere zum unteren, oder der untere zum oberen werden, ohne daß eine Zeitlang die Erscheinung des Gleichgewichts eintritt, so lange nämlich, bis sich das Uebergewicht für die eine oder für die andere Seite wiederum dauernd entscheidet. Aber was ist denn jenes Gleichgewicht? Lediglich die vorübergehende Erscheinung, keinesweges die Sache, keinesweges der dauernde Zustand. Darf man so etwas Gleichgewicht nennen? Wahrhaftes Gleichgewicht muß den Grund seiner wohl-

thätigen Wirkungen in sich selbst besitzen, soll aber keinesweges einem, durch Schwankungen vermittelten Zwischenzustande gleichen, der nur eintreten kann, um wieder aufgehoben zu werden.

Genau betrachtet ist aber jenes Schwanken der wahre Hintergrund der Lehre Smiths von der Konkurrenz. Alles kömmt darauf an, welcher der beyden Arme des Hebels dem anderen das Gleichgewicht abzugewinnen vermag, d. h. wer sich in den Vortheil, und die Andern in Abhängigkeit von sich zu setzen das Vermögen oder die Fähigkeit besitzt. Den nach Sieg Trachtenden soll nichts hindern dürfen, das Gleichgewicht ganz zu seinem Vortheile zu verrücken. Wenn daher seine Theorie die Theorie von der freyen Konkurrenz heißt: so will sie lediglich die Freyheit vindiziren, im Verkehr überall der Unterdrücker seiner Nebenmenschen seyn zu können. In sofern fällt ein Prinzip, das Herr Laffitte von der Wohlthätigkeit der steten Bewegung aufstellt, mit dem der freyen Konkurrenz völlig zusammen, und man schiebt nur einen andern Namen vor. Allen Beziehungen nach soll eigentlich der jedesmalige untere Arm durch Niederdrückung des entgegengesetzten Armes zum höher stehenden Arm werden können. Aber dieß auszusprechen trägt man Scheu, und schiebt die Nothwendigkeit vor, den Stand des Gleichgewichts herzustellen, oder den hinabgesenkten Arm zum Gleichgewicht hinaufzuheben. Es schwebt jedoch im Hintergrunde der Gedanke, daß die nach der wagerechten Linie gerichtete Bewegung, schon als Bewegung die Kraft besitzen werde, sich über die Linie des Gleichgewichts hinaus, und zur Höhe empor zu schwingen.

Bevor wir den Standort verlassen, der uns diesen vielleicht neuen Blick in das Wesen einer vielgepriesenen Lehre vergönnte, versagen wir uns nicht, ihr eine kurze Charakteristik der entgegengesetzte Zwecke verfolgenden Gewerbepolizey gegenüber zu stellen. Diese Gewerbepolizey ist in unseren Augen ein nur durch die Unbilden der Zeit nothwendig gewordenes Surrogat des Gewerbe-Organismus. Wem entgeht, daß dieser letztere das Motiv oder den Hebel der Konkurrenz ganz von den Gewerben abzuweisen geflissentlich bemüht war? So lange dieser Organismus noch lebte und wirkte, war jeder verhindert, jenes Uebergewicht zu erlangen, welches den Einzelnen befähigt, Unterdrücker vieler Anderen zu werden, und die wahre Gewerbepolizey sollte bemüht seyn, diesen von innen aus nicht mehr zu erreichenden Zustand durch eine äußere Aufsicht und Kontrolle fortzusetzen oder fortzupflanzen.

Diese Betrachtung läßt sich auch noch anders ausdrücken,

um dem verhaßten Worte Polizey die Apprehension zu nehmen. Die frühere Gewerbeverfassung war Organismus, späterhin wurde sie Rechtszustand, nämlich ein wechselseitiger Komplex von Befugnissen und Verpflichtungen. So lange diese letzteren aufrecht erhalten wurden und Wirksamkeit übten, war die Intervention der Polizeypflege überflüssig. Letztere tritt, wenn es Maxime der Handels- und Gewerbsfreyheit ist, daß jeder das vielbesprochene Uebergewicht müsse usurpiren können, gerade in der Absicht ein, diese Usurpation zu verhindern. Wir lernen also hiermit beydes, ihren Zweck und ihren Wirkungskreis kennen, in wie weit dieser sich von der Rechtspflege unterscheidet. Wo durch Vertrag, oder durch Erfüllung der den Vertrag supplirenden Formen, Rechtszustände eingetreten, kraft deren der Eine dem Anderen ein Uebergewicht klar eingeräumt, oder stillschweigend aber bindend konzedirt hat, da ist es Sache der Rechtsinstanz, ein solches begründetes Uebergewicht zu schirmen. Wo hingegen im Verkehre und Gewerbe versucht wird, ein Uebergewicht zu usurpiren, dessen Grenzen und Wirkungen kaum zu berechnen sind, verhindernd oder vermittelnd einzugreifen, ist eine der hauptsächlichsten Thätigkeiten der Gewerbepolizey.

Wir lenken nach diesen allgemeinen Betrachtungen wieder ein in den Weg, der an unser Thema zurückführt, nämlich den Satz, daß aller Waarenwerth sich nach dem Getreidewerthe richte, welchen Herr Torrens nur zu weit ausgedehnt hatte.

Wenn fallender Getreidewerth allerdings sehr oft steigenden Geldwerth hervorbringt, so könnte wohl unter solchen Verhältnissen der Arbeitsmann weniger Geld bedürfen, als bey theuren Zeiten. Aber wodurch bestimmt sich dieses? Aller Wahrscheinlichkeit nach auch nur durch das Uebergewicht und durch die Abhängigkeit; es frägt sich, wer der bedrängteste ist.

Wäre zwischen Arbeit und Bedürfniß des Lebens kein Drittes hineingestellt, so bliebe dem Arbeitsmanne die wohlfeile Zeit eine Wohlthat. Aus natürlichem Gefühle würde man nicht kargen gegen ihn, sondern von den Lebensmitteln, welche der Segen des Himmels reichlicher verliehen, ihm so williger mehr denn sonst zufließen lassen, als man sich selbst wenig dadurch verkürzt. Man würde schlicht und richtig sagen: unter den vorwaltenden Umständen habe die unvermehrt gebliebene Arbeit einen höheren Werth, wie die vermehrten Nahrungsmittel; Billigkeit und die Sache selbst gebiete und befähige, den Arbeiter besser und reichlicher zu nähren. Aber zum Unglück tritt jene Waare dazwischen, die, der Theorie gemäß, nur begehrt wird, um vermittelst ihrer andere Waaren einzutauschen. Der Arbeiter, der einen großen Theil seiner Bedürfnisse direkt, dann aber sehr

wohlfeil empfangen könnte, soll zuvor die Waare Geld eintauschen, um solche abermals vertauschen zu müssen, und diese letztere Waare ist leider kostbarer, leider theurer geworden.

Zwar soll, nach der Behauptung der Oekonomisten, diese Theurung nichts verändern noch verschlimmern, weil bey höherem Werthe der Waare Geld ein geringerer Betrag derselben mehr verrichtet, folglich ein geringerer Bedarf eintritt. Aber wir werden sogleich erfahren, wie wenig sich diese Behauptung bestätigt, und wie sehr es darauf ankömmt, wer der Bedürfende und wer der Besitzende ist. Nur diesem letzteren stiftet der bey wohlfeilen Zeiten theure Geldpreis Vortheile. Weil er für einen sehr kleinen Theil seiner Waare Geld andere Waaren ungleich mehr empfängt, wie sonst, so gibt er von jener erstgenannten Waare auch nur einen sehr geringen Theil weg, und er ist der Begünstigte; begünstigt, weil er davon mehr zurückhalten kann, als unter anderen Verhältnissen er gethan hätte.

Ja, was noch mehr ist, er braucht nur die Theorie vom Verhältnisse der Begehr zum Anbot recht inne zu haben, und er wird bey wohlfeiler Zeit härter denn jemals das Geld zurückhalten. Je mehr nämlich Arbeit, je mehr Nahrungsmittel wohlfeil sind, einen so größeren Betrag derselben gibt man für einen geringen Geldbetrag hin, d. h. um so mehr wird das Geld gesucht, um so theurer macht es sich, nicht in Beziehung zum Zins, sondern als Mittel des Eintausches. Nun braucht man jenes Mittel nur recht selten zu machen, und es wird in dem Maße an Werth zunehmen, als es sich selten macht.

Gesetzt es werde auf dem Markte, Behufs des Ankaufs eines beliebigen Waarenbedarfs, weil das Geld wohlfeil, die Waare aber theuer ist, dreymal so viel Geld für die kurrenten Artikel hingegeben, so erscheinen beyde reicher, Käufer und Verkäufer; jener, weil er so viel auszugeben, dieser, weil er so viel einzunehmen vermag, und die vorhandene Geldmasse verleitet zu einem günstigen Urtheil über den Reichthum. Sind die Preise niedrig, so geschieht das Gegentheil. Man beklagt den Verkäufer, der so wenig einnimmt, und traut zugleich dem Käufer keinen sonderlichen Reichthum zu.

Dieser Umstand, dieser Punkt gerade bildet den Knoten, auf dessen Lösung es ankömmt, und von dem ein schlimmer Irrthum ausgeht, der immer mehr nach allen Seiten vordringt. Sorgfältig umgehen ihn die Lehrer der neuen Staatsökonomie, sey es nun aus tieferer Absichtlichkeit, oder sey es, weil ihnen selbst die daher vorschreitenden Konsequenzen nicht ganz deutlich sind. Wir unserer Seits haben uns seit langen Jahren sehr bestimmt darüber ausgesprochen, und kennen sehr wohl das

vornehme Bedauern, mit welchem man nothwendig auf unsere beschränkten Ansichten niederblicken muß. Aber wir hören nicht auf, zu wiederholen, daß da, wo der echte Reichthum vorhanden ist; der doch wohl allein in wohlthuender Fülle aller Lebensgüter bestehen kann, sich für den Geldwerth die Erscheinung, ja das bedrängende Wirklichkeitsverhältniß der Armuth darbietet, und daß mit der Introduktion der Geldwirthschaft die Verarmung und Erschöpfung der Staaten, so wie der Nothstand der Menschen anhebt.

Der Grund davon ist wohl nur ein im System selbst liegender Widerspruch, welcher sich den Anhängern desselben verbirgt, die, trotz aller Einbildung von ihrer richtigen Einsicht in die Natur des Geldes, letzteres doch nur einseitig auffassen. Denn bey niedrigem Geldwerthe erschrickt der Inhaber wegen der großen Masse Geld, deren er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse benöthigt ist, und bemüht sich deßhalb, es zurückzuhalten; aber er kann nicht immer ganz zum Zwecke gelangen, weil das Bedürfniß nach anderweiten Waaren zu dringend, und er selber im Vortheil ist. Bey hohem Geldwerthe wird das Geld ebenfalls zurückbehalten, und noch mehr zurückbehalten; denn der Inhaber ist im Vortheil, und er steigert, je mehr er das Geld zurückhält, den Werth desselben. Damit beginnt denn die Steigerung des Ansammelns nach innen, und des Bedürfnisses nach außen. Es bildet sich eine kaum zu berechnende Progression. Je mehr der Inhaber der Waare Geld diese zurückhält, um so mehr steigert das Bedürfniß darnach ihren Werth, d. h. um so mehr Waare, z. B. Nahrungsmittel oder andere Produkte, gibt man für ein weniges Geld hin, d. h. um so unnatürlicher wird die Wohlfeilheit. Sie steigt bis zum Extrem, d. h. sie erreicht einen Grad, welcher zum gewaltsamen Bruche führt. Nämlich zum Gleichgewichte wird es schwerlich kommen, sondern zu einem, dem vorigen entgegengesetzten, nur durch Gewaltsamkeit zu erlangenden Uebergewicht.

So hätten wir denn eine neue Ursache des sinkenden Getreidewerthes in der merkwürdigen Progression entdeckt, welche nach außen die bloße Erscheinung des drückendsten Geldmangels, nach innen die Thatsache eines wirklich drückenden Geldüberflusses, der sich im Suchen der Verzinsung durch Staatsanleihen manifestirt, gegenseitig steigert. Aus einem Mißverhältnisse allein möchte sich das Resultat einer Werthlosigkeit des Repräsentanten aller Werthe, des Getreides nämlich, herleiten lassen.

Merkwürdige Wechselwirkung! Merkwürdige Verkettung der Dinge! Das zurückgehaltene Geld entwerthet das Getreide, und das entwerthete Getreide bedrängt wieder in solchem Grade

das Geld, daß den Inhabern des letzteren bange wird, weil alle Gelegenheit, ihm eine einträgliche und gesicherte Thätigkeit anzuweisen, immer mehr entweicht. Und so entstehen dann aus der nämlichen Ursache abnorme Handelsunternehmungen, Machinationen und Entreprisen, welche das schon entwerthete Getreide zu dem Punkte hinabdrängen, wo die Produktion aufhören müßte, wenn nicht der Ackerbau, statt ein Gewerbe zu seyn, wozu ihn die neuere Zeit machen will, ein Amt, eine Verpflichtung wäre, wie A. Müller sagt.

Aber nicht bloß aller Waaren-, auch aller Arbeitswerth sinkt mit der zunehmenden Wohlfeilheit des Getreides, und erreicht das nämliche unnatürliche Extrem. Nämlich es kann dahin kommen, daß, um der Wohlfeilheit willen, der Arbeiter Hunger leidet, während ihn die Theurung ernähren würde. Wie dieß zugeht oder zugehen kann, dürften wir am besten anschaulich machen, indem wir zurückkehren zur Charakteristik jener engländischen Unternehmung, die wir da verließen, wo sie sich erwiesen hatte als Zerstörerin eines wohlthätig wirkenden Getreidemarktes.

Bey theurem Produktenpreise zieht man vor, den Arbeiter mit Geld zu bezahlen, und es wird ihm, will er fleißig seyn, nicht allzuschwer, sich dieses Medium des Eintausches sonstiger Waaren in angemessener Quantität anzuschaffen. Bey wohlfeilen Produktenpreisen aber wird das Geld dergestalt beyräthig in der Landwirthschaft, daß man aufhört, bey der Beschäftigung des Arbeiters seine Rechnung zu finden.

Dieser Umstand muß sich wieder mit so manchem anderen Verhältniß dahin vereinigen, auch den Transport des Getreides wohlfeiler zu machen. Die Landfracht stellt sich billiger, schon wegen des wohlfeilen Futters für das Zugvieh. Aber auch die Wasserfracht kann unglaublich wohlfeil eingerichtet werden. Zahllose Arbeiter bieten gegen Beköstigung und Bekleidung ihre Dienste an. Nun bedenke man, daß alle Nahrungsmittel in den entfernten Gegenden, aus denen die Wohlfeilheit nach den günstigen Absatzpunkten verpflanzt werden soll, sehr billig zu erkaufen sind. Die Ladung wird durch das Konsumtionsquantum der Ruderer nur um ein Geringes vermehrt, und so vereinigt sich alles zur Vermöglichung, daß, um einen beyspielsweisen Ausdruck zu brauchen, die Verhältnisse Polens in die Mitte Deutschlands transplantirt werden.

Dieses letztere Ereigniß, mit allen seinen eben geschilderten nachtheiligen Begleitungen, betrachten wir nun keineswegs als Wirkung der kommerziellen Freyheit, welche Sperrungen und Prohibitionen gern den Krieg macht, sondern als Wirkungen

eines verderblichen Geistes und einer schädlichen Richtung, welche sich der Gewerbe selbst bemächtigt haben. Diesen letzteren Wirkungen hätte eine Wirkung anderer Art entgegengesetzt werden, oder entgegengesetzt bleiben sollen. Daß man diese Gegenwirkung wegnahm, mit andern Worten, daß man die allgemeine und unbedingte Gewerbefreyheit aussprach, d. h. daß man allen Gewerben, namentlich denen, welche vorzugsweise eine gewisse polizeyliche Aufsicht bedurften, diese letztere nahm, das ist es, was zur allgemeinen Beeinträchtigung in Beziehung auf die Getreideverhältnisse ungemein mitgewirkt hat. Schlagbäume und Barrieren, Prohibitionen und hohe Verzollungen sollten den Handel so wenig wie möglich beengen; aber jener Handel sollte als eine das Wohl des Ganzen fördernde, nicht zerstörende, sollte als eine heilsame, nicht als eine schädliche Thätigkeit wirken. Diese Anforderung an ihn auszusprechen, diesen Unterschied in Betrachtung der Handelsfreyheit klar zu machen, und die Nachtheile, welche aus seiner Vernachläßigung entstehen, zu erörtern, das war die erste der Aufgaben gewesen, welche die gegenwärtige Erörterung sich gesetzt hatte. Während deren Lösung mit einer Betrachtung der von Hrn. Torrens vorgetragenen Ansicht verbunden worden, ist dadurch zugleich eine tiefere Begründung der Behauptungen von dem Nutzen wohl organisirter Getreidemärkte geliefert, welche die Abhandlung, Band XXVIII unserer Annalen, angedeutet, und die gegenwärtige fortgesetzt hat.

Dem zweyten Theil der Aufgabe, Betrachtung der Motive, welche als nothwendiges Uebel der Gegenwart, ein Wirken für die Erhöhung der Kornpreise erheischen können, ist durch alle obige Erörterungen schon bedeutend vorgearbeitet worden. Was darüber weiter zu sagen ist, fahren wir fort, bald an des Engländers, Hrn. Torrens Schrift, bald an des andern Engländers auf deutschem Grund und Boden begonnenes Unternehmen anzuknüpfen, damit die theoretischen Sätze und die Anschauungen aus der Praxis sich jederzeit ergänzen mögen.

Wir haben die Möglichkeit kennen gelernt, Polens Getreidepreise mit einem geringen Zuschlag in das Innere von Deutschland zu transplantiren, und die Wirkungen dieser Thatsache, die Frage, ob jene heilsam oder schädlich sind, erfordern sorgfältige Prüfung.

Jeder Britte ist davon überzeugt, daß Englands Bestehen gefährdet sey, wenn der in Polen oder Rußland übliche Getreidepreis englischer Marktpreis werden sollte. Man ist einsichtsvoll genug, zu berücksichtigen, daß der Boden jener Kornkammern reicher an sich produzirt, daß die Bestellungskosten ungleich wohlfeiler dort sind, wie in England, daß der dortige

Feldbauer ärmer an Bedürfnissen ist, und daß Englands Taxen ihn dort nicht drücken, daß für ihn die Rücksicht verschwindet, den Betrag jener Steuern aus dem Getreidewerth decken zu müssen. Er kann viel, viel wohlfeiler verkaufen, und behält dennoch genug. Es kann viel, viel wohlfeiler verkauft werden, und des Landes Existenz bleibt ungefährdet.

Die Wohlfeilheit des polnischen Getreides und das Unschädliche dieser Wohlfeilheit geht also hervor aus den Vorbedingungen der gesammten Volks- und Landesexistenz. Wäre letztere von dem geselligen Zustande Englands wenig oder gar nicht unterschieden; dann könnte jene Preisübertragung, wenn sie auch andere Nachtheile bringen möchte, doch nicht diejenigen Zerrüttungen stiften, welche England vor allem Dingen verhüten muß. Ueber diesen Punkt ist man auch im Lande selbst allgemein gleicher Meinung. So geht die vielbesprochene Kornbill klärlich und entschieden von jener Rücksicht aus. Sogar die Gegner derselben, die Provokanten auf freyen Getreideimport, beschränken darnach ihre Anforderungen. Man lese unsern Autor, man lese was Riccardo in seiner Schrift: On the Principles of Political Economy and Taxation, London; was John Clay in dem Buche: A free trade essential to the welfare of Great Brittain, London, 1819, und der Rec. in Nr. LXIII des Edinburgh Rewiew; ferner was der Bericht, Report from the select Committee to whom the several Petitions complaining of the Depressed State of the Agriculture of the United kingdom were referred. Ordered by the House of Commons to be printed 18th Juny 1821, ingleichen die Beurtheilung des Quarterly Rewiew 1821 in dieser Beziehung enthält, und es wird sich finden, daß die ganze Intention darauf gerichtet ist, die Subsistenz der Fabrikanten genugsam sicher zu stellen, um das Bestehen der Fabriken nicht gefährdet zu sehen. Aber so kurzsichtig ist kein Engländer, daß er nicht folgender Betrachtung gehörige Rücksicht schenken sollte.

Es wäre vielleicht möglich, daß England, wenn es zu seiner Präponderanz in der Manufaktur und im Handel noch polnische Getreidewohlfeilheit gesellen könnte, ihm sich in jenen Zweigen ein Uebergewicht zu Gebot stellte, daß, dem Sinne der Nationalökonomisten nach, hierbey mehr Reichthum wie durch das sogenannte Agrikultursystem zu erwerben stände. Man dürfte folglich immerhin von der agrarischen Sorgfalt nachlassen und allen Reichthum in der Fabrikation suchen, wenn nicht dieser letztere Zustand in einen Zustand der Abhängigkeit von den Getreide zuführenden Ländern ausarten könnte. Um auf eine frühere Terminologie oder Darstellungsweise zurück zu kommen: England

würde vielleicht sein Uebergewicht in der Fabrikation durch eine Abhängigkeit in der Produktion erkaufen müssen, und der Staat würde, wenn sein Ackerbau ganz zerstört wäre, weil er, so lange Polens Getreidepreise dominiren, weder die Selbstkosten noch die Taxen zu erschwingen vermöchte, ganz in der Gewalt der zuführenden Produzenten stehen, die nach den Umständen die Kornpreise erhöhen, ja wohl Anlaß gewinnen könnten, das Getreide ganz zu versagen, wenn es auch nur geschähe, um den englischen Fabriken die Basis zu nehmen, womit denn aber England alle Grundlage verlöre.

Für Deutschland ist das Verhältniß dasselbe, nämlich, es ist nicht der Sache, sondern nur dem Grade nach verschieden. Das heißt, die Taxen sind hier nicht ganz so hoch, die Theurung der übrigen, auch den Landbauern unentbehrlichen Gegenstände ist minder bedeutend, und das auf dem Fundamente der Produktion ruhende Gebäude der übrigen Thätigkeiten, Bedürfnisse und Genüsse hat weniger Stockwerke und weniger Bewohner. Aber es gibt auch hier eine gewisse Masse von Verpflichtungen zu decken, welche jene ihre Deckung alleinig beziehen, nicht aus der Masse, sondern aus dem Geldwerthe des Getreides und gewisser anderer Produkte. Wir werden weiter unten erfahren, wie bedacht in England sogar die Gegner des Agrarsystems und die Beschützer der Fabriken sind, dem Ackerbauer den Preis sicher zu stellen, der ihm möglich macht, diejenigen Pflichten zu erfüllen, denjenigen Geldwerth zu leisten, aus dem, nicht seine Ernährung, nicht sein Genuß die Mittel, sondern das gesammte Staatsgebäude die Bedingungen seiner Existenz gewinnen oder diejenigen Bedürfnisse gedeckt sehen muß, ohne deren Deckung es nicht bestehen kann.

Was würde wohl dem Kontinent geschehen, wenn wir, die Nothwendigkeit der Getreidepolizey verlachend, letztere ganz aufheben wollten? Jeder Engländer sieht ein, daß der Ausländer manches Mittel nutzen könnte, durch Unternehmungen, welche die englische Nationalexistenz untergraben dürften, sich zu bereichern, und daß dergleichen verhindert werden muß. Wir hingegen lassen englischen Erfindungsgeist das Problem lösen, durch Entwerthung unseres Getreides sich diejenige Differenz zwischen dem wahren und dem herabgedrückten Werthe zuzueignen, aus welcher die Bedürfnisse des Staats und einer Unzahl von Eingebornen gedeckt, beyder Existenzen gesichert werden sollten.

Eine Fortsetzung der früher gegebenen Schilderung des fraglichen Unternehmens muß zu dieser Behauptung den Beweis liefern.

Das Mahlwerk, welches wir oben beschrieben, ist nur als

Kompagnien den ehemaligen deutschen Zünftling zum Tagelöhner herabsetzen, den bald eine Armentaxe wird unterstützen müssen. Wir wollen uns aber die weitere Ausmalung der trüben Folgen jenes Ereignisses für andere Gelegenheit vorbehalten; denn wir glauben durch das Gesagte hinlänglich auf die Motive aufmerksam gemacht zu haben, welche ein Wirken für die Erhöhung der Kornpreise anempfehlen. Wenn wir jedoch der anzuwendenden Mittel wenig gedenken; so wird dies Keinen befremden, der sich mit unserer Ansicht vertrauter gemacht hat. Denn die Gegenmaßregeln sind entweder provisorische oder gründliche. Erstere können nie allgemein und abstrakt aufgestellt werden; sie müssen sich den gegebenen Verhältnissen anschließen, müssen aus diesen hervorgehen, und lassen sich nicht doziren. Letztere greifen aber so tief, wie das Uebel selbst tief liegt, und wir sind der Meinung, daß wir es an gelegentlichen Winken über sie nicht haben fehlen lassen. Mehr aber wie diese Winke wird der verständige Staatsmann nicht fordern. Wessen Begehr weiter geht, in dem gibt sich die Natur des Lehrlings kund, der nie weiter kömmt, als zur Anwendung der einstudirten Paragraphen. Und dem sollte man Staatssachen nicht anvertrauen.

Der dritte Punkt, den wir uns vorgenommen haben abzuhandeln, ist eigentlich der wichtigste und umfangreichste. Es ist derjenige, auf welchen das vorliegende Buch seinem ganzen Inhalt, schon seinem Titel nach, hinweiset. Hr. Torrens spricht vom auswärtigen Getreidehandel, d. h. von Getreidehandel des Kontinents in immerwährender Beziehung auf England. Auch wir werden so verfahren, werden stets beydes, unsere und Englands Bedingungen beachten müssen, und rücken dadurch erst dem Inhalt unsers Buches näher.

Es zerfällt dieses in vier Abschnitte. Der erste betrachtet die allgemeinen Prinzipien des Getreidehandels; der zweyte deren Ausnahmen und Beschränkungen; der dritte gibt die Anwendung davon auf den auswärtigen Kornhandel und auf Englands besondere Verhältnisse; der vierte endlich handelt vom Einfluß des auswärtigen Getreidehandels auf die Vertheilung des Nationalreichthums.

Mit dem Inhalte des ersten Abschnittes sind wir in einem wesentlichen Punkte einverstanden, nämlich darin, daß wir aller Sperre abhold sind. Jedoch findet diese unsere Maxime ihre eigentliche Anwendung nur für den Kontinent, namentlich auf jenen Komplex von Staaten, welchen Deutschland darstellt. Ueber England denken wir anders, und werden uns darüber aussprechen. Dieß ist der Grund, weßhalb wir aus des Verfassers Unterscheidung des innern und äußern Getreidehandels wenig,

hier anwenden können. Der äußere Getreidehandel ist ihm der des Kontinents, und darüber sagen wir dieses: Duldet Deutschland keine Kornsperre; so ist sie fast auf dem ganzen Festlande als aufgehoben zu betrachten, denn wo sollte sie Statt finden? Rußland und Polen wird nicht die Exportation, die aus Deutschland nach seinem Gebiete Platz greifen könnte, scheuen; es wird vielmehr eine Hinderung seiner Importation nach Deutschland besorgen. Findet letztere nie ferner Statt, so ist gegen Osten alles in sicherer, fester und zweckmäßiger Lage. Wiederum hat Deutschland keinen Anlaß, sich gegen die Niederlande zu sperren; denn von dort bezieht es kein Getreide, dorthin liefert es nur Getreide; der Markt von Amsterdam muß ihm zu allen Zeiten frey bleiben. Die Niederlande dagegen kommen niemals in die Lage, Getreide nach Deutschland zu versenden: sondern können nur aus Deutschland beziehen wollen, theils des eigenen Bedarfs, theils des Weltmarkts von Amsterdam wegen. Zwischen Deutschland und Frankreich hat der Getreideverkehr noch niemals eine bedeutende Kollision veranlaßt; denn Frankreich wird nie nach Deutschland senden. Will es aber empfangen; so wird es am bequemsten und günstigsten über Amsterdam beziehen. Die Schweiz ist beynahe in derselben Lage. Italien und die iberische Halbinsel konsumiren gewöhnlich den eigenen Gewinn, oder beziehen, seitdem die Kornbill den Markt in London beeinträchtigt hat, über Amsterdam und Rotterdam.

So braucht man nur einen flüchtigen Blick auf Europa zu werfen, um überzeugt zu werden, wie sämmtliche Verhältnisse darauf hindeuten, aller Sperre zu entsagen, und die kommerzielle Freyheit zu sichern, deren Vortheile Hr. Torrens setzt:

1) In die gleichmäßige, die Noth am schnellsten hebende Vertheilung der Bestände und Ausgleichung von Segen und Mißwachs, der auch nicht die kleinste lokale Stopfung in den Weg treten darf; wobey wir bemerken, daß die kleinste Stopfung eine lokale Preisverminderung und Preiserhöhung stiften kann, und jene so gut wie diese wird bald auf alle Märkte wirken.

2) In die, bey besorglichem Mangel gleich Anfangs und von vorn herein bewirkte richtige Eintheilung der Vorräthe und angewendete Sparsamkeit; wobey wir bemerken, daß beyde Theile ihren Bedarf kürzen werden, der Erkaufende, weil er für viel Geld wenig Korn, der Verkaufende, weil er schon für wenig Korn viel Geld einnimmt, und ohnehin nicht viel Getreide zum Verkaufe entübrigen kann.

3) In den Entschluß der Kapitalisten, ihre Fonds dem Ankauf

und Speichern des Getreides zu widmen, wobey wir nicht ganz einstimmend bemerken, daß die Aufforderung hierzu sehr laut in den jüngsten Zeiten gewesen. Denn nicht allein war die Wohlfeilheit beynahe unglaublich geworden; sondern sie hatte auch den Geldwerth ungemein erhöhet, mit andern Worten viel überflüssiges, d. h. todtes und müßiges Kapital gestiftet, zu dessen Anlegung sogar die Gelegenheit mangelte. Dennoch haben die Unternehmungen, das Getreide zu lagern, um es bey theuren Preisen wiederum zu verkaufen, sich nicht vortheilhaft erwiesen. Man ist von keinem Unternehmen mehr abgeschreckt worden, wie von diesem.

Worin kann dieß liegen? In mehreren Verhältnissen; gewiß aber auch im Verluste einer geordneten Marktverfassung. Vielleicht haben die letzteren Ereignisse grade dazu dienen sollen, uns von der Nothwendigkeit der Kornmärkte zu überzeugen. Alles hätte sich anders gestaltet, wenn wir im Besitze der Getreidemärkte geblieben wären. Jenes übertriebene Sinken der Nahrungsmittel, welches wir erlebt haben, konnte dann aus folgenden Gründen nicht eintreten. Es gab dann zwey Alternativen. Die Preise auf den Märkten — ich sage nicht die Marktpreise, sondern die Preise auf den Märkten, um nicht in eine Verwirrung einzugehen, welche gleichfalls aus der Terminologie der Oekonomisten herstammt, in welcher der Markt nichts Wirkliches, sondern eine Fiktion ist, und man auch die Preise, welche nicht auf dem Markte selbst, sondern beym Aufkauf in Kommission Statt gefunden haben, Marktpreise nennt — also die Marktpreise konnten so beschaffen seyn, daß sie den Reiz, Privataufkäufe für Lagerungen zu unternehmen, entweder erregten oder dämpften. Im letzteren Falle war der Zweck erreicht; die Preise hatten eine mäßige Höhe gewonnen. Im ersteren Falle war wieder ein Doppeltes möglich: die Preise konnten noch, wenigstens an einigen Oertlichkeiten, ungebührlich niedrig stehen, oder sie konnten in der Totalität ein erträgliches Maß erreicht haben. Unter beyden Verhältnissen bildete sich für den, welcher die Handelspolizey zu handhaben hat, eine nicht leicht zu beantwortende sorgfältig zu erörternde Frage: ob nämlich einzig und allein auf dem Markte gekauft werden solle, auch durch die, welche ihre Ankäufe aufspeichern wollen? Haben die Preise auf den Märkten ein nur irgend mäßiges Verhältniß, so bedarf es dieses Zwanges keinesweges; denn von dem einem Markttage bis zum andern lassen sich keine übermäßige Auf- und Vorkäufe realisiren. Vielmehr werden schon mit dem Beginnen derselben sich die nächsten Marktpreise, aber mäßig, heben. Dieß ist theils eine Wirkung der erwachenden Hoffnung auf weitere Preiserhöhung, theils

eine Wirkung des weniger befahrenen Marktes, weil alle Theile zurück bleiben, welche Privatgeschäfte abgeschlossen haben; theils endlich, daß der Vermögendere seinen Verkauf nicht übereilt. So wird denn in der Regel — und nur von dieser kann beym Getreideverkehr die Rede seyn, denn die Ausnahmen von derselben sind nicht zu übersehen und zu berechnen, weil hier die unsichtbarsten Agentien einwirken und alles umstoßen können — auch außer dem Markte, jedoch nicht in zu großen Quantitäten, gekauft werden. Es läßt sich sogar vermuthen, daß die Abschlüsse nur von Woche zu Woche eintreten dürften, weil die mehrsten Käufer Ursache haben, die Marktpreise jeder Woche abzuwarten, um sich nach der Norm dieser letzteren zu richten. Diese Marktpreise aber werden beym natürlichen Lauf der Dinge nicht springend werden, das heißt nicht grell im Sinken und Steigen abwechseln, sondern sich langsam heben. Denn in Perioden, wo die Preise springend wechseln, wird Niemand kaufen, der die Absicht hat, zu lagern. Es werden daher vielleicht Stockungen eintreten, und diese sich wahrscheinlich so lange periodisch wiederholen, bis das naturgemäße langsame Steigen Platz greift. Dann dürften die Preise auf dem Markte und außer dem Markte sich noch so lange heben, bis der Einkauf aus Spekulation eingreift. Hier hätten denn der Markt und der Marktpreis alle gute Wirkungen eines richtigen Standorts an den Tag gelegt, und es scheint hinreichend, nur gewisse wenige Klassen entweder zu verpflichten oder ihnen einen Reiz zu geben, daß sie ihre Bedürfnisse auf dem Markte einkaufen, obwohl es eine der schwierigsten Aufgaben seyn mag, dieß zu bewirken. Die vielfältigen Hindernisse, die sich entgegenstemmen, sind uns keinesweges entgangen; doch läßt sich von ihnen hier nicht sprechen. Es mag Verhältnisse geben, wo alle Nöthigungen schwinden dürften, und der Markt nur als freywilliges Erleichterungsmittel des Verkehrs dastehen kann. Aber es bilden sich auch wohl Zustände, wo es nicht zu vermeiden ist, jeden Aufkauf, der ein gewisses Maßverhältniß überschreitet, hinzuverweisen auf den Markt, und das kann der Fall seyn unter Zuständen des Mangels wie des Ueberflusses. Dieß ist ganz von Konjunkturen und von den tausendfach verschiedenen Bedingungen jeder Gegenwart abhängig; aus allgemeinen Prinzipien kann darüber nichts im voraus festgestellt werden. Nur so viel ist hier zu bemerken, daß wenn der Getreidepreis einen sicheren Standort für die Werthe aller Dinge abgeben soll, er auf dem Kontinent, vielleicht gerade in Deutschland, nothwendig durch eine gründliche Marktverfassung geregelt werden muß. Jetzt scheint es ein Ding der Unmöglichkeit, diese zu erreichen, wiewohl sie ehedem glücklich bestand. Aber der Grund war, weil der größere Theil

des europäischen Kontinents ein innig verbundenes Ganze bildete, von einem Geiste beseelt, und im Besitz eines heilsamen allvereinigenden Mittelpunktes. Schwerlich möchte dieses, wie so manches andere Nöthige, sich erreichen lassen, wofern nicht die wohlthätige Vereinigung der regierenden Häupter ihre heilvollen Wirkungen nach allen Seiten hin verbreitet. Unter den Kontinentalstaaten muß das Prinzip der gegenseitigen Aemulation und Konkurrenz seine Gültigkeit verlieren, und das der Einstimmigkeit dergestalt zur Herrschaft kommen, daß auch innere Landeseinrichtungen so viel Uebereinstimmung zu dem anerkannten und von den Monarchen selbst theuer beschworenen Geiste des Ganzen gewinnen, als ihnen nach Maßgabe der örtlichen Bedingungen zu geben möglich ist.

4) Die Errichtung öffentlicher Getreidemagazine wird bey freyer Ein- und Ausfuhr erspart, weil alle Speicher wohlfeiler von den Kaufleuten unterhalten werden, dem Staat hingegen nicht möglich ist, ein so großes Kapital zu erschwingen, als eine umfangsreiche Aufspeicherung für lange Perioden erfordern würde.

Was wir gegen diese Behauptung des Major Torrens zu sagen haben, ist den Lesern schon aus unserer früheren Abhandlung bekannt. Daß die Unternehmungen der Privatleute keinesweges die Gründung der Magazine entbehrlich machen, ist nicht etwa eine bloße Meinung oder Behauptung; sondern gegenwärtig zu einer durch gemachte Erfahrungen bewiesenen Thatsache geworden. Die Kapitalisten haben diejenige Periode vorübergehen lassen, welche für wohlfeilen Getreideankauf wahrscheinlich eine der günstigsten gewesen, und nicht aufgelagert. Wenigstens möchten die etwa noch vorhandenen Lager, dermalen — im Monat Junius 1825 — nicht bedeutend seyn. Man kann den Partikuliers auch gar nicht verdenken, wenn sie zagten. Haben doch diejenigen, welche im Anfange der Periode, die sich durch Wohlfeilheit auszeichnete, Kapitalien in den Kornankauf verwendeten, Mühe gehabt, ihre Vorräthe wiederum ohne Einbuße zu versilbern. Die Geschäfte in Getreide lassen sich nun einmal nicht ferner wie ehedem berechnen. Wer kann sie unternehmen wollen, wenn erlebt wird, daß sogar bey einem Nothjahre die niedrigen Preise sich erhielten? Selbst die in der letzteren Zeit noch gemachten Geschäfte möchten lediglich auf einen sehr schnellen und in einzelnen Lokalitäten gesicherten Absatz berechnet gewesen seyn. Nur zu Unternehmungen, die einen baldigen Umsatz verheißen, sich mit einem Fabrikationsgewinn verbinden, durch ihren Umfang lukrativ werden, und durch Bestellungen gedeckt sind, wie etwa das Mahlwerk in G., von dem oben gesprochen worden, entschließt man sich. Denn der Wechsel der Zeitverhältnisse ist zu jäh und zu springend,

er entgehet der menschlichen Berechnung, weil nämlich die Stelle dauernder und begründeter Gebräuche, Verfassungen und Zustände halb wahre, schnell wechselnde Systeme eingenommen haben. Das Resultat davon ist, daß grade das Gegentheil von unsers Verfassers Behauptungen wahr wird. Nämlich Privatleute stecken ihr Vermögen nicht ferner in den Einkauf von Getreidevorräthen, und in eine zweckmäßige Magazinverwaltung. Alle Vortheile dieser nützlichen Anstalt entgehen der Gegenwart, und jedermann freut sich, Getreide nur verkauft zu haben. Daher wird es nothwendiger, denn jemals, daß die Landesherrn auf Gründung von Kornmagazinen Bedacht nehmen, weil auf sie allein zu rechnen ist. Will Hr. Torrens nun ihnen die Fähigkeit dazu absprechen; so könnte dieß nur wahr seyn wegen der Schwierigkeit, große Bestände unter Sicherstellung gegen Abgang und Verderben aufzubewahren, wegen der Schwierigkeit der Aufsicht und Kontrolle, endlich wegen des mangelnden Kapitals.

Was das Erstere anbelangt, so wären die Resultate der in Frankreich (und auch anderswo) unternommenen Aufbewahrungsversuche abzuwarten. Entsprechen diese der Absicht; so verschwindet nicht nur das erste, sondern auch das ganze zweyte Bedenken wegen der schwierigen Kontrolle fällt weg. Schlagen sie fehl; so käme es darauf an, im Einzelnen Proben mit derjenigen Verfahrungsweise zu treffen, deren die in einem früheren Bande der Jahrbücher befindliche Abhandlung gedenkt. Eine Kontrolle ließe sich leicht mit der dort proponirten Aufbewahrung verbinden, wenn einige der angesehnsten und anerkanntesten Stände jedes Kreises monatliche Revisionen der dem Landesmagazin überwiesenen Bestände vornähmen. Das Bedenken wegen der mangelnden Fonds ließe dann sich gleichfalls leichter elidiren, als es scheint. Aber auch dieser Punkt muß Gegenstand einer eigenen Erörterung bleiben, die nur zu begründen ist durch eine Darstellung der Natur des öffentlichen Haushalts, welche gegen viele der jetzt herrschenden Ansichten kämpfen würde. Es ist merkwürdig, daß bey Finanzmaßregeln und in Angelegenheiten des öffentlichen Kredits zwar oftmals einsichtsvolle Mitglieder des Handelsstandes befragt werden; aber nicht leicht erfolgen solche Rathschläge, die der Verfahrungsweise des Kaufmanns entsprechen. Ein einziger Wink mag hier reden. Der Negoziant nützt in der Regel seine Fonds doppelt; einmal als zinstragendes Kapital, und dann als Begründer eines noch eben so umfangsreichen, ja zuweilen eines bedeutend erweiterten Kredits. Er kann mittelst dieses Kredits im kaufmännischen Geschäft den zinsbar ausgethanen Fond zugleich noch alle Funktionen einer disponibeln baaren Kassenvalute vertreten lassen, folglich dop-

pelt operiren und doppelt lukriren. Aber noch ist man niemals auf den Gedanken gekommen, zu berathen, in wie weit es wohl möglich sey, auch die bedeutenden öffentlichen Fonds der Regenten in diese doppelte Thätigkeit zum allgemeinen Besten so lange zu setzen, bis die Finanzen eine günstigere Gestalt gewonnen haben; ein Nothbehelf, der, wo einmal Nothbehelfe eintreten müssen, kaum zu verwerfen wäre.

5) Werden die Getreidevorräthe — sagt Hr. Torrens — durch den Handelsstand verbreitet; so hat dieß den Vortheil, daß es die Beschäftigungen des Landmanns vereinfacht, der nun seine ganze Aufmerksamkeit der Wirthschaft schenken kann, und die Zeit gewinnt, welche es kostet, wenn er den Konsumenten mit seinen Vorräthen aufsuchen muß. Hauptsächlich wird er in den Stand gesetzt, sein ganzes Kapital und mehr unmittelbar auf die Produktion zu verwenden, da der Kaufmann ihm sein ganzes Getreide gleich nach der Ernte, vielleicht schon vorher bezahlt.

Dieser Satz, von dem auch kein Jota wahr ist, ladet zu sehr ernsten Betrachtungen ein.

Längst bestätigte Erfahrungen lehren, wie das dem Landmann der glücklichste Zustand ist, wenn er selbst sein Getreide zu Markte fahren kann, daß aber ein Gesammtverkauf gleich nach der Ernte ihn nothwendig zu Grunde richtet. Dieß war unsern weiseren Verfahren nicht verborgen geblieben, daher denn auch jeder Ankauf der ganzen Ernte zu den verbotenen Geschäften gehörte. Wir würden dieser Wahrheit eine ausführliche Entwicklung mitgeben, wenn sich nicht auf mehrere Artikel über diesen Gegenstand beziehen ließe, die sich in verschiedenen Stücken des Jahrganges 1817 von Adam Müllers deutschen Staatsanzeigen befinden, und aus des Unterzeichneten Feder geflossen sind. In jenen Abhandlungen ist nicht bloß das Schädliche des Ernteverkaufs, sondern auch die Natur des Marktverkehrs bereits dargestellt worden, nur in anderer Beziehung, nämlich mit Anwendung auf Getreidetheurung. Aber es gewährt Befriedigung, daß jene, vor beynahe zehn Jahren gegen die hergebrachte Meinung geschriebenen Aufsätze nach fortgesetzter Beobachtung, auch jetzt noch, da sich so vieles verändert hat, und bey der Erörterung eines entgegengesetzten Problems ihre volle Wahrheit behalten, ohne daß Nöthigung vorhanden ist, sie zurück zu nehmen oder zu modifiziren. Auch dort beruht alles Gesagte auf dem Grundsatze eines ungehemmten, aber der Handelspolizey zu unterwerfenden Verkehrs.

Läßt sich nun bis zur Evidenz erweisen, wie, in Deutschland wenigstens, alle Aufmerksamkeit dahin zu richten sey, daß

der Landmann Selbstvekturant seines Getreides bleibe, daß er regelmäßig den Markt besuche, ja sogar, daß er gut thut, alle Getreidepreise des Marktes mitzunehmen, gute und schlechte, indem er vermöge des Durchschnitts, und weil dann die Marktfuhren sich auf das ganze Jahr vertheilen, statt auf einzelne Zeitabschnitte sich zusammen zu drängen, und die Wirthschaft zu stören, seine Rechnung dabey findet; so wird es ein billiges Urtheil, wenn wir den, von dem englischen Verfasser als allgemeine Grundsätze aufgestellten Prinzipien wenigstens die Allgemeingültigkeit oder die Absolutheit, wenn auch nicht die Möglichkeit einer lokalen Wahrheit absprechen. Es mag seyn, daß Englands Ackerbau dergestalt die Natur des Fabrikwesens angenommen habe, daß man in jenem Lande auch bey den Erzeugnissen des Erdbodens den Ankauf en gros vorziehen darf. Aber dieselben Bedenken, welche in unserer früheren Abhandlung gegen die Milchkompagnieen mitgetheilt wurden, müssen auch gegen die angeführte Ansicht des Majors Torrens erwachen, weil der Landmann hierbey in völlige Abhängigkeit von denjenigen Personen zu gerathen scheint, die, einzig und allein mit dem Kapitale operirend, jedes Geschäft zur Spekulation machen, und jedes freye Gewerbe zur Tagelöhnerey herabdrücken. Wir wagen diese Aeußerung hier um so mehr, als der Verfolg zeigen wird, daß der englische Autor diesem den Landbau niederdrückenden Vorschlage noch mehrere andere Behauptungen und Propositionen angeschlossen hat, welche eine Tendenz bekunden, den Ackerbau Englands dem Fabriksystem preis zu geben, und den Landwirth in Dependenz von dem Kapitalisten und Spekulanten zu setzen.

Hr. Torrens fügt diesen Hauptargumenten noch mehrere Nebengründe hinzu, die wir, so weit sie mit unserer Meinung von möglichst zu vermeidenden Getreidesperren einstimmen, füglich übergehen können; nur die Punkte, in Absicht deren wir dissentiren, müssen kürzlich berührt werden.

Daß die Unternehmungen der Kornhändler um so mehr gesichert sind, und so größere Aufmunterungen finden, je weiter sie sich ausdehnen lassen, und je weniger Besorgnisse wegen eintretender Sperrungen schrecken, ist richtig. Aber um so größer wird auch die Pflicht und Befugniß, die Handhabung des Geschäftes an Normen zu binden, welche die allgemeine Wohlfahrt erfordert. Ueberhaupt darf der Getreidehandel als Spekulation die Grenzen der unumgänglichen Nothwendigkeit durchaus nicht überschreiten. Auch darf man der durch den Kornhandel erfolgenden Sicherung des gleichmäßigen Bedarfes, nach der Erfahrung der letzten Jahre, nicht zu viel vertrauen. Wir stehen im Be-

griffe zu lernen, daß diese Nothhülfe in manchen Fällen auch ausbleiben kann.

Modifizirt sich hierdurch der Satz, daß die Regierunsmagazine entbehrlich werden; so leidet auch die Behauptung, daß ein ausgedehnter Getreidehandel vortheilhaft auf die Produktion wirke, ihre großen Einschränkungen. »Jeder Zuwachs der Kapitale,« sagt der Verfasser, »die auf Ankauf, Aufbewahrung und Vertheilung des Getreides verwandt werden, kommt dem Landmanne zu Gute, und jede Operation, welche die Stetigkeit der Kornpreise sichert, vermindert die Gefahren des Ackergewerbes. Nichts, bemerkt Adam Smith sehr richtig, ermuntert den Landmann so sehr, als das Gewerbe des Kornhändlers, und wäre dieser Handel frey, so würde der Einfluß kaum zu berechnen seyn, den solcher auf die Ackerkultur aller Länder der Erde haben müßte.«

Welcher Einschränkungen bedarf obiger Satz nicht nach den zuletzt gemachten Erfahrungen, wo nur das an ihm stehen bleibt, daß Stetigkeit der Kornpreise die Gefahren des Ackerbaues mindert! Der wahre Quell dieser Stetigkeit kann allein eine der allgemeinen Ordnung der Dinge gemäße Verfassung des Landbaues seyn; seine völlige Unabhängigkeit vom Kapitale. Dieß würde freylich auf die Idee einer völligen Restauration führen, und führt auch in Wahrheit darauf. Doch darf der Staatsmann in praktischen Lagen nur geringen Nutzen von dieser letzteren erwarten: namentlich werden deren Wirkungen nichts weniger, denn schnell eintreten. Auch können Restaurationen nicht nach einem in unsern Tagen sehr beliebt gewordenen Ausdruck von oben ausgehen. Freylich eben so wenig von unten, da sie einzig und allein als das Resultat einer reif gewordenen Gesammtübereinstimmung unbedingte Ersprießlichkeit versprechen. Es kömmt also darauf an, jener, die wahre Stetigkeit der Preise begründenden Wirksamkeit eine andere zu substituiren. Der Getreidehandel, für dessen beynahe einzige Fessel die Unterbrechung des Verkehrs mit England gelten kann, leistet diese Dienste dermalen nicht.—Der freye Getreidehandel hat die Preise allgemein so tief herabgedrückt und so wenig für Aufbewahrung von Vorräthen gesorgt, daß weder einem Springen der Preise, noch einem hin und wieder möglichem lokal eintretenden Mangel vorgebaut zu seyn scheint. Alle Kapitale sind daher dem Ankauf der Aufbewahrung und Vertheilung des Getreides entzogen. Endlich aber stellt sich die Frage eigentlich dahin: ob die der Kornaufbewahrung bestimmten Kapitale unbedingt dem Landbau zu Gute kommen? — Die Operation des Auflagerns und Vertheilens mag diesen Nutzen hervorbringen. Aber wird dieser Nutzen sich

vermehren oder vermindern, wenn jene Operation vermittelst der Anwendung der Kapitalien, oder wenn sie ohne selbe zu vollbringen ist? Man möchte das letztere vermuthen. Denn das Speichern soll bewirken, daß der Konsument das Produkt nicht übertrieben, sondern angemessen bezahle Welches ist also das Resultat? Dieses, daß gegen ein namhaftes Quantum Getreide eine namhafte Summe Geldes genommen werde. Muß nun der vermittelnde Getreidehändler von dieser Summe zuvor seine Kapitalgewinnste, seinen Handelsprofit u. s. w. dekourtiren, so kürzt sich die Summe, welche der Konsument gibt, um jenen Antheil, und der Producent empfängt nicht den vollen Betrag, welchen der Konsument erlegt, sondern $^1/_3$, oft sogar $^1/_2$ weniger. Es läßt sich demnach des Hrn. Verfassers Behauptung völlig umkehren, und behaupten: je mehr Kapitale in die Getreidegeschäfte verwendet werden, um so mehr entgeht dem Landmanne ein Antheil von dem angemessenen Geldwerthe des Getreides, was weniger der Fall seyn würde, wenn eine allgemeine Landmagazinirung eintreten könnte. Dieses letztere Wort aber ist nicht buchstäblich zu nehmen. Denn einen Theil der Aufgabe besagter Landmagazinirung würden schon wohl organisirte Getreidemärkte erfüllen, weil mit diesen sich an sehr vielen Orten zahllose kleine Reserven durch sich selbst bilden. Nur wo diese mangeln, dürfte der Eintritt künstlicher Magazinirung nöthig werden. Aber es ist oben schon angedeutet worden, daß sich magaziniren läßt ohne Magazine, ohne Magazin-Offizianten, ja beynahe ohne Kapital, wenn das ganze Land selbst in eine zweckmäßige Verbindung für die Realisirung jenes Systems tritt. Immer und von allen Seiten daher muß man auf jene Operation zurückkehren, und Pharao's Vorrathskammer, deren Unzulänglichkeit der Herr Verfasser spöttelnd herabsetzt, scheint sich immer wieder von neuem bewähren zu wollen*).

---

*) Denkenden und aufmerksamen Lesern kann nicht entgangen seyn, wie alle unsere Erörterungen fest und beharrlich darauf fußen, daß die Providenz nie des Getreides zu viel entstehen läßt. Aeußerungen der Art werden heutiges Tages wie gutmüthige Schwärmereyen belächelt, und wer sie hegt, dem wird in politischen Dingen alles Urtheil abgesprochen. Nun aber sind mathematische Wahrheiten doch gewiß nicht Schwärmereyen. Und zum Glück können wir, nicht etwa den bloßen Ausspruch, sondern die Berechnungen, die Erfahrung und das Nachdenken des größten Mathematikers unserer Tage für jene Behauptung anführen. Der Marquis de Laplace, der in seinem meisterhaften Buch: Essai philosophique sur les probabilités, über Geburten und Sterblichkeiten, Lotterieen und den Sternenlauf, kurz über alle Probabilitäten Resultate mittheilt, deren Wahrheit beynahe mathematisch festzuhalten ist, hat auch über die Angemessenheit des jedesmal produzirten Getreides beobach-

Damit jedoch unsere Erörterung sich von tadelnswerther Einseitigkeit fern halte, diene hier die Bemerkung, daß ein höherer Naturalertrag des Erdbodens allerdings zu den Mitursachen der Kornentwerthung gehören mag, daß jedoch das ganze Ereigniß aus ihm allein unmöglich sich ableiten lasse. Die Produktion mancher Länder hat zugenommen, und die Witterung sich der Vegetation mehr günstig wie hinderlich, einige Jahre hindurch bewiesen. Aber gewiß hat das nur eine mäßige Kornvermehrung bewirkt. Wir dürfen wiederholen, was der verständige, wohlunterrichtete Hr. Laffitte auch in dieser Beziehung bemerkt, indem er fragt: ob man denn wohl jemals schon wirklich Getreide in die Ströme verschüttet habe? Die etwaige Vermehrung ist wohl nur grade hinlänglich gewesen, um dem in der Geldkraft bestehenden Arme des Hebels einiges Uebergewicht zuzuführen, und nun bringen es die Wirkungen der Konkurrenz so gleich mit sich, daß auf der einen Seite eine übertriebene Abhängigkeit, auf der andern ein übertriebenes Uebergewicht eintreten muß. Es kann nämlich nicht genug wiederholt werden, daß alle Wirkungen der freyen Konkurrenz auf das Gleichgewicht nur scheinbar sind. Wohl bringen sie dies Gleichgewicht hervor, aber mehr als flüchtigen Durch- und Uebergangs-, denn als dauernden Ruhepunkt. Die Konkurrenz ist weit öfter Ursach, daß schnelle

---

tet, berechnet und Erfahrungen gesammelt. Nun hat diesen seltenen Mann der Kalkül dahin gebracht, daß er in dem angeführten Buche sagen konnte: es sey, der sehr verschiedenen Ernteergiebigkeit einzelner Jahre ohnerachtet, das Durchschnittserzeugniß einer Reihe von Jahren immer als unveränderlich zu betrachten, ein Umstand, welcher die Sicherstellung vor Mangel lediglich von unseren eigenen Einrichtungen abhängig macht. Nun gilt vom Ueberfluß das nämliche, was vom Mangel wahr ist. Beyde müssen ausgeglichen werden. Es fragt sich, wie und durch wen solches geschehen soll. Durch weise Staatseinrichtungen, sagt Marquis de Laplace. Durch ungezügeltes Walten der Selbst- und der Gewinnsucht, sagen die Nationalökonomisten. Wir erklären uns aber für erstere, schon weil Alterthum und lange Dauer ihnen das Wort reden. Diese beyden letzteren sind aber auch nach Laplace gleichfalls wichtige Probabilitäten. Er klagt, daß so viele ältere Gesetze und Einrichtungen, weil man die Motive nicht eingesehen hatte, abgeschafft worden, zu deren Wiederherstellung es langer und bitterer Erfahrungen bedurfte. Darum räth Laplace, das Verändern von öffentlichen Institutionen und wohlhergebrachten alten Gebräuchen mit äußerster Vorsicht vorzunehmen. Die Erfahrung lehrt nur die damit verknüpften Nachtheile kennen, nicht aber den Umfang der Uebel ermessen, welche die Veränderung nach sich ziehen kann: »Dans cette ignorance la théorie des probabilités prescrit d'éviter tout changement.«

Uebergänge von einem Extreme zum andern Extreme eintreten, als daß die Periode desjenigen Gleichgewichts sich dauernd verlängert, in welches die beyden Arme des Hebels nothwendig interimistisch während der Zeit des Ueberganges treten müssen. Kurz die längern Zeiträume dürften uns mehr die Perioden der beyden Extreme, wie die Periode des wagerechten Standes bilden; daher denn, nach dem Spruch: a potiori fit denominatio, sich von der Konkurrenz bald die Ueberzeugung feststellen wird, daß sie die Neigung habe, den Zustand der Dinge vom wagerechten Stande zu entfernen.

Ferner bedarf es, um alles Mißverständniß abzuwenden, der Bevorwortung, daß Hr. Torrens als Engländer und wegen der Zeit, wo er schrieb, mehr wie den Getreideüberfluß den Mangel vor Augen hatte, auch daß er sein Vaterland von der Prohibition der Einfuhr befreyen wollte; und so wird es eine Hauptuntersuchung für den Beurtheiler, ob er hierin Recht habe. Bevor wir uns dieser letzteren nähern, wünschen wir einen Beweis abzulegen, wie wenig wir das Thema aus allgemeinen Prinzipien oder aus Lieblingsideen beurtheilen wollen, indem wir Lokalitäten, Zustände und Verhältnisse anerkennen, welche auch zur Prohibition der Einfuhr rathen könnten.

Es hat nämlich, allgemeinem Vernehmen nach, die Provinz Brandenburg eine Kornsperre gegen das Großherzogthum Mecklenburg reklamirt, der ungünstigen Wirkung wegen, welche die Zufuhr des Getreides aus dem letzteren Lande auf die Preise des ersteren nothwendig ausüben müssen. Aber wird der Erfolg den Absichten entsprechen? Grade Mecklenburg leidet, seitdem es den Markt in England verloren hat, mehr denn irgend ein Land durch Anhäufung der Vorräthe wegen der großen Fruchtbarkeit, der mäßigen Bevölkerung, der wenigen Städte und der geringen städtischen Konsumtion. So läßt sich weder der Grad der Entwerthung des Getreides, noch des Allarm berechnen, welchen eine dergleichen Sperre hervorzubringen drohet. Beyspiele müssen dem Vortrage Anschaulichkeit geben. Wenn Mecklenburgischer Rocken auf dem Markte in Berlin mit 16 gr. der Scheffel bezahlt wird; so muß der Werth im Lande wenigstens 4 gr geringer, also etwa 12 gr. seyn. Soll die Prohibition der Mark Brandenburg Nutzen stiften; so muß der Scheffel wenigstens über 4 gr., eigentlich also wenigstens um 8 gr. steigen. Nehmen wir aber nur 6 gr. an; so wäre der Preis in Berlin 22 gr. In Mecklenburg muß, des Allarm und der Bedrängniß wegen, der Preis verhältnißmäßig mehr sinken, wie in Berlin steigen. Setzen wir indessen nur 6 gr. Abschlag voraus, so würde sich ein sehr schädliches Mißverhältniß bilden,

nämlich bey zweyen sich berührenden Ländern, in dem einen der Rocken 6 Groschen, in dem anderen der Rocken 22 Groschen bis einen Thaler kosten. Nun ist die Frage, von welcher Seite nachtheiligere Wirkungen zu besorgen sind, ob von der, wo durch Prohibition und Sperre eine schwache Preiserhöhung künstlich erzwungen worden, oder da, wo sich die Preise als Manifestation eines wirklichen Ueberflusses und einer schädlichen Stockung unglaublich gesenkt haben?

Die Antwort ist leicht gegeben. Eine Wirkung muß die Prohibition auf die Getreidepreise der beyden Nachbarländer ausüben. Geschähe dieß nicht: so wäre sie völlig überflüssig gewesen; und in der That haben wir im prohibirenden Lande die mindeste Steigerung, so wie in dem durch Sperrung leidenden Lande den mindesten Abschlag angenommen. Sollte eines oder des anderen Steigerung oder Abschlag geringer seyn; so wäre die Wirkung der bedenklichen Maßregel so unbedeutend und nichtig, daß man die Zeit bedauern möchte, welche darauf verwendet worden ist, sie vorzuschlagen, zu berathen und zu exekutiren. Keine Frage ist es, daß der Allarm, welchen die Werthsverminderung des mecklenburgischen Rockens hervorbringen muß, wichtigere Folgen haben werde, wie die kurze erkünstelte Preiserhöhung in dem gegen das Einführen sich schließenden Lande. Nur jene erregt Lärm, wird allgemein kund, und erweckt Besorgnisse allgemeiner Art. Denn glaube man doch nicht, daß es möglich seyn werde, an der Grenze es durchzusetzen, daß so divergente Preise, wie z. B. sechs Groschen für den Scheffel und einen Thaler für den Scheffel als fortbestehend auf einer Quadratmeile neben einander sich erhalten werden. Zuvörderst beginnt das Einschwärzen, und wer den Gang der Getreideausfuhr-Kontraventionen aus der Erfahrung, als Inquirent oder als Richter kennt, der weiß, daß die Exportation weit leichter zu hindern ist, wie die Importation. Denn zur Exportation werden die Vorkehrungen in dem kontrollirenden Lande gemacht. Es wird dem Grenzaufseher um vieles leichter, die Präparatorien zur Exportation zu erspähen, sich Notiz vom heimlichen oder öffentlichen Aufladen zu verschaffen, die Richtung der Fuhre zu verfolgen, und, wenn sie sich der Grenze zuwendet, entweder sie bis zu dieser zu verfolgen, oder sie anzuhalten, sobald nur die letzte Ortschaft des Inlandes verlassen worden. Denn nun kann der Kontravenient keine inländischen Konsumenten mehr als Käufer angeben, weil deren keine in dem Lande ferner wohnen. Die Exportation ist dadurch ein viel gefährlicheres Unternehmen, wie die Importation. Denn von den Präparatorien, welche in dem durch die Sperre leidenden Lande vorfallen, gewinnt das

Personale des Grenzzollamtes so leicht keine Notiz. Hier werden die Vorbereitungen geheim gehalten, und die verhaßten Späher würden Gefahr laufen, sich hinüber zu wagen, um dort zu vigiliren. Unvermuthet also erreichen die Importationsfuhren die Grenze, und da es nur darauf ankömmt, das nächste Dorf zu erreichen, so hat der importirende Defraudant ein leichteres Geschäft, wie der exportirende. Wollte man troß dem den Eingang verhindern: so würde dieß eine Douanenbewachung fordern, deren Kosten den gesammten etwaigen Gewinn der Preiserhöhung absorbiren dürften. Aber selbst bey strengster Kontrolle, vielleicht sogar wenn alle Exportation hintertrieben würde, möchte ein so greller Abstand im Getreidepreise, wie der gedachte, nicht sich erhalten. An der Grenze beyder Länder wird die Differenz sich bald ausgleichen, und ein Mittelpreis entstehen, d. h. der mecklenburgische Preis sich um einige Groschen heben, der brandenburgische Preis aber um viel mehr sinken. Gewiß, rückt nun der an der Grenze sich dem mecklenburgischen Preise annähernde märkische Preis wieder in das Innere des Landes und mit mäßiger Erhöhung sogar wohl bis zur Residenz vor, und es läßt sich mit ziemlicher Gewißheit vorhersagen, daß in Gemäßheit derjenigen Erscheinung unserer Tage, welche wir ein Nivelliren und ein Niveau der Kornpreise fast aller Länder, sogar der entlegensten, nennen möchten, auch jenes Ereigniß, daß zwischen Brandenburg und Mecklenburg die Preise dort steigen, hier fallen, sehr bald zu jener Ausgleichung führen werden, welche sich nur als ein noch tieferes Fallen des Mittelpreises kund geben dürfte. Denn vergesse man nicht, daß die Stockung des Verkehrs im Mecklenburgischen, und die Verstopfung des Hauptabzugskanals auf alle Grenzumgebungen des Landes seine Wirkungen erstrecken muß. Die mecklenburgischen Kornpreise würden nicht bloß an der brandenburgischen, sie müßten auch an jeder anderen Gränze fallen; d. h. es müßten sich im ganzen Umkreise des Landes niedrigere Preise bilden, wie die früheren waren; so daß sämmtliche mecklenburgische Nachbarländer, welche die Importation des mecklenburgischen Getreides nicht prohibiren, durch Entwerthung des Getreides in eine Verlegenheit gerathen, die vielleicht am schlimmsten durch den Schreck wirken möchte, den sie hervorbringen muß *).

*) Ganz übereinstimmend hiermit ist der Verfasser des angezogenen Artikels im Quarterly Rewiew, wenn er bemerkt, daß Sperren das jedesmalige Uebel nur erhöhen, so die Theurung wie die Wohlfeilheit. Unsere Erörterung ist eigentlich die Entwicklung der Vorgänge, welche jenes Resultat verursachen.

Schon an sich muß das Ereigniß vermieden werden, daß innerhalb eines deutschen Bundesstaates der Produzent in Absicht des Fruchtpreises mit den Polen und Russen gleichgestellt wird; denn der Einfluß davon verbreitet sich über alle Staaten der deutschen Konföderation. Man veranlasse, daß der Abfluß des Getreides sich in Mecklenburg stopfe, und man vermittelt, daß sich im Inneren Deutschlands ein zweytes Polen, d. h. eine Kornkammer wie Polen bildet. Geschieht dieß, so macht jeder Konsument in Deutschland im Stillen und für sich den Anspruch, daß er in jedem deutschen Lande so wohlfeil müsse kaufen können, wie in Mecklenburg. Allmählich möchte diese stillschweigende Prätension Realität werden, so daß auch von dieser Seite sich der Grundsatz bestätigt, den wir so oft ausgesprochen haben. Es ist eben so sehr, wie man in Zeiten des Mangels zu hindern hat, daß irgend ein nur etwas bedeutender Landstrich exagerirte Kornpreise entstehen sehen und behaupten kann, in Zeiten des Ueberflusses zu vermeiden, daß in einzelnen Landschaften sich Preise der niedrigsten Art bilden. Denn das Beyspiel der sehr hohen wie der sehr niedrigen Kornpreise wirkt zuerst auf die nächste Umgebung, sodann aber sogleich weiter, und hat Einfluß auf den Betrag der sich bildenden Preise für das Ganze, oder für einen größeren Umfang. Kurz also, eine Entwerthung des Getreides im Mecklenburgischen, entstehend vermittelst einer Prohibition der Einfuhr in das Brandenburgische, drückt die Preise aller Nachbarländer, auch der nicht prohibirenden Bundesstaaten, und so aller deutschen Länder herab. Wollten nun aber alle übrigen Grenzstaaten Mecklenburgs ebenfalls nach brandenburgischem Beyspiele sperren, so würde bald aller Verkehr stocken, und nun erst die Bedrängniß recht drückend werden.

Mit Absicht haben wir auch dießmal ein Beyspiel, aber kein fiktives, sondern das eines wirklichen Verhältnisses, einer wahren Thatsache benutzt, um den Gegenstand deutlich zu machen, weil politisches Raisonnement nur da Nutzen leisten kann, wo Basen positiver Zustände vorhanden sind, worauf es Bezug nimmt. Mecklenburg allein, als Deutschlands reichste Korngegend, konnte hier Dienste leisten, ohnehin aber gab es noch andere Rücksichten. Der Freyherr von Plessen, für dessen Ansicht über den Getreideverkehr wir uns so unumwunden in der früheren Arbeit ausgesprochen hatten, mag vielleicht manchem Beurtheiler in seiner eifrigen Verfechtung des durch ganz Deutschland freyen Getreidehandels im mecklenburgischen Interesse scheinen gesprochen zu haben, welches man in den Marken, als dem brandenburgischen Interesse entgegenlaufend, zu

betrachten pflegt. Daß dieß nun keineswegs der Fall ist, daß den wohl unterrichteten Staatsmann nur der richtige Blick in das Ganze der Sache bestimmt und geleitet hat, konnte vielleicht nicht besser dargethan werden, als durch die beyfälligen Aeußerungen eines Mitbetheiligten der brandenburgischen Interessen, die nur gefährdet werden können, wenn eine Kornsperre gegen Mecklenburg eintreten sollte. Endlich wird der Leser bald überzeugt werden, daß, sobald Englands Wohl und Bedürfniß in Betreff des Getreideverkehrs zur Sprache kömmt, wir unser Thema mit gleicher Unparteylichkeit, aber auch mit gleicher Entfernung von einseitigen Lieblingsideen behandeln und durchführen: wir werden nicht als unbedingte Defensoren derjenigen Maßregeln auftreten, welche Herr Torrens und andere Anhänger Smiths geltend zu machen versuchen.

Alle Sätze nämlich, welche der Verfasser als allgemeine Wahrheiten darstellt, verrathen doch die vorwaltende Absicht, sein Vaterland von der Nothwendigkeit zu überzeugen, der Kornsperre zu entsagen. Wenn dieses höchst zweifelhafte, vielleicht kaum ganz zu lösende Problem, aus dem Standpunkte der Staatsökonomie und aus dem Standpunkte der Politik betrachtet seyn will; so hat es der Verfasser nur mit dem ersteren zu thun, und in möglichster Kürze liefern wir die Hauptzüge seiner Ansicht und seines Raisonnements.

Ausgehend von der Verschiedenartigkeit der Rücksichten, welche ein ackerbauendes und ein manufakturirendes Land beherrschen, behauptet unser Autor: »Wenn Arbeit und Kapital auf Grund und Boden verwandt, und für deren Produkte Manufakturwaaren anderer Länder eingetauscht werden; so geschieht dieses deßhalb, weil die Güter, welche man auf die angedeutete Weise erhält, besser oder wohlfeiler sind, als die, welche man mit derselben Quantität Arbeit und Kapital, daheim auf Manufakturarbeit verwandt, erhalten könnte. Also entsteht durch diesen Umtausch der einheimischen Ackerprodukte gegen die Manufakturwaaren eines fremden Landes offenbar Vermehrung des Nationalreichthums für das ackerbauende Land. Wenn 1000 Arbeiter mit einem Kapitale von 60,000 Thalern durch ländliche Arbeit ein Produkt hervorbringen, womit sie 1000 Ellen ausländisches Tuch kaufen können, und wenn dieselbe Menge von Arbeitern mit demselben Kapitale vermittelst einheimischer Manufakturarbeit nur 900 Ellen Tuch hervorbringen könnte, so ist klar, daß das Land, wenn es bey seiner Ackerarbeit verbleibt, und damit die Manufakturarbeit kauft, 100 Ellen Tuch profitirt, und mithin die Nation dadurch nicht ärmer, sondern reicher wird.«

Dieser Satz schlägt die Seite einer noch immer nicht abgethanen staatswirthschaftlichen Kontrovers an, in wiefern nämlich es besser sey, wenn das nämliche Land sein Getreide zur Ernährung von Manufakturisten anwenden wollte, welche ihm die vom Auslande bezogenen Manufakturwaaren selbst fabriziren könnten, weil es dann nicht fremde, sondern einheimische Manufakturisten ernähren, und in sofern mehr noch gewinnen würde. Man führt diesen Streit auf eine merkwürdige Weise, indem immer nur darüber diskutirt wird, ob bey der Wahl des einen oder des anderen Systems das Saldo sich günstiger stelle, und dem gemäß das Nationalkapital einen besseren Zuwachs erwürbe, gleich als ob der sogenannte Staat — ein fiktiver Begriff, mit dem man den des Landesherrn verdrängen möchte — lediglich ein reicher Kapitalist sey, dessen ganze Regierungskunst darin bestehe, so zu operiren, daß beym Jahresabschluß die Thätigkeit seiner Fonds das möglich günstigste Saldo ergebe, der mithin, wenn Manufaktur größeren Vortheil verspricht, diese zu wählen, unter entgegengesetztem Verhältnisse aber der Ackerarbeit seine Kräfte zu widmen habe. Den Gegenstand von dieser ganz unpraktischen Seite auffassen, heißt ihn als Staatswirth erwägen. Aber man vergißt dabey den Hauptpunkt, und kann nie zum entscheidenden Resultat gelangen. Man denkt z. B. nie daran, daß, jener Betrachtungsweise gemäß, die Frage bey nur einiger Konsequenz nach den Extremen zu beantworten sey: nämlich ob ein Staat aus beynahe Manufakturisten allein, oder ob er aus Ackerbauern allein bestehen solle, und welches heilsamer sey? Gerade für England aber müßte das Problem so gestellt werden; denn es wird sich gleich darthun, daß der dortige Ackerbau sich dermalen nur halten kann, sobald dem Quarter Weitzen der Preis von achtzig Schillingen gesichert ist. Bey freyer Einfuhr, selbst wenn dem Uebergange möglichste Allmälichkeit durch einen Importationszoll gegeben würde, möchte — wie wir tiefer unten gleichfalls darthun werden — der Ackerbau, wenigstens den Grundsätzen nach, welche Herr Torrens aus Smith entlehnt, gänzlich zusammensinken, und die Produktion aufhören. Denn dermalen würde der Kontinent dem Königreiche der drey Inselreiche so wohlfeiles Getreide zuführen können, daß nach dem Prinzipe die Kapitalien und die Arbeit nur lukrativen, ja den lukrativesten Geschäften zu widmen, alles Kapital und alle Arbeit den Ackerbau verlassen, und sich der Manufaktur zuwenden müßte. Wird nun nicht, wenn Smiths Ansicht begründet ist, alle Agrikultur aufhören müssen, und mithin sich die Frage darum drehen: ob ein solches nur aus Manufakturisten gebildetes England bestehen könne? Immerhin mag es alle nur erdenkli-

chen Bedürfnisse aus den ackerbauenden Staaten beziehen. Sollen ihm diese aber auch das Nährprodukt der Land- und der Seetruppen liefern? Soll das freye Manufakturland sich in diese Abhängigkeit versetzen? Soll und wird es durch Kommerz und Fabrikation die Welt dominiren, ja unterjochen können, wenn es die Kraft dazu erborgen muß von den ackerbauenden Ländern? Denn wohl liefert ein tüchtiger Bauern- und Bürgerstand gute Soldaten, nicht aber ein Spital von Manufakturisten und Maschinenarbeitern. Von der andern Seite fehlt ja die Garantie, daß der ackerbauende Kontinent nächst seinen Landleuten nicht auch eine zünftige Gewerks- und Bürgerverfassung wird entstehen sehen, die einer genügsameren Bevölkerung ihre nächsten und nothwendigen, nicht aber erkünstelten Bedürfnisse wird entgegenbringen können, wenn englische Arbeitskraft und Geschicklichkeit jene im Stich lassen sollte. Wahrlich, es wird ein jeder ackerbauender Kontinentalstaat weniger in Noth gerathen wegen seiner Kleidungsbedürfnisse und sonstigen Geräthe, wenn England ihm die Zufuhr entziehen wollte, wie dieses letztere Land, wenn, nach Zerstörung seines Ackerbaues, der Kontinent Gründe fände oder finden könnte, den eigenen Reichthum an Naturprodukten einem Volke zu versagen, dessen Individuen die Geschicklichkeit erworben, jene gegen das Festland und zu seinem Verderben anzuwenden. Und so würde sich, wenn von dem wahren Reichthum, dem echten Kapital die Rede ist, der ackerbauende Kontinent doch immer als der reichere, nämlich im Besitze des fundirten Reichthums, bewähren. Auf diesen kömmt es in letzter Instanz doch hauptsächlich an; denn wenn der Werth der Waare Geld nicht darin bestehet, von ihr subsistiren zu können, wenn man sie nur erwirbt als ein Medium, zum Besitz wesentlicher Bedürfnisse zu gelangen, wie wird dieses Medium aus der Noth helfen, wenn durch den Eintritt von Verhältnissen, die gar nicht im Kalkul der Smithschen Schule liegen, es geschehen sollte, daß man einen Vortheil von höherer Wichtigkeit, einen Vortheil nicht pekuniärer Natur kennen lernte, der darin bestünde, alle physische Kraft, alle unumgänglich nothwendige Bedürfnißgegenstände der Naturproduktion streng zusammenzuhalten, um dem Geldinteresse, dem Kommerzial- und Fabrikeninteresse die Stirn zu bieten, deßhalb also den Austausch jener Fundamentalkräfte gegen Objekte zu verweigern, welche nur die Verkünstlung der Menschen und der geselligen Verhältnisse ersonnen und hervorgebracht hätte?

Wir ergingen uns in diesen Bedenken, um der jetzt schreibenden Smith'schen Schule, der es eigen war, das schwerlich von ihr begriffene System des vorletzten englischen Ministeriums

anzugreifen, und als antibrittisch zu tadeln, eine Gegenansicht zu öffnen, mit der sie billig sich von selbst hätte befreunden sollen, und kehren zurück zur Hauptsache, indem wir behaupten, daß unseres Verfassers Darstellung und Behauptung nur resultiren konnte aus einer unrichtigen Behandlung der Staatswissenschaft von Seiten der Schule, zu welcher er gehört. Diese sondert nämlich ihre Probleme völlig von den lebendigen und praktischen Verhältnissen, innerhalb deren allein sie sich bilden können. Sie hält an einigen Beziehungen, die man vielleicht Nebenbeziehungen nennen könnte, erhebt diese zu den Grundlinien, entfernt von ihnen alles Eingreifen der wirksamsten Lebenskräfte, und operirt nun mit jenen willkürlich gezogenen Linien nach einer ihnen zwar, doch nicht dem beseelten Ganzen inwohnenden Konsequenz, und will nun diese letztere, größere und wesentlichere Konsequenz den Ergebnissen jener ersten beschränkteren und formellen Konsequenz unterordnen und unterwerfen. Daher denn solche Sätze, wie der bisher zergliederte, daß zu berechnen sey, ob ein Staat mehr bey der Agrikultur oder mehr bey der Manufaktur an Nationalkapital profitire, und daß er hiernach sich für das eine oder für das andere erklären müsse. Ist hierbey nicht eine Thatsache übersehen worden, welche jedem vor Augen liegt, nämlich daß unter den deutschen Ländern sich Sachsen durch Kommerz und Manufaktur zuerst und seit lange ausgezeichnet hat? — Und welcher Blüthe erfreut sich in diesem Lande der Ackerbau zugleich; ja es ist merkwürdig, wie diese Blüthe der Agrikultur, die kaum einen Wunsch übrig läßt, eine Frucht der Strenge ist, mit der man in diesem Lande mehr denn in irgend einem deutschen Staate die Feudalverhältnisse bisher unberührt, unmodifizirt gelassen hat. Ein alles Raisonnement niederschlagender Beweis, welcher lehrt, daß, wenigstens auf dem Kontinent, der höchste Flor des Handels und der Fabriken sich überaus glücklich mit dem höchsten Flor der Ackerkultur bey weiser Lenkung verschwistern lassen, und daß nichts dem anderen Eintrag thut. Noch immer streiten die staatswirthschaftlichen Autoren mit Thesen, Folgerungen und Schlüssen über die Frage: ob es profitabel oder nicht profitabel sey, daß eine ackerbauende Bevölkerung zugleich Fabrikation treibe, und ob man beydes nicht trennen müsse. Das angeführte Beyspiel spricht für die Vereinigung beyder Thätigkeiten. Aber immer bleibt letztere deßhalb nur eine Möglichkeit, und sie darf kein apodiktisches Soll seyn. Auch solche Verhältnisse möchten sich ja wohl bilden, unter denen wirklich die eine Thätigkeit die andere beynahe wird exkludiren müssen. Diese Verhältnisse aber dürfte weniger der Staatswirth, wie der Staatsmann erkennen.

Den Satz, welchen wir eben bestritten, drückt der Verfasser an anderer Stelle, mit anderer Modifizirung der Erfolge auch folgender Maßen aus.

»So wie das stets exportirende Land Korn ausführt, nur weil es dafür mehr andere Güter erhält, als es mit gleicher Quantität Arbeit und Kapital daheim gewinnen könnte; so führt ein regelmäßig importirendes Land Korn ein, weil es mit der dafür gegebenen Manufakturarbeit mehr Getreide in der Fremde kaufen kann, als es bey sich erzeugen würde, wenn es dieselbe Masse Arbeit und Kapital auf den Boden verwendete, die auf Manufaktur verwendet wurde. Wenn 1000 Arbeiter mit 60000 Thaler Kapital in England so viel Baumwollenwaaren fertigen, daß damit 1000 Malter Weizen von einem anderen Lande eingetauscht werden können, während dieselben Arbeiter mit demselben Kapitale nur 900 Malter von gleicher Güte in England erarbeiten könnten; so wird England um 100 Malter Weizen reicher, weil es baumwollene Waaren gefertigt, und fremden Weizen dafür eingetauscht hat.«

Gegen diese, der Theorie Smiths analoge Behauptung hatte Kraus bereits erinnert, daß, wenn auch die Rechnung richtig sey, doch in Erwägung kommen müsse, wie ein Staat, der Ackerbau und Manufaktur verbände, alle drey Elemente des Nationalreichthums, nämlich Landrente, Arbeitslohn und Handelsprofit seiner eigenen Bevölkerung zu gut kommen lasse, ein Vortheil, der mit den 100 Malter Weizen Ueberschuß wohl die Wage halte. Dagegen bemerkt denn die vorgedachte Schule wieder, wie alleinig dadurch, daß zwey Länder und zwey Völker konkurriren, sich die Thätigkeit des Handels erzeuge, welche den kommerziellen Gewinn hervorbringt. Hier dreht sich wieder alles im Zirkel, und die Frage, so genommen, wird unauflöslich. Die Sache scheint diese zu seyn.

Betrachtet man das Land — ein Wort, das wir aus vielen Rücksichten dem Worte Staat bey Erörterungen, wie die gegenwärtigen, vorziehen — als Kapitalisten, der, bevor er sein Geld einem Unternehmen widmet, sich rein kaufmännisch, d. h. nach Prozenten, welche auch das Unberechenbare, den Zufall, das Unglück, das Risiko und die Konjunkturen auf Zahlenverhältniß normativ reduziren sollen, berechnet; so mag der Satz seine Richtigkeit haben. Aber was kümmert jenen Kapitalisten das Wohl des Ganzen, der Untergang mehrerer Klassen, die moralische und physische Verderbung der Menschen, die Zerrüttung der politischen Verhältnisse, und der letzte Erfolg, der eintreten muß, wenn die fortgehende, stets sich steigernde Wirkung zu dem Punkte gelangt, wo der große kritische Umschwung,

die veränderte Achsendrehung Platz greifen wird, welche alle Bewegungen des sozialen Daseyns verändern? Jetzt aber ist England der Staat, welchem jener drohende Moment heranrückt, dessen Folgen aller Berechnung widerstehen, die jedoch sich dem gründlichen Verstande eines verkannten Ministers scheinen angekündet zu haben. Denn bleiben wir bey dem Beyspiele unseres Autors und bey den 100 Malter Weizen stehen, deren Gewinn dadurch angekündet wird; so setzt dieser Gewinn doch die fortdauernde Geneigtheit des ackerbauenden Kontinents voraus, gegen die mehr fabrizirten Baumwollenwaaren auch besagte 100 Malter Weizen zu verabreichen. Wie sehr kann sich dies Verhältniß ändern!

Der Verfasser des Artikels über Englands Handelsverlegenheit im Edinburgh Rewiew, N. LXIII, mit Herrn John Clay, dem Verfasser des früher angezogenen Werkes über den nämlichen Gegenstand, liefern darüber einen beherzenswerthen Aufschluß. Diese Herren lehren uns, welchen ungemeinen Vortheil Napoleon durch die Kontinentalsperre seinem englischen Gegner gestiftet, und in welche Bedrängnisse England nach dem Frieden gerathen mußte, weil gerade jene Sperre, der Absicht ganz entgegen, das Monopol des Welthandels an England verlieh. »Die monopolistischen Vortheile — so lauten des Verfassers Worte — welche unsere Kaufleute und Fabrikanten während des Krieges genossen, hörten nun auf, obschon die Verbote der Einfuhr englischer Waaren auf dem Kontinent wegfielen. Vor dem Kriege waren wir die größte, im Kriege die einzige handelnde Nation der Welt. Nach dem Kriege konnten wir nur für solche Waaren in anderen Ländern einen Debit erwarten, die wir viel wohlfeiler zu liefern im Stande sind, als sie solche fertigen oder anderweit beziehen können. Daher eine Stockung vieler produktiver Kräfte, die einen anderen Erwerbszweig suchen mußten. Allein das Anti-Kommerzialsystem des Exkaisers gewann erst in den Händen der ihm folgenden legitimen Mächte Wirksamkeit; und diese war zu erwarten. Die wieder auftretenden Souveraine, welche die Quellen der englischen Geldkraft kennen gelernt, wollten ihren Völkern und sich selbst gleiche Vortheile schaffen. Von unsern Politikern und praktischen Staatsmännern belehrt, daß man den Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr als Kriterium eines vortheilhaften Handelsstandes zu betrachten habe, legten sie der Einfuhr Hindernisse in den Weg, welche unsere Agenten in Paris und Wien durch Handelstraktate und gegenseitige Konzessionen hätten beseitigen können.«

»Während des Krieges waren die Kontinentalvölker genö-

thigt, entweder die baumwollenen Waaren und Kolonialprodukte von uns zu kaufen, oder sie gänzlich zu entbehren. Jetzt sind Baumwolle, Indigo, Kaffee u. s. w. eben so wohlfeil in Hamburg, Amsterdam, Bordeaux u. s. w. zu haben, wie in London und Liverpool. Ein Verbot der Einfuhr fremder Waaren nöthigt den Franzosen und Preußen nicht ferner zu gänzlicher Entbehrung des Zuckers, der Baumwollenwaaren u. s. w., oder zu Listen, zur Täuschung der Zöllner. Selbst das Kontrabandiren läßt nach, wenn der Unterschied des Preises geringer, und so der Gewinn beym Defraudo schwächer wird.«

»Wie schädlich die Stockung der Nachfrage auf dem Festlande unseren Märkten geworden, erhellt daraus, daß selbst die in Amerika und Ostindien nach unseren Manufakturwaaren entstandene Nachfrage die Noth nur wenig mildern konnte. Amerika's wachsende Bevölkerung hat seine Nachfrage vermehrt, und Ostindien uns neue Märkte geöffnet. Doch alle diese vortheilhaften Umstände konnten der Einbuße des Absatzes nach dem Kontinent kein Gegengewicht verschaffen. Die Noth ward fast allen Manufakturen fühlbar.«

Diese Erörterung enthält, nächst anderen Wahrheiten, ein indirektes Geständniß, daß im Gefolge gewisser Prohibitionen der Kontinent gelernt habe, englische Fabrikate zu entbehren, und daß letzteren der ihnen nothwendige Absatz nur dadurch zu beschaffen sey, daß sie zu wohlfeileren Preisen geliefert würden. Diese wohlfeilere Lieferung werde nur möglich, wenn England wohlfeilere Konsumtionsmittel, als die einheimisch erzeugten, hervorbringen, d. h. die wohlfeilere Produktion des Auslandes benutzen könne, um das Uebergewicht in der Fabrikation sich für immer zu erhalten. Und hiermit hängt wieder der Tadel zusammen, welchen die gehinderte Korn-Importation erfährt. Denn mit dem verminderten Debit auf dem Kontinent hatte der Verlust des Monopols im Fruchthandel einen Rückgang des Landbaues und eine Stockung aller sonstigen Gewerbe verursacht. England verlor die Frachtfuhren, und bald darauf vollendete der Fall des Preises aller rohen Produkte, der gleich auf die Eröffnung der holländischen Häfen im Jahre 1813 folgte, das Unglück; denn dadurch wurde der Möglichkeit fernerer Kulturverbesserungen ein Ende gemacht. Viele Pächter verfielen in Bankerott, und manche auf schlechte Aecker verwandte Kapitalien oder sonst auf hohe Kornpreise berechnete Anlagen gingen verloren. Nun zogen die erschreckten Landbanken plötzlich ihre Papiere zurück, und trieben durch diese jähe Veränderung der Cirkulationsmittel binnen zwey Jahren über dreyßig Prozent in die Höhe. Hierdurch wuchs auf der einen Seite die Last der Abga-

ben in gleicher Proportion; alles Ereignisse, welche, beyläufig bemerkt, späterhin auch der Kontinent erfahren mußte, und in denen sich die nach allen Seiten hin vordringenden Folgen früher gebildeter Mißverhältnisse und mangelhafter Zustände nicht verkennen lassen, die wahrhaft bedenklich und unleidlich erst dann werden, wenn sie auch den Ackerbau zu treffen und zu untergraben den Anfang machen.

Daher suchte das Parlament vorzubeugen. Nur bey einem Normalpreise von 63 Schilling für den Quarter ward die Einfuhr des fremden Getreides erlaubt, und später wurde dieser Preis auf 80 Schilling für den Quarter erhöht. Denn man berechnete, daß bey geringerem Werthe der Landmann nur mit Verlust produziren würde, und mithin das Kapital dem Landbau sich entziehen müsse. Gegen diese Maßregel erklären sich nun in England alle Staatsökonomen, wenigstens alle Anhänger der Theorie Adam Smiths, und eine überwiegende Majorität der Stimmen in der Nation.

Gewiß hat man hier mit einem der intrikatesten Verhältnisse zu thun, und gewiß ist die möglichst beste Behandlung desselben nur zu treffen, sobald man vom Standpunkte der höheren Politik ausgeht.

Bemerken wir zuvörderst den wichtigen, einen bedeutenden Unterschied begründenden, und viel zu sehr übersehenen Umstand einer Abhängigkeit des englischen Ackerbaues vom Kapitale. Man hat in England zu fürchten, daß bey einem Mißverhältnisse im Gewinne durch Anlegung der Fonds in landwirthschaftliche und in Fabrikenarbeit, die Kapitalien sich der ersteren entziehen könnten, und daß bey steigendem Gewinne durch Handel und Manufaktur man aufhören werde, den Acker zu bestellen. Wenigstens liegt diese Möglichkeit in den Aeußerungen der dortigen Staatsökonomen.

Zwar bemerken die Anhänger der Theorie, daß zuletzt es denn doch nicht zu solchem Extreme kommen werde, weil durch hohen Gewinn im Manufakturbetrieb sich das Kapital der Nation so anhäufen müsse, daß hiernächst es doch wieder dem Ackerbau zurückkehren, und letzterer durch steigenden Werth der Lebensmittel eine neue Aufmunterung gewinnen werde. Aber wie viel Bedenken erheben sich gegen die Wahrheit dieser Behauptung! Einige derselben werden wir Gelegenheit haben, weiter unten zu besprechen, und lassen uns daher in unseren Betrachtungen nicht durch Lehrsätze unterbrechen, die keineswegs erfüllen, was sie zu leisten versprechen.

Dem denkenden Kopfe darf die obige Betrachtung, ihrer reichen Folgen wegen, gewiß nicht entgehen. Während in an-

dern Ländern, in Bezug auf den Ackerbau, als beynahe höchste Besorgniß die Furcht erwachen kann, daß eine Erschütterung der agronomischen Stetigkeit eintreten, und die Wahl der Produktionsgegenstände, der Organismus des Betriebes, sich nach der Wandelbarkeit des Marktes und der Veränderlichkeit der Nachfrage wechselnd und unruhig gestalten möchte, eine Rücksicht, deren Wichtigkeit Adam Müller vorzüglich treffend eingesehen hat; während dieses, sagen wir, in andern Ländern besorgt werden kann, muß England fürchten, daß, wenn auch nicht für immer, doch periodenweise der Ackerbau alle ihm gewidmeten Kapitale verlieren könne, weil diesen Kapitalen in jenem Gewerbszweige der Untergang durch den Bankerott der Unternehmer bevorstehe.

Woher nun rührt diese Supremazie des Kapitals, und welche Folgen kann sie herbeyführen? — Die Antwort ist leicht zu finden. Nur überwiegender Geldreichthum konnte ein Verhältniß solcher Art präpariren, und jener Geldreichthum erzeugte sich aus dem Umfange des Handels und der Fabriken. Nun haben wir aber erst vernommen, wie, nach den Lehren der Nationalökonomie, ein blühender Zustand der Fabriken, der das Nationalkapital vermehrt, vortheilhaft zurückwirkt auf den Ackerbau, und diesen hebt. Man befördert, um dieses wohlthätigen Einflusses willen, die Fabrikation, und nennt sie eine indirekte Beförderung des Ackerbaues. Aber berücksichtigen wir auch die schädliche Seite; wir meinen, daß die Manufaktur, eben sowohl wie sie den Landbau zum Gipfel emporheben, ihn auch eben so leicht verlassen und zerstören kann. Nicht bloß nämlich ist ein von der Konsumtion der Fabrikanten allein abhängiger Feldbau mit dem Sinken jener Fabriken vernichtet, wie denn der Rezensent im Edinburger Blatte selber einräumt, daß der geschmälerte Debit englischer Fabrikate zu künstlicher Unterstützung der Ackerkultur genöthigt habe; sondern es kann auch, wie durch jede Abnahme der Fabrikation, eben sowohl mittelst einer ungemein steigenden Blüthe derselben die Agrikultur gefährdet werden, weil und sobald nämlich das den Manufakturen gewidmete Kapital mehreren Gewinn verheißt, und darum den Landbau verläßt.

Ob das Prognostikon, daß Vortheile der Fabrikation wiederum so viel neue Kapitale stiften, um diesen eine abermalige Richtung auf den Ackerbau zurück zu geben, auch vollkommen in Erfüllung gehen werde, kann mit so mancher anderen Behauptung unerörtert bleiben, weil es hier darauf ankömmt, daß durch das angedeutete Verhältniß der Agrikultur zur Manufaktur das Problem der ungehinderten Korneinfuhr durchaus eine andere Gestalt gewinnt, und dieses die Frage ist, mit der wir uns hie-

sigen Orts beschäftigen. Weil ein Ackerbau, wie der geschilderte, wechselnd durch die Fabrikenverhältnisse unterstützt und bedrängt wird, bleibt er in einer steten Korrelation mit diesen, so daß auch in Absicht des Kornhandels die Gesetzgebung nach reinen Prinzipien zu verfahren gehemmt ist, und dadurch wird alles bedingt, was wir oben, gleichsam unbedingt, gegen die Sperre angeführt hatten, weil nämlich ein Mittelzustand eintritt, der die unsystematisch scheinende Behandlung einer komplicirten Krankheit in Anspruch nimmt. Bleibt der Ackerbau seiner wahren Natur treu, gestaltet er sich rein nach den ihm eigenthümlichen Gesetzen, kurz behauptet er ganz jene ihm nothwendige Eigenschaft, die Adam Müller so treffend geschildert, indem er ihn ein Amt nennt, und nicht ein Gewerbe, ein Amt, das nicht nach Willkür gewählt wird, sondern aus Nothwendigkeit gehandhabt werden muß; dann erst läßt sich die unbedingte Freyheit des Kornhandels aussprechen, denn es bedarf keiner Prohibitionen, um ihn zu sichern gegen die Gefahr, daß vielleicht er aufhören werde zu rentiren.

Ist also dem Ackerbau jener vorerwähnte Organismus gelassen, d. h. bildet er die Grundlage des Landes und seiner Gewerbe; so wird alle Nothwendigkeit wegfallen, jenes Land gegen fremde Einfuhren sicher zu stellen, um so den Reiz zu unterhalten, daß der Erdboden angebauet werde. Es bedarf keiner Besorgniß, daß periodisch die Gefilde unbestellt möchten liegen bleiben, bis eine neue Anregung, eine neue Aussicht auf Gewinn beym Fruchtverkauf der menschlichen Thätigkeit die Richtung gibt, Agrikultur zu treiben Es ist auch nichts vorhanden, wodurch dem Ackerbau die Thätigkeiten, die Kräfte, die Kapitalien entzogen werden könnten. Kurz, die Landwirthschaft besitzt in sich selbst ihren Grund und ihre Quelle des Lebens. Sie borgt weder von der Manufaktur die belebenden Anreizungen, noch ist sie genöthigt, derselben zu dienen, oder ihr gemäß gemodelt zu werden, und eben so wenig wird sie periodisch durch jene übertrieben gereizt.

Schon diese Betrachtung führt auf ein Resultat, welches wir neu nennen dürfen, weil, unsers Wissens, noch kein Schriftsteller es vollständig aufgestellt und hinlänglich berücksichtigt hat, und welches um so schwieriger zu finden ist, als es gegen alles ankämpft, was dem in der Außenregion verweilenden Urtheil sich darstellt, ja als es ein Räthsel löset, das manches Nachdenken muß angeregt haben. Alle Staatswirthe der neueren Zeit, Männer, welche nicht mit Unrecht als denkende Köpfe gepriesen wurden, haben gelehrt und fast unwiderleglich bewiesen, daß Englands Heil den Eingang fremden Getreides bedürfe, daß die gehinderte Korneinfuhr

seine Verhältnisse zerrütte, und einen Nothstand veranlasse, der mit hinübergeht auf den Kontinent. Wer darüber noch mehr zu lesen wünscht, als in den bereits hiesigen Orts erwähnten Schriften gesagt ist, dem empfehlen wir: Report from the select Committee to whom the several Petitions complaining of the depressed state of the agriculture of the United Kingdom were referred. Ordred by the House of Commons to be printed 18th Juny 1821, pp. 56. London, zugleich was im Quarterly Rewiew, L. 1821 darüber mitgetheilt worden. Troß dem wagt man nicht, die bestehende Kornsperre aufzuheben, troß dem reden manche der gewichtigsten Stimmen ihr das Wort; troß dem ist seit beynahe funfzig Jahren die Einfuhr ausländischen Getreides mit Zöllen belegt, und zuletzt gänzlich verboten worden, sobald der Quarter Weizen im Lande nicht den Standartpreis von achtzig Schilling erreicht. Es ist eine weit verbreitete, auch vom Recensenten im Q. Rewiew unterstützte Meinung, jene Maßregel habe ihr Daseyn dem Uebergewicht der Landbauer allein zu verdanken, weil diese von je geglaubt hätten, daß ihre Regierung schuldig sey, ihnen gleiche Monopolrechte zu gewähren, als sie den Manufakturisten gestattet. Aber weg mit dieser Anschuldigung und mit der Angabe ähnlicher Motive, die nur der Ergründung des wahren Sachverhältnisses schaden. Das Schwierige des Problems liegt in der sonderbaren Verflechtung der Agrikultur mit den Manufakturverhältnissen, in der Mitwirkung eines fremdartigen Koeffizienten bey den Resultaten, dem gemäß eine Art Korrespondenz und Gleichmäßigkeit der Maßregeln nöthig wird, obwohl die Gegenstände verschieden sind, welche jene Maßregeln erheischen. Eine jede derselben hat, jener Verzweigung wegen, etwas Schädliches; man kann folglich nur die Nachtheile und die Vortheile abwägen; falsch dagegen würde es seyn, eine von allem Nachtheile gereinigte Maßregel aufsuchen zu wollen. Die Praktiker in England haben von jeher es dunkel gefühlt, daß die Agrikultur ihres Landes eine abnorme sey, und daher haben wir uns die Doppelheit und das Schwanken der Meinungen darüber zu erklären, indem Einige jenes abnorme Wesen ganz als ein erkünsteltes, unergiebiges wollten fallen lassen, sofern es sich nicht den Postulaten der Theorie von freyer Konkurrenz unterwürfe. Andere hingegen, sorgenvoll einer Zeit gedenkend, wo Englands Agrikultur ganz zerrüttet seyn könnte, möchten eine Konservation derselben und Revigoration ihrer ursprünglichen Natur nicht aufgeben. Wenn die Schlußfolge der Oekonomisten diese ist, daß bey freyer Einfuhr des im Auslande wohlfeiler erzeugten Getreides, England, wegen seiner überwiegenden Fabriksge-

schicklichkeit und Vervollkommnung der Manufaktur, durch wohlfeileren Gewinn der Konsumtionsmittel für die Arbeiter, das Nationalkapital am sichersten und schnellsten vermehren müsse, weil der Engländer am besten, auch am wohlfeilsten fabrizirt, und mithin dieser großen Aussicht die untergeordnete eines nur mäßigen Ackerbaues aufopfern müsse; so ward von Anderen erwogen, was aus diesem Grundsatze zuletzt hervorgehen könne. Soll die Blüthe der Manufakturen wachsen, so muß auch der Gewinn steigen, welchen die Fabrikunternehmungen abwerfen. Dieser Satz entspricht dem kameralistischen Systeme, welches wir betrachten, nicht minder, wie die Behauptung, daß steigender Gewinn bey den Manufakturgeschäften Kapital und Arbeit dem Landbau entzieht, und nun muß überwiegender Vortheil dort allmälich vermitteln, daß zuerst den Ländereyen schlechterer, dann denen mittlerer Güte der Aufwand von Thätigkeit der Menschen und des Geldes entweichen, vielleicht zuletzt sogar ein Theil des guten Landes unbebaut bleiben wird, so daß die Produkte des Landbaues, ihrem Werthe und ihrer Quantität nach, alle Bedeutung in Vergleich der Fabrikation verlieren müssen. Hier tritt nun das Bedenken ein, ob eine natürliche, ungewaltsame Rückkehr zum Gleichgewichte auch wirklich der These gemäß eintreten werde. — Denn gerade das, was die Fabrikation hob, wird für den Ackerbau schädlich. Die Wohlfeilheit der Konsumtionsmittel, welche, mit technischem Geschicke verbunden, die Manufaktur steigern, und der hohe Gewinn, welchen die Fabrikation den Kapitalien verheißt, beyde untergraben den Ackerbau. Was kann dieser erwarten, wenn die Kapitalien, so darin angelegt werden, an sich wenig rentiren, und wenn nun gar noch durch Freyheit der Einfuhr die Wohlfeilheit der Erzeugnisse eines Gewerbes vermehrt wird, das an sich schon nicht gewinnreich war. Dem Prinzipe unserer kameralistischen Schule nach muß dieß gänzlich aufgegeben und verlassen werden.

Aber lassen wir uns nicht bestimmen durch dasjenige, was aus dem richtigen Denken und Folgern besagter Schule hervorgeht; sondern betrachten wir gleichzeitig, was wir als wirkliches Ereigniß sich zutragen sehen. Man wirft, wahrscheinlich mit Unrecht, auf dem Kontinent den Engländern vor, daß sie mit Verlust fabrizirten, um durch die Wohlfeilheit ihrer Fabrikate alle Unternehmungen des Festlandes zu vernichten, hiernächst aber als Monopolisten auftretend, sich sämmtlicher Vortheile des Monopols zu erfreuen. Sollte nicht, nach gleicher Analogie, der Kontinent den Gedanken fassen können, dem Engländer jenen Erwerbszweig gänzlich zu überlassen, um ihm dagegen seine Ackererzeugnisse zuführen zu dürfen, und es dahin zu bringen,

daß **Großbritannien** in strengster Einseitigkeit sich zum Manufakturstaat ausbilde, den Ackerbau dagegen gänzlich fahren lasse? — Betrachten wir hiervon die Folgen zur Widerlegung eines oft erwähnten Satzes der von unserer Meinung abweichenden Schule. Diese sagt, der wachsende Reichthum, durch Manufaktur entstanden, wird sich in den Ackerbau werfen müssen. Aber hier kann er bey bestehender Einfuhrfreyheit nie so viel gewinnen, wie durch Fabrikation. Ließe daher das Festland, durch Annahme englischer Fabrikate die Manufakturanstalten den höchst möglichen Kapitalgewinn erreichen; so würde der Thätigkeit dem Geschäfte, welches den höchsten Profit abwirft, jeder minder lohnende Betrieb aufgeopfert werden. Was jetzt aus Drang und Verlegenheit geschieht, das würde dann mit frischer Gewinnlust und hochbelebtem Muthe nach vergrößertem Maßstabe zur Verwirklichung gelangen. Man würde die Fabrikanstalten noch ungleich kolossaler, noch ungleich kunstvoller einrichten und vervielfältigen, so, daß ganz **England** aufginge in Fabrik und Kommerzium. Der brittische Grund und Boden würde zuletzt nur die gewaltigen Fabrikgebäude und die zahllosen Wohnungen der direkt und indirekt damit beschäftigten, so wie der vom Gewinn derselben lebenden, ja schwelgenden Menschen tragen, nächst dem aber, daß er jenen Wohnstätten und Erholungsplätze einräumt, nur seine Kohlenbergwerke und sonstigen Erzgruben als wahren Territorialreichthum behalten. Aber den ungeheuern Betrag der Rohprodukte für jenes kolossale Unternehmen einer auf den Bedarf des größten Theils der Welt berechneten Fabrikation müßte **England** von dem Auslande beziehen. Fragen wir nun, was ersetzbarer sey, ob eine versiegte Produktionskraft der Natur, oder eine erlahmte und vernachläßigte Thätigkeit und Geschicklichkeit der Menschen; so wird Niemand für letztere zu entscheiden Anstand nehmen. Möge der Engländer seinen Ackerbau immerhin glücklichst restauriren, möge er ihn auf den höchsten Gipfel erheben, er wird, bey dem besten Erfolge sogar, immer nicht sonderlich weit gelangen. Was könnte der ergiebigste Landbau zur Deckung des Bedürfnisses einer Anlage, wie wir sie hier annehmen dürfen, und zur Versorgung der Menschenmasse liefern, welche von der Weltmanufaktur leben und subsistiren will? Sehr wenig! Mit welchen Opfern aber müßte der Gewinn aller Selbsterzeugnisse erkauft werden? Und was noch mehr ist, welche Zeit würde darüber verfließen, daß die Agrikultur restaurirt da stände? Eine Zeit, binnen welcher der Bruch und die Zertrümmerung der ganzen Maschine, die erhalten werden soll, eintreten möchte, auf den Fall, daß der Kontinent sich zu ungünstigen Gegenoperationen entschlösse, z. B. daß das Festland, seinen Vortheil er-

kennend, dem England den Preis für die Rohprodukte vorschreiben wollte, welches unproduktiv innerhalb seines Inselbezirks geworden, in die Situation der Abhängigkeit hinuntergesunken wäre. Denn wer bezweifelt, daß der ein besseres Spiel spiele, welcher der Fabrikate wegen, wie der, welcher der Rohprodukte und Nahrungsmittel wegen, in Verlegenheit geräth? Der von englischer Fabrikation abhängige Kontinent wäre ungleich besser daran, wie das von der Kontinentalproduktion abhängige England.

Wir behaupten zwar keineswegs, daß auf dem Kontinent die Dinge eine Gestalt gewinnen möchten, welche auf die Verwirklichung jener Hypothese führen könnten; aber wir halten für möglich, daß der zeitige Kampf der Prinzipien einen Schluß erlange, nach welchem eine Disproportion des englischen Fabriksystems und Fabriklebens zur agrarischen Thätigkeit stabilirt werden könnte; und bey solcher einmal begründeten Disproportion bleibt der überwiegende Theil in stets zunehmendem Wachsthum, während dem unterdrückten Theile das Loos einer fortgehenden Schwächung und Verminderung zuzufallen pflegt. Schon um dieser Betrachtung willen sind die Staatsmänner zu ehren, welche nicht versäumen, von Zeit zu Zeit einen Blick in die Perspektive jener Möglichkeit zu thun, und nicht läßig bleiben wollten, ihr vorzubauen. Zugleich verdienen Schriftsteller wie Malthus das größte Lob, weil sie Vorbereitungen zur Prüfung einer Ansicht geliefert haben, der eine bedeutende Mehrheit in England abhold zu seyn scheint. Und umfassen wir nur die Gegenwart noch sorgfältiger mit unsern Blicken, so werden wir die Rücksichten, welche mancher denkende und beobachtende Kopf Englands dem Agrikulturinteresse einräumt, sehr wohl begründet finden.

Was Voltaire von der Revolution sagte, daß sie ganz Europa durchwandern werde, das läßt sich mit wohl noch mehrerem Rechte von der Vervollkommnung der Fabriken sagen. Alle Autoren, gegen welche diese unsere Betrachtungen gerichtet sind, stimmen darin überein, daß den Kontinent sein Nacheifern in der Vollendung der englischen Arbeiten bereits sehr weit geführt habe, und daß England, das nach dem Eingeständniß seiner eigenen Staatsmänner, verloren wäre, wenn sich ihm kein neuer Markt öffnen sollte, und dem der Verkauf nach Amerika noch nicht Genüge leisten kann, genöthigt sey, durch die Wohlfeilheit seiner Fabrikate im Kampfe durch die Konkurrenz zum Siege zu gelangen. Es ist aber schon ein bedenklicher, ja beynahe kritischer Zustand, und oft sogar schon Vorbote vom Verfalle des Gewerbes, wenn solche Nebenbuhler auftreten, die man trachten

muß, durch größere Wohlfeilheit der Waaren zu besiegen. Lange fruchtet dieses Hülfsmittel nur selten. Denn unerwartet wird der, welcher Andere zu übertreffen sich schmeichelte, selbst übertroffen. Und so möchten vielleicht diejenigen, welche jetzt höchst thätig sind, Englands gesammte Politik, innen wie außen, auf den Punkt hinzurichten, daß der Bewohner des Inselstaates die Möglichkeit erreiche, am wohlfeilsten zu fabriziren, um den Weltmarkt zu erwerben, zu einer Art von letztem Mittel anrathen, und diesem die größere dauernde Wohlfahrt des Landes hinopfern.

Aber England greife zu welchem Mittel es wolle; diesem Lande wird weder der Vorzug der Geschicklichkeit, noch der der Wohlfeilheit, ja letzterer am wenigsten, bey seiner Fabrikation verbleiben. Eben damit für diese Behauptung ein Faktum sprechen möge, ist es geschehen, daß unsere Abhandlung eröffnet worden mit Aufstellung eines thatsächlichen Beyspiels von dem Vordringen englischer Manufaktur-Vervollkommnung in die Länder des Kontinents. Denn in vorgedachter Stadt bestehet neben dem beschriebenen Unternehmen noch eine von Engländern gestiftete Tuchfabrik, der über verschiedne, dem Lande noch neue Anlagen, namentlich Walkanstalten, mehrjährige Patente ertheilt worden sind. Solche Unternehmungen würden, sofern nur auch Kapital vorhanden wäre, die wirksamsten Schulen zur Propagation der Gewerbs- und Fabrikengeschicklichkeit bilden, zugleich aber auch belehren über diejenigen Mittel, durch welche möglich wird, die Fabrikate wohlfeil zu liefern; sie werden aus dieser Rücksicht in mehrerer Betrachtung wichtig, und bedeutend wegen der Rückwirkung auf das Mutterland. Gesetzt z. B. es dränge die Stimme durch in Großbritannien, welche der Aufhebung oder Modifizirung der Kornbill das Wort redet, zu welcher Wohlfeilheit würde nicht jenes im Eingange geschilderte englische Etablissement den europäischen Inselstaat mit Mehl zu versorgen, fähig seyn! Man darf erwarten, daß die Unternehmungen der Art sich bedeutend vermehren, und daß größere Kompagnien sie stiften werden. Es ist sehr die Frage, oder vielmehr es ist nicht die Frage, ob jene Anstalten für England und für den Kontinent Vortheile entwickeln können. In dem ersteren Lande darf die Besorgniß erwachen, daß gegen die wohlfeile Lieferung der Konsumtionsmittel durch die auf dem Kontinente etablirten Aktionairs sich die einheimische Produktion unmöglich halten könne, wirklich daher die Thätigkeit der Kapitale zur Manufaktur sich wenden werde. Auch die Zahl der Interessenten bey jenen Kontinentaletablissements muß wachsen, und dadurch kann sich ein Interesse und eine Stimme im Mutterlande bilden, welche für dieses zur

Potenz heranzuwachsen gar wohl vermag. Der Vortheil der durch Aktionairs begründeten Etablissements wird aber auch nicht beständig noch in allen Stücken mit dem Vortheile der Bewohner des Kontinents Hand in Hand wandeln, vielmehr eine bedeutende Klasse entstehen, deren Interesse ein völlig gemischtes zu werden droht. Der Fabrikgeschicklichkeit dieser gewiß verständig spekulirenden Individuen soll kein Tadel aufgeheftet werden; es läßt sich sogar vermuthen, daß sie einen vorzüglich hohen, ja den höchsten Grad der Kunstfertigkeit erreichen. Aber desto schlimmer vielleicht für die Länder und Staaten, d. h. für den Kontinent und für das Inselland. Wir haben gesehen, wie nachtheilig dergleichen in das Große gehende Anstalten für die Agrikultur des Festlandes wirken, wie sie dort Märkte, Gewerbe und Verkehr zerstören müssen, um einen neuen Betrieb zu stiften, welcher Einige bereichert, damit ganze Landschaften, deren Bewohner sich einer angemessenen Selbstständigkeit zu erfreuen hatten, herabgewürdiget werden zu bloßen Lohnarbeitern. Wäre es möglich, daß die Dinge dauernd in ihrer Lage bleiben könnten, so müßten dergleichen Entreprisen auch für England selbst bedenklich werden. Das Vaterland der Unternehmer wird durch letztere einen großen Theil seiner Nahrungsmittel bereits halb zubereitet, und gegen einen Preis empfangen, bey welchem die Konkurrenz der Selbstproduktion im Lande nicht bestehen kann, so, daß man dort die ackerbaulichen Geschäfte wird einstellen müssen, ohne daß vielleicht die Fabrikation sich hebt, und ohne daß der Kontinent beym Absatze seiner Nahrungsmittel nach England gedeiht. Denn Kompagnieen haben es in ihrer Gewalt, die Werthe herabzusetzen, und dieß würde geschehen. Aber auch das wäre, wenn völlig freyer Verkehr zwischen dem Kontinente und England in der Legislation des letztgenannten Landes durchgehen sollte, zu besorgen, daß die bedeutendsten Manufakturen von englischen Aktionairs unternommen, auf dem Kontinent, namentlich in Deutschland, ihren Sitz nehmen möchten. Weßhalb sollte nicht hier gerade vielleicht das Allervollkommenste sich liefern lassen? — Dann werden und müssen auch Zwischeninteressen sich bilden, so sonderbar zwischen England und dem Kontinente gestellt, daß man weder der Ansprüche gedenken mag, welche dadurch an die Legislation des Staats erwachen dürften, noch weniger aber die politischen Wirkungen und Folgen in Rücksicht nehmen.

Jedoch, wie gesagt, die Dinge bleiben nicht in derjenigen Lage, in welcher sie sich beym Anbeginne befinden, und so könnte es wohl geschehen, daß beydes, Güte und Wohlfeilheit der Fabrikate, aufhörten englischer Alleinbesitz zu bleiben, daß zuerst der

Deutsche, und — worauf wohl am wenigsten scheint gedacht worden zu seyn — dann der Sohn slavischen Ursprungs, daß die Angehörigen jenes kunstvollen sinnigen Stammes, meistens Bewohner der produktivsten Länder, belehrt durch die Unternehmungen der Fremden, welche sich in ihrer Nähe entwickeln, ihnen sich wenigstens gleichstellen würden. Was haben nicht einige wenige in Böhmen ohne fremde Anleitung unternommenen Versuche bereits geleistet? — Die Kattune von Kosmanos erschienen kaum auf deutschen Messen, als man ihnen den Rang über die englischen Fabrikate einräumen mußte, und Stahlwaaren aus Mixdorf gingen nicht nur nach England, sondern wurden auch von dort aus als englische Arbeit nach allen Ländern verführt, ja sogar in das Land ihres Ursprungs, in die Kaiserstaaten selbst als englisches Gut eingeschwärzt, bis man den Irrthum und das rechte Vaterland jener Hervorbringungen des Kunstfleißes entdeckte, und sie wiederum frey dahin zurückkehren ließ. Endlich so steht die deutsche Tuchfabrikation bereits mit der englischen auf gleicher Linie.

Wir sind nun so ziemlich dahin gelangt, die Verhältnisse übersehen zu können, denen des Verfassers Ideen sollen angepaßt werden, und wir wollen eine Zeit lang seinem Eifer gegen das herrschende Prohibitivsystem der Korneinfuhr das Ohr leihen. »Nimmt,« so sagt er unter andern, »unser äußerer Handel und Manufakturwesen ab; dann werden sich erst die Folgen des Prohibitivsystems auf unsern Ackerbau recht deutlich zeigen. Die künstliche Ausdehnung der Getreidekultur führt das Prinzip der Zerstörung bey sich. Denn die Nachfrage bestimmt allein das Angebot, und nichts kann beständig fort zu Markte gebracht werden, wenn die Konsumenten nicht bereit sind, den Kostenpreis dafür zu bezahlen. Nimmt nun der Handel und das Manufakturwesen in einem Lande ab, so muß nothwendig auch die Nachfrage nach Ackerprodukten abnehmen« u. s. w.

Es dürfte nicht nöthig werden, diese Behauptungen zu bekämpfen; denn sie sind theils durch die bisherigen Ausführungen, theils durch das eine Wort von Adam Müller, daß der Ackerbau ein Amt und eine Pflicht, die Konservation eines durch Erbschaft überkommenen unersetzlichen Gutes sey, endlich durch das mehrjährige Beyspiel einer Produktion des Kontinents widerlegt worden, die den Kostenpreis nicht deckt, und freylich den Kapitalisten von agrarischen Unternehmungen zurück hält, aber trotz dem die eigentliche landwirthschaftliche Industrie unglaublich, dadurch denn aber auch die Produktion nicht minder steigert. Auch ist hierdurch der Verfasser in einer seiner folgenden Behauptungen geschlagen, wenn er nämlich sagt, daß der Ackerbau zwar noch

eine Zeitlang im Flor bleiben würde, wenn schon der allgemeine Wohlstand fortwährend in Abnahme geriethe, daß aber lange dieser Zustand nicht dauern könne, weil, wenn den Manufakturisten der auswärtige Markt wegen der höheren Preise geschlossen wäre, und auch der einheimische wegen der Theurung der Nahrungsmittel immer kleiner würde, ihnen unmöglich fallen müsse, so viel Korn als früher zu bezahlen. Es wären dann Kalamitäten zu besorgen, denen gemäß man aufhören dürfte, Ländereyen minderer Güte zu bestellen, und bessere Ländereyen im Preise fallen dürften, so daß Landeigner, Pächter und alle für den Feldbau beschäftigte Personen in das allgemeine Unglück verwickelt würden. So sieht den Ackerbau nur an, wer ihn wenig kennet.

Dennoch ist der Verfasser billig genug, einzuräumen, daß England durch Fortdauer des Prohibitivsystems einmal wieder ein kornausführendes Land werden könne; aber ihm scheint dieß kein wünschenswerther Zustand: denn jene Kornausfuhr sey nur möglich, wenn die Bodenkultur durch allmäliche Verminderung des Reichthums und der Bevölkerung so abgenommen habe, daß das im Lande produzirte Getreide nicht mehr zu konsumiren sey. Dann vielleicht könne England wieder auf den Kornmärkten Preis halten, und würde wie Polen ein kornausführendes Land, ein bankerotter, volkloser Staat geworden seyn. Daher wird denn das Gutachten des Hauses der Gemeinen, dessen wir eben gedachten, und des Präsidenten Herrn Parnell, lebhaft getadelt, wenn durch Normirung des Preises von 80 Schilling für den Quarter Weizen der Landbau genugsam gesichert werden solle, um nicht nur keinesweges zurück zu sinken, sondern sogar zu vermitteln, daß auch schlechtere Felder in Kultur genommen werden. Gegen dieses letztere erklärt sich der Verfasser hauptsächlich, indem er mehrmals den Satz aufstellt, daß den schlechten Feldern die ihnen künstlich zugewendete künstliche Kultur bey irgend verändertem Verhältnisse wiederum müsse entzogen werden. Aber diese Behauptung mit mancher früheren entspringt nur aus einer Unbekanntschaft mit der Natur des Ackerbaues; sind nämlich bey minder fruchtbaren Ländereyen nur die ersten Schwierigkeiten beseitigt, hat Düngergewinn nur erst eine Basis für den Feldbau gelegt; so steigt die Fruchtbarkeit in wachsender Progression, wie z. B. die für sandig verschriene Mark Brandenburg, trotz dem, daß ihr der Absatz seewärts seit mehreren Jahren entgangen ist, daß der Geldwerth des Getreides die Selbstkosten nicht ferner deckt, fortfährt an Fruchtbarkeit zuzunehmen, und das Bild eines Kulturstandes liefert, der, mit jedem Jahre blühender werdend, anfängt sich notorisch fruchtbaren Ländern anzureihen.

Denn das ist dem Landbau einmal eigen, daß er, unabhängig vom Fabriksysteme betrachtet, einen eigenthümlichen Quell des Lebens enthält, dessen Versiegung nur eine Folge der Verscherzung seyn kann.

Auch über das Steigen und Sinken des Lohns für die Ackerarbeiten stellt der Autor Behauptungen auf, welche Abstraktionen von Erfahrungen sind, die man wohl beym Manufakturwesen, nicht aber bey der Agrikultur macht. Hr. Torrens ist der Meinung, des Lord Lauderdale Behauptung, hoher Getreidewerth steigere den Arbeitslohn keinesweges, durch Angaben der Hrn. Buyton, Birbeck und Joyce aus den Erfahrungen widerlegt zu haben, welche diese bey ihrem mit Anwendung von Maschinen gehandhabten Ackerbau machen konnten. Aber diese Erfahrungen beruhen selber schon auf abnormen Verhältnissen. Der Satz des Lord ist vollkommen wahr, nur wird er oftmals nach Lokalitäten modifizirt; selbst der Charakter des Volks einzelner Distrikte kommt dabey in Betrachtung. Der träge Tagelöhner rechnet aber nicht wie der Kaufmann bey wohlfeilen Zeiten; er moderirt nicht den Arbeitslohn nach dem gesunknen Werthe der Konsumtionsbedürfnisse. Er operirt wie der Kapitalist, der für wenig Geld viel Getreide kaufen will, d. h. er will für wenig Arbeit viel Getreide eintauschen, und sich einen bedeutenden Ueberschuß an Muße in Rechnung stellen; er bleibt eine Zeitlang, und kann es eine Zeitlang durchsetzen, bey der Forderung hohen Arbeitslohns — wie wir diesen Umstand auch bereits in unserer früheren Abhandlung erwähnten — in wohlfeilen Zeiten, denn in diesen kann er solche hauptsächlich, und bevor die Noth einen gewissen Grad erreicht hat, durchsetzen. Grade wie der Kapitalist, stehet er dann in der Region des Uebergewichts. Nie wird mehr Arbeit angeboten, nie ist der Tagelöhner genügsamer und arbeitsamer, wie bey theuren Zeiten; so hat denn der Lord im Ganzen vollkommen Recht, und seine Behauptung ist nichts weniger denn wunderlich; nur dem Systemkram widerspricht sie. Ueberhaupt hüte man sich, in politischen Dingen die Wirkungen der Ereignisse und Maßregeln apodiktisch feststellen zu wollen; man ist einzig und allein auf Vermuthungen beschränkt, die der Wahrheit bald mehr bald weniger nahe kommen. Das zu beweisen, mag der Streit hier einen Platz finden, den der Punkt, über welchen wir sprechen: ob gehemmte Einfuhr die Preise beugen werde? erlebt hat.

Nach Hrn. Torrens muß, wenn zu dem Korn, welches England besitzt, noch fremdes Getreide hinzukommt, der Preis wegen des wachsenden Angebots fallen, dieses Fallen des Preises sich mit jedem Jahre in bedeutenderem Grade wiederholen.

Ferner wird, sobald fremdes Korn hereinkömmt, sich die Nachfrage nach dem englischen Produkte vermindern, die Ackerbau-Kapitalien verlieren, und letzteres der Fabrikation zufließen. Hr. Parnell dagegen sagt: Hängen wir von fremder Zufuhr ab, so werden die Preise vom Prinzipe des Mangels, und nicht, wie im Gegentheil, vom Prinzipe des Ueberflusses regiert. Da die zuführenden Kaufleute den höchstmöglichen Gewinn bey ihrem Handel erstreben, so werden sie dann erst, wenn das englische Getreide sehr hoch stehet, zur Einfuhr schreiten, und in solchen Quantitäten importiren, daß nur so viel zum Markte gelangt, als nöthig ist, damit die Preise nicht über Gebühr fallen. Hier lesen wir also eine Behauptung, die für sehr viele Fälle sich bestätigen könnte; aber gewiß nicht in allen wahr ist, und im Ganzen muß wohl Hr. Torrens Recht behalten, den wir nun weiter hören wollen, wie er von der Vorsicht und Behutsamkeit spricht, welche anzuwenden ist, damit nicht gegen den Grundsatz gesündigt werde, daß in der Staatsverwaltung jede jähe Veränderung ein Uebel hervorbringt.

Um nicht mit den Pächtern eine zahlreiche Klasse von Einwohnern zu großen Unfällen auszusetzen, muß man das System der Freyheit nur allmählich einführen, und damit anfangen, dem fremden Getreide einen mäßigen, alljährlich aber fallenden Einfuhrzoll aufzulegen, bis die unbedingte Freyheit der Einfuhr eintreten darf. Indem der Autor jenen Zoll normiren will, geht er aber von mancher irrigen Annahme aus; z. B. daß in gleichem Verhältniß, wie der Produktenwerth sinkt, auch die Produktionskosten fallen, was wir bereits oben der Allgemeinheit nach widerlegt haben, in welcher es behauptet wird.

Wir gerathen, indem wir durch den bisherigen Vortrag, den wir als eine abweichende Ansicht möglichst fortlaufend und doch zugleich dem Inhalte des Werks sich anfügend zu leisten versuchten, zum vierten und letzten Theile, vom Einfluß des freyen Kornhandels auf die Vertheilung des Nationalreichthums, gelangt sind, in einige Verlegenheit. Denn hier stoßen wir auf Ansichten, welche von dem erreichten wichtigen Punkte ableiten und dennoch der Erörterung bedürfen, weil sie mancherley Irrthum enthalten, daher denn zu bevorworten, daß der hier verlassene Punkt abermals aufgenommen und fortgesetzt werden wird.

Adam Smith hatte dem Getreide einen Realwerth beygelegt, der allenthalben der Quantität Arbeit gleicht, welche dieses Getreide zu unterhalten vermag, und welchen keine Konkurrenz mindern und kein Monopol erhöhen könne. Der Verfasser nennt dieß einen Grundirrthum, weil der Werth einer jeden Waare, welche der menschliche Fleiß vermehren kann,

durch deren Erzeugungskosten bestimmt wird. Da nun diese beym Getreide steigen und fallen, ohne daß dadurch ein gleichmäßiges Steigen oder Fallen in den Preisen der übrigen Dinge hervorgebracht wird: so muß eine bestimmte Quantität Getreide bald eine größere bald eine geringere Quantiät anderer Waare kaufen, d. h. das Getreide kann in seinem Werthe fallen und steigen.

Adam Smith geht von dem Grundsatze aus, daß, sobald das Land eine gewisse Kulturhöhe erreicht, die Produktionskosten des Getreides sich zu ändern aufhören, weil dann gleiche Quantität Arbeit immer eine gleiche Quantität Getreide hervorbringt, und da ihm Arbeit das Mittel zur Gewinnung aller Werthsobjekte bleibt, so macht er Arbeit zum Standart des Werths aller Dinge. Dieser Behauptung stellt Hr. Torrens mehreres entgegen, und er findet Smith's Satz, daß die Natur dem Getreide einen unveränderlichen Werth verliehen habe, analog mit der Meinung der Physiokraten, daß Manufakturarbeit den Werth der Produkte des Bodens nicht erhöhe, sondern der rohen Materie nur so viel an Werth zusetze, als die Subsistenzmittel betragen, welche die Manufakturarbeiter während der Zeit, wo sie die rohen Materien umgestalten, verzehren.

Vielleicht hat obige Weise einer Zusammenstellung der drey Meinungen schon manchen aufmerksamen Leser zur Entdeckung des Irrthums geführt, in welchen die scharfsinnigen Autoren derselben bey einer jeden verfallen sind. Adam Smith vergißt die Einwirkungen der Natur. Bey seiner Reduktion aller Agentien auf drey Hauptkräfte, als Arbeitslohn, Kapitalgewinnst und Landrente, ist auch diese letztere ihm ein stetiges, keinem Wechsel unterworfenes, nach Prozenten zu berechnendes Wesen, und er zwängt den Eigensinn der Natur darunter. Ein Beyspiel wird mich deutlich machen. Zwey in verschiedenen Gegenden liegende Grundstücke sollen sich gleich seyn, auch um das Resultat der Jahresernte zu fördern, die gleiche Summe an Arbeitslohn, an Kapitalzins und an Landrente bedurft haben. Aber die Witterung ist hier günstig, dort ungünstig gewesen, und am letztern Orte wird bey gleichem Kosten- und Kraftaufwande ein Drittel weniger geerntet. Die Preise richten sich nach dem Durchschnitt des Ganzen, und nun kann nach Abrechnung des unfreywilligen Abzugs der Saat u. s. w., dieser letztere Ackerbesitzer etwa nur halb so viel verkaufen, wie der vom Wetter begünstigte Landwirth, der mit gleichem Arbeitsbetrage nur halb soviel geerntet und gewonnen hat. Erwägen wir nun, daß eine solche Verschiedenheit im Ertrage, als abhängig von der Witterung, ganze Länder treffen, ja, daß sie bewirken kann, daß in dem einen Jahre die nämliche Arbeit mehr, wie in einem andern hervor-

bringt: so darf Smith's Satz nicht als unbedingte Wahrheit beschworen werden, obwohl der scharfsinnige Mann in der Hauptsache doch wohl am meisten Recht behalten dürfte.

Hr. Torrens, der schon durch die den Theoremen der letzten Zeiten völlig widersprechenden Erfahrungen und Ereignisse widerlegt wird, begeht einen merkwürdigen logischen Irrthum, wenn er das Getreide zu den Waaren zählt, welche der menschliche Fleiß unbedingt vermehren kann, und sie nach den für jene geltenden Grundsätze behandelt verlangt. Das Maß der Möglichkeit dieser Vermehrung macht ja einen bedeutenden Unterschied. Wo eine große Masse rohen Stoffes schon vorhanden ist, bey dem es nur darauf ankömmt, ob man ihn zu diesem oder jenem Behufe verarbeiten, in dies oder jenes Fabrikat verwandeln will, da läßt sich jene Möglichkeit eines willkürlichen Vermehrens behaupten. Aber mit den Früchten des Ackerbaues verhält es sich anders. Der menschliche Fleiß und ein angestrengter Landbau vermehrt sie allerdings; das Maß der Vermehrung wird indessen nicht, wie beym ersten Fall, alleinig durch den verwandten Fleiß bestimmt, sondern die Vermehrung ist das Produkt mehrer koincidirenden Thätigkeiten, nicht der Arbeit des Menschen allein. Es stehet, wie A. Müller sehr richtig bemerkt, bey dem Ackerbau nur der eine Arm des Hebels in der Gewalt des Menschen, der andere Arm gehört einer Kraft an, deren Beherrschung ihm untersagt bleibt. Es läßt sich berechnen, wie viel binnen Jahresfrist eine gegebene Maschine an Rohprodukten Jahr aus Jahr ein verarbeiten kann; aber nicht mit gleicher Gewißheit oder Genauigkeit angeben, was eine gewisse Ackerfläche, ein gewisses Arbeits- und ein gewisses Samenquantum an Produkten hervorbringen wird. Daher muß ja die Konkurrenz beym Getreide ganz anders wirken, wie bey den übrigen Fabrikaten, und wie sehr auch englischer Kunstfleiß sich ein Uebergewicht über die Thätigkeit des Bodens und der Natur erworben, wie viel auch dem gemäß die Agrikultur von den Eigenschaften der Manufaktur angenommen habe, zu gleichem Wesen sind beyde noch immer nicht verschmolzen. Daher geschieht es denn, daß, wer eingehet in das Raisonnement des Hrn. Torrens und der ihm gleich denkenden Oekonomisten, in gleichem Maße, wie die Fabrikate, auch die Produkte der Erde glaubt vermehren zu können. Aber die Wirkungen einer Reihe fruchtbarer und einer ähnlichen Reihe unfruchtbarer Jahre werden bald vom Gegentheil überzeugen, indem sie der Konkurrenz ihre Grenzen auch in Beziehung auf den Kornhandel setzen, und werden uns den Schlüssel geben, weßhalb mit Wegräumung der Prohibitionen oder mit Freyheit des Verkehrs noch nicht alles ausgerichtet, und weder

bey theurer Zeit, noch bey wohlfeiler, ein angemessenes Gleichgewicht erzweckt werden kann. So z. B. rührt aus dem Uebersehen dieses Unterschiedes hauptsächlich die Opposition her, welche sich gegen das System des Magazinirens erhoben hat; ein System, das die großen Verschiedenheiten ausgleichen soll, welche die inkalkulable Natur stiftet, gleichsam dasjenige supplirend, was Konkurrenz und freyer Verkehr leisten zu können aufgeben müssen.

Die Physiokraten, die jenes, was A. Smith hauptsächlich zum Produkte der Arbeit erheben wollte, ganz als Produkt der Bodenkraft betrachten, stehen mit ihrem scheinbaren Gegner weniger in Widerspruch, als man wohl glauben möchte. Beyde sogar sind auf dem Wege, das Rechte zu suchen, weil sie berücksichtigen, daß die Natur des Getreides — gerade wie die des Geldes — in gewissen Stücken von der Natur aller anderen Waaren abweicht, nämlich Waare ist und bleibt, aber als solche gewisse Eigenthümlichkeiten voraus hat, denen gemäß sie nicht ganz, auch nicht allein nach den Gesetzen der Konkurrenz betrachtet werden kann. So nähern sich also Smith und die Physiokraten einander um vieles mehr, als es der Fall mit allen denen ist, welche Getreideproduktion und Getreideverkehr unbedingt, wie Hr. Torrens, von der Konkurrenz wollen dependiren lassen. Und nun verlassen wir diesen letzteren, weil es zu weit führen würde, ihn in alle Details zu verfolgen, aus denen er seine Ansichten rechtfertigt, und kehren zurück zu dem Punkte, woselbst wir ausbogen, das Dilemma nämlich betrachtend, worin England geräth, wenn es, sein Manufaktur- und sein Agrikultur-Interesse erwägend, sich über die Freyheit der Korneinfuhr entscheiden soll.

Diese Frage läßt sich doppelt betrachten, aus dem höheren politischen und aus dem untergeordneten ökonomischen Standpunkte. Nach unserer Ueberzeugung muß lediglich der erstere gelten; aber wir wollen deßhalb nicht verschweigen, was auch aus dem letztern dagegen zu sagen ist, und dieß hat am richtigsten der Verfasser des Artikels im Quarterly Rewiew, L. 1821 ausgesprochen.

Das zur Untersuchung der Beschwerden der Landbauer Englands niedergesetzte Kommittee hatte von dem System, ein Limitum von 80 Schilling für den Quarter Weizen zu setzen, bevor die Importation eintreten dürfe, behauptet, daß solches die hohen Kornpreise noch mehr erhöhen, die niedrigen noch mehr niederdrücken müsse, und folgendes Beyspiel aufgestellt. Der Durchschnittspreis des Weizens sey am 15. August 79 Sch. 11 P. das Quarter; so bleiben, die Ernte verhalte sich wie sie wolle, die Häfen bis zum 15. November verschlossen. Ist sodann der

Durchschnittspreis 80 Sch. 1 P., so werden, auch bey der ergiebigsten Ernte, die Häfen drey Monate lang geöffnet. Liegt in solchem Falle kein großer Vorrath in Getreidemagazinen oder den Seehäfen des Festlandes, und es gibt eine schlechte Ernte; so müssen bis zur Ankunft des erst von den Produzenten zu erstehenden Getreides die Preise unglaublich steigen. Diese Steigerung des englischen Preises steigert aber rückwirkend den Kontinentalpreis, und beym Eintritte des Frühlings treibt die Nachfrage nach Getreideschiffen die Fracht in die Höhe, große Zufuhr aber bringt den Wechselkours herunter, und eine Besorgniß der Verkäufer des Kontinents, daß ihnen zu viel Getreide entgehen möchte, verursacht eine Konkurrenz der Käufer am Orte des Ankaufs, ja, man impostirt wohl gar die Exportation, und alles wirkt auf Erhöhung der Preise. Sind hingegen Magazine und Häfen gefüllt, und die Ernte wird ergiebig: so entsteht ein Drang, die Vorräthe baldigst heranzuschaffen, damit der neue, nach der guten Ernte sich richtende Präklusivtermin nicht eintrete, und der Zustrom von außen, vereint mit dem Reichthume in Innern verbinden sich, den Getreidewerth über die Gebühr herabzudrücken.

Das Kommittee hatte zur Abhülfe ein temporaires und ein dauerndes Heilmittel vorgeschlagen, jenes eine Herabsetzung des zeitigen Limitum für die Einfuhr, dieses eine mäßige Impostirung derselben; wogegen der Journalist sich aber gleichfalls erklärt, anführend, daß Epochen eintreten könnten, wo der Landmann über 80 Sch. den Weizen verkaufen müsse, um zu seinen Produktionskosten zu gelangen.

Für beyde Fälle aber ist nun noch folgender Umstand zu erwägen. Der Produzent hat vor allem zu besorgen, daß nach Uebersteigung des Limitum sich eine gute Landesernte mit bedeutenden Vorräthen in den Häfen und Magazinen verbinden möchte, welches zusammengesetzte Ereigniß eine ihn vernichtende Wohlfeilheit vermitteln könnte. Darum wird er alles thun, unter dem Limitum zu verkaufen, denn er verliert lieber im Kleinen, als im Großen durch die obige Konkurrenz. Aber bey mäßigen Ernten wird es nicht möglich, diesen Verkauf zu souteniren, und der Produzent übersieht weniger wie der Spekulant den Totalertrag der Ernte. Setzen wir, daß dieser auffkaufe; so würde nach den allgemeinen Gesetzen von der Konkurrenz der Preis steigen, und das Maximum der 80 Sch. eintreten. Aber letzteres geschieht nicht, weil der Produzent, statt sich nach den Gesetzen der Konkurrenz zur Preiserhöhung verleiten zu lassen, stets unter 80 Sch. verkauft, damit nicht fremdes Korn eingehe. So bekommt der Kornhändler nach und nach eine bedeutende Masse Getreide in Besitz, das er billiger wie zu 80 Sch. erkauft hat. Gesetzt

nun, es sey im Anfange des Junius der Produzent so weit erschöpft, daß er von jetzt an nicht ferner Getreide zu versilbern hat, sondern nur andere Produkte verkaufen kann, z. B. Wolle, welche gerade um diese Zeit ihm zuwächst. Dann tritt als Monopolist der Kornhändler auf, und verhandelt seine unter 80 Sch. gekauften Bestände bis zum 15. August für den Preis von etwa 90 Sch., 100 Sch. oder noch mehr. Auch ist er gedeckt, wie sich nur wünschen läßt; denn es ist kaum möglich, daß ihm irgend ein Quantum Korn liegen bleibe, welches er unter dem Preise des Limitum, oder bedeutend unter dem Einkaufspreise wieder weiter verkaufen müßte. Es könnte zwar geschehen, was noch nicht vorgefallen zu seyn scheint, daß aus dem Verkaufspreise des Produzenten und aus dem hohen Verkaufspreise des Händlers sich ein Durchschnittspreis bildete, der das Limitum von 80 Sch. überschritte; allein davon würde der Nachtheil nur den Produzenten treffen, wenn nämlich die Folge wäre, daß die Einfuhr gestattet, viel Getreide geerntet und durch beydes der Preis herabgedrückt würde. Das Geschäft des Kornhändlers ist dann geschlossen, also ihn trifft die neue Konjunktur nicht mehr, er hat nun gewonnen, und fast ganz auf Kosten des Produzenten gewonnen.

Es würde zwar tadelnswerth und sogar gehäßig erscheinen, alle Zerrüttungen in den Verhältnissen des Lebens und des Gewerbes auf unlöbliche Machinationen des Handelsstandes zu schieben, und dadurch ein eben so nöthiges wie achtungswerthes Geschäft zu verunglimpfen. Aber wer kann läugnen, daß einzelner Zweige und Glieder dieses Standes sich ein Geist bemächtigt hat, der in der That schädlich wirkt? Es ist solcher Geist entstanden in Gefolge jener allgemeinen Gewerbefreyheit, welcher den Stand als solchen eigentlich aufgelöset, weil Unberufene seine Funktionen zu theilen beginnen, und diese dann wiederum die übrigen Theilnehmer, damit sie die Konkurrenz aushalten, nöthigen, ihr Verfahren ebenfalls anzunehmen und sogar zu überbieten, gerade wie solches in der Abhandlung über Zunftwesen und Gewerbefreyheit (Band XXIX dieser Jahrbücher) gezeigt worden ist. Weil man nun irrt, wenn man bey staatswirthschaftlichen Gegenständen sich in die sogenannten unwandelbaren Gesetze festrennt, ohne das zur Zeit Wirkende zu berücksichtigen; so dürfen die obigen, dem Journalisten theils entlehnten, theils in seinem Sinne weiter ausgeführten Bedenken, vielleicht die wichtigsten seyn, welche sich der zeitigen Verfassung, daß ein Limitum des Preises die Einfuhrerlaubniß bestimmen soll, entgegen setzen lassen. Wenigstens möchten wir ihnen ungleich mehr Gewicht beylegen, wie den Be-

denken, welche Seitens der Anhänger der Smithschen Schule erhoben werden.

Ueberhaupt aber läßt sich auch keinesweges läugnen, daß die Maßregel des Limitum eine von der Noth gebotene Auskunft war, die, selbst wenn die Prohibition fortdauern sollte, vielleicht einem zweckmäßigeren Hülfsmittel weichen dürfte. Zugleich kann nicht geläugnet werden, daß das Problem der für England freyen Korneinfuhr, seinem ganzen Umfange nach, zu den schwierigsten, kaum lösbaren Aufgaben gehört, und es möge, da der Schluß unserer Betrachtungen beynahe erreicht ist, mit Bezug auf selbige nochmals resumirt werden, worauf es eigentlich ankömmt.

Die Vertheidiger der freyen Korneinfuhr bezwecken Englands Fabriken durch ein sich nach den Lebensmitteln richtendes wohlfeileres Arbeitslohn zu erhalten; und wenn dadurch der Ackerbau einen Stoß leidet, so behaupten sie, daß die Ausdehnung des Manufakturwesens bald wohlthätig auf ihn zurückwirken werde; einstweilen soll die jähe Erschütterung durch einen sich alljährlich mindernden Einfuhrzoll gedämpft werden. Aber so manche der hiesigen Orts mitgetheilten Angaben und Erörterungen begründen die Muthmaßung vom Gegentheil. Schwerlich wird eine mehrere Wohlfeilheit der Nahrungsmittel Englands Fabriken einen weit ausgedehnten Markt eröffnen oder erhalten. Erfüllen sich nun in dieser Beziehung die Erwartungen nicht; so muß auch alles dasjenige fehlschlagen, was man darauf gründen wollte, und man läuft Gefahr, den Ackerbau jenes Landes durch die freye Getreideeinfuhr zu untergraben, so, daß dieser Staat durch eine Maßregel, welche die Manufakturen erhalten soll, gleichzeitig mit diesen seinen Ackerbau verlieren könnte.

Gegen diese Stellung der Frage bleibt aber noch mancher Einwand gestattet. Man darf erwiedern, daß es dahin stehe, ob beydes eintreffen werde, der Fall der Fabriken und der Agrikultur; auch daß es unzuläßig sey, die Fabriken sinken, vielleicht gar untergehen zu lassen. Nun ist das eine so wie das andere nicht ungegründet; es kommt nur darauf an, einzusehen, welches Uebel größer oder kleiner sey, und im Konflikte beyder Nothwendigkeiten von dem Punkte anzufangen, welcher den Weg zur Rettung zeigt, um den falschen Weg zu vermeiden. Denn gesetzt, daß der Ackerbau Englands zuerst gestürzt würde, müßten dann nicht auch die Manufakturen nachfolgen, während das reich produzirende Inselland noch immerwährend die trefflichste Basis einer glücklichen Existenz sich erhielte? Man vermeidet in kritischen Situationen gern die größere Gefahr, und das ist für Eng-

land der durch Unterstützung der Fabriken vermittelte Verfall des Ackerbaues.

Hauptsächlich aber fordert Erwägung der Umstand, daß die bedrängte Lage aus jenem Mißverhältniß herrührt, welches Englands Ackerbau dem Fabrikinteresse unterordnet, eine Behauptung, die recht klar wird durch folgende, in des Hrn. Torrens Werke mitgetheilte Berechnung der Kulturkosten von 100 Ackern Pflugland, im Jahre 1790, 1803 und 1813, wonach im Jahre 1790 bey einer Bruttoausgabe von circa 411 Pf. Sterl. die Abgaben 17 Pf. 13 Sch. 10 P. betrugen. Im Jahre 1803 war die Bruttoausgabe auf 547 Pf. gestiegen, und die Abgaben betrugen 31 Pf. 7 Sch. 7 3/4 P. Im Jahre 1813 war die Bruttoausgabe 771 Pf. St. 16 Sch., und die Abgaben sammt Taxen betrugen über 65, beynahe 66 Pf. Sterl., also beynahe 40 Pf. Sterling mehr wie im Jahre 1790.

Aber nun sind wir ja auch von den Veranlassungen des krankhaften Zustandes unterrichtet. Einem wohlorganisirten ackerbauenden Staate kosten seine Kriege, seine Politik, seine polizeylichen Einrichtungen schon an sich weniger, wie einem durch Fabriken bereicherten Lande. Muß nun gar noch der Manufakturstaat durch einen Aufwand von politischer und Militärkraft sich den Markt für die Fabrikate gleichsam sichern, so wird er genöthigt seyn, höhere Beschatzungen aufzulegen, wie ein ackerbauendes Land sie bedarf. In sofern läßt sich behaupten, daß sich Englands hohe Taxen zum Theil und indirekt von der Richtung der vielen Thätigkeiten nach dem Manufakturbetriebe hin, herleiten lassen. Aber auch die Höhe des Arbeitslohns im Ackerbaue hat die nämliche Quelle, und wir kommen hier auf den Ursprung der Differenz in Smiths Ansichten über den Produktionswerth des Getreides von der Meinung unseres Verfassers. Im Landbaue findet ein natürliches Verhältniß des Werths der Arbeit nach dem Maßstabe der Produkte Statt, welches sich selten und schwerlich durch sich selbst alterirt; vielmehr oft genug den Einfluß der Konkurrenz zurückweiset. Nicht so bey der Manufaktur. Geneigt ist auch der Fabrikunternehmer, seinen Arbeiter dergestalt zu lohnen, daß ihm nur seine Subsistenzmittel gesichert werden, und folglich den Lohn nach dem Preise der Nahrungsmittel zu limitiren. Aber man lasse einen ungewöhnlichen Absatz entstehen, man zeige ihm einen ungemeinen Gewinn, wenn er schnell die Masse seiner Fabrikate verdoppeln kann; so wird er gern um dieses Vortheils willen einen Zuschuß zum Arbeitslohne bewilligen, der anfänglich nur temporär seyn sollte, aber oftmals beständig wird. Demnächst auch ist der in Städten woh-

nende, durch sein Geschäft wenig erquickte Fabrikarbeiter in höherem Grade wie der Landmann geneigt, sich außerordentliche Genüsse zu verschaffen, und seiner Lebensweise einigen Luxus einzuweben. So pflegt auch von ihm eine Steigerung des Arbeitslohnes auszugehen, und der Konkurrenz wegen wird der Landbauer genöthigt, um sich Arbeit zu verschaffen, sie nach der Löhnung der Fabrikanten zu modeln, d. h. zu erhöhen. Aus den nämlichen Gründen gehet auch davon, daß der Fabrikant, das Arbeitslohn zuerst steigernd, den Landwirth zur Nachfolge nöthigt, der Uebelstand aus, daß der Landbauer in England theurer produzirt, oder, daß er wegen seiner Auslagen nicht gedeckt wird, so bald man ihm nicht einen gewissen Getreidewerth sichern kann. Also der Fabrikant ist es, welcher nach Maßgabe des ihm sich darbietenden Gewinnes die Arbeit höher bezahlend, dem Ackersmann die Arbeit vertheuert, und dennoch diesen letztern anhalten will, Preis mit dem fremden Kultivateur zu halten, welchem die Arbeit durch Fabrikanlagen unvertheuert bleibt. Nun leuchtet doch wohl ein, daß in einer durch das Fabrikwesen hervorgebrachten und durch das Fabrikwesen vermittelten abnormen Erhöhung des ländlichen Tagelohns und der Taxen, wozu noch die höhere Kapitalsverzinsung tritt, ein Hauptgrund der theurern Produktion Englands, so wie der Nothwendigkeit liegt, dem Landmanne denjenigen Preis sicher zu stellen, welche er für seine Erzeugnisse beziehen muß, wenn er fortfahren soll zu produziren. Diese Maxime und Verfahrungsweise angreifen, heißt also die Pferde hinter den Wagen spannen. Denn wer, um zu heilen nicht das vermittelnde, sondern das vermittelte Uebel wegzuschaffen sich begnügt, der vermehrt die Neigung und den Reiz des erstern, fortwährend das letztere neu zu erzeugen. So können wir denn nun noch um vieles dreister mit der Behauptung auftreten, daß beydes sinken würde, Ackerbau und Manufaktur, wenn ersterer, wenn der Ackerbau der Konkurrenz mit dem Auslande hingegeben würde, um die letztere, die Fabrikation zu erhalten.

Sogar die Landeskalamität würde bey einem Verfahren wie dieses, einen drückenderen und bedenklichern Charakter annehmen. Denn wohin sollen sich die der Beschäftigung beraubten Arbeiter wenden? — In den Manufakturen würden sie, selbst wenn der Absatz der letzteren wachsen sollte, nicht sogleich, sondern nur allmählich gebraucht werden können, und wir haben über die Mißlichkeit dieses erhofften mehreren Absatzes unsere Gründe im obigen vorgetragen. Es stünden daher in dem einen Falle die Arbeiter beym Ackerbaue, im andern die Arbeiter bey den Fabriken auf dem Spiele, erstere vielleicht zu noch größerer Besorglichkeit.

Räume man dagegen dem Ackerbaue die höhere Rücksicht ein, ohne jedoch ihm die Fabriken ganz aufopfern zu wollen: so werden freylich auch in diesem Falle unangenehme Kalamitäten erfolgen; aber es kann sich aus ihnen, wie aus akuten Krankheitszuständen, die beginnende Genesung entwickeln. Weil aber unsere Meinung von der Weise, in welcher dieses geschehen wird, ganz zusammenfällt mit der Darstellung, welche Engländer selbst geliefert, so lassen wir diese letzteren sprechen. Die Kornbauer des genannten Landes haben nämlich auf die ihnen von mehr erwähnter Kommittee vorgelegte Frage: ob nicht zuvörderst den nicht ackerbauenden Ständen die Mittel gesichert werden müßten, hohe Kornpreise zu bezahlen, bevor man dem Landmanne einen mehreren Werth seiner Produkte verschaffen könne, geantwortet, daß ein wohlbegründeter Zustand der Kultivateurs allen Fabriken den sichersten Absatz gewähre. Sichre man dem Landmanne den Preis von 80 Schilling für den Quarter Weizen, so werden diese die Mittel behalten, den Fabrikanten wenigstens einen Theil ihrer Fabrikate abzunehmen. Der Journalist im Quarterly Rewiew verspottet diese Behauptung, aber nur mit halbem Rechte. Denn daß der jetzige Fabrikant gedrückt werde, sofern obiger Vorschlag zur Realisation kömmt, ist vollkommen wahr. Gesetzt der Ackerbauer könne für 50 Sch. den Quarter Weizen produziren, und ihm bleiben dermalen 80 Sch. gesichert: so gewinnt er 30 Sch. Nun mag er immerhin nach dem vom Journalisten angegebenen Beyspiele, wenn damit eine größere Quantität Bekleidungsmittel und andere Gegenstände gekauft werden, dem Fabrikanten kaum die Fabrikationskosten bezahlen, und diesen letzteren gewaltig bedrängen.. Aber man erwäge doch nur, was auch hierein und hieraus folgt Es bildet sich ein solcher Verschleuderungsmarkt im Lande, wie der englische Fabrikant ihn seit einigen Jahren im Auslande zu beziehen schon gewöhnt ist. Der inländische Verschleuderungsdebit ist aber dem ausländischen bedeutend vorzuziehen; denn er gleicht der kritischen Periode, welche die Genesung vermittelt; er gibt den Anfang zur Herstellung des richtigen Gleichgewichts.

Man muß also, was der Journalist zu beobachten verabsäumt hat, zwey durchaus verschiedene Rücksichten unterscheiden, nämlich das Interesse, die Ansprüche der beyden betheiligten Stände *), und die Wohlfahrt des Vaterlandes, Britanniens eigne Erhaltung.

*) Wir haben den Journalisten im Quarterly Rewiew hier nur aus einem Standpunkte widerlegt. Er ist aber aus noch mehreren Gesichtpunkten zu bekämpfen. Nur würden letztere in ein neues Feld von Betrachtungen führen.

Der Fabrikant würde fürs Erste, wenn auch alles glücklich ginge, doch noch im Auslande eine Zeitlang verschleudern müssen; dabey aber gewinnen er und England gar nichts. Verschleudert er im Inlande, oder bezahlt ihm der begünstigte Ackerbauer seine Fabrikate schlecht; so setzt er in dem Maße mehr ab, als ihm der Kultivateur geringe Preise bewilligt, d. h. er hält sich kläglich hin, so lange bis der Landwirth, dem die Zahl der Konsumenten und die Preise gesichert sind, nach und nach den armen Arbeiter aus den Fabriken hinaus und hin auf den Acker stellt. So bleibt diesem denn doch ein kärgliches Hinhalten und eine endliche Zuflucht gesichert. Dem Ackerbauer aber entstehen gute Zeiten, ihm wird ein angemessener Wohlstand, der, dem Fabrikarbeiter eine dereinstige Hülfe gewährend, diesem letzteren selbst wieder zum Wohlstande gereichen muß. Alles dieß fiele muthmaßlich weg, wenn man, des Fabrikanten wegen, den Kultivateur wollte sinken lassen. Die Fabriken können wohl temporaire Steigerungen der Bodenkultur bewirken, aber niemals die Stütze, nie die wahre Unterlage jenes höheren Wesens werden, welches wir den Ackerbau nennen, ein Begriff von erhabenerer Bedeutung wie der einer bloßen Bodenkultur.

Wird aber, abgesehen vom vorübergehenden Interesse einzelner Klassen und Stände, Englands Wohlfahrt überhaupt berücksichtet; so treten folgende Betrachtungen ein.

Die Waarenverschleuderung im Auslande kann wohl kaum dem Wechselkours von England frommen, und bedeutender dürfte die Ersparniß an Geldemission seyn, welche durch den beschränkten Ankauf des fremden Getreides entstehen muß. Es wird folglich das Geld, welches hierdurch im Lande bleibt, an die Stelle einer das Ausland umspannenden Zirkulation eine inländische Zirkulation erzeugen, vermöge welcher die Fabrikation sich nothdürftig und kümmerlich hinhält, bis die Manufakturen einen bedeutenden Theil ihrer Arbeiter dem Ackerbaue abgegeben haben, und England sich nach und nach von der Last seiner Fabriken — ein Ausdruck, über den wir uns sogleich rechtfertigen werden — befreyet hat. Aber in dem Maße, wie dieses geschiehet, muß auch die Produktion wohlfeiler werden, und zwar aus sehr vielen Gründen. Gerade der Nothstand des Fabrikanten wird Ursach seyn, daß dieser für geringere Löhnung dem Kultivateur Arbeit anbietet. Auch Abgaben und Taxen müssen sich vermindern. Denn die Widernatürlichkeit des englischen Fabrikwesens hat hauptsächlich die Taxen und Abgaben gesteigert, jenes System aber manche anderweite Einrichtung und Abgabe nothwendig gemacht, deren künftige Ermäßigung zu erwarten stehet. Die Abgaben

erreichen vielleicht abermals einen Stand, welcher sich dem von 1790 nähert. Dadurch und durch die Verminderung des Arbeitslohnes wird von selbst erfolgen, daß, um den Quarter Weizen zu produziren, es eines geringeren Aufwandes, wie der von 80 Sch. bedarf, die früher einer künstlichen Sicherstellung benöthigt waren. Es wird also mit sinkenden Produktionskosten auch der Getreidepreis von selbst sinken, sich das Gleichgewicht durch sich selbst herstellen und seine Wohlthat sich über das Ganze verbreiten; Wohlfeilheit der Produkte nämlich in dem Grade entstehen, daß auch der Preis der Arbeit wiederum fallen und einen Punkt erreichen, einen Stand behaupten kann, bey welchem der einheimische Manufakturist wegen des Fabriklohnes sich mit dem Fremden abermals in ein angemessenes Verhältniß gestellt sieht.

Nur bey einer solchen Wendung der Dinge, scheint es, werden Englands Fabriken aufhören, dem Königreiche eine Last zu bleiben, was sie dermalen allerdings sind. Wenn es wahr ist, was von der bejammernswerthen Lage jener vieler Tausende von Menschen gesagt wird, welche in den Baumwollen-Manufakturen zu Manchester keuchen, woselbst der stärkste Mann mit 40 Jahren alt und untüchtig wird, wo man nur sieche und krüppelhafte Kinder sieht, und Tausende im sechzehnten Jahre an der Auszehrung hinsterben; so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß es wünschenswerther scheine, jener Menschen Existenz in eine andere Art des Daseyns zu verwandeln, als in den zeitigen Bedingungen und Formen zu erhalten. England würde schon in polizeylicher Rücksicht eines lastenden Nothstandes überhoben, und könnte bey mancher, das Innere betreffenden Maßregel sich freyer, rücksichtsloser bewegen. Aber es würde in der Hauptsache, in derjenigen Thätigkeit gewinnen, welche seine wesentlichste Kraft ausmacht, im Handel und der Navigation. Was wir hierüber zu sagen haben, erinnern wir uns bereits in Favier's Memoiren gelesen zu haben, bey Gelegenheit einer Vergleichung der Handels- und Seemacht Englands und Frankreichs. Dieser berühmte Schriftsteller und Staatsmann machte zu einer Zeit, wo das Gouvernement Frankreichs seiner Ansicht nach viel zu viel für die Fabriken that, die Bemerkung: daß sein Vaterland durch jenes System leicht in seiner Schiffahrt und seinem Welthandel könne gefährdet werden, während England in beyden zum Uebergewichte gelangen müsse. Favier's Schlußfolge ist etwa diese: Wenn im Welthandel zwey Staaten konkurriren, so kömmt es, caeteris paribus, darauf an, welcher von beyden am wenigsten durch das Interesse bedeutender einheimischer Fabriken gebunden wird. Diejenige Macht,

welche das Nebeninteresse verfolgen muß, ihren Fabrikaten Märkte zu verschaffen und zu erhalten, entfernt sich von der ersten Anforderung, welcher der große Kaufmann genügen muß, daß er nicht mit Selbsterzeugnissen markte und gleichsam hausire. Dergleichen stiftet allezeit Nebeninteressen, und würdigt den Handel zum bloßen Tausch herab. Man will die eigenen Produkte anbringen, man führt diese auf den Markt und geräth in Verlegenheit, wenn sie nicht ferner gesucht werden. Es werden Bedingungen, ja Konventionen geschlossen, die der wahren Freyheit des Handels Eintrag thun. Der Kaufmann wird und bleibt nur groß, wenn er sich wie als Vermittler des Bedürfnisses und der Nachfrage betrachtet; wenn er mit weit überschauendem Auge von allen Verhältnissen des Bedürfnisses und des Ueberflusses unterrichtet, so schnell wie möglich im Moment der Nachfrage auftritt mit dem begehrten Artikel. Nur eine Macht, welche diesem Grundsatze in höchster Reinheit treu bleibt, erwirbt sich das allgemeine Zutrauen, und erhält sich solches in dem Grade, daß keine zweyte Potenz neben ihr aufkommen kann. Man wendet sich nicht so leicht an eine andere Macht mit seinem Bedürfnisse, ja, man weiset ihre Anerbietungen ab, und das um so gewisser, je mehr man ihr eine Nebenrücksicht beymißt, auf den Absatz, auf das Anbringen der eigenen Produktionen bezüglich. England ist durch seine Lage, durch so viele Verhältnisse darauf eingerichtet, eine Handelsmacht par excellence zu seyn; nur England, der Rücksicht dieses oder jenes Selbstprodukt und Fabrikat auf den Markt zu bringen, wie der Handwerker thut, der die Messen bezieht, überhoben, wird überall auftreten können, als die rein ausgleichende und vermittelnde Potenz; es wird sich unterscheiden, wie der wahre Großhändler von jenen Mittelwesen, die beydes zugleich sind, Debiteurs ihrer Waaren und Unternehmer von fremden Geschäften. Diese Handelskonkurrenz auszuhalten, wird kein zweyter Staat fähig seyn. Nur die Grundzüge dieses Gedenkens hat Favier hingeworfen, wir haben ihn mit Beziehung auf den Gegenstand unserer Erörterung weiter ausgeführt, und glauben daran auch eine Betrachtung knüpfen zu können, die der höheren Politik gehört.

England, wenn es sein Manufaktursystem verfolgt, muß mit dem ganzen Kontinente, ja mit überseeischen Staaten nothwendig in Reibung gerathen. Ref. hält sich zwar vollkommen überzeugt, daß der bekannte süddeutsche Handelsverein mit seinem Retorsions-Prinzip und Sperrungssystem ein unpraktisches Projekt auf die Bahn gebracht hat, welches auf den deutschen Handel, ja vielleicht auf seine Fabriken nachtheilig würde gewirkt haben. Aber es ist der Anfang einer Opposition gegen Eng-

lands Einschreiten auf den Kontinent, die der Ausbildung und der Vervollkommnung fähig wäre. Lasse man sich doch die englischen Etablissements auf dem Kontinente, im Geiste des zu Anfang dieser Abhandlung geschilderten Unternehmens gestiftet, mit dem deutschen Handels- und Fabrikstande amalgamiren, und es werden sich Oppositionen bilden, die Anfangs nur gegen englisches Handelsverfahren gerichtet, nach und nach einen allgemeineren politischen Charakter gewinnen. Wir wollen das Gemälde alles dessen, was England von dieser Seite bedroht, am gegenwärtigen Orte unterdrücken.

Eine andere Betrachtung ist diese, daß England, wenn es bey dem Systeme bleibt, seinen Fabriken Märkte, wo nur möglich, zu eröffnen, und durch jene Unternehmungen, welche Individuen und Kompagnieen auf dem Kontinente gründen, überall den inländischen Handel und das inländische Gewerbe der Staaten des Festlandes unterdrücken zu lassen, seine Politik genirt, und die brittische Staatskunst unvermerkt in die Stellung der Opposition gegen die übrigen Mächte des Kontinents hineingezwängt werden muß. Betrachtet man aus diesem Gesichtspunkte die Politik des vorletzten Ministeriums, so muß man von ihr urtheilen, daß sie sich nicht gescheut habe, den Tadel auf sich zu nehmen, mit einem zeitlichen Nothstande in Konflikt zu treten, um den Lorber des Verdienstes davon zu tragen, daß sie den Weg, der zur dauernden Wohlfahrt Englands führt, angegeben und mit edlem Muthe angetreten habe. Ihre Zwecke und Absichten waren zu groß und zu edel, als daß sie hätten populär seyn können; denn sie wollte ja weder den Schmerz der gegenwärtigen Bedrängnisse durch stillende Mittel wegdrängen, noch der Abspannung durch augenblickliche Reizmittel abhelfen, sondern, wie weise Aerzte thun, den krankenden Körper durch alle Stationen der schmerzhaften Zustände hindurchführen, welche jener genöthigt ist zu durchschreiten, falls er wirklich genesen will.

Sind hiermit unsere Betrachtungen geschlossen, so wagt der Berichterstatter noch einige Worte nachzutragen, lediglich in der Absicht, den Verdacht zu vernichten, daß Widerwille gegen das Manufakturwesen, oder anti-englische Gesinnung, noch ein sonstiges Partikular-Interesse dem Vortrage und der Ansicht die Richtung gegeben habe.

Referent theilt nicht unbedeutend die Interessen einer Provinz und eines Standes, die einstimmig darnach schaut und einsinnig darauf wartet, daß preußischer Seits die Korneinfuhr aus dem Mecklenburgschen gehemmt, und daß Englands Kornbill aufgehoben, die Getreideeinfuhr nach England erlaubt werde. Aber wirklich als der Einzige, als Saul unter den Pro-

pheten, hat er sich nicht gescheut, die entgegengesetzte Meinung vorzutragen, den Rath öffentlich auszusprechen, daß die preußische Regierung in Beziehung auf den Getreideverkehr mit dem Großherzogthum Mecklenburg nichts verändern *), und daß England sich besinnen möge, zu der in seinem Vaterlande so heiß ersehnten Aufhebung der Kornbill zu schreiten. Männer von weitem Blicke und durchdringender Erfahrung mögen über die vorgetragenen Gründe entscheiden, und auch der Britte, wenn einem solchen diese Blätter zu Gesicht kommen sollten, möge sich aus jener Angabe überzeugen, wie der Verfasser nicht zu denen Männern des Kontinents gehöre, welche allgemeine Prinzipien mit scheinbarer Parteylosigkeit zusammenstellend, doch nur die Stimme derer gewinnen wollen, die nichts weiter kennen, als den Wunsch, durch Getreideabsatz nach England eine momentane Erleichterung davon zu tragen. Referent darf vermuthen, daß, wenn England sich durch Absehen von den kleinlichen Rücksichten der mit eigenen Fabrikaten den Markt beziehenden Debiteurs zu den wahren Prinzipien des echt bereichernden Welthandels wieder erheben sollte, alle Reibungen mit den Kontinentalmächten sich sehr bald in ein glückliches Eintrachtsverhältniß verwandeln werden, und daß dann in London die Stimme: »wir verfahren als Engländer und müssen als Engländer verfahren,« sich verwandeln wird in die Worte: »wir handeln als Europäer!«

So viel im Allgemeinen! Und nun noch in besonderer Rücksicht die Anmerkung: daß in Beziehung auf die Korn-Importation nach England die Maßregel eines Limitum von 80 Sch. für den Quarter Weizen allerdings sehr bedenklich, und so manchem Nachtheile vergesellschaftet scheint. Ob sie aber getragen werden muß, bis die zu präparirende Periode ihrer Entbehrlichkeit eingetreten ist; oder ob sie einer andern Auskunft, z. B. einer hohen Impostirung der Einfuhr weichen könne, das zu ermitteln bleibe um so mehr dem Eingebornen jenes Landes überlassen, als jeder desfallsige Vorschlag sich nach den Welt- und Landesverhältnissen bedingen muß, welche zu der Zeit vorwalten, wo man mit der Proposition auftreten wird.

Wilhelm v. Schütz.

---

*) Die königlich-preußische Regierung war einsichtsvoll genug, sogar den Zoll auf den Eingang des polnischen Getreides herabzusetzen. Die allerersten Wirkungen davon können bedenklich werden; aber es läßt sich darthun, wie bald die heilsamen Wirkungen anheben müssen.

Art. VII. Chroniques Neustriennes, ou précis de l'histoire de Normandie, ses ducs, ses héros, ses grands hommes; influence des Normands sur la civilisation, la littérature, les sciences et les arts; productions du sol et de l'industrie; commerce, caractéres et moeurs des habitans, depuis le IXe siècle jusqu'à nos jours Suivi de chants Neustriens. Par M. *Marie du Mesnil. Paris*, 1825 in 8o.

Diese Geschichte der Normandie, ehemals Neustria*), einer in jeder Hinsicht merkwürdigen Provinz des französischen Reichs, hat der Verfasser in der Vorrede selbst gewissermaßen charakterisirt. Er erzählt, daß er im Jahre 1812 bereits, damals noch in Holland befindlich, den Plan des Werkes aufgefaßt, und einige Partien entworfen habe; daß es seinen Freunden im Manuskripte seit lange bekannt sey, und daß er jetzt damit hervorzutreten wage.

Nous ne nous dissimulons pas, heißt es: que ce n'est point ici un de ces sujets dont l'intérêt encore palpitant pique vivement la curiosité, attire les lecteurs, fait la fortune d'un livre et assure le succès d'un auteur. Les faits que nous racontons appartiennent pour la plupart, depuis des siècles, au domaine de l'histoire; nous avons essayé de les présenter sous l'aspect qui leur convient et dans une narration qui puisse attacher. Nous n'avons point cherché à joûter de style avec les écrivains du XIIe, du XIVe, du XVe, ni même du XVIe siècle; nous avons pensé qu'il valait mieux les citer eux-mêmes que de faire rétrograder notre beau langage.

Das Werk fängt mit den ältesten Begebenheiten vor dem Einfalle der Normänner an, geht dann zu den Herzogen der Normandie über; schildert die Regierung des ersten Herzogs Rollon, jene Wilhelm des Ersten, Richard des Ersten, Richard des Zweyten, Richard des Dritten, Roberts des Freygebigen, Wilhelm des Eroberers, Roberts unter dem Beynamen courte-heuze, Heinrich des Ersten, die Zwischenregierung, usurpirt von Stephan de Blois, Grafen von Boulogne, dem Enkel des Eroberers, durch seine Mutter Adelheid von Normandie, und dann wieder von Eustachius von Boulogne, Stephans Sohne; die Regierung Heinrich des Zweyten, des Richard Löwenherz, des Johann ohne Land, des Robert Guiscard, des Bohemond, Prinz von Antiochien; des Roger, Tancreds von Hauteville letzt-

*) Quae prius antiquum cum Neustria nomen haberet,
Post a Normanis habuit Normannia nomen etc.

gebornen Sohnes, Grafen von Sicilien und Rogers, des Sohnes Roger Tancreds, Königs von Sicilien. Nun folgt ein trefflicher Ueberblick des Vorhergehenden. Der Schluß desselben möge hier wörtlich mitgetheilt werden.

Les Normands ne formant plus un peuple indépendant, perdent avec le temps leur physionomie historique, tout en conservant leur physionomie individuelle; les traits de leur caractère, energiquement empreints dans les actions que nous avons racontées, survivent et se retrouvent encore dans les usages de la vie domestique; mais comme ils ne produisent plus les mèmes résultats, ils n'ont plus le même relief.

Leur courage se signalant, non plus pour leur pays en particulier, mais pour la France entière, et les grands hommes qui naissent parmi eux, se trouvant désormais sur un plan secondaire, n'excitent plus les mêmes mouvemens de curiosité, n'attirent plus avec autant de charme les crayons du peintre; enfin leurs intérêts se fondant par degrès dans la masse des intérêts généraux, l'historien est obligé de rechercher, au milieu des annales de la France quelques faits épars, qui se rattachent encore à son sujet par quelque lien secret: c'est ce que nous allons essayer.

Hierauf erzählt der Verfasser in gedrängter Kürze die Geschichte der Normandie, von der Vereinigung derselben mit der Krone Frankreichs an. Die Privilegien der Provinz sind, wie richtig angegeben wird, von Ludwig X. im Jahre 1315, von Karl VI. im Jahre 1380, von Karl VII. im Jahre 1458 und von Ludwig XI. im Jahre 1460 bestätigt worden. Merkwürdig und herzerhebend ist die Rede Heinrich des Vierten, die er am 5. November 1596 bey Eröffnung der Notablen-Versammlung im großen Saale der Abtey von St. Ouen hielt; sie ist voll von Freymüthigkeit und Würde, eine beredte Ergießung der Seele; ein Denkmal der Liebe des Königs gegen sein Volk.

Si je voulais, sagt er: acquérir le titre d'orateur, j'aurais appris quelque belle harangue et je la prononcerais avec assez de gravité; mais Messieurs, mon désir tient à des titres bien plus glorieux, qui sont de m'appeler le libérateur et le restaurateur de cet état. Pour à quoi parvenir, je vous ai assemblés. Vous savez à vos dépens, comme moi aux miens, que lorsque Dieu m'a appelé à cette couronne, j'ai trouvé la France quasi ruinée, mais presque perdue pour les François. Par grace divine, par les prières, par les bons conseils de mes serviteurs qui font profession des armes, par l'épée de ma brave et généreuse noblesse (de laquelle je ne distingue pas mes princes pour

être notre plus beau titre, foi de gentilhomme) par mes peines et mes labeurs, je l'ai sauvée de perte. Sauvons la, à cette heure, de ruine: participez, mes sujets, à cette seconde gloire avec moi, comme vous avez fait à la première. Je ne vous ai point appelés, comme faisaient mes prédécesseurs, pour vous faire approuver mes volontés. Je vous ai fait assembler pour recevoir vos conseils, pour les croire, pour les suivre; bref, pour me mettre en tutelle entre vos mains, envie qui ne prend guère aux rois, aux barbes grises et aux victorieux; mais le violent amour que je porte à mes sujets, l'extrême désir que j'ai d'ajouter deux beaux titres à celui de roi, me font trouver tout aisé et honorable. Mon chancelier vous fera entendre plus amplement ma volonté.

Treffend dünkt uns der große Minister Sully, der Heinrichs Freund und Anhänger im strengsten Verstande war, als Staatsmann gezeichnet. Der Verfasser sagt von ihm, daß er durch seine Talente, seine Weisheit und seine Oekonomie dem Volke aufhalf, die Finanzen wieder herstellte, während die Auflagen vermindert wurden; daß er den Ackerbau aufmunterte, indem er den Umlauf und die Ausfuhr des Getreides erlaubte. Vor ihm betrachtete man das Fortschaffen eines Sackes von Weizen aus einem Kirchspiele ins andere als eine aufrührerische Handlung. Der allgemeine Glaube, daß er die Manufakturen dem Ackerbaue aufgeopfert habe, ist ganz irrig; er begünstigte die Manufakturen nach der Art seiner Zeit, durch Geschenke und Privilegien. Er hatte so viel Uebel gut zu machen, daß er nicht einmal Zeit fand, die Tariffe zu reformiren, die damals herrschten, oder vielmehr das Kommerz in Fesseln legten. Wie schön ist die Lieblingsmaxime Heinrichs, die er so oft mit folgenden Worten aussprach: La satisfaction que donne la vengeance ne dure qu'un moment, mais celle que fait éprouver la clémence, est éternelle.

Seite 296 findet man ein Verzeichniß der Herzoge der Normandie aus dem Geschlechte der Capets, und zwar: Ludwig, der ältere Sohn Philipps des Langen; Johann, der ältere Sohn des Philipp von Valois; der von den Normännern geliebter Karl V.; Karl der XI., welcher die Normandie seinem Bruder Karl gegen Tausch von Berry schenkte, und zuletzt Ludwig Karl von Frankreich, der zweytgeborne Sohn Ludwig des XVI.

Seite 298 enthält einen statistischen Ueberblick der Normandie. Nachdem der kirchliche und Militärstand, die Departements, die Abrundung, die Kantons, die Gemeinden, die

Oberfläche, die Territorial-Einkünfte, die Bevölkerung, die Natur des Bodens der Provinz kurz auseinander gesetzt werden, wird der Produkte aus allen drey Reichen der Natur erwähnt, worunter auch die chemischen gehören. Ferner hat der Verfasser den Handel der Normandie, die physischen Eigenschaften, das intellektuelle Vermögen und die Sitten im Allgemeinen in Anregung gebracht.

Seite 310 u. s. f. gibt Du Moslin unter andern Helden der Normandie eine kurze Uebersicht der Thaten eines Claude d'Annebaut, eines François de Bricqueville, Baron de Colombières, eines Henri Duc d'Harcourt, des Claude Philipp Hébert, des Marquis du Quesne und des Constantin de Tourville.

Interessant für die Literargeschichte ist, wie sich der Verfasser über den Einfluß der Normänner auf Gelehrsamkeit, Wissenschaften und Künste ausspricht, dem ein Verzeichniß derjenigen angehängt ist, die sich durch ihre Talente ausgezeichnet haben. Vorausgeschickt wird, daß die Troubadours der Normandie die Nachfolger der skandinavischen Skalden gewesen seyen, daß die Ersteren einige Züge der Imagination Skandinaviens in ihren Gedichten, welche in der romanischen (der Vulgarsprache der Franzosen) geschrieben wurden, aufbewahrt haben. Die Helden der Normandie brachten die Sprache ihrer Sänger nach England und Italien.

Der Verfasser führt das älteste Denkmal, welches in der Vulgarsprache der Franzosen existirt, an; es ist ein Vaterunser, welches wörtlich so lautet:

Li nostre père, qui iès ès ciels, saintefiez seit li tuens nums, avienget li tuns regnes, seit feite la tue voluntet si cum en ciel et en la terre, et nostre pain cotidian dun a nus oï, et pardune à nus les nos detes, essi cum nus pardununs à nos deturs, ne nus meine en temtatium, mais delivre nus de mal. Amen.

Ein anderes sehr sonderbares Monument, welches die Geschichte aus dem neunten Jahrhunderte in der französischen Vulgarsprache aufbewahrt hat, führt der Verfasser in einer Note an. Es ist der Eid, den Ludwig von Baiern seinem Bruder Karl dem Kahlen zu Straßburg im Jahre 842 geleistet hat. Ich will es für Leser, denen es noch unbekannt seyn möchte, auch ausheben: Pro Deo amur, heißt es, et pro christian poblo et nostro commun salvamento, dist in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, salvareio cist meon fradre Karlo, et in adjudha et cadhuna cosa, si com om per dreit son fradre salvar dist ino quid ilimi altre si faret. Et ab Ludher

(Lothar) nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meum fradre Karle in damno sit.

Im zehnten Jahrhunderte nennt der Verfasser unter den Literaten Dudon, den Dechant von Saint Quentin; im eilften den Thibaut von Vernon, Domherrn von Rouen; die Emma, Aebtissin von Saint-Amand; die Marsille, welche ihr nachfolgte, die Taillefer und Berdic und dem Ordric Vital; im zwölften Jahrhunderte den Philipp von Than, den Sanson von Manteuil, den Evrard, einen Mönch von Kirkam; den Gottfried von Gaimar; den Robert Wace; im dreyzehnten Jahrhunderte den Guillaume, einen Mönch von Jumieges; den Award, Bischof von Avrancies; im vierzehnten, den Nicole Oresme, einen gelehrten Doktor der Sorbonne; im funfzehnten, Heinrich VI., König von England, welcher im Jahre 1431 die Hochschule von Caen gründete; Karl VII. der diese Institution durch Patente vom Jahre 1450 und 1452 bestätigte; den Johann Soreth, einen General der Karmeliten; im sechzehnten, den Johann Marot, den Johann Toutain de la Mazurie; den Johann Bertaut, Kabinets-Sekretär unter Heinrich III., später Bischof von Séez (Malherbe). Wem ist dieser Dichter unbekannt? Im siebenzehnten Jahrhunderte wird des berühmten französischen Tragikers Peter Corneille erwähnt, den die Normandie, wo er geboren ward, ihren nennen kann. Von den normannischen Dichtern des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts werden unter andern Thomas Corneille, Segrais, der Eklogendichter, und der Graf Hamilton genannt.

Unter den Prosaikern, Moralisten, Historikern ꝛc. haben nebst andern, Fontenelle, Huet, Duhamel, Saint-Evremond. Gabriel Daniel, Sanadon, Bertot und Eudes de Mezerai in der Normandie das Licht der Welt erblickt. Diese Provinz erzeugte folgende Maler, Zeichner und Kupferstecher: den Poussin, den Jouvenet, den Restou, den Bonnemer, Colombel, Blain de Fontenay, Michael Lans und Michael Lasne. Zu ihren berühmten Frauen rechnet die Normandie die Madeleine de Scudéry, die Marie-Madeleine Pioche de la Vergne, die Catherine Bernard, die Louise Cuvelier, die Madame le Prince de Beaumont und die Marie-Anne le Page Dubocage.

Seite 346 und f. enthalten die berühmten Seefahrer, deren Vaterland die Normandie war. Genannt wird die Marine von Dieppe, Johann von *Béthencourt*, *Goneville*, Johann *Ribaud*, *Lasale*.

Nun kommt ein Namens-Verzeichniß der vorzüglichen Krieger, welche in der merkwürdigen Schlacht von Hastings fochten. Weiters ein anderes Verzeichniß der normandischen Edeln, welche im Jahre 1096 dem Herzog Robert Courte-heuze in das heilige Land folgten.

In dem *Mot sur la poésie*, welches sich an die oben erwähnten Verzeichnisse schließt, wird eben nichts Neues gesagt. Der Ode: la Neustrie héroïque et poétique, können wir keinen Geschmack abgewinnen. Die Dithyramben: *Malherbe* und *Corneille*, haben mehr poetisches Interesse, ohne deßwegen Dithyramben nach dem Geiste der Alten zu seyn. Die Elegie: le poète aux rives étrangères, hat uns am meisten angesprochen. Ein Register schließt das aus 422 Seiten bestehende Ganze.

Der Referent macht bey dieser Gelegenheit die Leser der Jahrbücher auf ein Werk aufmerksam, das die Presse unter folgendem Titel verlassen wird: Histoire de Normandie, par Orderic Vital, Moine de Saint-Evroul; publiée pour la première fois en François par M. Guizot. Das Original ist, als Kirchengeschichte, welche aus dreyzehn Büchern (von Christus bis 1142) besteht, sehr bekannt. Was es leistet, sagt der herausgekommene Prospektus, der Vitals Werk mit Recht unter die kostbaren Ueberbleibsel des Mittelalters zählt. Dieser gelehrte Mönch ist ein fleißiger und wohl unterrichteter Geschichtschreiber, der sich alle Mühe nimmt, eine große Anzahl von Thatsachen zu sammeln; seine Erzählung ist einfach, auch weiß er oft mit anziehender Naivität die Sitten seiner Zeitgenossen zu malen.

Art. VIII. Die Lehre von der Sünde und vom Versöhner, oder die wahre Weihe des Zweiflers. Hamburg, bey Perthes und Besser, 1823.

Wir zeigen gern ein Werkchen an, welches zu den in jüngerer Zeit aus dem befreundeten Norden (der Verfasser soll in Berlin leben) zu uns herüber gekommenen, philosophisch-religiöser Schriften gehört, welche unser besonderes Interesse in Anspruch genommen haben. Dem Verfasser ist ein reiches, von echter Religiosität durchdrungenes Gemüth zu Theil geworden; er beurkundet in einer blühenden Darstellung Kenntnisse der philosophischen Systeme älterer und neuerer Zeit, und hat dabey nicht vergessen, mit den Kirchenvätern rühmlichen Umgang zu pflegen. In einer Reihe von Briefen werden zwey jugendliche Freunde aufgeführt, welche durch gleiche Herzensbedürfnisse, und eine unverstandene Sehnsucht nach dem Höhern verbunden, von glei-

cher Zweifelsucht ergriffen, im Skeptizismus des auf sich selbst fußenden Verstandes nahe daran sind, jenes: The earth has bubbles, as the wather has, and I am one of them, auszusprechen; in diesem Kampfe des zweifelnden Verstandes mit ihrer höhern Natur aber von einem milden Stern geleitet, sich endlich in jener Wahrheit, welche nicht durch Spekulation, sondern nur durch's Erleben erkannt wird, und mit der alles bündige philosophische Streben endiget, zusammenfinden. Aufgabe des Buches ist also Ausgleichung der im Herzen laut gewordenen religiösen Bedürfnisse und ihrer in der Offenbarungslehre gefundenen Stillung mit den Ansprüchen des Verstandes.

Alle Lebensberührungen zwischen einem höhern Ganzen und dem ihm unterworfenen Niederen gehn in dem Punkte vor, wo letzteres der höhern Ordnung eingesenkt ist. Wie die Pflanze durch ihre Wurzel in das Erdganze aufgenommen ist, wie das Thier durch seinen Grundinstinkt der ihm höheren Ordnung eingefügt wird, so ist der Mensch in seinem, in dunkeler Tiefe verhüllten Mittelpunkte, in seinem Gemüthe, als dem Schwerpunkte seines Lebens, in ein ihm höheres Ganze verschlungen. Hier ist der Sitz der verborgenen zarten Fühlfäden, welche er Leben saugend durch das ganze physische und geistige Universum ausstreckt. Wenn dieses Gemüth, von seiner niederen Seite betrachtet, in die irdischen Sinne auslauft, so erscheint dasselbe von seiner höhern Seite als Träger der himmlischen Sinne, der göttlich-geistigen Receptivität, zwischen welchen beyden Empfängniß- oder Vernehmungs-Vermögen der Verstand als vermittelndes Formalprinzip mitten inne liegt. Das Größte, was die Menschheit von Zeit zu Zeit hervorbringt, nicht minder, als entscheidende geistige Umgestaltungen des einzelnen Menschen werden im dämmernden Gemüthsinstinkte geboren, und werden nicht selten im Willen zur felsenzerschmetternden Kraft, noch ehe sie sich im Verstande zum Lichte gezündet haben. In dem höhern geistigen Lebensprozesse des Menschen gebührt daher dem Verstande nur eine sekundaire Stellung, und seine Ansprüche beschränken sich darauf, daß das, was ihm die höhere geistige Rezeptivität zum Behufe der Verarbeitung zur Verstandeserkenntniß zuführt, den Formalgesetzen seines Denkens nicht widerstreite, und sobald ihm dieses nachgewiesen wird, sind seine Ansprüche beschwichtiget.

Diese unserem Dafürhalten nach unumstößlichen Prinzipien haben auch den trefflichen Verfasser geleitet, wenn derselbe sich durchweg von der durch Erfahrung bestätigten Ueberzeugung beseelt zeigt, daß die seit mehr denn einem halben Jahrhundert von protestantischen Akademien ausgegangne Methode, die Religion lediglich auf den kalten Verstand zu gründen, »entweder zur ent-

»schiedenen Skepsis, oder doch zu jenem inneren Zwiespalt führe, »wo der konsequente Verstand aus Kühnheit läugnet, was wie»derum das Herz aus Kühnheit glaubt; daß das, was Wahr»heit ist, es für den ganzen Menschen, wie für Alle, seyn »müsse; daß die hehre und heilige Wahrheit nicht da sey, um »bespekulirt, sondern um genossen zu werden; daß das Göttliche »von dem Menschlichen darin verschieden sey, daß, während man »dieses kennen muß, um es zu lieben, man zuvor jenes lieben »müsse, um es zu erkennen, und sonach die göttliche Weisheit »nur durchs Erleben zum Erkennen führe, indem sie spricht: Ich »liebe, die mich lieben, und die mich frühe suchen, finden Mich.«

Von diesem Standpunkte aus sucht der Verfasser dem Verstande nachzuweisen, daß er gezwungen sey anzuerkennen, die in der verhüllten Tiefe des menschlichen Gemüths wurzelnden Wahrheiten: »Das Universum sey Selbstoffenbarung Gottes, Offen»barung der Liebe; so daß es das Eine große Antlitz ist, welches »aus den Geschöpfen, wie aus tausend größeren und kleineren »Spiegeln wiederstrahlt; die Eine Geistersonne, deren Strahlen »in tausendfachem Lichte sich brechen; und wiederum, daß der »höchste Grad des von Gott geschaffenen Lebens das freythätige »Selbstbewußtseyn ist, welches der Mensch mit ursprünglicher Ge»wißheit durch eine Glaubensthat annimmt, die seine Lebensret»tung ist, indem er lieber wählt, unwissend zu seyn, als sich »selbst zu vernichten.« Die Ergründung dieses sittlichen Selbstbewußtseyns ist dem Verfasser daher der Kardinalpunkt, von welchem aus, zum Behufe der Einsicht in die höhere Wahrheit alle Forschung anheben muß; »die delphische Inschrift ist ihm des »δος μοι πυ σῶ, oder die Höllenfahrt der Selbstkenntniß macht »erst die Himmelfahrt der Gotteskenntniß möglich. Gründliche »Selbstkenntniß geht aber hervor aus der unbefangnen und sorg»fältig geprüften Antwort auf die Frage: Was liebst du? »Denn was du liebst, das bist du; liebst du die Erde, so bist du »Erde; liebst du dich selbst, so bist du nur du; liebst du aber »Gott, so bist du Gott (Kind Gottes)« S. 12.

Bey dieser Selbsterforschung tritt bald genug dem Menschen das seiner Natur inwohnende Böse entgegen. Daher wirft der forschende Verstand die Frage auf: Woher das Böse? Der Erörterung dieser Frage ist der erste Theil dieser Schrift, welcher handelt: Von der Sünde, gewidmet. Der Verfasser theilt diese Frage in zwey Unterfragen:

a) Wie kann Gott die Möglichkeit der Sünde zulassen?
b) Wie konnte bey vorausgesetzter Möglichkeit überhaupt die Wirklichkeit des Abfalles in dem Menschen zu Stande kommen?

Zu einer befriedigenden Lösung der ersten Frage, deren mißlungene Deutung dem so scharfsinnigen Skotus Erigena die Mißbilligung der Kirche zuzog, kann die Philosophie nur gelangen, wenn sie nachweist, daß das Böse an sich nichts anderes ist, als das in der menschlichen Natur fixirt gewordene Streben, nicht für ihren Schöpfer, sondern für und aus sich zu leben, daß diese Tendenz so wenig, als ein Keim dazu, dem Menschen angeschaffen seyn konnte, daß aber die Möglichkeit ihrer Erzeugung demselben allerdings anerschaffen seyn konnte und mußte, weil das Versuchtwerden der Kreatur in ihrem Unschuldstande an sich so wenig böse ist, daß im Gegentheile nur durch freywillige Aufgabe jenes Vermögens, das Streben der Selbstsucht in sich zu entzünden, die noch schuldlose Kreatur ihren bleibenden Bestand in Gott zu begründen hatte. Im Ganzen ist auch unser Verfasser dieser Ansicht zugethan. Weniger gelungen scheint dagegen die Lösung der zweyten Unterfrage. S. 15 u. 17 wird der Unschuldsstand des Urmenschen dahin charakterisirt: »Sein »Wille wollte nur Gottes Wille, seine Erkenntniß erkannte nur »Gott, sein Gefühl fühlte nur Gott, somit war er heilig, wahr, »und selig.« Zufolge dieser Erklärung, nach welcher der Mensch nicht allein dem Willen nach, sondern auch in Rücksicht aller geistigen Funktionen so vollkommen in Gott aufgegangen war, wie es das Wörtchen Nur besagt, ist es schwer zu begreifen, wie dem Urmenschen in so vollkommner Verklärung eine auch nur selbst von außen kommende Versuchung beygebracht werden konnte; und dennoch erklärt der Verfasser S. 21 die erste Sünde in ihrem Entstehen und Fortgange dahin, daß, da jede Handlung »nur nach einem Zweckbegriffe zu Stande komme, das Böse als »solches aber keinen vernünftigen Zweck darbiete, eine Selbst»bestimmung des Urmenschen zum Bösen nur in sofern gedacht »werden könne, als er mittelst einer Verblendung seiner Erkennt»niß in seiner Vorstellung, dem Bösen die beseligende Wirkung »beygelegt habe, welche nur das Gute hervorbringen konnte. »Eine solche Verblendung der Erkenntniß in dem seligen und hei»ligen Menschen sey aber nicht anders denkbar, als vermittelst »der Annahme, daß die Willensneigung die falsche Vor»stellung von dem Bösen, als Quelle einer andern, denn der »bisher in Gott genossenen Seligkeit hervorgebracht habe.« Bey dieser Deduktion der Genesis des Bösen wird offenbar in dem wahren, heiligen und seligen Menschen eine Sündlichkeit vor der Sünde, und eine verkehrte Richtung eines Willens angenommen, der gleichwohl ganz in Gott verschlungen gewesen seyn soll. Der Uebelstand liegt hier in einer unrichtigen Bezeichnung des Unschuldsstandes des ersten Menschen, der keineswegs schon

ganz in Gott aufgegangen war, sondern der einen unentschiedenen Charakter hatte, da eben der fest zu konsolidirende Uebergang aus dem Unschuldsstande in den Zustand des entschiedenen Gutseyns, und einer durch Versuchung bewährten, und permanent gewordenen göttlichen Gemüthsgestalt, die Aufgabe des Urmenschen ausmachte, für den es daher so wenig eine ganz fertige Tugend, als eine ganz fertige Wahrheit gab; der vielmehr das ihm im Prinzipe mitgegebene und also unentwickelt in potentia für ihn vorhandene Wissen und Wollen durch Selbstthätigkeit und Kampf entwickeln, und bleibend konstatiren sollte. Es mußte ihm daher, wenn eine Versuchung möglich seyn sollte, außer der Erkenntniß und dem Gefühle Gottes nothwendig eine Erkenntniß der Schöpfung und ein Selbstgefühl beywohnen, wenn ein Mißbrauch der Geschöpfe gegen ihre Bestimmung, d. h. ein selbstsüchtiges Beziehen derselben auf sich selbst, möglich seyn sollte. Wir glauben daher den Begriff von dem ursprünglichen Zustande des ersten Menschen, wie unser Verfasser ihn angegeben hat, dahin ändern zu müssen: »Sein Wille wollte nur »Gottes Willen, seine Erkenntniß erkannte Gott als das höchste »Gut, und sich und die Schöpfung durch sich (als die Spitze und »Krone des ganzen Schöpfungsbaues, durch welchen alles geschaf»fene Leben wieder in Gott gekehrt seyn sollte) in klarer und habi»tueller Beziehung auf Gott, und Gottes Willen. Sein Gefühl »fühlte die Allgegenwart Gottes und seine eigene Persönlichkeit, »in der habituellen Beziehung zu dem allgegenwärtigen und all»wissenden Gott« Aus diesem Zustande an sich konnte indessen die Versuchung zur Sünde nicht hervorgehen; aus dem Wohlgefallen an Gott konnte nicht das selbstsüchtige Wohlgefallen, aus der freudigen Beziehung aller Dinge auf Gott, konnte nicht die unselige Verkehrung dieser Beziehung auf sich selbst werden: daher gehen wir auch hier von der Ansicht des Verfassers ab, indem er glaubt: Die Versuchung dürfe nicht in einem äußern Anreize als ihrem Anlasse, sondern im Innern des auf Gott gerichteten Menschen, nämlich in der Willensneigung nachgewiesen werden; die Versuchung sey nicht durch die Vorstellung des verkehrten Endzwecks hervorgebracht, sondern die ungeregelte Willensmeinung habe die verkehrte Vorstellung hervorgebracht (S. 21), welches unsers Ermessens in Widerspruch mit sich selbst steht.

Wenn sich im sittlichen Bewußtseyn das Böse als daseyend offenbart, so beurkundet sich in demselben gleichzeitig die Ohnmacht des Menschen, desselben aus eigener Kraft los zu werden. Dieß führt durch eine natürliche Verbindung zu dem Bedürfniß eines Erretters, und so bildet sich der Uebergang zu dem zweyten

Theile dieser Schrift, welcher handelt: **Vom Versöhner.** Einleitend wird die Versunkenheit der alten Welt geschildert, und wie hin und wieder, Blitzen gleich, Vorahnungen eines bald kommenden Erretters bey den heidnischen Völkern aufzuckten, während bey dem auserwählten Volke, dem Marke der alten Welt, heilige Seher als geweihte Verkünder die in dämmernder Ferne geschaute Sonne begrüßten; wie dann auch diese verstummten, die Nacht an Dunkelheit und Stille zunahm, die Sterne blässer, die Lüfte kühler wurden, »bis zu dem Tage hin: wo es hieß: »Heute ist euch geboren.....!« Nach einer philosophischen Untersuchung über die Möglichkeit einer Offenbarung in Hinsicht auf Gott und in Hinsicht auf den Menschen, und über äußere und innere Kriterien der Offenbarung wendet sich der Verfasser zu den beyden Grundrichtungen des menschlichen Geistes, aus welchen die Zweifel an der Versöhnungslehre hervorgehen, und welche entweder in dem lebendigen sittlichen Gefühle der Schuld und ihrer ewigen Geltung, und einer daraus gefolgerten Nothwendigkeit, selbst mit gebesserten Herzen nur einen relativen Grad von Seligkeit erreichen zu können, oder aber in der Ansicht sich gründen, daß Gott in dem Sünder nur die Sünde, nicht den Sünder hasse, und also mit der Bekehrung sich das Verhältniß Gottes zu dem Sünder von selbst ändere, ohne daß es einer besondern Sühnanstalt bedürfe. Jene ersterwähnte Ansicht sucht unser Verfasser durch Entwickelung seiner Theorie von göttlicher Strafe und Vergebung zu beseitigen. Bey der Prüfung der andern Ansicht erklärt er sich zuförderst für die Meinung einiger alten Kirchenlehrer, welche nicht eine absolute, sondern nur eine relative Nothwendigkeit der Versöhnungsanstalt annehmen, so, daß nicht in der dem Leben und Leiden des Erlösers inwohnenden Kraft, sondern nur in dem Rathschlusse Gottes, um desselben willen die Sünde vergeben zu wollen, der eigentliche Grund der Versöhnung zu suchen sey. Die eigene Ansicht des Verfassers, welche er auch für die altchristliche hält, besteht nach S. 142 darin, »Gott hätte allerdings ohne weiteres, **wie es zur Prophetenzeit geschehen war**, können proklamiren lassen: »Allen Sündern, so oft sie auch fallen mögen, solle vergeben »seyn; **stehen sie nur immer aufs Neue wieder auf**, »so wird ihnen aufs Neue vergeben werden. Für den Gewissenhaften würde der Glaube an diese Verkündigung Balsam genug »gewesen seyn, Opium aber für den Leichtsinnigen. Gott faßte »also den Entschluß, eine Veranstaltung zu treffen, durch welche »auf gleiche Weise die Heiligkeit seines Gesetzes, so wie die reichliche »Vergebung der Sünde, die bey ihm ist, ins Licht gesetzt wurde.« Zuvörderst möchten wir hier dem Verfasser die Frage vorlegen,

ob er denn im Ernste der Meinung sey, daß zur Prophetenzeit eine solche Verkündigung der Sündenvergebung ohne Beziehung auf den Christus, der nicht von gestern, noch von heute ist, ohne Beziehung auf das Lamm, geschlachtet von Anbeginn, welches in den Symbolen des Judenthums im Glauben erfaßt werden mußte, damit der sündige Israelit aus dem Tode der Sünde wieder erweckt würde, je geschehen sey? Und wir glauben nicht, daß der Verfasser diese Frage bejahen würde. Das Wesentlichste aber, was bey dieser Ansicht ganz übersehen ist, ist dieses, daß es ja eben darauf ankömmt, woher der gefallene Mensch denn zu dem ihm in einer solchen Proklamation zur Bedingung gemachten Wiederaufstehen die Kraft hatte hernehmen sollen. Das ist ja eben der Hauptpunkt, worauf es hier ankömmt, daß dem gefallenen, in dieser Zeitregion lebenden Menschen für die sich ihm succeſſiv darstellenden Momente der Wahl zwischen Gut und Böse, eine Wiederbefreyung von dem bestimmenden Einflusse der bereits kraft der Erbsünde in ihm substantiirten bösen Neigung nöthig ist, welche, da sie nicht das eigene Werk des in seiner Neigung verstrickten Menschen seyn kann, eben das Bedürfniß einer befreyenden Aktion des Welterlösers herbeyführt. Und das ist die Seite, von welcher dem Leben, Leiden und Tode des Gottmenschen wohl eine innere versöhnende Wirkung (Vis intrinseca) beygelegt werden muß, wie solches auch Joh. XV, 5, klar genug ausgesprochen ist. Es scheint uns überhaupt nicht so schwierig, dem forschenden Verstande eine befriedigende Ansicht des Erlösungswerks, sowohl aus dem subjektiven, als objektiven Standpunkte darzubieten. Die Sache subjektiv, oder von dem Bedürfnisse des Menschen aus betrachtet, so spricht es von selbst, daß die durch die Sünde unterbrochene Lebensgemeinschaft des Menschen mit Gott nur durch Wiederbelebung der durch die Sünde (als Egoismus) verblichenen Liebe zu Gott wieder hergestellt werden konnte. Im Wesen der Liebe ist es aber begründet, daß sie durch Liebe erregt wird. Die Liebe Gottes mußte sich daher manifestiren, um die Liebe des Menschen als Reaktion zu erwecken. Der Liebe vollgültigste Manifestation ist das Opfer. Wenn aber die göttliche Liebe als Opfer in die Erscheinung treten wollte, so mußte Gott selbst Objekt äußerer Wahrnehmung werden, und in einer gewissen Zeit als Christ erscheinen. Auf dem objektiven Standpunkte bieten sich dem sinnenden Geiste noch mannigfachere Betrachtungen dar: Die Sünde besteht in der gehemmten freyen Lebensaktion zwischen dem Menschen und Gott als seinem Principe. Sie ist kein bloßes geschichtliches Faktum, sondern eine wirkliche und wirksame Macht, indem sie in jedem künftigen Falle als verkehrte Richtung ursächlich wirkt, und das abnorme Leben

fortpflanzt. Wie im animalischen Leben die Krankheit, so kann auch jenes Gekränktseyn des geistigen Lebens, nach den Gesetzen des Lebens überhaupt, nur von dem innern Lebenselemente, von dem allgemeinen Lebensprinzipe aus, überwunden werden. In die Mitte der ganzen Menschheit mußte daher ein göttlicher Versöhnungspunkt (Initium substantiae Hebr. 3, 14) geworfen werden, von wo aus ein heilendes und erneuendes Feuer in das Ganze ausginge. Dieser Punkt mußte faßlich und findbar (1 Joh. I, 1) seyn, damit die vom demselben ausgehenden Lebenseinflüsse, Nährstoffe und Heilmittel, welche das kranke geistige Leben in seine naturgemäßen Vitalfunktionen zurücklenken sollten (Sakrament) auf- und angenommen werden konnten. Das Saatkorn mußte sonach in die Erde fallen, und die ihm verwandten Bestandtheile ihrem Todesschlummer entziehen, und sie zu einem beseelten Ganzen mit sich, und dadurch mit Gott verbinden; wie denn überhaupt nicht nur der christlichen, sondern allen Religionen der Welt klar oder dunkel der Begriff einer Vermittlung, als Aufhebung desjenigen, was die freye Lebensgemeinschaft zwischen dem Menschen und Gott hindert, zum Grunde liegt.

Mit der Lehre von der in Christus gegebenen Sühnanstalt steht einerseits die Lehre von der Beschaffenheit, welche das menschliche Gemüth haben muß, um solche Versöhnung in sich aufzunehmen, andererseits die Lehre von den Wirkungen, welche diese Veranstaltung in dem Menschen hervorbringen muß, wenn eine dauernde und bleibende Vergestaltung des Gemüths in's Göttliche begründet werden soll, in unmittelbarer Verbindung; ja, beyde Doktrinen müssen bey einem gegebenen richtigen Begriffe des Erlösungswerks als nothwendige Korollarien von selbst daraus folgen. So ist es dann in erster Hinsicht für sich klar, daß als erstes Erforderniß der Aufnahme der Versöhnung in das menschliche Gemüth, der Glaube in dem Sinne, in welchem darunter (gleichsam) ein Sich-Oeffnen, somit Empfangen des Gemüths gegen und von einem höhern geistigen Agens verstanden wird, betrachtet werden muß. Nicht minder einleuchtend ist es, daß vermöge der Natur der in einer Abkehrung von Gott bestehenden Sünde, und des auf Umkehr und Wiederbelebung der im Menschen verblichenen höhern Liebe berechneten Erlösungswerks, die echte Wirkung, welche die Erlösung hervorbringen soll, nur in Liebe bestehen kann, so daß es sich einem Kinde abfragen läßt, daß der Glaube zur Liebe führen muß, wenn er echter Glaube seyn soll. Völlig richtig wird daher S. 81 der Satz ausgesprochen, »daß die objektive Versöhnung eine subjektive werden muß, »wenn sie die wahre ist; das heißt, daß sie auf das Herz einen »Einfluß haben, und eine warme Liebe zu dem erregen muß,

»der uns zuerst geliebt.« Nicht minder wird wohl die ganze Christenheit beystimmen, wenn es ferner heißt: »Allein seine Ruhe »darf der Mensch nicht gründen und bauen auf seine Gegenliebe, »sondern immer nur auf die Liebe, die ihn zuerst geliebt; denn »diese erregt erst jene, und muß immer aufs Neue jene erregen.«

Bey diesem Punkte glaubt inzwischen unser Verfasser die alte Mutterkirche auf unrechtem Wege zu treffen, und wir fühlen uns, da hier der Pulsschlag des ganzen christlichen Lebens liegt, gedrungen, denselben als getreue Referenten auch auf diesem Seitengange zu begleiten. Zuvörderst ein Paar Worte über die katholische Lehre. Die katholische Kirche stellt als Bedingung der Rechtfertigung nach Galat. V, 6 einen Glauben auf, der durch Liebe wirksam ist. Concil. Trid. Sess. VI. Cap. VII. de justificat. Wir sind immer der Meinung gewesen, und sind es noch, daß diese Lehre sich auch der schärfsten philosophischen Kritik bewährt; denn, wenn vermöge eines Grundgesetzes alles Lebens Aktion und Reaktion in untrennbarer Wechselwirkung stehen, so kann es auch nicht anders seyn, als daß der echte Glaube (im Gegensatze eines todten Fürwahrhaltens des Verstandes) in demselben Augenblicke, wo er die durch die Erlösung manifestirte Liebe Gottes in den Menschen als Aktion einführt, nothwendig auch die Gegenliebe des Menschen als Reaktion hervorruft. Jeder andere Glaube, der nicht in dieser Art das menschliche Herz zur Reaktion zu bringen vermag, kann also auch kein die manifestirte Liebe Gottes in das Herz einführender, mithin auch kein dem Zwecke des Erlösungswerks zusagender Glaube seyn, und in dem Augenblicke, wo er dieses wird, muß ihm auch die Gegenliebe des Menschen entkeimen. Der Zusatz, »wirksam durch Liebe,« ist solchem nach das einzige bezeichnende und logisch richtige Prädikat, welches von dem rechtfertigenden Glauben ausgesagt werden kann. Der Autor hat dagegen die katholische Heilslehre so aufgefaßt, als wenn »diese die Heiligung der Versöhnung voran»gehen lasse, die Heilsordnung somit umkehre, und den Men»schen entweder zwinge, an seiner Gegenliebe seine Erlösung pha»risäisch abzuwägen, oder bey vorhandenem demüthigen Gefühl »des ihm mangelnden Grades schuldiger Gegenliebe, denselben »nie zur Ruhe kommen lasse.« Die Schuld liegt indessen hier nicht an der Kirche, sondern an dem Verfasser, oder vielmehr an der seit Luther gangbar gewordenen Unterscheidung zwischen der Rechtfertigung und Heiligung, als zwey genetisch verschiedenen Zuständen, deren der eine durch Glauben, der andere durch Liebe zu Stande kommen soll, da doch in der Tiefe betrachtet beyde eins und dasselbe, und nur verschiedene Gradationen eines und desselben Zustandes sind, wie dieses auch dem Sprachgebrauche von

Alters her, gemäß ist. Qui justus est, justificetur adhuc. Apocal. XXII, 11. Ne verearis justificari usque ad mortem. Eccl. XVIII, 22. So nennt auch der Apostel die in Christo Gerechtfertigten durchweg Heilige. I Kor. I, 2. Ephes. I, 2. Philip. I, 1. IV, 21. Wenn man in dieser Materie zu einer phhilosophisch klaren Einsicht gelangen will, so thut es vor allem Noth, fest im Auge zu halten, daß jene geistige Umgestaltung des Menschen, welche die christliche Religionsurkunde mit dem prägnanten Ausdrucke einer neuen Geburt bezeichnet, in drey Momente zerfällt, deren Zusammenwirken allein solche vollendet. Das erste Moment, als der Grundakt des Eintrittes des Lichtprinzips in die Finsterniß der Sünde, besteht aus jener Sollizitation zum Glauben, welche Gabe von Oben, und deren Annahme des Menschen Thun ist. Aus der Konjunktion beyder Elemente geht der wirkliche, wirksame Glaube (Hypostasis, Hebr. III, 14) hervor, der als nach Gott gekehrter und göttlichem Lebenseinflusse sich öffnender Wille schon anfangende Liebe involvirt. Ihm folgt ein zweytes Moment, in welchem der sich nicht mehr als bloß leidend und auffassend verhaltende, sondern mit Beyhülfe des Erlösers selbstthätig wirkende Mensch die in ihm versteckten Glieder der alten Schlange nach und nach tödtet, bis endlich die göttliche Richtung die Sünde gänzlich verschlingt, und der Mensch durch alle Stadien der Selbstverläugnung, sich selbst verlierend, hindurch gegangen, im dritten Momente sich in jener Liebe, welche in ihrer Fülle und Tiefe Gott selbst ist (I Joh. 4, 16), wiederfindet (dein Verlieren ist dein Fund, Tauler). Daß diese Momente, wenn gleich für die Theorie geschieden, in der Wirklichkeit mehr oder weniger gemischt seyn, auch von Anfang an zusammenfallen können (Luk. 23, 43), versteht sich von selbst. Die einseitige Auffassung jenes ersten Grundakts hat Luther'n zu seiner einseitigen Glaubenstheorie verleitet, und wenn dagegen Tauler'n und Thomas a Kempis S. 181, eine Zurücksetzung gegen jenen widerfährt, so ist dabey übersehen, daß diese (in deren Gesellschaft auch das nicht genug zu schätzende Combattimento spirituale zu nennen ist) sich hauptsächlich um die beyden letzten höhern Momente des Wiedergeburtsprozesses bewegen. Für die philosophische Einsicht vindicirt sich demnach die katholische Lehre, daß die Rechtfertigung, welche in ihrer Vollendung mit dem Begriffe der Heiligung zusammenfällt, nur aus einem durch Liebe (welche anfangend, fortschreitend und vollendet seyn kann) wirksamen Glauben hervorgehe, den entschiedensten Beyfall; und die ganze Lehre erhält ihre völlige Abrundung durch das andere Dogma, von einer, bey hier unvollendet gebliebenem Wiedergeburtsprozesse, jenseits durch

die Schmerzen unbefriedigter Sehnsucht zu vollendenden Läuterung; wohin in neuerer Zeit auch Stimmführer in der protestantischen Kirche sich wieder hinneigen (v. Meyer, Blätter für höhere Wahrheit).

Wie soll sich dann aber der Mensch, wenn ein Liebe wirkender Glaube zur Rechtfertigung nöthig ist, gegen Verzweifeln schützen, wenn er bey der Selbstprüfung diese in sich vermißt? wird uns der Verfasser entgegnen. Wir fügen noch die Frage hinzu: Wie verträgt sich mit jener katholischen Lehre die als richtig zugestandene Behauptung des Verfassers, daß der Mensch nur auf jene Liebe, die ihn zuerst geliebt, und nicht auf seine Gegenliebe blicken solle? Wir unterscheiden theoretische Lehrsätze von Regeln der Moral und Anweisungen der christlichen Gymnastik. Daß nur der durch Liebe wirksame Glaube ein rechtfertigender Glaube seyn könne, ist ein theoretischer, oben erwiesener Lehrsatz. Daß der Mensch sein Vertrauen nicht setzen könne, noch solle, auf seine Liebe, ist Regel der Moral, und Lehre der Demuth; daß er sein Augenmerk stets nur richten soll auf die Liebe, die ihn zuerst geliebt, um dadurch jene zum rechtfertigenden Glauben erforderliche Liebe in sich zu erwecken, oder die schwach vorhandenen Keime derselben zu beleben, ist Regel christlicher Gymnastik. Will der Verfasser diesen Unterschied nicht anerkennen, so wird seine Theorie den Menschen in derselben Verlegenheit stecken lassen, wegen welcher er dem Katholiken sein Bedauern schenkt. Denn wenn nach S. 182 der Satz feststeht, »daß die Versöhnung, wenn »sie die wahre ist, eine warme Liebe erregen muß, zu dem, der »uns zuerst geliebt,« so wird sich auch der den Grundsätzen des Verfassers folgende heilsbegierige Mensch bey jeder Selbstprüfung unausweichlich die Frage vorlegen: Fühlst du jene warme Liebe in dir, welche der Versöhnungsglaube in dir erregen soll und muß? Und was anders könnte das grade dem wahrhaft Demüthigen eigenthümliche Nichtfinden dieser Liebe hervorbringen, als die quälendeste Herzensunruhe, wenn nicht die demüthige Resignation und Uebergabe in die Hand dessen, der allein Herz und Nieren prüft, wiederaufrichtend in's Mittel träte, und nun der von eigener Schwäche wehmüthig abgekehrte, und nur auf die Liebe, welche uns zuerst geliebt, gekehrte Blick den in des Menschen Brust, ihm selbst vielleicht unbewußt, begonnenen, vielleicht noch glimmenden, vielleicht schon brennenden Liebeprozeß zu immer höherer Glut anfachte? So bestehen theoretisches Dogma, und christliche Moral einträchtig zusammen, und lösen, indem sie sich schwesterlich die Hand reichen, einen Widerspruch, der sich nur in einseitiger Spekulation erzeugen kann. Sollen wir Belege für unsere Exposition der katholischen Lehre anführen, so

verweisen wir auf die bekannte Stelle des auch von dem Verfasser hochgeachteten h. Bernhard: »Si o homo vitam excellentem »et sanctam appetis, si Deum pro hac continuo deprecaris, »certus esto, quia si perseveraveris pulsans, ipsam haud du»bio consequeris, si non in vita, saltem ante mortem per »diem, aut horulam unam. Quod si nec tunc obtigerit, in»venies eam in Deo in ipsa aeternitate.«

Doch die Sache, blank und bar besehen, möchte wohl unser Verfasser, sich selbst unbewußt, der verkannten Lehre huldigen, wenn er S. 187 die dem evangelischen Christen zur Pflicht gemachte Selbstprüfung in die Frage zusammenfaßt: Was liebst du? und wenn er S. 13 mit dem Ausrufe: Was du liebst, das bist du! sein Buch schön beginnet. In gleichem Sinne haben andere verdiente protestantische Schriftsteller, indem sie Luther's Theorie den Worten nach beybehielten, vom Glauben eine Definition gegeben, welche Zutrauen, Hingabe, Anschließung an den Erlöser rc. in sich faßte, und Köppen *), der gewiß nicht zu denen vom niederen Range zu zählen ist, will sogar unter Glauben das ganze durch das Evangelium vorgeschriebene Verhalten der Erlöseten gegen ihren Erlöser verstanden wissen. Dann läuft aber der ganze Streit, wie schon Leibnitz bemerkte, auf ein leeres Wortspiel hinaus, indem es völlig einerley ist, ob man die Rechtfertigung ausschließlich in den Glauben setzt, und von diesem einen Begriff gibt, der die Liebe mit umfaßt, oder ob man die rechtfertigende Kraft nur einem durch Liebe wirksamen Glauben beylegt. Sonach dürfte die verjährte Kontroverse im Grunde keinen ernsthaften Differenzpunkt zwischen der katholischen und protestantischen Kirche bilden.

Im Uebrigen wollen wir mit dem uns werthen Verfasser hier nicht darüber rechten, wenn er, von einem fast jugendlichen Fluge rüstiger Phantasie hinweggetragen, in der Vorrede die Kirche in den der Reformation vorhergehenden Jahrhunderten »einer Rie»senleiche und einer weiten Gebeinflur vergleicht, über welche »Rom's Beherrscher hingelächelt.« Wir halten uns überzeugt, daß ein Kopf von so lebendigem Sinne für Wahrheit, bey kühlerer Betrachtung, eine Kirche, die um diese Zeit einen Tauler, Rusbroch, Suso, Thomas a Kempis, Pikus Mirandula, Johannes Trithemius, Reuchlin und Erasmus, eine Hildegard und Theresia, einen Xaverius und Karolus Boromäus erzog (um von so großer Anzahl nur diese zu nennen), und sich der bis zum Tode unwandelbaren Treue solcher Kinder zu erfreuen hatte; eine Kirche, unter

*) Die Bibel, ein Werk göttlicher Weisheit.

deren Auspicien Köln's und Straßburg's Bewohner eine vielleicht heute so wenig im Norden, als Süden Deutschlands anzutreffende Empfänglichkeit für Tauler's, Suso's und Eckert's geistreiche Predigten zeigten; kurz eine Kirche, in der allein die Originale zu der reichen Gallerie anzutreffen waren, welche des Protestanten Tersteegen frommer Pinsel malte, »des »Ersticken s des wahren Glaubens unter dem stinkenden Nebelge» »wölke des Wahnglaubens« nicht ferner verdächtig halten werde. Solchen Verdacht hegte wenigst Hugo Grotius nicht, als er (im J. 1643) schrieb: »Ecclesia romana non sola catholica est, »sed catholicae praesidet, ut Hieronymus ad Damasum os- »tendit: reperio autem, quidquid communiter ab ecclesia »occidentali, quae romanae cohaeret, recipitur, idem re- »periri apud patres veteres, graecos et latinos, quorum »communionem repetendam vix quisquam neget.«

Sechs Beylagen setzen einzelne im Text des Buches berührte Materien weiter auseinander. Wir können unser Befremden nicht bergen, daß wir in der zweyten Beylage den h. Bernhard und Tauler versteckter Elemente eines gewissen Gefühlspantheismus beschuldiget finden, da es doch jedem, der die Schriften dieser Männer gründlich kennt, klar ist, daß dieselben, wenn sie gleich sich nicht als Subjekt ihrem Gott als bloßem Objekte gegenüber, somit nicht Gott außer sich, und sich nicht außer Gott heraus- stellen, doch weit davon entfernt sind, auch nur gefühlsweise den in sich, und über der Natur seyenden Gott mit seinem durch die Natur Offenbarseyn pantheistisch zu vermengen.

Wir nehmen mit aufrichtiger Theilnahme von dem Verfasser Abschied, indem wir gewohnt sind, es als eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit zu betrachten, wenn im Gegensatze jener protestantischen Exegeten, denen unter dem Drucke einer täglich mehr anschwellenden Masse philologisch-kritischer Untersuchungen die Flamme der Andacht ausgegangen war, sich achtbare Stimmen erheben, welche wieder Reiser zu dem verlassenen Herde tragen, und die Flamme aus eigener Glut wieder anzuschüren beginnen. H. M.

Art. IX. De l'Agriculture en Europe et en Amérique considérée et comparée dans les intérêts de la France et de la Monarchie, par P. Deby, ancien payeur des Armées, Chevalier de l'ordre de *Charles* III. *Paris* chez Mad. Huzard.

In leichtgehaltenen Umrissen theilt hier ein vieljähriger Beobachter, welcher als Beamter den französischen Heeren auf ihren Zügen durch einen großen Theil des Kontinents von Europa folgte, Bemerkungen über agronomische Institute und über

den Zustand des Ackerbaues in verschiedenen Staaten mit. In die tiefere Doktrin läßt er sich selten ein, wünscht aber überall Einrichtungen, wodurch die Arbeit geleitet, und produktiver gemacht werde, und wenn er gleich die Vortheile des größeren Grundbesitzes bey den nöthigen Vorbedingungen nicht verkennt, so will er doch nur ganz vorzüglich solche Einrichtungen ins Auge fassen, welche mit der von der Revolution her datirenden Gesetzgebung über den Grundbesitz in Frankreich im Einklange stehen; — wofür er denn vor allen von der Regierung zu gründende oder zu unterstützende agronomische Institute, wie Ackerschulen, Forstschulen, Armenkolonien, Assoziationen zu einer umfassenderen Betreibung der Landwirthschaft anerkennt, und mit besonderer Vorliebe als von Vorgängen und Beyspielen von dem Fellenbergischen Institute in der Schweiz, von einigen andern agronomischen Instituten in Deutschland, von den neuern Armenkolonien in den Niederlanden, der Vogt'schen Armenkolonie bey Hamburg, den Bemühungen des Conte Dandolo zur Verbesserung des Seidenbaues in Nord-Italien, und von den Verbesserungen spricht, welche die in der strengsten Abtödtung lebenden Brüder von la Trappe seit ihrer Rückkehr aus England der Umgegend ihrer Abtey Meilleraie in Bretagne mitgetheilt haben.

Herr Deby behandelt auch gelegenheitlich das Thema von der Entwerthung des Getreides und ihren Ursachen (I. 227), als welche er so angibt: erstens, weil die Methoden der vermehrten Gewinnung des Korns sich allgemeiner verbreitet haben; zweytens, weil mit dem Korn von der Küste des schwarzen Meeres keine Konkurrenz gehalten werden könne, und darum die Ausfuhr wegfalle; drittens, weil statt der Getreidefrüchte von einem großen Theile des Volks Surrogate (vor allem bekanntlich Kartoffeln) konsumirt werden, welche zu Paris selbst für ein Viertheil der Nahrungsmittel zählen sollen; viertens, weil (nach Bontems, Résumé de toutes les expériences faites pour la conservation des grains), durch Vervollkommnung der Aufbewahrungsmittel nicht weniger als zehn Procent, und durch Vervollkommnung des Mahlens eben so viel gewonnen werden; fünftens, weil die Krankheiten des Getreides und die Mittel dagegen jetzt mehr bekannt und durch ihre Hebung eine wirksame Ursache hinweggeräumt sey, wodurch in früheren Jahrhunderten oft furchtbarer Mangel entstand. — Dann komme hinzu, daß die Produktion selbst sich mehr nach einer blinden Gewohnheit, als nach dem Maß des Bedürfnisses richte, und darum verlangt Hr. D. mit vielen Andern, daß die Länder, welche Ueberfluß an Getreide haben, mehr Sorge auf Hervorbringung anderer, ihnen nöthiger Produkte

wenden sollen, welche ihr Boden und Klima begünstigen, und woran sie nicht so viel, als ihr Verbrauch erheischt, gewinnen. So mögen in Frankreich, wie Hr. D. will, mehr Oele, Seide, Lein, Holz, Horn- und Schafvieh produzirt werden. — Dieses ist einer der Hauptzwecke, welche er durch die von ihm empfohlenen Ackerschulen und agronomischen Institute befördert zu wissen wünscht.

Es ist wohl einleuchtend, daß hier bloß die eine Seite der Sache, nämlich der aus zu großer Masse des vorhandenen oder zum Verkaufe gebrachten und unkonsumirten Getreides entstehende wirkliche Ueberfluß des Getreides, — nicht aber das Theurerwerden, und eine unnatürliche Gesuchtheit des Geldes im Verhältnisse zu den nothwendigsten Lebensmitteln, noch auch die durch künstliche Ursachen oder Mangel eines geregelten Getreidemarktes bewirkte Herabdrückung der Preise in Anschlag gebracht werden, auf welches Mißverhältniß an andern Orten in diesen Jahrbüchern hingewiesen wurde *).

*) Der Verfasser erwähnt jedoch auch, daß die Meinung des Ueberflusses auf den Preis eben so nachtheilig einwirke, als der Ueberfluß selbst. Es möge hier gestattet seyn, an einige der neuerlich gemachten Vorschläge oder Versuche zu erinnern, um dem Mißverhältniß zwischen dem vorhandenen Geldbedürfnisse und den Preisen des Getreides annähernd abzuhelfen. Einige der vorgeschlagenen oder versuchten Maßregeln zielen auf wohlfeilere Bestellung des Ackers. Dieß ist eine von den Rücksichten, unter welchen die mehrfältig besprochene Albrecht'sche Wirthschaftsmethode auch für allgemeinere Benutzung empfohlen wird, und auch die neuesten, in öffentlichen Blättern darüber mitgetheilten Resultate aller Beachtung werth scheinen. — Andere suchen den Zweck einer wohlfeileren Ackerbestellung durch Beförderung der Arrondirungen, und diese auf dem wohl keineswegs gefahrlosen Wege der freygegebenen Gutszersplitterungen zu erreichen. — Vorschläge zur Hebung der vaterländischen Industrie, zur Erweiterung des inneren Marktes und zum Anbau solcher Produkte, welche höhere Preise, als die Kornfrüchte gewähren können, ohne der Kornproduktion wesentlich Eintrag zu thun, lassen wir hier außer Betrachtung. — Außerdem nun scheinen auch folgende Vorschläge und Maßregeln Beachtung zu verdienen: 1) Einrichtung von Getreidehandels-Gesellschaften, worüber der Antragsteller in der dießjährigen baierischen Ständeversammlung unter andern Folgendes sagte: »Der Getreidehandel werde ein ordentliches Geschäft! Es sollen Getreidehandels-Gesellschaften in allen jenen Städten und Märkten sich bilden, welche des Vorzuges einer eigenen Verwaltung, durch selbst gewählte Magistrate genießen. Unter der Leitung dieser Magistrate sollen diese Gesellschaften, deren Mitglieder durch Aktien in Geld, oder auch in Getreid an dem Handel Theil nehmen, nur inländisches Getreid aufkaufen. Sie sollen dann von ihren Getreidevorräthen so vieles auf die

Einiges von dem, was der Verfasser über die verschiedenen Länder Europens in Hinsicht auf agronomische Verhältnisse sagt, dürfte in auszugsweiser Mittheilung von manchen Lesern mit Interesse gelesen werden. — Bey den über Ackerkolonien gemachten Vorschlägen hat der Verfasser, wie billig, Frankreich als sein Vaterland zunächst im Auge.

Rußland. Um die große Fruchtbarkeit des südlichen Rußlands und die Nordseite des schwarzen Meers zu schildern, wird aus dem Vortrage des Herrn Barthe Labastide in der fran-

---

Schrannen zum Verkaufe führen, und auch auf denselben kaufen, als sie von Zeit zu Zeit für gut finden. Diese im ganzen Königreiche durch alle Städte und Märkte verbreiteten Getreidehandels-Gesellschaften konkurriren unter sich, und zugleich mit den Produzenten, welche in wohlfeilen Zeiten ihr Getreide gewiß gern irgend einer solchen Handelsgesellschaft gegen einen höheren Preis überlassen werden; so, wie sie zur Zeit des noch mehr gesteigerten Fruchtpreises die Schranne unmittelbar mit ihren Vorräthen überführen werden. — Diese Gesellschaften werden ein Mittel gegen allzugroße Wohlfeilheit seyn. Wohlangelegte und zweckmäßig verwaltete Magazine für die Zeiten der Noth werden sich auf diesem Wege in allen Städten und Märkten des Königreichs bilden und fortbestehen. Die in vielerley Beziehung allzu kostbaren Getreidemagazine des Staats werden alsdann nach und nach entbehrlich werden. Durch diese Getreidehandels-Gesellschaften kann ein Kapital von mehreren Millionen Gulden (sey es in barem Gelde, oder in Getreide durch die Produzenten selbst angelegt), in den Kreis des Ackerbaues kommen. Das Verschleudern des Getreides für jeden Preis wird sich mindern; indem diese Handelsgesellschaften Kraft genug haben werden, mit dem Verkaufe so lange an sich zu halten, bis die Preise sich dergestalt heben, daß einiger Gewinn für ihr im Getreidehandel angelegtes Kapital hervorgehe. Solchen Getreidehandels-Gesellschaften wird es auch möglich werden, eigene Spekulationen mit diesem Produkte zur rechten Zeit in's Ausland zu machen. Gesellschaften können manches unternehmen, was einzelne Privaten nicht vermögen. — Die, diese Anstalt leitenden Magistrate können vorläufig für diese Handelsmagazine auch die Speicher einzelner Privaten, die an diesem Getreidehandel — vielleicht mit Getreide-Aktien — ohnehin Theil nehmen, als Aufbewahrungsorte benützen. Wenn sich die Magistrate mit dem Magazinirungs-Geschäfte auf obige Weise, durch wohlorganisirte Getreidehandels-Gesellschaften abgeben, so thun sie nur ihre Pflicht, indem sie bleibende Vorrathskammern für die Zeiten der Noth anlegen und unterhalten, um ihre Mitbürger gegen allzu hohe, die Gewerbe drückende Getreidepreise bey eintretenden Mißjahren sicher zu stellen. 2) Errichtung von Privatbanken, wie sie vor kurzem in der königlich-preußischen Provinz Pommern Statt gefunden, und für Baiern ebenfalls vorgeschlagen wurden. Der Antragsteller sagte hierüber unter andern: Durch diese Privat-Bankanstalten muß ein bedeutender Fond, der sich fortwährend in Zirkulation, und zwar im Inlande erhalte,

zösischen Deputirtenkammer vom Jahre 1820 folgende Stelle angeführt: »Dort ist der Ackerbauer gewissermaßen gezwungen, mit dem Dünger zu geizen und seine Arbeit zurückzuhalten; er pflügt den Boden obenhin im Frühjahre, und wenn die Zeit der Aussaat da ist, so wiederholt er die leichte Arbeit; dieses genügt, um 25 bis 30 Mal die ausgesäete Frucht zu erhalten; — thäte er mehr, so würde er weit den Ackergewinn übertreffen, den Virgil mit »üppigem Wucher der Saaten« (luxuries segetum) bezeichnet: während die gesammte Oberfläche Frankreichs

---

herbeygeschafft werden; und dieses ist, wie in Preußisch-Pommern, durch folgenden Bank-Organismus eben so leicht wie dort, zu bewerkstelligen. Jede dieser Privatbanken bestehe aus einem baren Bankfonde von zwey Millionen Gulden im 24 fl. Fuße, welcher — in zweytausend Aktien, jede zu 1000 fl. getheilt, — in barem Gelde eingelegt wird. Für diese bare Einlage von zwey Millionen Gulden könnten Bankscheine im Betrage von zwey Millionen Gulden, halb zu 10 fl., und halb zu 5 fl. emittirt werden. Für die emittirten Bankscheine müßte immer der ganze Betrag, entweder bar, oder in Effekten, welche gleich in bares Geld umgesetzt werden können, in der Bank-Kasse vorhanden seyn. Jede öffentliche Staatskasse soll ein Fünftel des Betrages einer Abgabenzahlung in solchen Bankscheinen annehmen. Die Bank müßte von den als Fond eingelegten zwey Millionen Gulden wenigstens 500,000 fl. bar in der Kasse haben, um die an sie kommenden Bankscheine sogleich einlösen zu können. Mit den obigen 1,500,000 fl. könnten solche Geschäfte gemacht werden, welche der Bank rentiren, doch müßten bey diesen Geschäften immer nur solche Effekten in die Kasse kommen, welche sogleich in bares Geld umzusetzen sind; damit, im Falle des Bedürfens, die emittirten zwey Millionen Gulden Bankscheine gleich zurückgenommen werden können. Die Bank würde auf diese Weise in den Stand gesetzt, zwey Millionen Gulden zu drey Procent auszuleihen, und mit 1,500,000 fl. solche Geschäfte zu machen, woran sie sechs Procent jährlich erwerben könne; sie würde in diesem Falle alsdann mit dem eingelegten Fonde jährlich 150,000 fl., oder sieben und ein halbes Procent verdienen können. Geschäfte mit Staatspapieren zu machen, sollte diesen Privatbanken durchaus verboten seyn.« 3) Entrichtung eines Theils der Steuern, und namentlich des für Verpflegung der Armee bestimmten Antheils in Naturalien. So lange man hierüber zu keinen umfassenden Maßregeln zu gelangen im Stande seyn mag, scheint die von der königlich-preußischen Regierung neuerlich, in Folge von Anträgen der Märkischen Provinzialstände getroffene Einrichtung den Zweck zum Theil zu erfüllen, daß nämlich die Regierung sich anheischig machte, innerhalb einer bestimmten Zahl von Jahren, von den einheimischen Grundbesitzern das Getreide zu einem festbestimmten Preise, nach dem Wunsche des Produzenten annehmen zu wollen. — Viertens kommen Manche auf den Vorschlag einer Einkommensteuer zum Behufe gleichzeitiger Herabsetzung der Grundsteuer, und als außerordentliche Maßregel zurück. Der Berichterstatter in der baierischen Ständeversammlung sagte hierüber: Ich kenne alle die vielen

nach kostspieliger und wiederholter Arbeit, und nach Anwendung einer reichlichen Menge von Dünger, nur das fünf- oder sechsfache Korn gewährt. Die Einwohner der Küstenländer des schwarzen Meers können daher ihren Weizen mit Vortheil für das Fünftheil oder Sechstheil des Preises verkaufen, welche der französische Landwirth zu fordern genöthiget ist«

Ferner wird erwähnt, daß auf Veranlassung der russischen Regierung Weinbauer an dem linken Ufer des Pruth sich angesiedelt haben, wo man Wein zu pflanzen mit Erfolg begonnen habe. Ein Franzose hat versucht, bey Backlava Reben aus

und wichtigen Gründe, welche einem solchen Vorschlage entgegen gestellt werden können, ich kenne die Erfahrungen, aus welchen man gegen diese Steuer, als etwas durchaus Unausführbares ankämpft; ich verheimliche mir die Schwierigkeiten nicht, denen die Forderung einer solchen Steuer unterworfen ist; dem ungeachtet hoffe ich darzuthun, daß sie in der Ausführung möglich, und für alle Zwecke des Staats unter den gegebenen Umständen praktisch, sogar sehr populär wird. Daß diese Steuer möglich ist, und in der Ausführung nicht so unendlichen Schwierigkeiten unterliegt, als man gewöhnlich anzugeben für gut findet, beweiset der Umstand, daß gegen das Ende des letzten Krieges, wo alle Staatskassen erschöpft waren, — wo man zu Anlehen seine Zuflucht zu nehmen sich nicht mehr getraute, diese Steuer mit großer Leichtigkeit eine jährliche Einnahme von 4,400,000 fl. lieferte, unter Umständen, welche bey weitem für Erhebung einer solchen Steuer nicht so günstig waren, als sie dermalen sind, und unter weit bedenklichern Verhältnissen. Im Allgemeinen glaube ich hier den Antrag stellen zu müssen, daß vor Allem die allgemeinen Staats- und Kreisausgaben ausgeschieden, und letztere unter was immer für einer Form den Kreisen zur eigenen Behandlung und Bezahlung zugewiesen werden. Wenn Privaten und Gemeinde-Verwaltungen sich in die innigste Verbindung mit einander setzen, um zu verheimlichen, welches das Einkommen jedes Staatsbürgers sey, **sobald die Regierung diese Steuer für sich fordert**, so ist es ein ganz verändertes Verhältniß, wenn die Gemeinden diese Steuer für sich zur Deckung ihrer eigenen Bedürfnisse erheben. Der einzelne Staatsbürger zahlt lieber, weil er die Verwendung des Geldes unter seinen Augen geschehen sieht; die Gemeinde-Verwaltungen, genau bekannt mit den Verhältnissen jedes ihrer Mitglieder, haben ein — von jedem einzelnen Kontribuenten getheiltes Interesse; ein Interesse, mit Genauigkeit jeden nach Kräften und Verdienst zum Beytrage anzuziehen; ein neues Element zur leichteren Ausführung dieser Maßregel. Wenn endlich diese Steuer zu dem Ende kreirt wird, um den Grundbesitzer (Rustikalisten und Dominikalisten) allenfalls durch den Erlös von zwey Fünftheil oder der Hälfte seiner bisherigen Steuer wegen der dermaligen außerordertlichen Noth zu erleichtern, so wird dieses die genannten Volksklassen — bey weitem den bedeutendsten und größten Theil des Volkes — so ansprechen, und ihr Vertrauen so bestimmt der Regierung zuwenden, daß sie nach allen Kräften für das Gedeihen einer für sie so wohlthätigen Maßregel mitarbeiten werden.

Spanien und Languedok zu pflanzen, und ein Oesterreicher bey Astrachan Tokaier-Reben, welche indessen dort auszuarten scheinen. Dem Senator Boklow ist es gelungen, in der dortigen Gegend einen ganz beträchtlichen Weinberg anzulegen.

Von der Bevölkerung Rußlands heißt es: Sie beträgt, mit Einschluß des asiatischen Rußlands und Polens, 53 Millionen, und vermehrt sich jährlich (?) um 600,000, durch den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle. Nirgends in Europa findet man verhältnißmäßig so häufige Beyspiele von hohem Lebensalter. Ein holländischer Schriftsteller (M. J. J. Cloet) berechnet, daß die Bevölkerung Rußlands nach Verhältniß zur Oberfläche nur erst ein Sechstheil der Bevölkerung Frankreichs ausmacht; und Rußland also, wenn es je diese Bevölkerung erreichen könnte, 318 Millionen haben würde.

England. »Mit furchtsamer Bedächtigkeit nur, greift der englische Landwirth zu neuen Methoden, hält aber fest daran, sobald die Erfahrung sie bestätiget hat. Dieser Vortheil ist nicht der einzige, welcher in Großbritannien die Nahrungsmittel in demselben Maße vermehrt, als die Bevölkerung steigt; eine andere Grundursache des Gedeihens des englischen Ackerbaues ist, die Kunst, sich Hülfskapitale zu erschaffen. Wenn die Landbauer und Pächter in manchen andern Ländern mehr darauf bedacht gewesen wären, sich Kapitalkraft zu bewahren, und nicht, durch eine leere Täuschung verleitet, Hülfsmittel, deren Erhaltung ihnen unentbehrlich war, dazu verwendet hätten, einige Streifen Erdreich zu kaufen, so würden sie besser daran seyn, und nicht, statt wohlhabender Pächter, die sie waren, arme und kümmerliche Eigenthümer geworden seyn. Der englische Pächter versichert sich zuvor, ehe er sich auf eine größere Ackerunternehmung einläßt, eines Kapitals vom achtfachen Betrage seines Pachtzinses, nämlich wenn er 30,000 Franken Pacht zu zahlen hat, so versichert er sich zuvor einer Summe von 240,000 Franken, ehe er antritt.« — Freylich ein anderer Zustand, wie der Darsteller bemerkt, als wenn in andern Ländern der Pächter sich auf die Hoffnung lediglich verläßt, aus den Früchten des Gutes erst seine Geldabgabe zu gewinnen, um sie in Jahresfrist oder etwa anderthalb Jahren zu entrichten. Es ist ein fünffaches Kapital, was der englische Ackerbauer im voraus gesichert sehen will: erstens jenes, was dem abgehenden Pächter für Saat, Dünger, Streu, Unkosten vergütet werden muß; zweytens, jenes zur Anschaffung des landwirthschaftlichen Baugeräths und des Viehes; dieses Kapital muß so groß seyn, als es dem Gute nur angemessen seyn kann; drittens, eines für den jährlichen Dienstlohn und Geldbesoldungen; viertens, eines, welches auf die Fähigkeit berechnet ist,

die Vorräthe aufzubewahren, um nicht gezwungen zu seyn, zur Unzeit zu verkaufen; fünftens endlich eines für die Fälle von Mißwachs, Hagelschlag ꝛc. So gründet der Pächter auf dieselben Prinzipien die Ackerunternehmung, welche den soliden Unternehmungen für Manufaktur und Handel zur Richtschnur dienen; und man berechnet, daß ein so angewendetes Kapital bey kluger Verwaltung 15 Procent gibt; diese Voraussicht macht die Kapitalisten geneigt, dem Landbau so viel als nur möglich ist aufzuhelfen, welcher Vortheil in einem Lande, wo der Besitz zu sehr zersplittert ist, hinwegfällt.

Außerdem ist das System der Wechselwirthschaft, wie sich Hr. Deby ausdrückt, für England eine weit reichere Goldmine geworden, als die Souverainität über Hindostan für dasselbe seyn kann; indem der Tribut, den es von 70 Millionen hindostanischer Unterthanen bezieht, ihm bey weiten nicht so viel einbringet, als die mit Kunst unterhaltenen Wiesen auf dem eigenen Inselboden. (Der Leser wird hier auf Say gewiesen, Essai sur l'origine, les progrès et les résultats probables de la souveraineté des Anglois dans l'Inde.) Welche Folgen der Wiesenbau, welchem auch das Klima so günstig ist, für die Vermehrung der Viehzucht und Verbesserung des Ackerbaues gehabt, darüber werden einige vergleichende Daten aus Marivault (de la situation agricole de la France 1824 mitgetheilt) und mit denen von Chaptal zusammengestellt. So ergibt sich z. B., daß im Jahre 1813 in England an 150,000 Ochsen und sechsthalb Millionen Schafe mehr waren, als in Frankreich, wobey man, was das Hornvieh betrifft, in Anschlag bringen muß, daß die Schlachtochsen im Durchschnitt um ein Drittheil mehr wiegen, als in Frankreich *), daß bey minder großer Oberfläche des angebauten Bodens, und bey dem leichten Wassertransport auf den Kanälen weit weniger Zugochsen nothwendig sind; vor allem aber den großen Unterschied in der Gesammtzahl der Bevölkerung. Ferner: ungeachtet der so sehr fortgeschrittenen Bevölkerung, und der vermehrten Brotkonsumtion hatte die Korneinfuhr in England im jährlichen Mittelbetrag von 1804 bis 1812 gegen den jährlichen Mittelbetrag von 1791 bis 1803, um ein Drittheil abgenommen (betrug nämlich ungefähr 800,000 gegen 1,200,000 Quarter). — Man vergleiche in Betreff dieser Gegenstände die Mittheilung in diesen Jahrbüchern (Theil XXIX,

---

*) Im Jahre 1796 war das mittlere Durchschnittsgewicht eines Ochsen in Frankreich 800 Pfund, und das eines Kalbes 148 Pfund; dagegen betrug im Jahre 1810 nur ersteres 370 Pfund, und letzteres 50 Pfund. So Marivault.

Art. V.): »Die für Handelsunternehmungen festgesetzten Vorschriften der Oekonomie werden von den Engländern auf die Ackerunternehmungen angewendet; alles ist darauf berechnet, jede unfruchtbare Arbeit zu vermeiden; die Umzäunungen der Felder, z. B. gestatten den Landwirthen, ihre Herden bey Tag und Nacht dort zu lassen ꝛc. Es findet sorgfältige Theilung der Arbeit Statt, und diese wird wenig unterbrochen, wozu die Menge des Viehes und selbst die Leichtigkeit des Bodens beyträgt, indem der leichte Boden sich mehr für mannigfache Bestellung und zu jeder Zeit eignet. — Außer dem reichlichen Dünger, den ein zahlreicher Viehstand von selbst gewährt, widmen die Engländer noch eine besondere Sorgfalt auf die Zubereitung künstlicher Düngemittel, die sie composts nennen, eine Zusammensetzung von Substanzen aus den drey Reichen der Natur; Kalk, Gyps, Asche, Meersalz, werden mit animalischen Bestandtheilen, als Häuten, Knochen, Hornspänen ꝛc. und mit vegetabilischen, als Kräutern, ausgereuteten Wurzeln, ausgepreßten Pflanzen ꝛc. vermischt; — sowohl die Art als Zeit der Anwendung dieser composts erfordern genaue Kunde des Landwirthes, da sie zwar schneller wirken, sich aber auch leichter verflüchtigen, als der gewöhnliche Dünger.«

Im Verlaufe der Darstellung spricht Hr. Deby von der dauerhaften, durch die früheren Revolutionen und Bürgerkriege nicht zerstörten Begründung des ökonomischen Zustandes von England. In diesem Lande hatte man allezeit die Gefahren erkannt, welche eine Umwälzung in den Elementen der ganzen gesellschaftlichen Ordnung mit sich führt; und die Besorgniß vor der Erschütterung derselben hatte beygetragen, eine oft blinde oder am Zufälligen klebende und buchstäbliche Ehrfurcht vor dem Bestehenden in der inneren Gesetzgebung herrschend zu machen. — Zum Belege der Unbeweglichkeit des Eigenthums in England und der Schwierigkeit, Grundbesitz zu erwerben, führt der Verfasser die seltsame Thatsache an, daß die Regierung dem Erben des Lord Nelson eine Summe von vierthalb Millionen Franken zum Ankaufe einer Dotation bestimmte, diese aber immer seither in den öffentlichen Kassen blieb, der Unmöglichkeit wegen, dieselbe in der vorgeschriebenen Weise anzulegen u. s. w.

Spanien. Der Verfasser bemerkt, es fehle in diesem Reiche nicht sowohl an Kapital, als an der Anwendung und Vertheilung desselben. Es sey größtentheils in unproduktiver Art angelegt, oder verborgen, und wirke also nicht, um die Arbeit anzureizen und zu besolden, und den Kredit durch Zusammenwirken verschiedenartiger mächtiger Einflüsse zu begründen. Es fehle den ärmeren Klassen, und zwar nicht bloß auf dem Lande, sondern auch in den Städten, zu einem großen Theile selbst an den gewöhn-

lichsten und wenigst kostspieligen Geräthschaften; bey beschränkterem Verkaufe der Objekte sey ihr Preis nothwendig theurer, und wenn man früher unter Karl dem IV. nur die Manufaktur von höchst kostbaren und prachtvollen Stoffen begünstigt habe, so hätte dieses wenig gedient, den allgemeinen Wohlstand zu heben, sondern den traurigen Gegensatz von Ueberfluß und Entblößung forterhalten. Nicht die Sparsamkeit fehle dem spanischen Volke, nur mangle die Gewohnheit, und mit der Gewohnheit der Antrieb, zu produziren. Die regelmäßigen Korporationen, bemerkt der Verfasser bedeutend, seyen kein Hinderniß für die Fortschritte der Agrikultur in Spanien, wohl aber die Besorgniß, als ob steigender Wohlstand und reichere Produktion den Revolutionen Vorschub geben würde, welches ein zerstörender Irrthum sey. Es fehle dem Lande nur eine großmüthige Hand, welche, ohne seine alten Institutionen zu verletzen, ihm den Fortgang zum Wohlstand erleichtere. — Von den Einzelnheiten, die vom spanischen Ackerbau mitgetheilt werden, heben wir nur weniges aus. Kardinal Ximenes gab dem Lande einen Ackerkodex, und auf seinen Befehl verfaßte M. J. Fettera einen vollständigen Lehrkursus über den Ackerbau. Spanien hat gute Verordnungen über die Bewässerung. Der Seidenbau wurde durch Ordonnanzen von Philipp II. begünstigt, über deren Vernachläßigung geklagt wird (M. Régis, Traité sur le commerce de soies 1819). Es fehlt nicht an vortrefflichen Kulturmethoden, aber nur in sehr wenigen Distrikten beobachtet man sie; Werke, wie die Kanäle von Guadalquivir und von Arragonien, gehören zu den größten Unternehmungen in Europa. Man kennt steinerne Behälter zur Aufbewahrung des Getreides (sichos oder silos genannt, in der Gegend von Badajoz) *). Gesetze, Unternehmungen, Kenntnisse blieben vereinzelt und ohne Wirkung auf allgemeinen Wohlstand im Ganzen. — An mannigfachen Produkten, aus allen drey Reichen der Natur, und meistens von vorzüglicher Güte, ist Spanien sehr reich; »wirft man indeß einen schärferen Blick auf diese Mannigfaltigkeit, so lernt man

*) Die Araber in Spanien hatten fleißigen und wohlbestellten Ackerbau. Die Bauart für Landwohnungen, welche man die sarazenische nennt, und auch jene in den Städten, welche vorzugsweise zu Toledo beybehalten worden, empfiehlt sich besonders in südlichen Ländern. Ein vierseitiges Gebäude umschließt einen Hof, der während der großen Hitze mit einem Zelt überspannt wird, welches man Abends hinwegzieht; zu ebener Erde sind ringsumher offene Hallen, wo sich die Magazine befinden; längs dem ersten Stocke läuft inwendig eine Gallerie und setzt die verschiedenen Theile des Hauses mit einander in Verbindung u. s. w.

vielmehr kennen, was Spanien werden kann, als was es wirklich ist.« Auf den eilf Zwölftheilen der Oberfläche, sowohl Gebirge als Ebene, welche ohne Anbau bleiben (so der Verfasser), rechnet man etwas mehr als fünf Millionen Merinos und gegen neun Millionen gewöhnlicher Schafe, also vierzehn Millionen, während das um so vieles kleinere England in eingehegten Weiden über 45 Millionen Schafe hat. — Klee, Luzerne wird häufig gebaut, und im Königreich Valencia z. B. schneidet man selbe acht bis zehn Mal des Jahres; aber wenig wird das Auge des Reisenden durch eigentlichen Wiesenbau erquickt. — Die unermeßlichen Ebnen sind von dem Schmucke und schirmenden Schatten der Bäume entblößt, und für diese Entkleidung des Landes von Bäumen wissen die unterrichtetsten Einwohner keine andere Ursache anzugeben, als die Sorglosigkeit des Landmanns. Zur Feuerung braucht derselbe Gräser, Farrnkraut u. s. w. — Es finden sich ganz zweckwidrige Gewohnheiten. So begießt man die Ulmen auf den öffentlichen Spaziergängen der größern Städte, welches Begießen nach Hrn. Deby's Behauptung, Ursache ist, daß viele absterben; wichtiger scheint die Erwähnung, daß der Gebrauch des Düngers in den meisten Provinzen nur dem Namen nach, gekannt sey: man lasse Mist und faulende Substanzen in den Stallungen und auf den Straßen zu Staube werden, und von den Winden verwehen. Was zum Vortheile der Agrikultur verwendet werden sollte, gereiche durch Vernachläßigung zum Nachtheile für das menschliche Leben

Die Bevölkerung Spaniens, welche zur Zeit der maurischen Herrschaft nach manchen Angaben 26 Millionen betrug, hat gegenwärtig etwa 10 Millionen 600,000.

Oesterreich. »Reich durch die Arbeit und den Kunstfleiß ihrer Unterthanen, sagt Hr. Deby, hat diese Macht die Revolutionen die Welt umkreisen gesehen; die Stürme der Zwietracht haben ihr zur Seite getobt, die Zerstörungen des Krieges sind bis in ihre Mitte eingedrungen, und sie ist geblieben, was sie war. — Das gesunde, aber kühle Klima reizt nicht zu neuen Gewohnheiten; der Bauer, arbeitsam und beständig, wird nicht von Begierden gefoltert, die ihn über seine Sphäre hinausziehen; er kann nicht von leidenschaftlichem Streben nach Genüssen beherrscht werden, welche ihm unbekannt sind: ein vollständiger Gehorsam vereint sich in ihm mit Liebe zu seinem Fürsten; das Vertrauen der Unterthanen begründet das Glück und die Ruhe des Regenten, und die Staatsverwaltung kennt nicht die Nothwendigkeit, reelle und dauerhafte Güter gegen solche auszutauschen, welche gar zu oft nur vorübergehend sind. Wenn gleich die Autorität des Souverains, nach der verschiedenen Legislation der Länder,

welche Theile dieses Kaiserreiches sind, manchen Modifikationen unterliegt, so besteht doch eine vollkommene Ordnung unter den verschiedenen Zweigen der Verwaltung; der Monarch ist Beschützer von allem, was einen Charakter von öffentlicher Nützlichkeit trägt, und die Regierung beharrlich in ihren Grundsätzen, weiß sich von allen fremden Einflüssen frey zu erhalten.«

In solcher Art beginnt der Verfasser seine Darstellung, welche übrigens in den Einzelnheiten sehr unvollständig und nur von untergeordneter Bedeutung ist. Wir übergehen auch, was sonst von den agronomischen Verhältnissen deutscher Staaten mitgetheilt wird, weil darin wenig für Ueberblick und gründliche Auffassung des deutschen Ackerbaues im Ganzen enthalten ist, wenn gleich Deutschland und Italien mit der Schweiz in der Einleitung klassische Länder für den Ackerbau genannt werden.

Nord-Italien. Die Wiesen im Mailändischen, und namentlich in der kleinen Provinz von Lodi, werden sieben Mal in einem Jahre gemäht; die besten Wiesenkräuter wachsen dort, ohne gesäet zu seyn. — Alle drey Jahre ackert man sie vor dem Winter um, und im folgenden Frühjahre wird Mais, im Herbste darauf Weizen gesäet; von fünf Jahren demnach werden sie in dreyen als Wiesen, in einem mit Mais und Lein, und in einem mit Weizen bestellt. — Die fruchtbare Oberfläche des Bodens ist nur 7 oder 8 Zoll tief, der Bauer würde ihn durch tiefes Umackern untragbar machen. Die dortigen Bewässerungen und die verständige Kulturart, zusammen mit der Beschaffenheit des Bodens und der Sicherheit des Gewinns, geben den Ländereyen dieser kleinen Provinz einen ungemein hohen Werth. Der pio (etwas kleiner als ein Morgen) wird etwa zu 4000 Franken verkauft.

Reichliche Wiesenbenutzung ist eben so in den Provinzen von Brescia, Bergamo und Cremona. Es findet vierfacher oder dreyfacher Schnitt Statt. In einigen Theilen dienen die Bewässerungen, weil mit fetten Theilchen geschwängert, allein zur Verbesserung der Wiesen, so, daß aller Dünger für andere Theile des Bodens verwendet werden kann. — Man rechnet im Allgemeinen in der Lombardey, daß die bewässerten Ländereyen in der Ebene zwey Drittheile über die eigne Konsumtion der Gegend an Getreide hervorbringen.

Von den bäuerlichen Verhältnissen im nördlichen Italien, wird Folgendes mitgetheilt. Die Bauern haben ein Drittheil ihrer Tagewerke zur freyen Benutzung im Anbaue von Mais oder Lein, wovon sie dem Grundherrn drey Viertheile oder vier Fünftheile des reinen Ertrags abzugeben haben. Durch diese Einrichtung erspart sich der Eigenthümer das Taglohn für diesen Theil

des Anbaues; der Bauer hat ein direktes Interesse an der Produktion und erntet zum Theil selbst was er zur Nahrung braucht. — Man kennt in den Ebnen Italiens nicht das System der Brachen, und dennoch bringen die Aecker öfters zweymalige Frucht im nämlichen Jahre. Der Bauer unternimmt die zweyte Bestellung unter der Bedingung, den dritten oder vierten Theil der Ernte kostenfrey für sich zu beziehen; oft aber wird er durch frühe Fröste und schlechte Witterung um die Früchte seines Schweißes gebracht. — Der ununterbrochene Ackerbau erfordert viele Hände, dieß wird Ursache, daß sich viele Bauernfamilien um das Gut, was sie bebauen, gleichsam gruppiren und ein kleines Dorf bilden; zur Winterzeit versammeln sie sich in Scheunen; — ihre Gebete sind gemeinschaftlich, nach denselben singen die jungen Leute; so führen auch die Bewohner des Landes ein Leben in Gesellschaft, wie überhaupt in diesem Lande die Menschen, mehr als sonst in einem europäischen Lande, in geselligen Berührungen leben. — Die Fremden, welche in Italien sich aufhalten, wundern sich über die wenige Neigung zum Heirathen, welche viele Städter nicht bloß, sondern auch Landleute zeigen; sobald als eine Familie einige Wohlhabenheit hat, pflegen sich ihre Glieder nicht mehr zu trennen; der Aelteste ist gewöhnlich der residor oder das Haupt der Familie, er führt die Kasse, ohne Rechenschaft zu geben; bey zahlreichern Familien widmet sich einer oder zwey dem geistlichen Stande; auf dem Lande theilt der Aelteste seinen Brüdern die Arbeit zu, und verfügt über die gewonnenen Früchte; die Geschwister pflegen in guter Eintracht zusammen zu leben. Es fehlt auch nicht an Familien, in welchen selbst die verheirateten Glieder unter dem väterlichen Ansehn oder dessen, der den Familienvater vorstellt, zu leben fortfahren. Der Grund, welcher so viele Menschen im Cölibat erhält, ist die innige Ueberzeugung, daß sie durch Vertheilung der Familie an Wohlstand und Ansehen verlieren würden. — Den von Fremden oft dem italienischen Bauer vorgeworfenen Hang zur Trägheit schreibt Herr Deby, in soweit derselbe wirklich vorhanden sey, zum Theil der Nahrung zu, indem sein vorzüglichstes Nahrungsmittel die Polenta sey, welche weniger stärkenden Stoff, als selbst die Erdäpfel enthalte; zum Theil auch der feuchten Luft in den wasserreichen Ebnen, welche den Landmann nöthige, später an die Arbeit zu gehn, und Abends früher heimzukehren u. s. w. — Die Bewohner der Höhen und gebirgigen Gegenden seyen aber im Gegentheile sehr rüstig und arbeitsam, und überhaupt arbeite der italienische Bauer mit Urtheil und geübtem Blick.

Von Einzelnheiten des Anbaues wird unter andern angeführt, daß Herr Klement Rosa, um den Krankheiten vorzu-

beugen, welche durch den Reiß entstehen (besonders in Gegenden, wo die freyere Bewegung der Luft gehindert ist; indem in der großen Sommerhitze und unmittelbar vor der Reißernte auf den Reißpflanzen sich eine unzählbare Menge schädlicher Insekten erzeugen, welche Fieber hervorbringen) den Bau des chinesischen Reißes in Aufnahme gebracht habe. — An andern Orten ist viel Rede von den Verdiensten des Conte Dandolo um die Kultur des Seidenbaues, wodurch die Produktion der Seide vermehrt wurde, zu einer Zeit, da die Kornfrucht im Werthe verlor, und die Steuern wie überall in gleicher Höhe blieben. — Ueber Zunahme und ansehnlichen Betrag des Seidenbaues in der Lombardey werden einige Daten mitgetheilt. Zahlreich seyen die Beyspiele, wo die Quantität der Seidengehäuse (Cocons) sich in kurzer Zeit verachtfachet haben. Drey kleine Dörfer, zusammen mit tausend Einwohnern, brachten es dahin, jährlich für 60,000 Livres Seide zu gewinnen: da die Hälfte dem Eigenthümer gehört, so blieben 30 Livres für jedes Individuum der ländlichen Gemeinden als reiner Gewinn vom Seidenbau, welches Herr Deby als eine Art Mittelgewinn für die mit dem Seidenbau beschäftigten Landleute glaubt ansehen zu können. — Angeführt wird die Berechnung, daß die Exportation der rohen oder gesponnenen Seide aus dem lombardisch-venetianischen Königreiche im Geldbetrage die Einfuhr von Gold und Silber aus Amerika um ein Beträchtliches übersteigt; und von 1807 bis 1813 die Summe von 420 Millionen Livres betrug, beym Mittelpreise von 2 Livres, 16 Sous das Gros (la grosse), seit der Zeit aber um Vieles mehr, bey beträchtlich gestiegenen Preisen (im Jahre 1816 war der Preis 5 Livres, 5 Sous; 1817, 6 Livres, 1 Sous; 1818, 6 Livres, 10 Sous u. s. w.); wozu dann noch für 28 bis 30,000 Livres exportirte Seidenstoffe kommen.

Frankreich. Herr Deby achtet die Provinzen des Südens von Frankreich, Languedoc, die Provence und die Cévennes für vorzüglich geeignet, daß auf dieselben zur Beförderung des Seidenbaues*) und Olivenbaues, so wie auch des Anbaues von neuen und nützlichen Pflanzen die Aufmerksamkeit der Verwaltung gerichtet werde (z. B. von neuseeländischem Lein (phormi-

*) Der Seidenbau und seine Vervollkommnung sind der Gegenstand mehrerer kleinen Abhandlungen des zweyten Theils. Der Verfasser führt an, daß zuerst unter Karl VIII. die Maulbeerbäume aus Italien mit nach Frankreich gebracht worden; die Fortschritte des Seidenbaues waren hier bis zur Zeit Heinrichs IV. sehr langsam.

um tenax), dem krautartigen Baumwollstrauch, der Theestaude, der Färbereiche (quercus tinctoria), toskanischem Korn, dem korsischen Lärchenbaum, der mingrelischen kleinen Traube, weil diese Provinzen, während sie das vortheilhafteste Klima und Boden haben, durch besondere ungünstige Verhältnisse litten. Als solche werden angeführt, die Nachtheile durch den Handel mit Odessa, die große Zahl der Armen zu Marseille, wegen der in Handel und Marine eingetretenen Aenderungen u. s. w. — Für die mittleren Provinzen verspricht er sich einige Aufhülfe von einzelnen administrativen Maßregeln, z. B. einer Gradation in der Konsumtionssteuer zu Paris auf Wein, Weinessig, Liqueure 2c. nach den Verschiedenheiten der Herkunft und der Güte: wogegen bey gleicher Abgabe von den schlechtern wie den besten Gattungen, die ersteren von der Konsumtion ausgeschlossen, die letzteren, um sie zu vermehren, mit minderer Sorgfalt für ihre Güte, gebauet, und auch sehr häufig verfälscht werden. Er wünscht mit Marivault, daß mit Hülfe der Staatsverwaltung die besseren Reben überall vertheilt, und vor allem Sorge auf Erhaltung der guten Weingattungen gewandt werde 2c. Uebrigens wird erwähnt, daß nach der Meinung guter Agronomen der Weinbau nur zwischen dem 35sten und 50sten Breitengrade vortheilhaft sey. — Er erklärt sich im Interesse der Produktion Frankreichs gegen die Erzeugung von Branntwein aus Kartoffeln, und von Weinessig aus Holz, und bemerkt in Betreff des Kartoffelbaues, daß derselbe zu sehr wiederholt die Produktionskraft des Bodens schwäche und daher in dem Umkreise der Wechselwirthschaft die Kartoffeln nur ein Mal alle fünf Jahre auf fetterm Boden, und alle sieben Jahre auf Mittelboden angewandt werden sollen. — Besser daran in ihrem Ackerbaue sind die nördlichen Provinzen, wo bessere Vizinalwege mehr Unternehmungen, größeres Kapital sich finden u. s. f. Flandern (freylich nur zum Theil und seit Ludwig XIV. französisch) insbesondere ist bekanntlich seit lange überaus wohl angebauet und gleichsam unerschöpflich in Menschen und Produkten; die Wechselwirthschaft, welche für England so vortheilhaft geworden ist, hat dort ihre Entstehung erhalten; französisch Flandern hat vortrefflichen natürlichen und künstlichen Wiesenbau. Herr Deby nimmt hiebey Anlaß von der französischen Viehzucht überhaupt zu sprechen, von Verbesserung der Rassen, Mästung 2c. Ferner spricht er von der Verbesserung des Bodens, nach Verschiedenheit der gegebenen Bedingungen (mit Anführung des Werkes von Matthieu de Dombasle), von den Düngemitteln aus den drey Reichen der Natur, mit besonderer Erwähnung der Düngung durch grün eingegrabenen Rocken, welche im nördlichen

Italien mehrfach angewendet wird *); — von Bewässerung (der Verfasser bemerkt, daß die Bewässerung um so fruchtbarer macht, je mehr sie befruchtende Theile in sich aufgenommen habe, wie denn der sogenannte Naviglio um Mailand weit mehr zur Fruchtbarkeit beytrage, als Bewässerungen aus den Gebirgen :c. Die Umgegend von Paris würde ein Aegypten seyn, wenn es möglich wäre, durch Wässerungen, die durch die Stadt gingen, und sich in die Felder verbreiteten, wie das bey einigen italienischen Städten der Fall ist, dem Boden Düngemittel aus der Stadt zuzuführen u. s. w.); — von Einrichtung der Ackerwohnungen, mit Anpreisung der sarazenischen Bauart, und übrigens mit Berufung auf das Werk des Herrn Morel-Vindé :c.

Vieles glaubt sich Herr Deby von Anlage großer Wirthschaften versprechen zu können, welche, sey es vom Gouvernement begründet, oder durch Zuschüsse Einzelner entstanden, (wie die Armenkolonien in den Niederlanden), die verschiedenen Vortheile in sich vereinigen sollen, durch theoretischen und praktischen Unterricht kundige Landwirthe zu erziehen: durch das Umfassen vieler Zweige des Landbaues zu allen Jahrzeiten Gelegenheit zur Arbeit darzubieten; die Verbesserung der Agrikultur besonders auf solche Zweige zu leiten, deren Anbau bey dem Ueberflusse des Getreides für den Nationalreichthum der vortheilhafteste sey, einen Austausch der Sämereyen und Pflanzengattungen hiermit zu verbinden, welche eine Provinz vor der andern in vorzüglicher Güte hervorbringt; — besonders aber auch hiermit Armenkolonien in Verbindung zu setzen, welche alle gehörige Einrichtungen haben müßten, um die anzusiedelnden Familien mit dem nöthigen kleinen Ackerkapitale zu versehen, ihnen in Fällen der Noth zu Hülfe zu kommen, und dem Ganzen die nöthige Leitung zu geben u. s. w. Es soll zugleich für die religiöse Unterweisung und geistige Erziehung gesorgt seyn. Im zweyten Bande wird dieser Vorschlag zum Theil ins kleinste Detail hinausgeführt, in einer Weise, welche die Beachtung derer verdienen dürfte, welche sich gern damit befassen, über Mittel nachzudenken, um auch unter Voraussetzung eines Systemes großer Ackerzerstückelung und vorherrschender Geldwirthschaft eine heil-

*) Del sovescbio della segala. Torino, 1820, von G. A. Giobert. Man säet den Rocken nach eingeerntetem Weizen, kann bey gutem Boden vor dem Winter ihn noch zwey Mal zum Futter schneiden; im künftigen Frühjahr grünt derselbe aufs Neue; wenn die Aehre in Blüte übergehen will, ist der Augenblick, diesen Rocken zur Düngung des Bodens unterzugraben.

same Vereinigung der Kräfte und Institutionen zu bezielen, durch welche den Nachtheilen zu großer Vereinzelung abgeholfen wird *).

---

*) In dem ersten Artikel der hierher gehörenden Abhandlung macht der Verfasser Vorschläge für die praktische Erziehung der Zöglinge in diesen Instituten, als welche dem theoretischen Unterricht vorangehen müsse; in einem zweyten für die theoretische Erziehung; in einem dritten für den ökonomischen Stand, Unkosten und Erträgnisse solcher Institute und Gesundheitsvorschriften; im vierten für die sittliche und religiöse Erziehung; im fünften für Erholung, Leibesübung und Gesang; im siebenten für eine Austauschanstalt für Sämereyen und Pflanzengattungen; im achten für Baumschulen. Der sechste Artikel beschäftigt sich speziell mit Korsika. — Ein eigenes Kapitel untersucht näher die Bedingungen mit fortwährendem Hinblick auf die in den Niederlanden neuerlich angelegten Armenkolonien, unter welchen ähnliche Anlagen sich vorzüglich nützlich bewähren könnten. Nach Empfehlung der Sache im Allgemeinen ist Rede von der Vertheilung des Lokals, den Gebäuden im Mittelpunkte (Kirche, Schule, Pfarrhof, Verwaltungshaus, Magazine, Back- und Brauhaus u. s. w.) der monatlichen Berathung für Hülfsleistungen; dem Verwaltungs- und Polizeyrathe, den Durchschnittskosten und Durchschnittserträgnissen, der Rechnungslegung, den Mitteln zur Aneiferung, der Erziehung der Kinder, Sittlichkeit und religiösen Lebensordnung. — Zuletzt bemerkt der Verfasser, daß die Ansiedlungen für Arme in Ackerkolonien nicht die Nachtheile mit sich führen, welche mit deren Verwendung in Fabriken verknüpft sey, daß nämlich, während der eine Arbeit erhält, sie einem andern entzogen wird. Ihr kleiner Acker nährt zunächst sie selbst (ein halber Morgen etwa im Durchschnitt ein Individuum), und gibt einen Ueberschuß zum Eintausche der nothwendigsten übrigen Bedürfnisse. Die gemeinschaftliche Einrichtung sichert gegen die drückenden Nachtheile, welche sonst mit einem zu zerstückelten Ackerbaue verbunden sind. Die Ansiedler sind entweder Nutznießer oder Pächter; sie zählen also nicht als Eigenthümer, sind einer Polizey, einer allgemeinen Ordnung, der bürgerlichen und geistlichen Autorität unterworfen, und sie haben nicht die so mißtrauischen und unruhigen Leidenschaften, welche man manchmal in den Ländern antrifft, wo das Eigenthum zu sehr getheilt ist.

»Einen der größten Uebelstände in einem Lande, wo das Eigenthum zu sehr getheilt ist, bildet die Unsicherheit der Arbeit. In den Jahren des Mangels hält die Furcht den kleinen Eigenthümer zurück, er arbeitet selbst, anstatt arbeiten zu lassen, und in den Jahren des Ueberflusses mangelt ihm ebenfalls die Arbeit, weil er nur von Eigenthümern umgeben ist, welche so wenig für ihn arbeiten wollen, als er für sie. In den Ackerkolonien dagegen hat eine vorsichtige Verwaltung schon Arbeit für die verschiedenen Alter und Geschlechter bereitet, und die Zukunft ist allemal gesichert, weil die Hand des Stifters sich damit beschäftigt, den nöthigen Reservefond zu sammeln, der bestimmt ist, alle diese kleinen Pächter in den Jahren der Noth zu unterhalten.«

Im Allgemeinen bemerkt Herr Deby noch, daß die Ausgaben des Gouvernements, welche wirklich die Produktion vermehren, nichts als Vorauslagen seyen, die sich ungemein gut rentiren; im Gegensatze (wie man sagen könnte) mit großen nicht produktiven Ausgaben, welche die Kräfte des Landes mit einer eisernen Schuld belasten. — Durch Hebung des reellen Wohlstandes werde ferner nicht eine Ueberbevölkerung hervorgebracht, wohl aber finde sich diese oftmals neben großer Noth und Bedürftigkeit ein. Wohlhabende Familien pflegen am wenigsten zahlreich zu seyn. In der Schweiz, in England, in Holland sey nicht allein die Wohlhabenheit Ursache der großen Bevölkerung, sondern manche andere Ursachen, unter andern auch die erlangten Kenntnisse über die Mittel zur Erhaltung der Gesundheit. Große Dürftigkeit halte die Menschen nicht ab, sich zu vermehren, setze aber ihren Charakter herab. Die Wilden und selbst die Hindus, ohne Voraussicht und Mittel ihrer Subsistenz lebend, nehmen bey unbegrenzter Vermehrung eine Gleichgültigkeit gegen alle Gefühle der Natur an. »Die Indolenz bey den Indous (so Devaucel in seiner Voyage dans l'Inde) bringt den Stachel des Bedürfnisses, und vertilgt die sanftesten Neigungen der Natur; Mütter verkaufen ihre Kinder; die Ehe verliert ihre Reinheit und die heiligsten Bande ihre Ehrfurcht.«

Am Ende seines Werkes erwähnt Herr Deby des vortheilhaften Einflusses religiöser Genossenschaften auf den Ackerbau, namentlich und beyspielsweise der Einwirkung, welche die Trappisten zu Meilleraie in Bretagne seit ihrer Rückkehr aus England, auf die Verbesserung des Ackerbaues der Umgegend gehabt haben. Sie brachten ihren alten, von den Besitzern seit der Revolution gänzlich zerstörten Sitz wieder an sich *); verwandelten ein durch stehende Wässer ungesund gewordenes Land in einen reichen, gesunden und trefflich bestellten Acker; verzehnfachten dessen Werth u. s. w. Sie wendeten mit Hülfe englischer Kulturart, Austrocknungen, Düngungsmethoden, künstlichen Wiesenbau u. s. w. an; im Kloster findet man jetzt eine Brauerey, eine Schmiede, Gerberey, Werkstuben für Ackergeräthschaften, bedeutenden Viehstand; es werden alle Hausthiere gezogen, welche für das Land passend sind; Butter und Käse werden bereitet u. s. w. Die Umgegend verdankt denselben unter andern auch die Einführung des nützlichen Raidgrases. — Von

*) Diese Abtey wurde im zwölften Jahrhunderte, um 1132, von englischen Ordensleuten gestiftet, und jetzt zum Theil auch durch Engländer hergestellt.

der Nützlichkeit des dem Ministerium vorgelegten, von den fünf Departementsräthen der alten Bretagne unterstützten Planes, eine Unterrichtsanstalt für den Ackerbau in dieser Abtey anzulegen, ist der Verfasser ganz überzeugt, und setzt in bemerkenswerther Weise hinzu, »es wäre ein schöner und beyspielgebender Vorgang für Europa, in solcher Art mit der sittlichen Macht, welche die rechten Mittel angibt, um von den Gütern des Lebens einen wahrhaft guten Gebrauch zu machen, die materielle Wirksamkeit zu verbinden, welche sie hervorzubringen und jene Fehler zu vermeiden lehrt, welche für das Wohl der Familien und für die Nachkommenschaft so verderblich sind.«

Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst

Nro. XXXI.

Uebersicht einiger geistlichen Schauspiele des Calderon.

Judas Makkabäus.

Erster Akt.

Judas Makkabäus und seine Brüder: Simon und Jonathas, kommen siegreich zurück aus der Schlacht gegen die Heiden; vor ihnen her schallen Triumphlieder. Ihr alter Vater Mathatias, der Priester, und die schöne Zares, dessen Nichte, kommen ihnen freudig entgegen. Auf die Frage des ersteren, ob Assyrien besiegt sey, antwortet ihm Judas: Nachdem der heilige und starke Arm des Vaters den Tempel zu Jerusalem von den abscheulichen Götzen, womit Alexander ihn geschändet, gereinigt, habe er (Judas), nach Sieg dürstend, sich nach Besacao begeben, dort den Gorgias und Apolonius überwunden, und zu derselben Zeit sey der stolze Epiphanes gestorben; dessen Reich und Würde, so wie seine Grausamkeit Antiochus geerbt. In Butulien gelagert, habe er (Judas) nun sein Volk zu einem Angriffe vorbereitet und ermuntert, und an einem Sabbath — Noth kennt kein Gesetz — sey er nach Jabuseo gezogen; dort habe Apolonius, vor dem Samaria und Palästina bebten, sein Lager gehabt, mit zehntausend Mann Fußvolk und zwanzigtausend Reitern. Ihn habe zuerst Simeon angegriffen mit zwölftausend Mann Fußvolk. Sechshundert Leben hätten seinen Sieg bezahlt, da jeder Streich fast ein Todesengel gewesen sey. Simeon weist bescheiden sein Lob zurück, das vor Judas tapfern Thaten verstummen müsse. Er verkündet nun Jonathas Ruhm, der, ein christlicher Mars, das feindliche Lager durchbrochen habe, bis dahin, wo Apollonius auf dem mächtigen Elephanten gethront. Doch hier versagt ihm das Wort, denn Eleazar büßte mit seinem Leben des Bruders Sieg. Jonathas bricht in rührende Klagen aus, wie kein Glück ohne Thränen erkauft werde, und hebt an, das siegreiche Ende Eleazars zu schildern, in dessen Ruhm er für sein Leid Balsam findet. Der tapfere Apolonius habe, erzählt Jonathas, von vier und zwanzig Elephanten eine undurchdringliche Mauer gebildet; Judas, dessen Heer durch Muth ersetzte, was an Zahl ihm abging — ordnete dasselbe zum Angriff. Eleazar, voll Kühnheit, die Fahne des Apolonius erkennend an jenem lebendigen Berge, seinem Throne — und dürstend nach Ruhm, stellt sich dem Ungethüm entgegen. Durch Eleazars Streich, mehr erschrocken als getroffen, sinkt das Thier zu Boden, und begräbt im Falle unter sich seinen Besieger; Gorgias, der sich nach Jerusalem zurückzog, bestrebte sich umsonst, diese Stadt zu verthei=

digen. Fortschreitend im Siege, erkämpften die Makkabäer Stadt und Tempel, und weihten diesen aufs Neue zu Jehovas Dienste ein.

Mathatias, von Freude und Schmerz bewegt, klagt um Eleazar, und freut sich der Triumphe seiner drey ihm gebliebenen Söhne, deren Leben doch nicht vermag, sein Leid um den Verlornen zu mildern. Er geht trauernd von dannen, und die reizende Zares, den Sieger Judas feurig und beredt grüßend und preisend, ihn als Herrn und Beherrscher ihrer Seele bekennend, bietet ihm Leben und Liebe an. Judas aber, unempfindlich für ihre Schönheit und Zärtlichkeit, empfiehlt sie Jehova's Schutz, und entfernt sich.

Trauernd bleibt Zares zurück. Simeon, ungeliebt, aber heiß liebend, nennt alle seine Siege gering, im Vergleiche des Sieges über ihr Herz, und jene nur des Wunsches würdig, um alle eroberten Trophäen zu ihren Füßen niederzulegen. Jonathas, im Stillen sie gleichfalls anbetend, sucht keine Gegenliebe, schon glücklich, sie verehren zu dürfen, ohne zu glauben, er könne sie verdienen.

Zares, von dieser Doppelliebe mehr betrübt als erfreut — zürnt beynahe ihren eigenen Reitzen, die da entzünden, wo sie undankbar seyn muß, und kalt lassen, wo sie glüht. »Gebt dem Judas Eure Liebe,« spricht sie, »und Er gebe Euch sein Verschmähn.«

Simeon entfernt sich in stiller Beharrlichkeit — Jonathas demüthig=ernst. Verschmähn, sagt er, gründe sich auf Besitz —: da ihm der schönen Zares Neigung fern — bleibe seine Treue sein einziges Gut. Zares, allein geblieben, sinnt, wie sie dem Geliebten wohlgefälliger sich beweisen, wenn auch nicht Gegenliebe gewinnen könne. In Waffenrüstung beschließt sie, sich dem Heere anzuschließen, zu sehen, ob sie ihn mehr so, denn als Weib verbinde. — Ein Bote naht, ihr den Tod ihres Oheims Mathatias anzukündigen. Von Weh ergriffen, eilt sie von dannen.

Judas, Simeon, Jonathas und Zares wehklagend um das Hinscheiden des ehrwürdigen Greises Mathatias, mischen seinen Preis und ihre Thränen. Da naht Tolomäus, und kündet an, daß, von Antiochus gesandt, der wilde Lisias Jerusalem aufs Neue eingenommen — den Tempel und seine Altäre dem einzig wahren Gott wieder entrissen, und mit Götzendienst des lügenhaften Dagon entweiht habe. »Räche, Judas! die Beleidigung gegen Jehova, und züchtige die Beleidiger!« ruft Tolomeo, und Judas ermuntert und ermuthigt seine Brüder, sich zum Kampfe zu rüsten. Simeon soll die Ufer des Jordan besetzen, und während Judas all sein Heer in Schlachtordnung stellt, sendet er Jonathas nach Jerusalem, dem Lisias das siegreiche Ende seiner Unternehmungen zu verkünden. Freudig folgt Jonathas dem brüderlichen Befehle. Zares verkündet ihren Entschluß: da ihr im Oheim eine Stütze geraubt sey, sich dem Schutze Judas zu vertrauen, und wie er, zu den Waffen zu greifen; seinem Beyspiele nachahmend, glaubt sie, werde es ihr möglich werden, der Pallas den Rang streitig zu machen. Judas feuert noch einmal sein Gefolge zu Muth und Tapferkeit an, und alle entfernen sich.

Jerusalem; Schlachtruf. Der von Judas besiegte Gorgias kommt dem siegreich einziehenden Lisias entgegen, und übergibt ihm den Kommandostab und die Cypressenkrone.

Er versucht es, sich selbst zu vertheidigen, daß er von Judas überwunden wurde, indem er der unbeständigen Fortuna alle Schuld beyzulegen sich bemüht, und dem Lisias zu bedenken gibt, daß dessen

Sieg auf seinen Fall gegründet sey. Lisias aber spricht ernst und streng seine Verachtung gegen den Feigen aus, ihm sagend: daß von jeher Fortuna der Zufluchtsort der Feigen gewesen sey; keine wahre Göttin, könne die Tapferkeit sie leicht besiegen. Er befiehlt, dem Gorgias die Hände auf den Rücken zu binden, und ihn so auf öffentlichen Markt zu stellen. Gorgias wird von Soldaten abgeführt. Lisias, hochmüthig in seinem Siege, verhöhnt im Selbstgespräche Judas und sein Volk, das so schlecht von seinem Gott beschützt worden sey — und preist die Assyrer glücklich, welche statt eines, zweytausend Götter haben. Cloriquea, welche dem Lisias liebend gefolgt ist, nähert sich — vor seinem strengen Blicke schüchtern, doch schmilzt dieser bald in Liebe vor den Strahlen von Cloriqueas Schönheit. Ein zärtlicher Wettstreit von Gefühlen entspinnt sich; Cloriquea versucht, durch die Liebe dem Mars den Herrscherstab auf kurze Zeit zu entwinden, und ruft Musik herbey. Eine Stimme singt in süßer Weise ein Liebeslied, zum Preise der schönen Zares gedichtet.

Lisias fragt, wer der Dichter, und wer die Gefeyerte sey; — jener sagt, der Sänger sey ein Hebräer, der ohne Gegenliebe sein Herz zu eigen gegeben.

Lisias Einbildungskraft, durch das Lied entzündet, wünscht die besungene Schönheit zu sehen, und stillt Cloriqueas erwachende Eifersucht durch den Zusatz: nur, um sie zur Sklavin der letzteren zu machen, wünsche er sich ihren Anblick. Jonathas wird als Judas Gesandter angekündigt, und einer aus dem Gefolge des Lisias räth diesem, ihm einen Sitz zu gönnen, da er des Judas Bruder sey. Der stolze Lisias aber hält Cloriquea, die sich entfernen will, zurück, damit kein Sitz für den Gesandten frey bleibe, und er stehend rede. Nach der ersten Begrüßung gebietet Lisias dem Jonathas, sein Begehren kurz zu sagen. Dieser erwiedert, er werde, sitzend, kürzer seyn können; und nachdem Lisias erklärt, er vergönne dieß keinem Gesandten, indem Jonathas Voraltern Sklaven der seinigen gewesen, rollt dieser seinen Mantel zu einem Polster zusammen, läßt sich darauf vor dem übermüthigen Feldherrn nieder, und hebt nun seine Rede an, indem er zuvor den Ursprung des Namens der Stadt Jerusalem erklärt, die früher Salem geheißen, dann von den Jebusiern lange Zeit besessen sey, und dadurch den Zusatz Jeru erhalten habe. Immer sey in ihr Davids Veste und Salomons Tempel gewesen. »Warum,« setzt Jonathas hinzu, »betest du in thörichter Blindheit darinnen falsche Götter an? Höre, was du verehrst: Du verehrst das Erz im Moloch, Bley im Astarot, Eisen im Beelzebub, Gold im Dagon, und im Beedmod Holz. Die andern niedrigen Götter ungerechnet, welche Hausgötter genannt sind.« Lisias erinnert ihn, sich kurz zu fassen, und Jonathas spricht nun den Hauptauftrag seiner Sendung aus, indem er sagt, daß Judas die Uebergabe der Stadt verlange, oder die Beleidigung des einzig wahren Gottes blutig zu rächen kommen werde. Fest und schnöde beantwortet Lisias die Drohung, und erinnert den sich entfernenden Jonathas daran, daß er seinen Mantel zurücklasse. Dieser erwiedert, es sey absichtlich, indem er nie bey einer Gesandtschaft den Sitz mitzunehmen pflege, den er eingenommen habe. Lisias träumt von dem nahen Triumph, doch verweist er sich selbst die Siegeshoffnung, indem er sich überwunden fühlt von der noch ungesehenen Zares. Kriegsgetümmel erschallt, und verkündet Ju-

das Nähe. — »Ist Zares nicht mit ihm,« sagt Lisias, »so ist seine Niederlage gewiß.« Er eilt hinweg, und damit schließt der erste Akt.

Zweyter Akt. Judas Lager.

Lisias, in Jonathans Mantel gehüllt, von Joseph, einem Soldaten, geführt, fragt nach Zares; sich selbst noch mehr vertrauend, als der Verkleidung und Josephs Freundschaft, hofft er Zares zu sehen und zu gewinnen; da läßt sich eine Kriegsmusik hören, und sie selbst erscheint ganz in Waffen, eine Fahne tragend. Im Schauen versunken und in Entzücken verloren, steht Lisias, von Zares Anfangs unbemerkt, welche sich zu Joseph wendet, und ihm befiehlt, den Judas zu ihr zu entbieten, dem sie sich zu zeigen begierig sey, um zu sehen, ob sie auf diese Weise sich ihm verbinden könne. Joseph entfernt sich; Lisias bleibt zur Seite, sie betrachtend, stehen, und Zares ist ganz in Gedanken an Judas versunken. Ihr Diener Chatus kommt mit Waffengeräth. Zares pflanzt ihre Fahne auf, und nimmt Schild und Schwert von Chatus, den sie zu einer Waffenübung zwingt, die träge Zeit der Erwartung zu tödten. Joseph kömmt zurück, und sagt: Judas komme nicht, weil er Musterung halte über sein Heer, und es zum morgenden Angriffe der Stadt bereite. Im unruhigen Herumirren naht sie der Stelle, wo Lisias ungesehn gestanden, und ihre Frage: wer er sey, beantwortet dieser mit dem Geständnisse seiner heißen Liebe. Er sagt ihr, wie der Ruf ihrer Schönheit sein Herz entzündet, wie aller Preis aber nur Kränkung sey vor der Sonne ihrer Schönheit. Er gibt ihr zu bedenken, daß er sie suche, Judas sie meide — er um sie den Krieg verlasse, Judas aber sie um des Krieges willen etc. Zares, mild und edel, bekennt sich durch sein Gefühl geehrt, und erklärt es für unmöglich, es zu erwiedern; doch um zu zeigen, daß Lisias Wohl ihr theuer sey, ermahnt sie ihn, ihr Zelt zu verlassen, damit nicht Judas ihn hier treffe und tödte, indem es ihr unerträglich seyn würde, Ursache seines Todes zu seyn. Lisias zeigt sich unterwürfig, doch begehrt er ein Pfand des Andenkens von Zares, ohne welches er zu bleiben beharrt. Jonathas und Simeon kommen von verschiedenen Seiten, und sehen, wie Zares die Fahne ergreift, und auf den Boden wirft, indem sie dem Lisias sagt: sie gebe und versage das Pfand nicht, indem sie es hinwerfe, wo er es nehmen könne; doch gebietet sie ihm, sich dann zu entfernen. Jonathas und Simeon stürzen hervor, und jeder ergreift die Fahne; ein Ringen darum beginnt; zuletzt zerreißt Lisias und Simeon die Fahne in zwey Stücke, und Jonathas bleibt ohne dieselbe; doch entschlossen, ihr nicht zu entsagen, droht er, in blutigem Kampfe das jetzt Entrissene wieder zu gewinnen. Simeon gelobt dasselbe mit Lisias Hälfte zu thun, um sie ganz zu besitzen. »Warum versuchst du es nicht gleich?« sagt Lisias voll Hohn; »doch du besinnst dich wohl, daß es die Fahne der Zares ist, und daß Lisias sie vertheidigt.« Nun enthüllt er sich, und Jonathas erkennt ihn. Er sagt: Wäre jetzt die Fahne ganz sein, so würde er sie mit ihm theilen, da er allein dessen würdig sey. Er räth ihm, mit seiner Hälfte das feindliche Lager zu verlassen, und bietet sich an, ihn bis zum seinigen zu geleiten, indem er sich, den erwünschten Preis zu gewinnen, nicht seines gegenwärtigen Vortheils über den Lisias bedienen wolle. Dieser geht, indem er die Mitbewerber auf den Abend einladet, in offenem Felde darum zu kämpfen. — Zares, mit den beyden Brüdern allein, ist

bemüht, ihnen die Thorheit ihres Streites zu zeigen, da ja keiner in ihrer Gunst dadurch weiter rücke, gelänge ihm auch der Besitz des Pfandes; dennoch vertheidigen beyde ihr Begehren, und der Kampf zwischen Simeons Eigenthum beginnt zwischen ihm und Jonathas aufs Neue. Da unterbricht ihn Judas, von Tolomäus begleitet. Jener verweist ernst den Kämpfenden den Streit um solcher Ursache, den Neid, der dessen Quelle ist, während Jerusalem die Nacken seiner Tyrannen dem Schwerte der Hebräer darbiete. Zares erzählt Judas den ganzen Vorgang — wie Lisias, reich an Muth, Kraft und Liebe, gekommen sey, um ein kleines Pfand des Wagnisses als Beute zu gewinnen; wie er die Fahne, die zur Erde gefallen (weiblicher Kunstgriff) ergriffen, sich dann der Streit entsponnen, und sucht zuletzt sein Gefühl zu erregen, indem sie sagt: die Liebe zu ihm habe sie bewogen, sich jeder Gefahr des Krieges bloß zu stellen. Judas, über Lisias Kühnheit und Anmaßung empört, droht, sie schwer zu rächen, und gelobt, daß derjenige, welcher die Stadt und ihren hohen Ruhm wieder erlange, Zares Gemahl seyn solle. Von Muth entflammt, eilt Simeon von dannen. Jonathas wünscht, Jerusalem möchte der Erdball seyn, und ist gewiß, diesen um solchen Preis zu seinen Füßen zu sehen. Zares, gekränkt und empört, wirft dem Judas sein Verfahren vor, indem sie bemerkt, man könne nichts an Andere geben wollen, worauf man kein Eigenthumsrecht habe, und da er sie verschmäht, könne er sie auch zu keinem Siegespreise bestimmen. Sie entfernt sich, und Judas, ohne weiter auf ihren Unwillen zu achten, gibt dem Jonathas auf, das Heer zum Angriffe der Mauern von Jerusalem zu ordnen, welcher mit dem Frührothe des nächsten Tages beginnen soll. Tolomäus und Jonathas bleiben allein, indem Judas abgeht. Jonathas, seine stille und ergebene Liebe in stärkere Leidenschaft übergehend, bricht in Klagen aus; Liebe, Eifersucht, Neid und Zares Strenge kämpfen in seiner Brust. Tolomäus räth ihm, sein Leid durch List zu heben, und zeigt ihm ein Blanket mit Judas Namen, das zufällig in seine Hände gekommen; hierauf solle er Zares schriftlich benachrichtigen, daß sie ihn zur Nachtzeit in ihrem Zelte erwarte. Ferner erbietet sich der gefährliche Vertraute, Schild und Stab des Judas zu entwenden, und ihm zuzustellen, damit er, mit allen diesen Zeichen für Judas geltend, Zares sehen, und ihre Liebe gewinnen könne. Der verblendete Jüngling, von der Leidenschaft hingerissen, gibt den verrätherischen Rathschlägen Gehör, und beyde gehen, ihr strafbares Vorhaben auszuführen.

Lisias und Cloriquea treten auf; jener in Schwermuth versunken, Cloriquea mit besorgter Liebe in ihn dringend. Er verbirgt ihr nicht, wie Zares sein Herz und seinen Willen bezwungen und gefangen; — da bringen seine Soldaten den Chatus, Diener der Zares, den sie als Spion ergriffen, und dessen Todesurtheil Lisias ausspricht. Da jener aber klagend ausruft: »Dieß ist der Lohn dafür, daß ich Zares so treu gedient:« so wirkt der geliebte Name mit so mächtigem Zauber, daß Lisias erklärt, derjenige, dessen Mund diesen Namen ausgesprochen, könne nicht sterben. Er begnadigt ihn; und Cloriquea, ihres Unglücks und des Geliebten Untreue immer mehr gewiß, bricht in Klagen aus, und Lisias ist bemüht, ihr zu zeigen, wie seine Liebe zu ihr höherer Art sey; er sie als Göttin zu verehren trachte, indem Zares irdische Leidenschaft in ihm erregt habe. Hauptleute treten ein, mit ihnen entfernt sich Lisias, und Cloriquea findet Rast für ihren

Herzenskummer in einem erquickenden Schlafe. — Da schleicht Judas herbey, und indem er die Schlummernde erblickt, ergreift er sie, um sie als Geißel davon zu führen. Sie erwacht, glaubt sich in Lisias Armen, erkennt ihren Irrthum, erschrickt, kann sich aber dem entschlossenen Helden nicht widersetzen, und wird von ihm hinweggetragen.

Jonathas eilt herbey, ihm folgt Simeon, beyde in der Absicht, mit Lisias um die Hälfte der erbeuteten Fahne zu ringen. Jonathas bittet den Simeon, sich zu entfernen, damit Lisias nicht glaube, ihre Ueberlegenheit solle ihn zwingen zur Herausgabe des theuren Pfandes. Simeon aber behauptet, ihm allein zieme der Kampf mit Lisias, und werde er von diesem besiegt, so gewinne Jonathas, indem er mit ihm streite, beyde Hälften der Fahne. Jonathas denkt nur darauf, dem Fremden den Preis zu entwenden, zufrieden, daß Simeon nachher das Ganze besitze, und Lisias, der in einiger Entfernung herangekommen, den Wettstreit der Großmuth mit angehört, nähert sich, und entscheidet selbst, indem er den Aeltern zum Kampfe fordert. So stellt sich ihm Jonathas gegenüber, wie auch Simeon darüber außer sich ist; beyde fechten, und Lisias fällt. Jonathas will ihm so die Fahne entreissen, doch Simeon schützt ihn, und verweist dem Jonathas sein Verfahren, da es ja Unfall, nicht Schuld oder Mangel an Tapferkeit sey, was ihn betroffen habe. Indem er so versucht, den Kampf mit Jonathas für beendigt darzustellen, wünscht er ihn selbst mit Lisias zu beginnen; doch zwischen diesem und Jonathas, die anderer Meinung sind, erhebt er sich aufs Neue; da tritt ein Hauptmann des Lisias herzu, und eifrig, seinen Feldherrn zu vertheidigen, will er die Makkabäer gefangen nehmen; doch Lisias vertheidigt sie — treibt seine eigenen Soldaten zurück, und gibt den Beyden Zeit, sich zu entfernen.

Das Zelt der Zares. Tolomeo tritt mit ihr auf, die ein Blatt in Händen hält, und in zweifelhafter Freude es anblickt. Tolomeo versichert, es von Judas empfangen zu haben, um es ihr zuzustellen. Ihrem Glücke dennoch kaum glaubend, sendet ihn Zares hinweg, dem Judas zu sagen, daß sie zur bestimmten Zeit in ihrem Zelte seyn würde. Der Betrüger geht, dem Jonathas diese Botschaft zu hinterbringen, und Judas erscheint mit Cloriquea, welcher er befiehlt, der schönen Zares durch Handkuß ihre Unterwürfigkeit zu zeigen. Zares umarmt sie. Cloriquea, des Eindrucks, welchen Lisias von ihrer Schönheit empfangen, eingedenk, wünscht, sie in Stücke zerfleischen zu können. Judas erzählt, wie er Cloriquea geraubt, um sie ihr zur Sklavin zu bringen, und die frühere Verwegenheit des Lisias im heimlichen Ueberfalle bey Zares wett zu machen. Zares ist nicht ganz beruhigt über das Motiv dieser Handlung. In Cloriqueas Schönheit sieht sie eine neue Gefahr für ihre bis jetzt unvergoltene Liebe, und meint, sich jeden Besuch des Judas künftig noch weniger zuschreiben zu können, als der Gegenwart ihrer lieblichen Sklavin. Cloriquea versucht, sie zu beruhigen, und versichert, Judas sey so wenig um ihrer Person willen, als Lisias wegen Zares gekommen. Uebrigens sey der Ort nicht als Gefängniß, sondern als Lustort zu betrachten, wohin Lisias kommen könne, sie aufzusuchen und zu befreyn. Zarès glaubt indessen mehr Ursache zur Eifersucht zu haben, da Cloriquea mit Judas gekommen, Lisias aber nach jenem Ueberfalle ohne Zares gegangen sey. — Judas verlangt allein zu seyn, um dem Herrn sein Dankgebet zu bringen, und ferner Sieg zu erflehen.

Cloriquea geht traurig, Zares fröhlich von dannen, weil sie wenigstens die vermeinte Nebenbuhlerin unter ihren Augen hat.

Dritter Akt.

Das Zelt der Zares von außen. Jonathas und Tolomeo, mit Stab und Schild des Judas. Jonathas zögernd, Tolomeo, ihn ermunternd, unter dem Schutze der Nacht den Betrug zu vollenden, und gelobend, Wache zu halten vor jedem Ueberfalle. Tugend und Leidenschaft kämpfen in Jonathas Brust. Während er zögert, schallt Waffenlärm heran, Stimmen rufen; ein neuer Kampf erhebt sich in Jonathas Seele zwischen Liebe und Tapferkeit. Die letztere siegt; er eilt, sich den Kämpfenden anzuschließen, verweist sich selbst sein sträfliches Beginnen, wirft die betrüglichen Zeichen von sich, und wird so, indem er sich selbst besiegt, ein Schrecken der Feinde seyn. So meint auch Tolomeo. Doch die zurückgelassenen Zeichen, Schild und Stab, wecken in des letzteren verdorbenem Sinne die Lust zu neuem Verrathe, und das Verlangen, sich derselben zu eigenem Vortheil zu bedienen. In diesem Vorhaben eilt er damit hinweg, nach Zares Zelte. — Lisias naht sich mit Soldaten. Der Raub Cloriqueas hat ihn zu verzweiflungsvollem Muthe entflammt. Seel' und Leben zwischen ihr und Zares getheilt, ist er entschlossen, alles zu wagen, und Beyde zu entführen aus Judas Macht. Indem er an sich dieß Vorhaben und die Mittel erwägt, schleicht Tolomeo aus dem Zelte, entzückt über das Glück, welches er seinem Betruge verdankt. Er erblickt den Lisias, den er im zweifelhaften Lichte für den Jonathas hält. Lisias, voll Eifersucht über den nächtlichen Besuch im Zelte der Schönen, strebt ihn zu erkennen. Tolomeo nimmt zuerst das Wort, und fragt, ob er Jonathas sey? Nun glaubt Lisias den Simeon vor sich zu haben, und nährt den Irrthum, als sey er selbst Jonathas. Dieß gibt dem verrätherischen Tolomeo den Gedanken ein, die durch List entwandten Gunstbezeugungen der Zares zu verschweigen, und sich derselben von Cloriquea zu rühmen, indem er den vermeinten Jonathas antreibt, seine List fortzusetzen, und den Preis derselben in Zares Armen zu gewinnen. Dann geht er hinweg, und Lisias, sich selbst überlassen, ist außer sich, mit eigenen Ohren gehört zu haben, wie beyde Frauen Zucht und Sitte verletzen. Er bricht in laute Klagen aus. Seine Hauptleute kommen, ihn zur Vertheidigung der Stadt aufzufordern, die ohne ihn verloren sey. Sein Schmerz raubt ihm Kraft und Muth — zu sterben ist sein einziges Ziel. So eilt er hinweg, die Namen der beyden Geliebten wehmuthsvoll ausrufend.

Cloriquea tritt hervor; in ängstlichen Träumen hat sie die Nacht durchlebt, und ihr ist, als habe die Stimme des Geliebten sie gerufen. Sie nennt schmerzlich seinen Namen, und aus der Ferne schallt der ihrige zurück. Nun läßt sich Waffenlärm, dann gedämpfte Trauermusik vernehmen. Die erschrockene Cloriquea fragt den herbeyeilenden Tolomeo, wessen Grabgesang dieß sey, und erhält zur Antwort: ein assyrischer Hauptmann werde von Judas ehrenvoll zur Erde bestattet. Cloriquea, nur Lisias denkend, der sterbend sie gerufen habe, eilt hinweg, sich ihm, wo möglich, im Tode zu vereinen.

Vor den Thoren von Jerusalem. Judas, Simeon, Jonathas, Tolomeo und Andere, welche einen Sarg tragen. Lisias erscheint oben auf den Mauern, seine Hauptleute zeigen ihm den Feind schon vor den Thoren; Judas begehrt Gehör, und Lisias gesteht es ihm zu. Jener sagt nun, wie er im offenen Kampfe den Gor=

gias überwunden, und im Tode noch den tapfern Feind ehre, der ihm zwey Stunden widerstanden, und dessen Niederlage mehr dem Glücke, als seinem eigenen größeren Muthe beyzumessen sey. Er erzähle dieß bloß, damit Lisias erkenne, daß Judas an Tapferkeit dem Gorgias gleich komme, und zugleich, indem er die Asche desselben hoch zu ehren bemüht sey, erkläre er dem Lisias eine blutige Schlacht, wenn er nicht freywillig Stadt, Tempel und Altäre räume, und dem Dienste des einzig wahren Gottes wieder überlasse. Er beschreibt die Gräuel, welche die Belagerten bedrohn, mit starken und glühenden Ausdrücken; Lisias antwortet kalt und stolz: die That sey stumm, und fordert Judas und seine Brüder, einzeln oder zusammen, zum Gefecht. Judas, weil er Cloriquea geraubt; Simeon, weil er sie verführt; und Jonathas, weil er Zares Geliebter sey. Judas beantwortet eben so stolz die Beschuldigung des Lisias: er sey nur im Raube der Frauen muthig; indem er gelobt, Cloriquea zu holen, und dem Lisias zurückzustellen, um sie zum zweyten Male aus seinen Armen selbst zu erobern.

Jonathas und Simeon drücken beyde ihre Begier aus, zuerst im offenen Felde mit Lisias zu kämpfen, um den alten Streit zu erneuen, und entscheidend auszufechten, ohne die ihnen unverständlichen Beschuldigungen groß zu beachten.

Die Makkabäer ziehen sich zurück, um das Heer zum Angriff zu ordnen. Lisias bleibt mit seinem Gefolge auf der Mauer, da kündigt ein Hauptmann die Ankunft einer Frau und eines Kriegers an, die friedlichen Einlaß begehren und erhalten. Es ist Cloriquea. Tolomeo übergibt sie dem erstaunten Lisias, im Namen des Judas, welcher ihm sagen läßt, daß er sie, aus Lisias eigenem Zelte geraubt, ihm jetzt freywillig wieder sende. Tolomeo begibt sich zurück, und die entzückte Cloriquea preist sich selig, ihres Lebens Licht wieder zu erblicken, welches sie schon erloschen beweinte. »Aber wie konntest du auch todt seyn, da ich noch lebe?« setzt sie hinzu. Lisias, ihrer Untreue gewiß zu seyn glaubend, überhäuft sie mit Vorwürfen. Er befiehlt ihr, die Schmeichelworte demjenigen zuzuwenden, um welchen sie ihn vergessen habe, und erzählt ihr, was er aus Simeons eigenem Munde gehört zu haben meint. Ohne die unschuldig Angeklagte anzuhören, verläßt er sie, und Cloriquea bleibt traurig zurück, seine Strenge als Vorwand ansehend, womit er seine Liebe zu Zares zu beschönigen denke. Dieser Liebe und seiner Feigheit schreibt sie ihren Raub zu, und da es dem Lisias an Tapferkeit gefehlt und an Liebe, sie wieder zu erkämpfen, habe ja Judas sie ihm selbst zurückgegeben. In diesen schmerzlichen Betrachtungen hört sie Kriegsgetümmel, und erblickt das Heer der Makkabäer in Schlachtordnung. Sie beschreibt kurz und schön diesen Anblick, und den Donner des Geschützes. Mitten in dem Gewühle eilt sie, den Simeon aufzusuchen, und Rechenschaft von ihm zu fordern für die schändliche Verleumdung, womit er ihre Ehre befleckt habe.

Verworrene Stimmen und Geschrey künden den Sieg der Makkabäer an; Zares eilt den Thoren der Stadt gewaffnet zu; Jonathas ihr nach, und sie zurückzuhalten bemüht. »Zweifelst du an meiner Tapferkeit und an meinem Siege, wenn Judas der Stadt sich bemeistert?« sagt die kriegerische Jungfrau. »Nicht zweifl' ich an deinem Muth, aber ich fürchte für dein Leben, darum laß mich dein Schild seyn. Droht ein Streich deiner Schönheit, so fängt ihn meine Brust auf, und spaltet er diese, so siehst du darin dein Bild. Aber sehen deine Augen mild auf

mich, so bin ich unverwundbar, und im Stande, ganz allein die Mauern von Jerusalem einzunehmen. Ja, schaust du auf mich, so kann ich den Erdball gewinnen!« So spricht der liebende Jonathas, und eilt, sich dem Angriffe anzuschließen. Siegsgeschrey verkündet, daß die Hebräer im Triumph einziehen. Zares, nur Judas denkend, eilt ihm nach.

Jerusalem von innen. Judas einziehend; Tolomeo ihm entgegen, Heil und Sieg rufend. Judas, dem höchsten Gott allein den Sieg verdankend, sich glücklich preisend, den Götzen Dagon von den Altären stoßen, und diese dem Dienste des Jehova gereinigt wieder geben zu können. Da naht Zares, mit dem Schilde und Stab des Judas, ihn anflehend, dem Siege die Gerechtigkeit folgen zu lassen, und ein solches Urtheil über sich selbst auszusprechen.

»Wer gab dir Schild und Stab,« spricht Judas, »und wie kömmst du damit zu mir?«

»Du selbst gabst sie mir,« erwiedert Zares, »und sprachst süß und zärtlich: Wenn ich Jerusalem erobere, werd' ich dein Gemahl seyn. Der Tag ist gekommen, kröne mit deiner Tapferkeit meine Demuth. Das Feuer, das eine edle Liebe in mir entzündet, sagt mir, du werdest Wort halten.«

Judas versteht und begreift die Rede der Zares nicht, und dringt in sie, sich deutlicher zu erklären: Tolomeo, in Angst, seine Treulosigkeit werde jetzt enthüllt werden, tritt dazwischen, und verkündet die Ankunft der beyden Brüder. Diese kommen von verschiedenen Seiten. Jonathas, mit dem Haupte des Lisias; Simeon mit einer Fahne. Sie legen beyde diese Trophäen zu Judas Füßen nieder, und verkünden die Flucht der Assyrer. Jeder schreibt seinem Muthe die Uebergabe der Stadt zu; jeder will die Mauern derselben zuerst erstiegen haben, jeder begehrt den verheißenen Siegespreis in der Hand der schönen Zares. Diese verlangt von Judas ihre verletzte Ehre hergestellt. Judas weiß aus der Verwirrung und den Zweifeln keinen Ausgang zu finden; da naht sich Cloriquea auf einem Streitrosse mit Schild und Speer, und, indem sie Verwünschungen gegen das ganze Volk der Hebräer ausstößt, fordert sie den Simeon zum Kampfe auf Leben und Tod, für die Verleumdung ihrer Ehre, welche er dem Lisias ausgesprochen; den Jonathas aber gleichfalls, weil er den Lisias getödtet durch schändlichen Betrug. »Wie, keiner kommt heran? Ist es Furcht oder Ehrfurcht. Herbey! Ich bin des Lisias Gemalin. Obgleich ein Weib, fühle ich Kraft, die kaum erworbenen Lorbeern von euren Stirnen zu reißen.« So spricht sie, und Simeon nimmt das Wort.

»Als Frau, und als solche, die mich fälschlich anklagt — denn nie verleumdete ich deine Ehre — brauchte ich dir nicht Rede zu stehn. Auch gab ich mich dir überwunden, ohne zu kämpfen, denn eine Frau allein vermag mich zu besiegen.«

Jonathas erwiedert: »Ohne Betrug und Verrath, in offenem Zweykampfe, habe ich den Lisias getödtet; darum, und weil du ein Weib bist, antworte ich deiner Rede; denn nur einer Frau gebe ich Rechenschaft.«

Zares stellt sich ihr nun entgegen, und fordert sie zum Kampf heraus; Cloriquea, dazu bereit, geht, vom Rosse zu steigen. Zares, die ihre leidenschaftliche Wuth nicht im Blute ihres Beleidigers kühlen kann, dürstet darnach, an Cloriquea Rache zu nehmen;

beyde gekränkt, seyen sie würdige Gegnerinnen. Auf die wiederholte Frage der Brüder zeigt sie immer nur Schild und Stab des Judas, als Zeichen ihrer Schande. Da erwacht in Jonathas die Erinnerung, und indem er seine Augen auf Tolomeo richtet, bekennt sich dieser als Ehrenräuber der Zares, und dann als Verräther an Cloriquea, als diese zurückkommt, mit Zares zu kämpfen. Empört über diese Entdeckung, will Cloriquea den Verräther tödten; Jonathas, Simeon, Judas, alle dringen auf ihn ein, doch Zares schützt ihn.

»Wie,« sagt Judas, »du beschützest den Verbrecher?«

»Ja!« erwiedert Zares: »Es ist besser, daß der schlechtere Gatte lebe, als daß die reine Tugend sterbe.«

Judas, dem Beyspiele der Zares folgend, vergibt dem Schuldigen. Cloriquea entsagt ihren falschen Göttern. Tolomeo gelobt ewige Treue und Liebe der Gattin. Simeon sagt seiner Hoffnung, Jonathas seiner Leidenschaft Lebewohl, und das Stück schließt *).

Das Muttergottesbild von Toledo.

Sein Ursprung, Verlust und Wiedererstattung.

Erster Akt. Ursprung.

Wilde Gegend. Recisund, König der Gothen in Spanien, verfolgt ein Unthier auf der Jagd. Indem er dasselbe erreicht, nimmt es, obwohl scheußliche, Menschengestalt an, und fordert den König auf, ihm in seine Höhle zu folgen, und dort Leib gegen Leib mit ihm zu kämpfen. Jener fühlt sich von unwillkürlichem Schauder ergriffen, und bleibt zögernd stehen. Der böse Geist ermuntert ihn, und verheißt ihn, wenn er folge, ihn zum König des Erdkreises zu erheben. Recisund ermannt sich, und sich kräftig fühlend, den Unhold zu erwürgen, folgt er ihm nach der Höhle.

Alarico und Ataulfo, seine Jagdgefährten, kommen athemlos dem König nach, sich über die Schnelle verwundernd, womit er das wunderbare Wild verfolgte. Sie gehen, ihn ferner aufzusuchen. — Da erscheint das Ungethüm von der andern Seite wieder, und der König mit ihm. — Auf seine Drohungen und Herausforderung zum Kampfe ringt der König mit ihm; lange bleibt der Sieg unentschieden, endlich gesteht ihm der Unhold selbst ungewöhnliche Tapferkeit zu, und befiehlt ihm, sich zu entfernen, da er ihn nicht zu besiegen vermag.

»Du bist nicht,« spricht der finstere Geist, »der König der Gothen, der mich aus den grausamen Banden befreyen soll, darin du mich siehst, und worin ich seit vielen Jahrhunderten verzaubert schmachte. Entferne dich, ein anderer wird nach dir kommen, den ich in meinen Abgrund locke und überwinde. Wehe dir, Spanien! wenn der trübe Tag an-

---

*) So erreicht Judas den Preis seines gottgeweihten Heldenmuthes, die Befreyung der heiligen Stadt. Der Zares Leidenschaft sieht sich in merkwürdiger Weise bestraft; sie vermag Tugend und Ehre nur durch Wahl des unwürdigen Gatten zu behaupten. Im bescheidenen Jonathas siegte redliche und tapfere Denkart, und so wird ihm der Sieg über den ritterlichen Feldherrn der Feinde. Dem Lisias wird seine Untreue an Cloriquea Ursache ihres Verlustes, und selbst des eigenen Unterganges; und letztere wird durch bedeutende Momente der wahren Religion entgegengeführt.

bricht, an dem ein König der Versuchung unterliegt! Wehe seiner heiligen Religion! Wie wird sie dann entweiht werden! Wehe dem Himmel selbst! Denn meine Stimme wird sein Sternengewölbe erschüttern! Und, wehe mir, daß ich dich nicht bezwingen kann; denn sicher lebst du in Toledo!« So stürzt sich der Unhold in den Abgrund hinab.

»Gott schütze mich! welches Entsetzen, welcher furchtbare Schauder! Fort von dieser Höhle, diesem finsteren Zauber; sey mir gesegnet, klares Licht des Tages!« — So ruft der König aus. Da nahen sich seine Begleiter, erfreut, ihn endlich zu finden, erstaunt, ihn in Thränen zu sehen, und um die Ursache derselben ihn befragend. Der König erwiedert, es habe ihn plötzlich eine unerklärliche Schwermuth ergriffen, und befiehlt, die Oeffnung der Höhle mit Felsenstücken zu verschließen, und eine Thür darin mit festem Schlosse, welches jeder kommende König heilig halten, und nie versuchen solle, die schauderhaften Geheimnisse des Schlundes zu enthüllen. »Gebt mir ein Pferd,« spricht er, »daß ich zur Stadt eile, wo Ildefons mich erwartet, welcher heute der Ketzerey den Hals bricht, der Schlange, die unzählige Köpfe hat: der Hyder, die mein Reich erschüttert, deren Hauch Gift und Ansteckung athmet, und schon den Teudio und Pelagio ergriffen hat.« Mit diesen Worten eilt der König mit seinen Begleitern fort.

Die Basilika von Toledo. Stimmen in der Ferne, die rufen: »Es lebe Ildefons!« Andere: »Pelagio sterbe!« Dieser, verfolgt von Payo und anderen Häschern, flieht, und wird vom Payo festgehalten, der ihn einen Hund nennt, welcher sein Gebiß an die makellose Reinheit der heiligen Jungfrau wage, und welchen man aus der Kirche jagen müsse, wie Ildefons, der heilige Prälat, befohlen. Pelagio nennt die Rechtgläubigen blinde, unwissende Thoren; Payo spricht fest und bestimmt die ewige Wahrheit aus: daß Maria Jungfrau und Mutter, Braut des göttlichen Geistes sey. Da wird der Streit durch die Ankunft des Königs unterbrochen, und Pelagio ergreift die Flucht, in sinnloser Wuth ausrufend: »Ich gehe in die Welt, mein Gift zu verstreuen. Payo erzählt den Andern, wie Pelagio vor dem Bilde der heiligen Jungfrau selbst seine falsche Lehre gepredigt habe; da kommt König und Königin mit Gefolge, und Ildefons, als Kardinal gekleidet. Der König begrüßt den Mann Gottes mit tiefer Ehrfurcht, indem er ihn den mächtigen Atlas der Kirche nennt. Ildefons erwiedert den Gruß des königlichen Paares in Demuth, und die Tugenden desselben hoch erhebend. Die Königin preist Ildefons hoch, daß er die unbefleckte Reinheit der Himmelskönigin gegen die Wuth der Ketzerey vertheidigt und gerettet habe, und setzt hinzu: »Solch einen Triumph wirft dir die Königin der Gothen zu Füßen, denn irdische Majestät ist nur der himmlischen schwacher Abglanz.«

Ildefons erwiedert: In dem Lande, wo solche Herrscher wohnen, müsse Segen und Fruchtbarkeit blühen; und bittet, einen Wunsch aussprechen zu dürfen, daß nämlich für kommende Zeiten an dem Tage, wo es ihm gelungen sey, die unbefleckte Empfängniß Mariä zu vertheidigen, ein jährliches Fest gehalten werde in der Kirche der heiligen Leocadia, welche durch festen Glauben das himmlische Abbild der Gottesmutter verdient, und ihr zum Preis täglich Hymnen singen lasse. — Es solle das Abbild die Jungfrau des O genannt werden, da dieser Buchstabe nicht Anfang noch Ende habe, und eine bedeutende Hieroglyphe der Reinheit und Unbescholtenheit sey. Der König erwiedert freudig: Er

werde dem Papste um Zustimmung für dieses Fest schreiben. Die Königin drückt ihren Wunsch aus, in der Zwischenzeit vor dem heiligen Opfer (wozu der Altar der Leokadia bereitet werde) zu vernehmen, woher das heilige Muttergottesbild stamme? Da nicht zu zweifeln sey, daß Ildefons, als inniger Verehrer desselben, am besten um seinen Ursprung wissen müsse, der dem Orte, wo es sich befinde, bis dahin unbekannt sey.

Ildefons beginnt damit, den Ursprung von Toledo und seine reizende Lage an den Ufern des Tajo zu beschreiben. Vielen, sagt Ildefons, sey die Gründung der Stadt zugeschrieben, doch er glaube, daß es der stolze Nebukadnezar sey, der sich einem Gotte gleich habe verehren lassen. — Der Name Toletot, welches im Hebräischen bedeute: gegründet von Vielen, komme vermuthlich daher, daß jener König in seinem Heere damals Aegyptier, Perser, Meder, Parther und Chaldäer hatte. Zuletzt habe man den Namen Toledo ausgesprochen, und vielerley Volk habe die Stadt bewohnt, bis sie zuletzt ein Eigenthum der gothischen Könige geworden sey, deren Tapferkeit ihnen ganz Spanien unterthänig gemacht, und welche Toledo zu ihrem Herrscherſitz gewählt haben. Ihr Tempel sey immer die heilige Basilika gewesen, die sich als feste Basis des Glaubens bewährt, durch viele Märtyrer, welche demselben als Opfer gefallen. So werde die heilige Asche eines Eugenius, einer Leokadia darin bewahrt in Urnen und Monumenten von Jaspis und Porphyr, als Ruhm der Kirche. In der innersten Kapelle dieser Kirche nun habe sich seit ihrer ersten Entstehung jenes Muttergottesbild befunden, alte Urkunden bezeugen dieß, und es bedürfe keiner größeren Gewißheit, als das ererbte Zeugniß der Väter und Ahnen; doch bleibe es ganz im Dunkeln, wer zuerst dies Bild aufgestellt habe. »Und ich vermuthe,« setzt Ildefons hinzu, »daß, seinen Ursprung zu entdecken, große Geheimnisse zu erforschen wären; denn fast soll es scheinen, daß keine sterbliche Hand es hervorbrachte, sondern Engel es schufen, unser Hort zu seyn. So wie überhaupt jeder edle Ursprung, den wir nicht genau bestimmen können, glänzender erscheint, bleibt uns wohl derselbe auch bey diesem göttlichen Bilde unbekannt, dessen Urbild von Ewigkeit zu Ewigkeit ist. Dennoch höre, o Königin! was mir von des Bildes Entstehung bewußt ist, damit ein Volk, das meinen Worten aufmerksames Gehör gönnt, sehe, es sey nicht ohne Mühe meinem Forschen gelungen, so viel zu entdecken. Man glaubt nämlich, jener gelehrte Philosoph des Areopags, welcher, Sonne und Mond in ihren Bewegungen zu ergründen, den Erdball in eine Sentenz auflöste, und als er die Lichter des Himmels sich verfinstern, die Erde beben und die Ströme toben sah, ausrief: Heut vergeht das Universum, oder sein Schöpfer leidet Schmach und Pein. — Er, welcher diese große Kenntniß unseres Glaubens durchdrang, so, daß er sich der Lehre der Apostel anschloß, und von nun an heiliger Lehrer und Meister des Eugenio wurde, der sich zum Erzbischof von Toledo aufschwang, und nachmals zu unserem Schutzheiligen, habe das heilige Abbild der Himmelskönigin zuerst nach Toledo gebracht, und es stamme aus der Zeit des Dionysius, welcher es selbst aus den Händen der Apostel empfing, die überall, wohin sie sich begaben, solche Bilder mit sich führten, dem Urbilde selbst entnommen, und nach Leib und Seele getreu aufgefaßt. Dieser Meinung stimmt jedes Urtheil bey, da das Holz, woraus das Bild gemacht, unbekannt, und die Arbeit augenscheinlich das Werk grauer Vorzeit ist.«

»Die Jungfrau sitzt auf einem Stuhle, das Gewand ist ganz mit einem dünnen Ueberzuge von Silber bedeckt, und dieß läßt glauben, daß die Apostel sie mit sich führten, da die Jungfrau von Antiochia, welche sich in Madrid befindet, eben so abgebildet, und gewiß ist, daß ein Schüler des Petrus sie von Antiochien herüberbrachte. In vier anderen Städten sind ähnliche Bilder, und ein Kruzifix ist in einer anderen aus demselben Holze, von allen ist der Ursprung bekannt. So verdient sie denn genannt zu werden die Jungfrau des Sagrario, weil in diesem Tempel die heiligen Reste vieler Märtyrer liegen, alles übrige sind Vermuthungen und zweifelhafte Sagen, ohne irgend einen zureichenden Grund. Doch genüge es uns, zu wissen, Toledo besitze in ihr eine Zuflucht seiner Leiden, einen Hafen seiner Qualen, seiner Mißgeschicke Schutz, der Mühseligkeiten Trost —: denn Arzney ist sie dem Kranken, Fröhlichkeit dem Tiefbetrübten, dem Elenden gibt sie Hülfe, Dürstenden ihr Lebenswasser, Hungrigen das Himmelsmanna, und dem Sünder eine Freystatt.« Hier endet Ildefons, und König und Königin ergießen sich in Preis und Anbetung des heiligen Bildes. Ildefons führt sie zu dem Grabmahl der Leokadia. Hier richten sie Lob und Dankgebete an die unsterbliche Seele der heiligen Märterin, und Ildefons fragt zuletzt mit feyerlicher Stimme: »Sage, herrliche Jungfrau! ob um deinetwillen der Himmel unsere Gebete gegen die Ketzer vernahm?« und aus der Tiefe ertönt ein Ja! Da überfällt die Versammlung ein heiliger Schauer, welcher sich vermehrt, indem die Erde zu beben beginnt, das Tageslicht sich verfinstert, und sich das Grabmal zu öffnen scheint. »Ist es ein Strafgericht?« fragt Ildefons aufs Neue, und dieselbe melodische Stimme ruft ein tröstendes Nein!

Da öffnet sich der Grabstein, und Leokadia erscheint, um den Hals einen Blutstreif, in der Hand eine Palme.

»Ildefons!« spricht die Verklärte,
»Für dich lebt die Himmelsmutter,
Für dich hat die Palme Früchte,
Für dich will der Oelzweig grünen,
Für dich strömt das Lebenswasser,
Ja, dir lebt die hohe Herrin,
Und indeß sie dir bereitet
Himmelspalmen und Triumphe,
Die in Zukunft deiner warten,
Bin ich hier in ihrem Namen
Abgesandt, um dir zu sagen,
Daß in göttlicher Erinnerung
Sie mit Goldschrift hält geschrieben,
Was du thatest, sie zu retten,
Ihre Reinheit zu beschützen
Vor des Pöbels niederm Schmähen.
Ja, sie selbst wird niedersteigen,
Dich zu kleiden, zu erhöhen.«

Leokadia will entschweben; Ildefons, sie zurückhaltend, ergreift ihren Schleyer, welcher in seiner Hand zurückbleibt, indem sie verschwindet.

Von heiliger Eifersucht getrieben, ergreift der König den Dolch, die köstliche Reliquie zu theilen, so wie ein grausames Messer den zarten Nacken durchschnitt, als die Heilige noch lebend war. Der König und Ildefons halten jeder ein Stück des Schleyers, und geloben ihn der Kirche; Hymnen ertönen, und die Heilige schwebt hinauf. In heiliger Ehrfurcht gelobt Ildefons den Tag zu feyern, und Alle gehen ab.

Da schleicht Pelagio mit Teudio herein, und beyde Abtrünnige besprechen sich über das heilige Bild, das ihnen ein Gräuel ist, weil sie glauben, es sey die einzige Schutzwehr der Katholiken. Pelagio hat in Erfahrung gebracht, es sey eine Weissagung vorhanden, welche versichere, jener Glaube werde wanken, sobald das Bildniß von seiner Stelle gebracht, und im tiefen Brunnen versenkt werde; darum fordert er den Teudio auf, das Wagniß zu unternehmen, zu Nacht=

zeit dem Sagrario sich zu nahen, und den göttlichen Raub zu begehen. So, wenn die Basis des Glaubens gestürzt sey, werde unaufhaltsam das ganze Gebäude zusammenfallen. Beyde entfernen und verbergen sich hinter einem Grabmal, bis zur Nachtzeit dort zu harren, und nachmals zur Ausführung ihres kirchenräuberischen Plans zu schreiten. Da naht sich Ildefons mit Gefolge zur Nachtmette. Er befiehlt seiner Begleitung, zurückzubleiben, weil er, während der Chor sich versammelt, vor dem Altare des heiligen Bildes beten will. Auf den Knien geht er die Stufen hinauf, die zu demselben führen, und ergießt sich davor in brünstiger Anbetung. Pelagio, in seinem Verstecke, kann kaum seine ungläubige Wuth zähmen; da läßt sich in der Ferne eine himmlische Musik hören, blendender Glanz erfüllt den Raum, die Säulen beben, die Pforten öffnen sich, und ein Triumphwagen bewegt sich heran, von unsichtbarer Macht getrieben, darauf die Jungfrau in himmlischer Huld und Schönheit. Sie bleibt zwischen ihrem Abbilde und Ildefonsen so, daß sie beyde erreichen kann, und hält in der Hand ein Kästchen. Die geblendeten und erschrockenen Räuber entfliehen, Ildefons beugt seine Knie, und fleht, daß ein Engel seine Zunge löse, da er in so göttlicher Nähe verstummen müsse. Die Jungfrau neigt sich holdselig zu ihm, mit diesen Worten:

»Ildefons, auf solche Weise
Acht ich dir mich für verpflichtet,
Deiner Andacht, deinem Eifer,
Daß mit königlicher Kleidung
Ich den Lehrer meiner Reinheit
Hier mit eigenen Händen ziere.
Dieß Gewand, in dem die Sonne
Nur als dunkler Stern erscheint,
Nimm es hin, daß meinem Feste
Du geschmückt zu meinem Ruhme
Und nach meinem Wunsch erscheinest.«

Sie gibt ihm das Kästchen, und spricht, zu ihrem Bilde gewendet:

»Bild, in dem ich mich erblicke,
Wie im reinesten Krystalle,
Dich umarm' ich, wie zum Abschied;
Denn es will die Zeit gebieten,
Daß du im Verborgnen ruhest,
Bis das Elend, Schmach und Sünde,
So die Welt bedrohet, ende.
Andre Zeiten werden kommen,
Da noch höher du erhoben
In der heiligen Kapelle,
Aller Welt zum Wunder dienest.«

Sie verschwindet, und der erste Akt schließt.

Zweyter Akt. Verlust der Jungfrau von Sagrario. Spätere Zeit.

Vor den Mauern von Toledo. Auf der Mauer der Befehlshaber der Stadt, Godman. Inigo, Rodrigo und der Greis Theodosio. Unten naht sich der Mauer der Maure Aben Tarif mit einer Friedensfahne, und begehrt Gehör, welches ihm gestattet wird, und er hebt folgender Gestalt an:

»Du weißt, unsterbliche Hauptstadt Spaniens, daß in dem Lager von Xeres der tapfere König der Gothen, Rodrigo, den Tod fand, als er mir und der Strafe entfloh. Er, welcher das feste Schloß der Höhle des Recisundo zuerst zu öffnen wagte, und die grausen Wunder derselben erblickte, welche in Strömen Blutes die Welt beweint. Du weißt, wie der König die unvergleichliche Schönheit Florindens, von den Afrikanern Kaba genannt, beleidigt; diese, Rache heischend, unser Heer den Weg nach Andalusien nehmen ließ, das sich dort in Schlachtordnung stellte. Wie Rodrigo, erstaunt über die Nachricht, mit seinem Heer uns die Stirn bot, und schwor, die grausen Weissagungen der Höhle zu überwinden; wie in unermüdetem Kampf der Sieg schwankend blieb, bis endlich in dem blutge-

tränkten Guadalata der König die nahe Niederlage der Christen erkannte, unwillig, unseren Sieg zu sehen, seinen Renner spornte, und unseren Augen entschwand. Ja, es geht die Sage, er sey in einer Gruft lebendig begraben, wo Vipern sich in seinen Eingeweiden mästen, und sein zerfleischtes Herz zu spät seinen Fall beweint; denn nichts mag die erzürnte Glücksgöttin versöhnen.«

»Die siegreichen Mauren, und noch mehr als sie, ich, Aben Tarif, der bis an die Veste von Toledo gelangte, ohne je Furcht zu kennen, wir gebieten Euch, uns Eure Hauptkirche zur Moschee zu übergeben, indem ich es meiner Luna versprach, sie darin krönen zu lassen. Widerstrebt Ihr diesem Gesuche, so sollt Ihr die Stärke meines Armes fühlen. Gekommen bin ich, schleunige Antwort zu begehren.«

Godman nimmt das Wort, und erwiedert, daß ihm und seinen Getreuen die Ueberlegenheit und die wilde Wuth der Mauren wohl bekannt sey, daß Hunger und Schwerter ihnen den Sieg erleichtern würden, daß aber jeder christliche Spanier bis zum Tode treu fechten würde, und an keine Uebergabe zu denken sey. Erstaunt über den Muth der Spanier, und zum Angriff entschlossen, entfernt sich Aben Tarif. Godman und die Uebrigen verlassen die Mauer, und ihnen entgegen kommen die ersten Frauen der Stadt, verlangend, daß man das Bündniß schließen, und die Bedingungen eingehen solle.

Donna Sancha verlangt Gehör, im Namen aller Frauen zu sprechen, und auf öffentlichem Platz beginnt sie ihre Rede also:

»Erhabener Godman, edler Sprößling der ersten Gothen, Befehlshaber und Vizekönig in Rodrigos Abwesenheit, und Ihr Edelleute und Bürger, hört aufmerksam, was ich in meiner Mitbürgerinnen Namen zu Euch spreche: Zum Sterben entschlossen seyn, ist Muth, nicht Klugheit. Die Ehre würde es Euch nicht vergeben, so bereitwillig zu sterben; denn welche Ehre könnte es seyn, so niedriger Weise Eure hülflosen Frauen in den Händen der Mauren zurückzulassen. Feig wäre es, das Eurige verzweiflungsvoll zu vertheidigen, und das Unsrige Preis zu geben. Besser ists darum, im gegenwärtigen Augenblick dem Schicksale sich zu beugen, als zu wagen, daß dem Baume unserer Wohlfahrt jede Wurzel abgeschnitten werde, und uns jedes Mittel genommen, die Stirne zu anderer Zeit wieder siegreich empor zu heben. Wenn Ihr heute den Mauren unsere Stadt übergebt und unser Eigenthum, so bleibt unsere Ehre, das höchste Gut, unser; der Feind mag sich unserer Habe bemächtigen, wir, gefangen und arm, in diesen Mauern leben, in uns lebt fort unsere heilige Religion, und unsere Nachkommen werden die Zeiten sehen, in welchen der katholische Stuhl hier in seine früheren Rechte gesetzt wird; die Trümmer desselben, welche Ihr täglich hier vor Augen habt, werden Euch dazu mächtige Erwecker seyn; zu diesem Zwecke darf das Geschlecht der Gothen hier nicht sterben, und sollte es heißen, Ihr hättet den Tod gewählt, weil Ihr zu feig gewesen, das Unglück zu ertragen?. Auf, starke Christen, tapfere Toledaner! Der Glaube herrscht in unserer Brust, überwinden wir das Unglück! Der Blitz trifft den Thurm, der sich in die Wolken hebt, nicht die Lilie, die sich neigt; der Sturm entwurzelt die Eiche, die ihm widerstrebt, nicht die Binse, die sich ihm hingibt. Vermischt mit den Alarben, laßt uns, obgleich im Elend, still beysammen leben, ohne unsere Hütten zu verlassen; vereint trägt sich jedes Leid, denkt an der Zeiten Wechsel!«

Alle Frauen stimmen laut Sancha's Meinung bey, Godman wirft die Frage auf:

»Doch, wenn die Mohren uns verbieten, in unserem Glauben fortzuleben?« »Dann,« erwiedert Sancha, »ist es Glück, für denselben zu sterben!«

Godman gelobt, dem mächtigen Feind die Bedingungen vorzulegen, und will gehen. Da naht sich Urban, der Erzbischof, in einen Sack gekleidet, auf der Schulter einen Sarg mit den Gebeinen der Heiligen, welche er der Gewalt und Entweihung der Ungläubigen entziehen, aus der Stadt bringen, und in geweihter Erde vergraben will. Der Greis Theodosius erzählt, wie der fromme Hirt der Kirche, im heiligen Eifer, schon das Muttergottesbild auf seine Schultern gehoben, es hinwegzuführen, auch jene Thür der Gnaden schon damit verlassen habe, durch welche ihr himmlisches Urbild einst dem frommen Ildefons erschienen war; doch als er die Thore der Stadt erreicht, habe er unbeweglich gestanden, unfähig, einen Schritt zu thun, gleichsam als wolle die Himmelsmutter ihre Kinder nicht verlassen, sondern Leid und Gefahr mit ihnen theilen! Als dieß Urbano empfunden, habe er das heilige Bild dem Altare zurückgestellt, und nur die Gebeine der heiligen Märtyrer in eine Kiste gethan, sie wegzuführen. Man sieht ihn in einem Boote gegen Oviedo steuern.

Schmerz und Rührung ergreift die Versammlung. Alle entfernen sich, Godman bleibt zuletzt, und sagt schmerzlich den hinwegziehenden Gebeinen nach: »Wie ist es möglich, Ihr Väter des Vaterlandes, daß Ihr es verlaßt, und ihm das einzige Gut entzieht, welches es in Euch besaß? Aber du, allerhöchste Jungfrau, der Toledo so unaussprechliches Heil verdankt, vergönne mir, daß ich zu sagen mich erkühne: mir liege es ob, dich vor den Barbaren zu bergen. Schütze mich bis dahin, hohe Königin des Himmels!« Er geht ab.

Das Lager der Mauren. Aben Tarif, Muza und Luna. Trompetenstoß. Muza verkündet die Annäherung eines Haufens Toledaner mit ihrem Anführer, und Tarif, Friedensvorschläge erwartend, läßt sich mit den Uebrigen auf Polstern in seinem Zelte nieder. Godman naht sich, als Sprecher der Stadt, und bringt schriftliche Bedingungen: Zuerst im Glauben ungestört beharren zu dürfen, Kirchen und Priester zu haben, die Ehre der Frauen weder durch Hände noch Lippen gekränkt zu sehen. Willig und freudig gesteht Tarif alles zu — entzückt, sich Meister von Toledo zu sehen, nennt er jede Forderung gering. Die Großmuth Tarifs rührt Godman, und er erklärt, daß die mit den Arabern zusammenlebenden Spanier künftig den Namen Mistiarabes führen sollen. Ergeben und demüthig entfernt sich der Befehlshaber. Tarif, hoch erfreut über sein unverhofftes Glück, befiehlt, alles zum feyerlichen Einzuge zu bereiten, und geht ab mit seinem Gefolge. Das Theater verwandelt sich in das Innere der Basilika von Toledo. Godman und einige seiner Getreuen nahen mit Fackeln leise und vorsichtig, schließen die Thüren von innen, und begeben sich zum Altar der heiligen Gottesmutter. Hier nimmt Godman seinen Begleitern das Gelübde unverbrüchlicher Verschwiegenheit dessen, was geschehen soll, ab, und als sie es geleistet, entdeckt er ihnen sein Vorhaben, das heilige Bild vor der Entweihung der in die Stadt ziehenden Mauren zu retten und zu verbergen, so, daß diese niemals einen Verdacht über das Daseyn eines solchen Bildes schöpfen mögen. Er macht ihnen bekannt, wie sich unter der Kirche ein Brunnen

befinde, und in demselben ein Schwibbogen von Ziegelstein; wie er vorlängst diesen Ort ersehen, zur Zeit der Noth dort ein heiliges Geheimniß zu verbergen, und jetzt diese Zeit gekommen sey. Steine und Erde sollen, nachdem dem Boden dieser reichste Schatz vertraut sey, die Oeffnung ganz verhüllen, bis kommende Tage das Verborgene ans Licht ziehen werden. Mit tiefer und inniger Ehrfurcht naht sich Godman nunmehr dem Altare, und ruft die Jungfrau um Gnade und Vergebung an, daß er es wage, sie zu berühren, und, ein beglückter Atlas, den doppelten Himmel: Kind und Mutter, auf seine Schultern zu laden. Kniend empfängt er sie in seinen Armen, mit hoher Andacht; alle übrigen Begleiter beugen sich ebenfalls vor dem Bilde, ihm die Füße küssend, und im festen Glauben, der kurzen Gruft werde eine glorreiche Auferstehung folgen. Indem sie feyerlich das Bild versenken, tönt ein rührender Gesang aus den Lüften:

O, wie steht die Stadt verlassen!
Ohne Rath und ohne Freude!
Wie du liegst in Staub getreten,
Mächtiges Jerusalem!!

Ende des zweyten Akts.

Dritter Akt. Wiedererstattung.

Toledo. Trompetenstoß. Unter einem Thronhimmel stehen König Alphons und Königin Konstanze mit Kron und Zepter; Damen von einer Seite, von der andern Seite Don Ramiro, Don Vela Juan Ruiz und andere; hinter dem Stuhle des Königs der Erzbischof Don Bernardo, vor ihm der Mohr Selim, mit einer Schüssel, worin Schlüssel liegen. Alfonso nimmt das Wort, und redet die Versammlung an.

»Ihr Vasallen, Brüder, Freunde,
Die ihr immer mir ergeben,
Zeugen meiner bittern Leiden!
Zeugen seyd von meinem Glücke!
Gestern meines Land's verwiesen
Und verfolgt, ich seh mich heute
In dem fremden Land gekrönet.
Gestern trieb mein eigener Bruder
Aus Kastilien mich gewaltsam,
Heut umgürt' ich meine Schläfe
Hier mit seinem eigenen Lorber.
Gestern war die starke Veste
Einsamkeit mir und Gefängniß,
Heut' dient sie zu meiner Krönung
Mir als Bühn' und stärk're Veste.
Gestern mußt' ich Schutz erbitten,
Heute kann ich ihn gewähren.
Gestern ward vom Schwert der Mohren
Schmerzhaft meine Hand durchstochen,
Heut' empfang' ich d'rin die Schlüssel
Von Toledo's hoher Veste.
Sehet nun an meinem Beyspiel,
Wie das Glück so wandelbar.«

Selim wünscht dem König Glück, daß seine Tapferkeit ihm das wieder gewonnen, was der gothische Tieger besessen und verloren, und jetzt dem Löwen von Asturien ungekränkt bleiben möge. Doch bittet er, dasjenige, was damals Tarif den Gothen zugestanden: Gottesdienst und Tempel, auch heute den Mohren zu gönnen, und sie ruhig fortleben zu lassen in Toledo. Alphonso gibt sein königliches Wort, und überläßt den Mohren die Basilika als erste Moschee. Dankbar und freudig entfernt sich Selim; die Königin ist tief betrübt über die zugestandene Bitte der Mohren. — Der Erzbischof bemerkt, daß ein christlicher König seinen Sieg nur Gott allein zuschreiben dürfe, und daher auch seinen Glauben zuerst wieder herstellen müsse. Juan behauptet, der Glaube bedürfe keiner Herstellung, da gothisches Blut beständig hier gelebt, und ihn aufrecht erhalten habe. Vela unterstützt die Meinung des Erzbischofs, und zwischen beyden, Juan und Vela, entspinnt sich über diesen Gegenstand ein Streit, der in einer Ausforderung endet, welche des Königs Gegenwart verschiebt, nicht

aufhebt. Dieser, noch einmal zu seinen Fahnen zurückkehrend, um den Sieg vollständig zu machen, übergibt der Königin die Herrschaft des Reichs; gebietet ihr, besonders über den Glauben zu wachen, und befiehlt sie dem Schutze Gottes. Als er sich entfernt hat, wendet sich Konstanze zu dem Erzbischof, und entdeckt ihm, daß sie ein geheimes Verlangen empfunden, der König möge sich entfernen. Bernardo ist darob erstaunt. Die Königin erklärt sich näher, indem sie sagt: Gott sey über Allem! und wohl habe sie empfunden, es sey nur menschliche Eitelkeit, seine Großmuth gepriesen zu wissen, und Eigennutz, welcher Alphons bewogen, die Bedingung des Mohren einzugehen, und das höchste Gut ihm zum Besitz zu überlassen. Welches Gut? fragt Bernardo. Die Kirche, sagt Konstanze, welche Hauptmoschee genannt sey. In dieser Kirche, setzt sie hinzu, sey vordem ein Abbild der heiligen Jungfrau gewesen, in dessen Herrlichkeit das göttliche Urbild vom Himmel gestiegen zu seyn geschienen habe. Dies Bild sey mit der Stadt zugleich verloren, und dergestalt verschwunden, daß Niemand etwas davon zu sagen wisse. Nun sey sie, die Königin, Willens, den Tempel wieder herzustellen, denn es sey Beleidigung der göttlichen Majestät, den Ort, der so Heiliges verwahrt, vor den Augen christlicher Könige im Besitze der Mohren zu lassen. Den Glauben zu verbreiten habe der König ihr seine Macht verliehen, und seines Vertrauens sich würdig zu zeigen, solle ihre erste Handlung seyn, den Ungläubigen diesen Tempel zu entreißen.

Freudig ergreift Bernardo den Vorschlag. »Laßt uns,« spricht er, »die heilige Stadt der Kirche erobern, während noch die Soldaten in Waffen stehen. Ich selbst will der Befehlshaber dieses Glaubenskrieges seyn.« Um das Vorhaben auszuführen, entfernen sich beyde, und der Schauplatz verwandelt sich in das Lager der Spanier. Juan und Vela treten auf, ihren Streit auszufechten; unbewaffnet, allein der Stärke ihres Arms vertrauend. Ringend mit einander, fällt Vela zu Boden, und Juan verlangt, er solle sich für überwunden bekennen; allein Vela sagt: der Edle bekenne solches nie, lieber erleide er den Tod. Juan zieht sein Schwert, und der König tritt auf, und hält Juans Arm zurück. Dieser willigt ein, den Gegner zu verschonen; doch will er die Gewährung einer Bitte zur Bedingung machen, und des Königs Wort gelobt, sie zu erfüllen. Juan fleht also, das alte Recht der Gothen aufrecht zu erhalten, und in der Hauptkirche ein Opfer nach Art derselben für den erfochtenen Sieg halten zu dürfen. Alphons, durch sein Wort gebunden, genehmigt dieß, und beschließt zu dem Ende in jener Kirche eine Kapelle zu bauen, abgetrennt von der übrigen Kirche, mit reicher Pfründe begabt, darin die ewige Erinnerung der Mozaraber Gothen lebe. Dem Vela, der, obwohl zu Boden geworfen, doch nicht erlag, befiehlt er, den Juan zu umarmen, weil einer des anderen würdig sey, und in ihnen Asturier und Mozaraber einen ewigen Freundschaftsbund schließen sollen. Da erschallt eine Wehklage, und Nuño kündigt die Ankunft Selims an, der mit blutendem Antlitze und gezogenem Schwerte sich naht. Er verlangt Gerechtigkeit, und klagt, wie, als Alphons kaum der Stadt den Rücken gewendet, die Königin und der Erzbischof sich der Hauptkirche bemächtigt haben, und gelehrte Moabiter als Ursache dieses Schrittes angegeben, diese Kirche verberge einen Schatz, welchen zu heben die Zeit nahe sey. Wüthend gegen Selim, als ihren Befehlshaber, seyen die Mohren, und haben ihm vorgeworfen, er habe Leben

und Habe an die Spanier verkauft. Er gibt dem König zu bedenken, wie jene Mozaraber ungekränkt und friedlich unter der Herrschaft der Mohren gelebt, und diese ihrem Worte getreuer als die Spanier gewesen seyen. Er verlangt Gerechtigkeit, und Rache für die Uebertretung des gegebenen Wortes.

Alphons, überrascht und empört über die Nachricht, schwört bey der Jungfrau, den vier Evangelisten und allen Heiligen, daß er an diesem Wortbruche unschuldig sey, und gelobt Rache an den Uebertretern zu nehmen. Ja, der Königin selbst, Seele seiner Seele, droht er den Tod, da die Ehre über Allem stehe. Er verlangt ein Pferd, im Augenblick nach Toledo zu eilen, damit es nicht gesagt werde, ein Mohr habe mehr sein Wort gehalten, als ein christlicher König. »Verrath in mir? Nicht eine Spur, nicht ein Atom lebt davon in meiner Seele, und soll fern davon bleiben! Ich will mit Mund und Augen Vulkan seyn, und Flammen auswerfen; Hydra seyn, und Gift speyen.« So ruft Alphons, und eilt hinweg.

Das Innere der Hauptkirche. Instrumente in der Entfernung. Bernardo tritt auf. Unsichtbarer Gesang:

> In tiefem Brunnen liegt ein Schatz begraben,
> Mehr werth als Silber, mehr als Gold erhaben;
> Trinkt, trinket! rein und helle
> Quillt unter euch des ew'gen Lebens Quelle.

Von heiligem Erstaunen durchdrungen, vernimmt Bernardo den Gesang, im Augenblick, da er selbst bedacht war, eine Dankhymne anstimmen zu lassen. Vier Choristen treten auf, und fragen nach des Erzbischofs Befehl, der sich erkundiget, ob sie nichts von dem Wunder vernommen haben, das so eben sich begeben? Sie antworten nein, und versichern, Ohr und Auge offen gehabt, doch nichts weder gehört noch gesehen zu haben.

»Ich aber sah,« spricht Bernardo, »Sterne vom azurnen Gewölbe fallen, Flammen sich erheben, Stimmen hörte ich, süß und melodisch, und im Gefolge von Engeln erschien mir die Jungfrau auf einem Thron, ihrem ewigen Sitz. Auf diese Stelle, welche tiefes Geheimniß birgt, zeigte sie. Nein, es war kein Traum, noch darf ich das Gesicht der Königin verschweigen; ihr frommer Eifer wird forschen, welch Geheimniß uns daraus zu enthüllen sey.«

Er entfernt sich, und kehrt nach einem Intermezzo der Choristen, das ohne Bedeutung für die Handlung ist, mit der Königin zurück. Er zeigt Konstanzen die Stelle, worauf die ihm erschienene Himmelskönigin gedeutet, und ohne Säumen beginnt jener die Arbeit, den ersten Stein aus dem Boden zu heben. Es gelingt ihrer frommen Mühe, und sie entdeckt eine Oeffnung, welche ihr einen unwillkürlichen Schauer erregt. »Was erblickst du?« fragt Bernardo. »Eine Eisgruft,« erwiedert die Königin. »Ich bin glücklicher,« sagt Bernardo, »denn ich erblicke einen hellen Glanz!« Jetzt läßt sich das Chor der Engel wieder mit den vorigen Worten vernehmen, auch zu den Ohren Konstanzens dringt die Sphärenmusik. — Da unterbricht verworrenes Geräusch die heilige Handlung. — Nuño stürzt athemlos herein zu den Füßen der Königin, und berichtet, was er gehört: Selims Klage vor dem König, dessen Schwur, Konstanzens Leben bedrohend. — Sie zu retten bestieg er (Nuño) ein Roß, des Windes Sohn, und räth nun der Königin, der blinden Wuth des Königs zu entfliehn. Konstanze verwirft diesen Rath, und geht vielmehr dem Ausbruche

seines Zornes muthig entgegen. Ihren Muth bewundern Nuño und Bernardo, welche sich bemühn, sie von ihrem Vorhaben abzuwenden, doch umsonst. Sie eilt einem Seitenaltar zu, ergreift ein Kruzifix und einen Dolch, und eilt damit zur Seite, woher der König kommen muß. Zornig und entschlossen tritt dieser ein. Mit fliegendem Haare, Kruzifix und Dolch in Händen, tritt ihm die Königin entgegen, und bietet ihre Brust ruhig und ergeben den tödtenden Streichen dar; doch der Anblick des Heilandes in ihrer Hand, und ein blendender Glanz, der, von ihm ausgehend, die Königin bestrahlt, hält des Königs Arm zurück, und wandelt den blutigen Vorsatz in seiner Seele zu Anbetung um. Noch einmal wiederholt Konstanze: sie sey zu sterben bereit, doch solle er ihr das Leben gönnen, bis er selbst sich der Oeffnung genaht, und die Lichtwellen in seiner Tiefe erblickt, die süßen Gesänge der Engel vernommen habe. Der König breitet seine Arme aus, in Reue und Zärtlichkeit zu ihren Füßen Vergebung flehend für den raschen Vorsatz. Er theilt ihr mit, was Selim ihm von dem bezauberten Schatz der Tiefe gesagt, und aus dem Munde eines weisen Mohren vernommen habe. Selim nimmt das Wort, und erbittet die Gunst, selbst hinabsteigen zu dürfen, damit man nicht von ihm glaube, er habe den Zauber erwähnt, um von der Untersuchung abzuhalten. Der König gestattet es, doch befiehlt er ihm, eine Fackel mitzunehmen, und läßt an seinen Gürtel einen Strick befestigen, womit er Zeichen gebe, wenn er wieder aufgezogen zu werden begehre. So versenken sie Selim, und so tief ist der Brunnen, daß ein zweyter Strick dem ersten angefügt werden muß. — Endlich erreicht er den Grund. Nach einer Pause der höchsten Erwartung und heiligen Schauers ruft Selim herauf, und behutsam wird er emporgezogen. Er erscheint mit Schlamm bedeckt und von Furcht ergriffen, eine Tafel in Händen. Nachdem er sich etwas gefaßt, fordert er alle Umstehenden zu aufmerksamem Gehör auf, und beschreibt in folgenden Worten die Geheimnisse der Tiefe:

»Hinabglitt ich in den tiefen Brunnen, der enges Gefängniß eines göttlichen Weibes ist, deren himmlische Strahlen die finstere Höhle mit Glanz der Sonne durchdringen. Im tiefsten Schooß der Erde befindet sich ein großes Becken, darin nur wenig Wasser ist; dort liegen unzählige Trümmer von Gebäuden, und Menschenknochen und Steine malen hier die Trauerspiele der Zeit; da erblickte ich zur Seite eine Vertiefung aus Ziegelsteinen, ohne Verzierung der Kunst. Ich nahte mich mit der Fackel, allein ich konnte ihrer entbehren. — Genug des Lichtes entquoll den Augen einer Himmelskönigin, von so ehrfurchtgebietendem Anblicke, solchem strengen Antlitze und solcher ernsten Schönheit, daß, von Entsetzen erfüllt, ich im einen Augenblicke nicht wußte, ob es dieselbe Schönheit sey, die ich im anderen Augenblicke gesehen, nicht wissend, ob meine Sinne die Veränderung hervorbrachten, oder sie selbst sich so wunderbar verwandelte. Deßhalb wag' ich es nicht, sie zu malen, und menschliche Rede, sich zu solcher Glorie erhebend, ist nur Kohle zum schwachen Abrisse, nicht Pinsel zum Gemälde. Doch was ich im zweifelhaften Lichte meiner eigenen schwachen Augen entdeckte, war: Eine hohe Stirn, auf deren klarer Fläche goldene Flechten herabglitten, und bis zu den Schultern niederwallten. Zwey Liebesbogen die Augenbrauen, klare und ernste Augen, lächelnder, sittsamer Mund, ein Rubin, in zwey Hälften gespalten. Ein lichtes Braun die Farbe des Ganzen, und um deßwillen noch anmuthiger. Auf der Seite des Herzens hält sie ein holdes Kind in Armen, wenn es nicht das Herz selbst ist, das

hinaufgestiegen, ihre Einsamkeit zu theilen. Sagen würd' ich, es sey ihr Sohn, zagte ich nicht, ihr Kränkung zu erzeigen; denn die Reinheit in ihrem Wesen ist die einer liebenden Jungfrau, und ist es ihr Sohn, so ist er Gott; denn Gottes Mutter ist sie. In einem hölzernen Sessel ruht sie; ihr Gewand ist aus fremder ferner Zeit. Tunika und Mantel von blendendem Weiß, und über dem Ganzen ein dünner Silberschleyer, strahlend und glänzend, mit Perlen und Demanten gesäumt. Die Hände haben die Farbe des Gesichts, das zarte Kind blickt lächelnd zur Mutter auf [1]). — Da ist kein Leid, wo beyde sich vereinen in zärtlicher Liebe. Ich wollte sie aufheben, allein meine Seele ward von Furcht ergriffen, und zweimal erblindete ich im Schrecken; diese Tafel von Jaspis fühlte ich in meiner Hand, und ohne zu wissen wie? finde ich mich zu deinen Füßen, o Herr! wo ich reuig um die Taufe flehe; denn schon fühl' ich mich durchdrungen von Liebe zu dieser himmlischen Herrin, die ohne Zweifel Gottes Mutter ist.«

Der König empfängt die Tafel, auf welcher in gothischen Charakteren geschrieben steht: »Dieses himmlische Abbild ist die Jungfrau des Sagrario, welche heute in diesen Brunnen versenkt wird, fliehend vor den Arabern, von den Christen verborgen. Wehe denen, so sie bergen! Heil denen, so sie finden! »Wonne und lautes Entzücken schallt in der Versammlung. König und Königin umarmen sich liebevoll, und jener begehrt selbst hinabzusteigen, und die süße Last auf seinen Armen heraufzuheben. Da hebt sie sich selbst herauf, von den Wellen der Tiefe getragen, und alles sinkt auf die Knie; der Erzbischof empfängt das heilige Bild, und das Chor hebt zu singen an:

Eine Stimme: Salve Regina!
Alle: Verkünderin der Sonne, Morgenroth des Tages!
Zwey Stimmen: Mater misericordiae!
Alle: Des Meeres Leitstern, Licht in finstrer Nacht!
Erste Stimme: Vita, dulcedo!
Alle: Des Davids fester Thurm, des Himmels Pforte.
Zwey Stimmen: Spes nostra!
Alle: Cypresse, Zeder, Lilie, Nelke, Rose!

Die Prozession beginnt, und die Musik beschließt.

Das Fegefeuer des heiligen Patrizius.

Erster Akt [2]).

Erste Scene. Egerio, König von Irland, in Felle gehüllt, von Leogario, einem Hauptmanne, und seinen Töchtern: Polonia und Lesbia, zurückgehalten, eilt dem Meere zu, seinem Leben ein Ende zu machen. Von fürchterlichen Traumgesichten verfolgt, halb Nachtwandler, treibt wüthende Verzweiflung ihn zum Untergange. Auf die dringende Frage seiner Tochter Polonia erzählt er ihr einen wunderbaren Traum: Aus dem Munde eines schönen Jünglings sah er eine Flamme steigen, die in sanften Strahlen, mild brennend, beyde Töchter ergriff, während der König selbst, inmitten derselben, bemüht, von den Geliebten die Flammen abzuwehren, nicht davon ergriffen ward — doch dergestalt beängstiget von dem Traumbilde, daß, gepeitscht von der inneren Qual, er unaufhaltsam floh, in den Wellen den inneren

1) So fließt die Beschreibung des bestimmten Bildes hier zusammen mit dem Glanze der Vision, in welchen sich dasselbe vor den Augen des Redenden verklärt hat, und mit der theologischen Wahrheit, deren Kraft ihn in der Erscheinung ergriffen hat.

2) Vergleiche Band XXII dieser Jahrbücher, Anzeigeblatt.

Brand zu kühlen. Leogario ist bemüht, ihm die Nichtigkeit solcher Bilder vorzustellen, da tönt der Schall eines Hornes, und Polonia, dem kriegerischen Sinne nach dem Mars und der Pallas befreundet (eine halbe Amazone), vom Schalle gelockt, eilt hinweg, zu sehen, ob Filipo sich naht.

Zweyte Scene. Die Zurückbleibenden, ein Schiff in der Ferne entdeckend, rathen dem gemüthskranken Herrscher, sein Leid in dem Anblicke des heransegelnden Fahrzeuges zu zerstreuen; doch seine Trauer widersteht der Heilung.

Dritte Scene. Polonia kehrt zurück, und beschreibt in schöner, gleichnißvoller Sprache den Untergang eines Räuberschiffes, dessen Hauptmann Filipo ist. Ein Boot, unmäßig beladen, schickte den klagenden Ruf: »ein Schwan, der sein Sterbelied singt.« Vergebens! Da,

vierte Scene: zeigt sich, mit den Wellen ringend, Patrizius; zugleich sich bestrebend, Ludovico aus dem feuchten Grabe heraufzuziehen. Nachdem dieß gelungen, fallen beyde erschöpft zu Boden. Patrizius erstes Wort spricht den Himmel, Ludovico den Fürsten der Finsterniß aus. Lesbia zeigt Mitleid, der König Verdruß, daß jenes ihm versagt sey. Patrizius, der Heilige, Fromme, bittet und erwartet Schutz und Hülfe. Ludovico, der Gottesläugner, begehrt weder von Gott noch Menschen Erbarmen, und hofft es nicht. Der König, sich zu ihnen wendend, nennt sich den beyden, und begehrt ihre Namen und Schicksale zu wissen. Wie das Licht des Glaubens ihm und seinem Volke fremd sey, und ihnen nichts bekannt, als Geburt und Tod, erklärt er laut, und Patrizius hebt zu erzählen an, wie er in Hibernien auf der heiligen Insel, im Dörflein Tox, von einem irländischen Vater und einer französischen Mutter geboren, und von ihnen in der allein seligmachenden Religion Christi getauft sey. Wie seine Aeltern, nachdem sie der Natur diese Schuld bezahlt, beyde in Klöster sich begeben, in Keuschheit und frommen Uebungen ihre Tage beschlossen, und den jungen Patrizius als Waise in den Händen einer frommen und heiligen Matrone gelassen, in deren Schutz er kaum ein Lustrum vollendet, als Gottes Allmacht sich in ihm schon mächtig bewiesen habe, da im schwachen Gefäße der Höchste seine Größe am liebsten kund gibt. Nicht menschlicher Stolz darum, sondern Eifer, des Herrn Werke zu preisen, bewegt den Erzähler, einige Wunder zu erwähnen, die ihm zu thun vergönnt. So kommt ein Blinder zu ihm und spricht: Gott habe ihn gesendet, dem Knaben zu befehlen, er solle in seinem Namen ihm das Gesicht zurückgeben. Patrizius macht das Zeichen des Kreuzes darüber, und die Finsterniß zerschmilzt in Licht. Eines Tages senden die geschwärzten Wolken ungeheure Schneemassen herab; die Sonne löst plötzlich einen damit bedeckten hohen Berg dergestalt auf, daß alle Straßen überschwemmt, schon die Häuser ein Raub der Wassernoth zu werden drohn. Da, vor dem Zeichen des Kreuzes und dem vertrauensvoll ausgesprochenen Namen des Heilandes, treten die Wasser in ihre Grenzen zurück. Die Bescheidenheit verbietet ihm, noch mehr Wunder aufzuzählen, die er im Namen des Herrn gethan. Den Waffen ungetreu, den Wissenschaften, besonders dem Studium der heiligen Schriften sich ergebend, ging er einst in frommer Betrachtung mit anderen Schülern am Meeresufer; da nahte ein Schiff, aus dem gewaffnete Korsaren stiegen, die Unbewehrten alle ergriffen, und, ihrer Beute sicher zu seyn, sogleich wieder in See stachen. Filipo Roqui war das Oberhaupt des Schiffes; Leben und Güter an den irlän-

dischen Küsten als frechen Raub zu nützen, streifte er tagelang umher. — Patrizius in der Absicht verschonend, ihn als Opfer seiner Unterwürfigkeit dem König von Irland als Sclaven anzubieten. Doch — wie unsicher ist jeder Plan, der nicht mit Gottes Hülfe begonnen wird. Das empörte Meer, die losgelassenen Winde, werfen das schwere Fahrzeug wie einen leichten Ball auf und nieder — und nur Patrizius rettet sich, und der tapfere Jüngling, der mit ihm sich dem König darstellt.

Ergriffen von Grauen und Anbetung hat der König diese Erzählung angehört. — Er sieht sein Traumgesicht verkörpert vor sich stehen. Dieß ist der Sclave, aus dessen Mund er Flammen sprühen, und diese seine Töchter ergriffen sah. Die Flamme sey das Evangelium vom einzig wahren Gott, spricht Patrizius, und sie werde die Töchter und das Volk mit Gottes Beystand ergreifen und durchdringen.

In blinder Wuth will der König den Frevler tödten. Die mitleidsvolle Lesbia hält ihn zurück; Polonia, stolz in ihrem heidnischen Wahne, gelobt, darin zu verharren, und die Prophezeyung zu nichte zu machen. Zugleich fordert sie Ludoviko zur Erzählung seiner Schicksale auf. Dieser nun gibt sich ebenfalls als einen Christen kund, doch sagt er zugleich, daß dieser Name das Einzige sey, wodurch er dem Patrizius ähnlich. Außerdem sey der Unterschied zwischen ihnen so groß, als der Abstand zwischen Gutem und Bösem. Mit Wundern könne er sich nicht rühmen, doch mit Verbrechen und Unthaten, wozu sich zu bekennen auch eine Art Eitelkeit sey. Die sieben Planeten, bey seiner Geburt ihm streitend zur Seite, meint er, hätten sein Wesen so geformt, daß Luna ihm Unbeständigkeit, Merkur übel angewandte List, Venus sträfliche Begier, Mars Grausamkeit, die Sonne Verschwendung (welche zu üben er zum Raube geneigt sich fühle), Jupiter Hochmuth und Saturn Zorn zur Mitgift ins Herz gesenkt. Er erzählt, wie er ein Mädchen verführt, ihren Vater getödtet, eine Gattin des Gatten beraubt, um sie zu besitzen, die Klosterhallen selbst entweiht habe, durch Entehrung einer Braut Christi und frechen Raub derselben. Zugleich mit Patrizius von den Korsaren ergriffen und gefangen, dann durch diesen gerettet, schließt Ludovico seinen Bericht, indem er nicht Gnade noch Leben verlangt, weil er dessen müde, sich bewußt ist zur Aenderung seines frevelhaften Wandels weder Kraft noch Willen zu besitzen. Der König umarmt ihn; selbst ohne Glauben, scheint es ihm Verdienst, den Lehren desselben durch ruchloses Leben zu widerstreben, und nennt Verbrechen: Muth. Die Erwartung beyder zu vereiteln, wirft er dagegen Patrizius verächtlich zu Boden, ihn zu demüthigen: »Ich schenke dir das Leben,« spricht er, »dir zu zeigen, wie gering ich deine Drohungen achte. Laß nur aus deinem Munde die Flamme des göttlichen Wortes sprühen, damit du sehest, daß ich weder die Gottheit erkenne, noch an ihre Wunder glaube. Lebe nur, aber so arm und niedrig, als jeder unnütze Arbeiter im Felde. Ich will, daß du meine Schafe hütest, und laß sehen, ob, als mein Sclave, das Feuer aus deinem Munde deinen Gott bewege, dich aus dieser Dienstbarkeit zu befreyen.«

Der König entfernt sich. Lesbia und Polonia gleichfalls. Die erstere voll Mitleid für Patrizius; die zweyte, kälter als jene, meint, Ludoviko sey dessen bedürftiger.

Fünfte Scene. Patrizius wendet sich zu Ludoviko, und sagt: »Obgleich du auf den Gipfel des Glücks erhoben, ich aber

zu Boden geschmettert bin, nicht trag' ich Neid, nein! Mitleid um dich.« Ludoviko spricht, er solle ihn die Gaben der Fortuna ruhig und ungestört genießen lassen. Patrizius, ehe er scheidet, verlangt, Ludoviko solle ihm sein Wort geben, auf dieser Welt todt oder lebend noch einmal mit ihm zusammen zu treffen. Beyde gehen ab.

Sechste Scene. Am Meeresufer vor einer Hütte erscheint Filipo Roquin', der Korsaren Anführer, mit einem Bauernpaare, das ihn aus dem Schiffbruche gerettet.

Siebente Scene. Leogario, ein alter Landmann und Patrizius treten auf. Wiedererkennung Leogarios und Filipo's. — Freude des Letztern über des Erstern Rettung. Dem Paulino, in dessen Hütte Filipo die Nacht zugebracht, empfiehlt Leogario die Sorge und Aufsicht für Patrizio, welcher zu der geringsten Feldarbeit angehalten werden soll, und entfernt sich mit den Uebrigen.

Achte Scene. Paulino, unmuthig über die Last der ihm aufgegebenen Aufsicht, wendet sich zu Patrizio, und gibt ihm den Rath, davon zu gehn, damit er seiner Sorgen überhoben sey. Dieser verspricht, ohne Aufsicht ruhig zu verbleiben, wohin des Königs Beschluß ihn gesendet, und verfällt in fromme Betrachtung nnd folgendes Gebet:

»O Herr! wie glückselig finde ich mich in dieser Einsamkeit! Hier mag die betrachtende Seele dich anbeten, wo sie lebendige Bilder deiner hohen Wunder umgeben! In der Einsamkeit wohnt die menschliche Weisheit. Mich möge die göttliche darin durchdringen!«

»Urquell des Alls bist du, o Herr! Ueberall erblick ich dich! Diese krystallnen Schleyer, von der Sonne, dem Monde und den Sternen durchstickt, sind sie nicht Vorhänge des himmlischen allerhöchsten Reiches? Die streitenden Elemente: Meere und Winde, Feuer und Erde, sind sie nicht Schriftzüge deiner allmächtigen Hand? Verkünden sie nicht deinen Ruhm, und die Macht, die Alles umschließt? Schreibt nicht die Erde mit Blumenschrift deine Größe aus? Des Sturmes Nachhall, ruft er es nicht ins All, daß du seine Flügel bewegst? Tönen dir nicht stete Hymnen, Feuer und Wasser, und wurden ihnen darum nicht Zungen gegeben? Ja, hier in der Stille kann ich dich, o du Allerhöchster! am besten suchen; hier in Allem dich finden. Du kennst den Glauben, der meinen Gehorsam verbürgt. Gebrauche mich als deinen Knecht; oder führe mich dahin, wo ich dir würdig zu dienen vermag!«

Kaum hat er dies Gebet ausgesprochen, so erscheint ein Engel in einer Glorie, in der einen Hand ein Schwert, in der andern einen Schild, worauf ein Spiegel. Noch vom Patrizius ungesehen, ruft er denselben. — Paulino entfernt sich, da öffnen sich Patrizius Augen der himmlischen Erscheinung, die sich als seinen von Gott ihm zugegebenen Schutzengel kund gibt, und ein Blatt in seine Hände legt, worin der Herr ihm befiehlt, den wahren Glauben in Irland zu predigen. Er läßt ihn in den Spiegel des ihm vorgehaltenen Schildes blicken, worin Greise, Männer, Weiber und Kinder die Hände flehend zu Patrizio emporheben. Der Engel befiehlt ihm, die Sclaverey abzuschütteln, da Gott ihn zu seinem Apostel in Irland erwählt, dort den wahren Glauben zu predigen. Er verspricht ihn nach Frankreich zu führen, wo er Mönchskleidung nehmen, und dann nach Rom ziehen soll, dort die Bulle zu empfangen, die ihn tüchtig mache, als päpstlicher Legat und Gottgesandter das Ende einer so beseligenden Laufbahn zu erreichen. Ende des ersten Akts.

Zweyter Akt.

Erste Scene. Zwischen diesem und dem vorigen liegt ein Zeitraum von drey Jahren. Ludoviko erklärt Polonien seine Liebe, und gründet die Hoffnung, seinen Mitbewerber Filipo in Poloniens Gunst zu überflügeln, auf seinen Muth und die Thaten, welche er für ihren Vater gethan. Indem er erworbenes Verdienst über erbliches setzt, erwidert ihm Polonia, daß, ohne dieß erwägen zu wollen, sein Werth ihr Herz gewonnen, und sie ohne Zögern die Seinige werden würde, müsse sie nicht die grausame Gesinnung ihres Vaters fürchten. Sie befiehlt ihm, treu zu dienen, zu harren und zu hoffen.

Zweyte Scene. Filipo nähert sich im Augenblicke, da Polonia dem Ludoviko als Pfand der Treue ihre Hand reicht. Von eifersüchtiger Wuth entbrannt, den beglückten Nebenbuhler in Ludoviko erkennend, versetzt er demselben einen Schlag — Die Schwerter fliegen aus der Scheide.

Dritte Scene. Der König und sein Gefolge treten auf. Ludoviko wird ergriffen, so wüthend er sich wehrt, und so heftige Verwünschungen er ausstößt. Indem er zu entfliehen sucht, und ihm alle folgen, bleibt der König allein, in bittere Klagen ausbrechend, wie die beyden Schiffbrüchigen, deren er sich angenommen, ihm böslich vergolten; denn ihm ist angekündigt, daß Patrizius sich nahe, das Evangelium vom einzig wahren Gott zu predigen. Erfahren hat er, wie dieser, von anderen Königen zum Tode verdammt, sich durch Zauberkünste der Strafe entzogen, und, da man ihn schon an einen Balken aufgehangen, die Erde gezittert, die Luft gestöhnt, und die Sonne sich verfinstert habe, und er der Lebensgefahr entgangen. Doch verliert Egerio den Muth nicht, und droht, den päpstlichen Abgesandten mit eigenen Händen zu vernichten.

Vierte Scene. Der Hauptmann und die Wache bringen Ludoviko gefangen. Er hat in verzweiflungsvoller Wehr drey Soldaten getödtet, mehrere verwundet. Ludoviko wird in den Kerker geführt, und darin verschlossen. Der Tod erwartet ihn.

Fünfte Scene. Ludoviko, im Selbstgespräche, schwankt zwischen dem Vorsatze des Selbstmordes, und der Hoffnung, sich zu befreyen, um alsdann an ganz Irland seine rachsüchtige Wuth auszulassen.

Sechste Scene. Polonia tritt auf. Ihrem Golde und ihrer List haben sich die Kerkerthüren geöffnet. Sie muntert ihn zur Flucht auf, die sie vorbereitet, und auf der sie ihn begleiten will, da ohne ihn zu leben ihr unmöglich geworden ist. Gold und Edelsteine hat sie zusammengehäuft, genug, im entfernten Indien verborgen und sorgenfrey zu leben. Rosse, des Windes Kinder, stehen an der Pforte für die Flüchtlinge bereit; sie geht voran, die Wachen zu beschäftigen und zu entfernen, und räth Ludoviko'n, ihr auf dem Fuße zu folgen.

Siebente Scene. Ludoviko gesteht im kurzen Selbstgespräche, wie er nur aus Eigennutz um Poloniens Liebe geworben, um durch ihre Vermittlung aus der Verwirrung sich zu retten. Denn, obgleich er sich von ihr sehr verehrt sehe, erblick' er doch in dieser Liebe nur eine Kette seiner Freyheit. Schon ihrer müde, ist ihm das Mittel gleich, womit er die Last abschüttelt, sobald sie ihm nicht mehr nützt, und ihr Tod ist in seinem frevelhaften Sinne beschlossen. Er folgt ihr.

Achte Scene. Der Hauptmann erscheint mit der Wache, das Todesurtheil an dem Verbrecher zu vollziehn. Offen sind die Thüren, der Gefangene entflohn. »Verrath, Verrath!« ruft der Hauptmann laut, und herbey eilen in der

neunten Scene der König, Filipo und Leogario, sehr betroffen über den Vorfall. Leogario sagt, daß Polonia im Thurme gesehen worden. — Filipo, außer sich, eilt sogleich den Flüchtlingen nach; der König ruft nach seinem Rosse, ein Gleiches zu thun, indem er beyde zu ermorden droht.

Zehnte Scene. Freyes Feld. Polonia, verwundet, flieht vor Ludoviko, der mit gezücktem Dolche ihr nacheilt. In wohlgesetzter Rede erklärt er ihr, er müsse sie aus dem Wege räumen. Glück und Schönheit vertrügen sich nimmer. Nähme er sie mit sich, so hätte er seinem Mißgeschicke einen beständigen Zeugen beygegeben. Verließe er sie lebend, so kränkte er sie, und gewänne in ihr einen Feind mehr. So dünke es ihm besser, seinen übrigen Verbrechen auch diesen Mord noch zuzulegen. Auch sey es ihm ein grausames Vergnügen, in ihr den Filipo und ihren Vater zu morden. Erste Ursache seines Unheils sey sie, und müsse folglich auch als erstes Opfer fallen. Ihr Grab soll der rauhe Felsen seyn. Er ersticht sie; sie fällt auf eine Blumenmatte, und Ludoviko berechnet ganz kaltblütig, wie er von den mitgenommenen Schätzen in Spanien reichlich leben könne, bis er unerkannt zurückkehren, und an seinen Feinden Rache nehmen könne. Unsicher, welchen Weg er einschlagen soll, die Meeresküste zu erreichen, sucht er einen Führer in einer nahgelegenen Hütte, wo er durch Klopfen den Paulino erweckt, und von diesem begleitet, der Nacht zum Trotze, dem Meere zueilt.

Eilfte Scene. Kaum ist er fort, so treten auf: der König, Lesbia, Leogario und der Hauptmann. Der König, unmuthig, keine Spur von den Flüchtlingen zu entdecken; Lesbia, ihn tröstend, daß das nahende Morgenroth ihrem Forschen günstiger seyn werde.

Zwölfte Scene. Filipo tritt auf, und bringt Kunde des unerhörten grausamen Geschickes, das Polonia betroffen. Er hat ihren Leichnam, auf einem Rosenlager gebettet, am Fuße des Felsen gefunden. Er führt Vater und Schwester nach dem Orte, und beyde ergießen sich in schmerzliche Klagen. Da erschallt aus der Ferne ein Klagelied; Patrizius Stimme ruft: »Wehe dir, elendes Hibernien! Wehe dir, unseliges Volk! wenn du nicht den Schooß der Erde mit Thränen tränkest, und weinend Tag und Nacht die Pforten erweichend sprengst, so dein Ungehorsam mit festen Banden verschlossen hält. Wehe dir, unseliges Volk! Wehe dir, elendes Hibernien!«

Der König, in seinem Schmerz unterbrochen, sendet Leogario, zu wissen, wer, außer ihm selbst, so bittere Wehklagen zu führen im Stande sey? und erhält zur Antwort: es sey Patrizius, der vom Papste als Bischof bestellt, gesandt sey, Irland zu bekehren, und die Insel auf diese Weise ermahne!

Dreyzehnte Scene. Patrizius tritt auf. Der König wendet sich zu ihm, und fragt: warum er ihn verfolge, und sein Reich beunruhige, indem er das Volk mehr zu wissen nöthige, als sie von ihren Vätern geerbt? Welcher Gott es sey, der, nach seiner Lehre, nach diesem Leben ein zukünftiges verheisse? Wie die Seele, vom Körper getrennt, fortdauern könne in Seligkeit oder Verdammniß? Patrizius sagt: »Indem die Seele sich vom Körper entbindet, und der Erde den irdischen Theil zurückgibt, der aus nichts besteht, als aus ein wenig Thon und Staub, und der Geist sich erhebt zu der höchsten Sphäre, welche der Mittelpunkt seiner Bewegungen ist. Dieß geschieht, wenn er in Gottes Gnade verscheidet; dieß wird erlangt, zuerst durch die Taufe, und zuletzt durch die Buße.«

»Diese Schönheit also,« sagt der König, auf die ermordete Polonia zeigend, »in ihrem Blute liegend, wird jenseits leben?« Patrizius bejaht es; der König verlangt ein Zeichen, daß er wahr rede — und Patrizius ruft die Gottheit an, ihr Daseyn kund zu thun durch ein Wunder. Dann wendet er sich zu Poloniens Leichnam, und gebietet ihm, sich zu erheben, den entflohenen Geist noch einmal aufzunehmen, und das Evangelium zu predigen.

Polonias Lippen öffnen sich, den Namen Gottes auszusprechen, ihre Schuld zu bekennen, in ihrer Angst die göttliche Barmherzigkeit anzurufen, die heilige Taufe zu begehren. und Christus als den einzig wahren Gott zu nennen. »Buße, Buße« rufend, eilt sie hinweg.

Vierzehnte Scene. Erstaunt, ergriffen, anbetend das hohe Wunder, bleiben die Uebrigen zurück. Der König allein verharrt in seinem Unglauben, und nennt alles Zauberkünste, während die Andern einmuthig rufen: »Christus ist der wahre Gott!« Der König, seinen Sieg sicherer zu behaupten, läßt sich mit Patrizio in Auseinandersetzungen ein, und meint, wenn die Seele unsterblich sey, könne sie niemals bestehen, ohne zu wirken. Dieß bekräftigt Patrizius, und führt als Beweis die Träume an. Nun fragt der König, ob Polonia todt gewesen oder schlafend? Im letzteren Falle sey ihr Erwachen kein Wunder; im ersteren aber müsse ihre Seele entweder im Himmel oder in der Hölle gewesen seyn. Nicht gnädig sey es von Gott, aus jenem die Seele auf die Erde zurück zu rufen; nicht gerecht, aus der Hölle den Straffälligen in besseren Zustand wieder zu versetzen — und Gerechtigkeit und Gnade sey doch in Gott nur Eines. Wo also Poloniens Seele gewesen sey? dieß solle Patrizius ihm erklären.

Patrizius erwiedert:

»Ich räume ein, daß der getauften Seele Mittelpunkt das Licht oder die Finsterniß sey, woraus die gewöhnliche Macht sie nicht zu ziehn im Stande ist; doch die Allmacht vermag es, sie aus der Hölle zu befreyn. Soll die Seele für immer vom irdischen Körper getrennt seyn, so nimmt Himmel oder Hölle sie auf; soll sie aber damit wieder vereinigt werden, so bleibt sie, gleich einer Reisenden, im Universum, als ein Theil desselben, ohne eine bestimmte Stelle darin einzunehmen. Die allerhöchste Allmacht sieht alles vom Anbeginne voraus, so auch im gegenwärtigen Falle wußte sie, Poloniens Seele werde dem Körper zurückgegeben werden, und ließ dieselbe unbestimmt umherschweben. Heilige Gottesgelahrtheit ist dieses, womit ich dein Forschen beantworte. Noch eines setze ich hinzu: Es gibt mehrere Stufen des Heils und der Qual. — So gibt es das Fegefeuer, wohin die Seele kömmt, um gereinigt zu werden von den irdischen Flecken, wenn sie in der Gnade verscheidet. Denn keine Seele mag mit ihnen den Himmel schauen; dort wird sie geläutert und verklärt, und tüchtig gemacht, in der Gegenwart Gottes zu erscheinen.«

Der König, dem die Worte allein nicht genügen, verlangt vom Patrizius sichtbare Zeichen für sich und sein Volk vom Daseyn des Himmels und der Hölle. Eine Stunde Zeit bestimmt er ihm, bey Strafe des Todes, ihm diese Ueberzeugung zu geben, und geht ab.

Funfzehnte Scene. Patrizius, in kräftigem Gebete, fleht den Himmel an um Licht für die Verstockten, um Zeichen des Lohnes und der Strafe; und es erscheint ihm in der

sechzehnten Scene von der Rechten ein Engel des Lichts, von der Linken ein Engel der Finsterniß. Dieser, in

verführerischer Gestalt, denkt darauf, Unheil zu säen. Jener erkennt ihn, und vereitelt seine Absicht, indem er Patrizio verkündet, Gott habe seinem Flehn Erhörung zugestanden. Er gebietet ihm, eine Höle aufzusuchen, wozu er ihm den Weg bezeichnet, und in welcher alle, welche sie betreten, eine Erscheinung des Himmels und der Hölle sehen werden, und zugleich die Reinigung des Fegfeuers empfinden, wenn sie zuvor ihre Sünden bekannt, bußfertig eingehen. Patrizius werde sich selbst emporschwebend als Bürger der himmlischen Zion erblicken, und diese Höle künftig das Fegefeuer des heiligen Patrizius genannt werden. Zur Gewähr dieser Zusage soll aber der ungläubige wilde Egerio, bey seinem Eintritte vom höllischen Abgrunde verschlungen, dort die Qualen der Verdammten empfinden. Eine Wolke verdeckt den Engel. Patrizius dankt Gott inbrünstig für seiner Bitte Gewährung.

Siebzehnte Scene. Auf Patrizio's Ruf erscheint Egerio. Patrizius fordert ihn auf, mit ihm den nahen Berg zu besteigen, um die Wunderhöle zu finden, von der er ihm die Zeichen, so er verlangt, verheißt. und alle, die den König begleiten, mitzunehmen. Dieser stellt ihm vor, daß alle Pfade dieses Berges unzugänglich, von keinem menschlichen Fuße jemals betreten, ja selbst von den Thieren des Waldes gemieden seyen. Filipo bestätigt dieß, und sagt, daß seit undenklichen Jahren Niemand im Stande gewesen, in diesen Berg zu dringen, da die Natur selbst alle Päße desselben gänzlich verschlossen habe durch Felsen und Wasser. Nichts sey dort zu hören, als das Jammergeschrey der Nachtvögel. — Keiner will vorwärts schreiten. Patrizius ermuntert sie, und verspricht ihnen einen dort verborgenen himmlischen Schatz zu zeigen. Der König rühmt mit stolzem Munde seine Furchtlosigkeit, und alle bereiten sich zu dem Gange.

Achtzehnte Scene. Da tritt Polonia ihnen entgegen, sie zurück zu halten, und zu warnen vor unvermeidlichem Untergange, gegen welchen nur die Taufe und der Glaube schütze. Sie erzählt und beschreibt die Höle und ihre Wunder, welche sie erblickte, indem sie für ihren Aufenthalt jene zu prüfen kam. Wie sie auch die Qual der Verdammten und ihre eigenen Schauder beschreibt, und Patrizius diese Schilderung bekräftigt, will doch der König, verstockt und hochmüthig, die dunklen Geheimnisse schauen. Alle seine Begleiter weichen zurück, keiner will ihn begleiten. Rasend vor Wuth stößt er Gotteslästerungen aus; indem zeigt sich im Schooße des Berges der Schlund einer Höle, worin eine Fallthüre. — Der König tritt ein, die Fallthüre öffnet sich, und Egerio stürzt hinab. — Flammen und Jammergeschrey von unten. Furcht und Entsetzen ergreift die Umstehenden, alle entfliehn, und damit schließt der zweyte Akt.

Dritter Akt.

Erste Scene. In die Hauptstadt von Irland kömmt Ludoviko zurück, mit jenem Paulino, den er als Führer zur Küste mitnahm, als er der Insel entfloh vor Polonias Rächern. Er hat Paulino damals gezwungen, ihn zu begleiten; Italien, Spanien, Frankreich, Schottland und England mit ihm zu durchziehn. Mit langem Haare und Barte, veränderter Kleidung und Sprache kehrt jetzt Ludoviko nach Irland zurück, Rache zu nehmen an Filipo. Egerio vom Abgrunde verschlungen, Polonia verschwunden, trägt Lesbia die Königskrone, Filipo ist in ihren Diensten. Diesen zu treffen und zu ermorden trachtet Ludoviko, und erzählt dem Paulino, wie er schon oft in seiner Straße, seiner Woh=

nung nahe gewesen, aber immer von einem Verlarvten in seinem Vorhaben gestört worden sey; wie diese Gestalt, einem Schatten gleich, ihn bey Namen gerufen, dann aber wie ein Hauch verschwunden sey, und fordert den Paulino auf, ihr gemeinschaftlich zu begegnen, sie in die Mitte zu nehmen, und zu tödten. Der furchtsame Paulino weigert sich dessen, räth seinem Herrn, zu thun, was ihm gut dünke, ihn aber da zu lassen, wo er seiner warten wolle.

Zweyte Scene. Ludoviko ist im Begriffe, in Filipo's Haus zu gehen. Da tritt der Verlarvte heraus, und ihm entgegen Ludoviko, vergebens nach seinem Namen fragend, zieht sein Schwert, und ficht mit der körperlosen Luft. — Der räthselhaften Erscheinung nachgehend, entfernen sich beyde.

Dritte Scene. Filipo, im Selbstgespräche, bekundet sich als Lesbiens Anbeter, und gesteht sich, daß mehr der Ehrgeiz als die Liebe ihn beherrschen. Er gewahrt Paulino und redet ihn an, der sich furchtsam zurückzieht, und als Filipo weiter geht, ihm nacheilt.

Vierte Scene. Ludoviko erscheint mit dem Verlarvten, in den er dringt, sich zu enthüllen, und ihm die Larve selbst abzieht, unter welcher er mit Entsetzen einen Todtenkopf entdeckt. Das Gerippe verschwindet, indem es mit entsetzlicher Stimme ruft:

»Kennst du dich nicht? Ich bin Ludoviko Enio!!«

Schauder und Schrecken ergreifen Ludoviko; er fällt ohnmächtig zu Boden, während das Gespenst verschwindet.

Fünfte Scene. Paulino kommt zurück, findet seinen Herrn ohne Besinnung, und ist bemüht, ihn ins Leben zurück zu rufen. Als Ludoviko die Augen aufschlägt, glaubt er sich noch dem Schreckensbilde gegenüber; jedoch erholt er sich nach und nach, und erzählt dem Paulino, was er gesehen und empfunden. Wie er sich selbst ein Gräuel, den Sinn in seiner Brust gewendet fühlt. Voll Reue, und beschämt über sein sündiges Leben hebt er sein Herz und seine Hände empor zu der göttlichen Barmherzigkeit, Gottes Beystand zu erflehn, damit er ein anderes neues Daseyn gewinne. »Wodurch wird meine Seele entsündigt und gereinigt?« ruft er aus. Himmlische Klänge schallen aus der Ferne, und die Worte:

»Durch das Fegefeuer!«

In Ludoviko's Brust ergießt sich ein nie gekannter Friede. Er ermuthigt sich; das dem Patrizius gegebene Wort fällt ihm ein — in seinem Fegefeuer hofft er ihn wieder zu finden, da seine Spur von der Erde verschwunden sey. Er fordert den Paulino auf, ihn auf diesem Wege zu begleiten, und dieser, auf eigene Sicherheit denkend, eilt davon.

Sechste Scene. »Oeffentlich, wie meine Sünden, soll auch meine Buße seyn,« spricht der verlassene Ludoviko; und klagt sich laut und reuig an, indem er sich auf den Weg macht nach der Wunderhöle.

Siebente Scene. Polonia tritt auf. Sie preist Gott für die Gnade, die er ihr gewährt, in seinem Dienste die Wunder der Natur zu betrachten, die sie weit über den Glanz des Thrones und der Größe setzt, der sie sich freywillig begeben.

Achte Scene. In vergeblichem Suchen kehrt Ludoviko zurück. Polonia nicht erkennend in ihrer durch die Macht des Glaubens veränderten und verklärten Schönheit, bittet er sie, ihm den Weg nach

dem Fegefeuer des Patrizius zu zeigen. Polonia preist ihn selig, solch Ziel sich gesteckt zu haben, und will ihm den Pfad zeigen. Da kehrt langsam in beyden die Erinnerung zurück, doch vertraut keines dem anderen die erwachende Vermuthung. Polonia, oft von den Verführungen der Sinne erschreckt, unterbrochen, kündet dem Ludoviko den Pfad zum Wasserspiegel, welcher den Berg einschließt, an dem ein Kloster mit frommen Männern liegt, wohin Ludoviko sich vor allen Dingen zuvor begeben muß, Beichte und Absolution zu begehren. In sich kämpft Polonia mit der noch nicht erloschenen irdischen Liebe. Auch Ludoviko fühlt den innern Feind, und bittet Polonien, ihn auf seinem Wege zu begleiten. Doch sagt sie ihm, er müsse allein und unbegleitet sich dem kleinen Nachen am Ufer vertrauen, der, wenn er sich Gott ganz übergebe, ihn zu sicherm Port führen werde. So eilt Ludoviko hinweg, und beyde danken Gott, der ihnen Sieg verliehn. Aus der Ferne geben sie sich einander zu erkennen, und Polonia stärkt den Reuigen zu Muth und Glauben.

Neunte Scene. Zwey Mönche des Klosters sehen auf der Flut den Nachen heranschwimmen, den Ludoviko bestiegen hat. Im Anschaun der reizenden Wildniß versunken naht der Pilgrim dem Ufer, wo ihn die Mönche freudig und segnend empfangen. Er beichtet in tiefer Zerknirschung seine Sünden, und verlangt, zur Reinigung seiner Seele ungesäumt den Weg zu dem Fegefeuer anzutreten. Die Mönche rathen ihm, sich nicht zu übereilen, zuvor der Ruhe zu pflegen, und dann mit Muße die Wunder der Höle zu betrachten. Doch beharrlich bleibt Ludoviko, und versichert, nicht sträfliche Neugier, sondern himmlische Eingebung sey der Drang nach dem Reinigungsorte, zu dem er die heiligen Männer beschwört, ihn zu geleiten. Nicht wankend gemacht in seinem Entschlusse durch die Schrecken, welche jene ihm schildern, hängt er fest am Glauben, zu überwinden: da öffnet sich der Schlund der Höle, und obgleich ihn bey dem Anblicke derselben unnennbares Grauen überfällt, betritt er sie doch festen Muthes, und indem er noch einmal sich selbst als den größten Sünder bekannt, sagt er, alle Qualen, die ihn erwarten, seyen zu gering, sein Verbrechen zu tilgen. Die Mönche rathen ihm, in allen Prüfungen nur den Namen Jesu auszusprechen, welcher ihm werde überwinden helfen. Ludoviko verschwindet, die Mönche verschließen die Höle, beten für den Reuigen, und gehen ab.

Zehnte Scene. Nach einem längeren Zeitraume. Lesbia mit Filipo und Gefolge naht sich, ihre Schwester Polonia aufzusuchen. Sie will ihr nicht bloß das Reich, sondern auch die Möglichkeit verdanken, es würdig zu regieren. Dazu, und zu der nothwendigen Wahl eines Gemals erbittet sie Poloniens Vorschrift. Diese stimmt für Filipo, und vereinigt so die beyden. Dann erzählt sie ihnen die wunderbare Erscheinung und Sinnesänderung Ludoviko's, seinen Eintritt ins Fegefeuer, und seinen Ausgang aus demselben, welcher Poloniens tieferer Einsicht enthüllt, am selben Tage geschehen wird, und wozu sie Lesbien mit ihrem Gefolge als Zeugen auffordert. Sie spricht ihnen Muth ein, das Unerhörte, Ungeheure zu ertragen, was sie sehen und hören würden.

Eilfte Scene. Die Mönche, in feyerlichem Zuge, Thränen und stillem Gebete, nahen schweigend der Höle, öffnen dieselbe, und ziehen den Ludoviko halb träumend heraus. Dieser, geblendet durch das Licht, halb ohne Besinnung, preist sich selig, nach so vielen Jahr-

hunderten (so erscheint es ihm) das Leben wieder zu begrüßen. Nach und nach erkennt er die Umstehenden, umarmt sie, und fleht ihre Verzeihung an. — Von der Welt entfernt will er den Rest des ihm verliehenen Lebens in frommen Uebungen und Buße verbringen. Die Mönche gebieten ihm, im Namen des Herrn zu verkünden, was er gesehn, und mit der meisterhaften Schilderung dieser Gesichte endet das Stück.

So gedrängt als möglich, ohne das Vorzüglichste auszulassen, stehe hier Ludoviko's Rede:

»Nach den unerläßlichen und feyerlichen Gebräuchen, welche ein so wichtiges Vorhaben erheischt, und welche ich mit innigem und lebendigem Glauben vollzog, legte ich meinen Geist in Gottes Hände, und indem ich tausend Mal die geheimnißvollen Worte wiederholte, vor denen die Hölle bebt, betrat ich die Schwelle der Höle; und, erwartend, daß sie hinter mir die Pforte schlössen, geschah dieses nach einigen Augenblicken. Ich fand mich in dunkler Nacht, so sehr jedes Lichtstrahls beraubt, daß ich die Augen schloß, wie der zu thun pflegt, welcher im Dunklen zu sehen wünscht. Auf diese Weise schritt ich vorwärts, bis ich vor mir eine Mauer fühlte; indem ich an ihr hinab, ungefähr zwanzig Schritte weiter ging, entdeckte ich Felsen, und durch eine kurze Spalte der Mauer drang ein zweifelhaftes Licht ein, das kein Licht war; wie vor dem Erwachen der Aurora die Dämmerung zweifeln läßt, ob jene sich nahe oder nicht. Links schlug ich einen engen Pfad ein mit leichtem Schritte. Am Ende desselben begann die Erde zu zittern, und, als solle ich hinabstürzen, bebten meine Sohlen. Ich verlor die Besinnung, und wurde aus der Ohnmacht erst wieder durch einen entsetzlichen Donnerschlag geweckt; die Erde, auf welcher ich lag, öffnete sich, in deren tiefsten Schooß ich hinabfiel, als wollte die Erde und Steine, welche mit mir hinabrollten, mein Grabmal seyn. Ich fand mich in einem Saale aus Jaspis erbaut, künstlich mit dem Meißel bearbeitet. Eine Thür von Erz that sich auf, und zwölf Männer in weißen Kleidern traten heraus, mich unterwürfig empfangend und freundlich begrüßend. Einer, dem Ansehen nach der Oberste von ihnen, sprach zu mir: Gedenke deines Glaubens, und wanke nicht, wenn Dämonen gegen dich streiten. Denn, fühlst du dich geneigt, umzukehren, von ihren Versprechungen oder Drohungen bewegt, so verschlingt dich die Hölle auf ewig, und ewige Qualen werden dein Loos seyn. Engel waren für mich diese Männer, und mein Geist erwachte aufs Neue bey ihren Reden. Nun füllte sich auf einmal der weite Saal mit höllischen Gebilden, rebellischen Geistern von der entsetzlichsten Art, so häßlich und abscheulich, daß sie mit nichts zu vergleichen. Einer sagte mir: Unbesonnener! Thor! Dummkopf! Der du begehrst vor der Zeit dich der Strafe darzubieten, die dich erwartet, der Pein, die du verdienst. Wenn deine Schuld so groß ist, dich zu verdammen, da du von Gott keine Milde erwarten darfst, warum lieferst du dich selbst? Kehre auf die Erde zurück, lebe dein Leben zu Ende, und stirb, wie du gelebt; dann kehre zurück zu uns, wir bereiten dir indessen den Stuhl, der dir für die Ewigkeit bestimmt ist. Ich antwortete nichts, und, indem sie mich mit Händen und Füßen mißhandelten, banden sie mich mit Stricken, und stachen und verwundeten mich mit eisernen Nadeln; dann schleiften sie mich durch unermeßliche Gewölbe, und indem sie einen Scheiterhaufen anzündeten, und mich darauf warfen, rief ich aus: Jesus, erbarme dich! Da flohen die Teufel, und das Feuer erlosch und starb. Nun fühlte ich mich auf ein Feld geschleppt, dessen schwarzer Boden nur Dornen und Disteln trug, statt Rosen und Nelken. Der Wind, der hier wehte, drang scharf

in die Glieder; wie ein schneidend Schwert war das leiseste Lüftchen. Hier in tiefen Hölen klagten traurig die Verdammten, Aeltern und Verwandte verwünschend. Verzweiflungsvolle Stimmen sprachen solche Gotteslästerungen aus, daß selbst die Teufel bebten. Ich schritt vorwärts, und fand mich auf einer Wiese, deren Gräser Flammen waren, wie dem Auge im brennenden August, das Getreide und die Aehren erscheinen. So groß war die Ebene, daß kein Ende abzusehn. Hier lagen unzählige Völker in Feuer, bedeckt von brennenden Spitzen und Stacheln; hier hatten andere vor ungeheurem Schmerz sich mit Händen und Füßen in den Boden gebohrt. In die Eingeweide Anderer hatten sich brennende Vipern eingebissen; noch andere zerrissen die Erde verzweiflungsvoll mit den Zähnen. Da zerfleischte sich einer selbst, um auf einmal zu sterben, und lebte, um den Tod tausend Mal zu erleiden. In dieses Feld nun warfen mich die Handlanger des Todes, doch seine Wuth schmolz für mich bey dem süßen Namen Jesu. Ich schritt weiter, und sah, wie Einer sich bestrebte, die grausamen Schmerzen des Andern zu heilen, indem er glühendes Bley und Pech in die Wunden goß; die schrecklichsten Zugpflaster! Wer klagte, krümmte sich, weinte, seufzte, zagte und zweifelte hier nicht? Dort sah ich einen Meierhof, durch dessen Thüren und Mauern Flammen drangen, wie ein Brand, der sich im Innern eines Hauses entzündet, sich überall Ausgang sucht: dieses, sagte man mir, ist der Ort der Freude, das Bad der Lust; dort ist der Aufenthalt der Frauen von leichtfertigem Wandel, und der Eitlen, die Düften, Salben, den Putz und der Schminke zugethan waren. Ich trat hinein, und sah, wie in einem Becken von Schnee unzählige unvergleichliche Schönheiten sich badeten. Unter dem Wasser waren Schlangen und Eidechsen, die Sirenen dieser Wellen und die Fische zugleich. Erfroren waren ihre Glieder im durchsichtigen Krystalle; steif standen die Haare emporgesträubt, und die Zähne schlugen klappernd zusammen. Von dort führten sie mich zu einem hohen Berge, dessen Gipfel den azurnen Schleyer des Himmels drückte, wo nicht zerriß. Inmitten dieses Gipfels war ein Vulkan, der, Flammen sprühend, sie zu dem Himmel zu speyen schien. Aus diesem Schlunde stieg von Zeit zu Zeit ein Feuerstrahl, in welchem viele Seelen herauf, und wieder in den Abgrund geworfen wurden, in unabläßiger grauser Wiederholung. Ein brennender Wind ergriff mich plötzlich hier, nud bewog mich, von der Oeffnung zurück zu treten, damit der Schlund mich nicht ergriffe und zum Abgrund schleudere. Ein anderer Windstoß führte zahllose Legionen herbey, und in ungeheurer Bewegung sah ich mich an einen andern Ort versetzt, wo alle bisher erblickten Seelen mir vereinigt schienen. Mehr Pein glaubte ich noch zu schauen, und sah um mich lauter friedliche und freundliche Gesichter; kein Klagelaut erscholl; die Blicke sahn zum Himmel, als flehten sie Mitleid, zärtliche und innige Thränen entquollen den Augen, und es ward mir klar, daß ich mich im Fegefeuer befände, da, wo die leichtern Sünden abgewaschen werden. Nicht schreckten mich hier die Drohungen, daß ich mich unter diese mische, vielmehr stählten und kräftigten sie meinen Muth. Die Dämonen, als sie meine Beharrlichkeit sahen, bereiteten mich vor auf die höchste Qual und eigentlichste Hölle. Sie führten mich zu einem Flusse, dessen Ufer mit Feuerblumen bedeckt, dessen Flut glühender Schwefel war. Hydern und Schlangen waren darin als Seeungeheuer. Sehr breit war der Fluß, und hatte eine Brücke, nicht breiter als eine Linie, so fein und schmach, daß mir unmöglich schien, sie zu betreten, ohne sie zu zerreißen. »Ueber diesen schmalen Weg mußt du schreiten,

sprechen sie, und siehe, zu deinem Entsetzen, das Schicksal derer, welche dir vorangehen.« Und nun erblickt' ich, wie diese hinabfielen zwischen die Ungeheuer, und von ihnen zerrissen wurden mit Zähnen und Krallen. Ich rief des Heilandes Namen an, und mit Ihm mochte ich mich erdreisten, über den schmalen Steg zu schreiten, ohne daß die empörten Wogen, die rauhen Winde mich aufzuhalten vermochten. Nun kam das Ende der Prüfung: In einem Hain befand ich mich, so reizend und fruchtbar, daß alles erlittene Ungemach verschwand; Lorbern und Zedern bekränzten meinen Pfad, zwischen diesen Bäumen des Paradieses war der Boden überdeckt mit Rosen und Nelken, die einen reichen Teppich von Scharlach, weiß und grün wirkten. Die Liebesgesänge unzähliger Vögel mischten sich mit dem süßen Geflüster von tausend krystallenen Quellen. Eine ungeheure Stadt breitete sich aus vor meinen Blicken, deren Thürme und Spitzen die Sonne zurückspiegelte. Aus lauterm Golde waren die Thore, zierlich besetzt mit Diamanten, Smaragden, Topasen, Rubinen und Sapphiren. Ehe ich sie erreicht hatte, öffneten sie sich, und ein Zug von Heiligen trat heraus. Nach ihnen kamen Kinder und Weiber, Jungfrauen und Jünglinge, Männer und Greise, zufrieden und freudig. Ihnen nach zogen Engel und Seraphim, himmlische Lobgesänge mit sanften Instrumenten begleitend. Zuletzt von allen kam siegreich und strahlend Patrizius, der Heilige, Große! mir glückwünschend, daß ich, bevor ich stürbe, gekommen sey, mein Wort zu lösen. Er küßte mich, und alle schienen sich meines Heils zu erfreuen. Er ermunterte mich, indem er, mich verabschiedend, sprach: daß Sterblichen nicht vergönnt sey, in die unvergleichliche Stadt des Himmels einzugehn. Er befahl mir, zum zweyten Male zur Erde zurück zu gehen. Und herab bin ich gestiegen auf demselben Wege, ohne von den höllischen Geistern gehindert zu seyn. Schon war ich vor der Pforte, als ihr kamt, mich zu suchen und zu sehn. Und so, der höchsten Gefahr entronnen, erlaubt und gewährt mir, fromme Väter, daß ich hier sterben mag in der Hoffnung ewigen Lebens.

Vorzügliche Handschriften der gräflich Anton Apponyschen Bibliothek.

1) Kodex des christlichen Dichters Prudentius. — Dieser auf Pergament geschriebene Kodex ist in Quarto, und besteht aus 201 Blättern, die eine schöne Hand verrathen. Vor dem Werke selbst liest man das Leben des Prudentius, von einer spätern Hand; dann Folgendes auch von einer spätern Hand: Aurelius Prudentius Clemens poeta christianus jam nuper integer apud Campidoñ. (Campidonium, Kempten) repertus ab antiquitatis aliquot studiosis DXXIII (1523). Auf der Kehrseite des angezeigten Blattes steht: Prudentius vir saecularis literaturae eruditus composuit. Auf der folgenden Seite werden des Dichters sämmtliche Werke aufgezählt, dann folgt die metrische Vorrede, auf diese kommen die Hymnen, Cathemerinon (quotidiana) genannt. Ferner erscheint das Buch Peristephanon (de coronis Martyrum) mit den übrigen Gedichten. Ich habe diese Handschrift mit der schönen Parmesaner Ausgabe des Bodoni vom Jahre 1789, welche in Quart in zwey Bänden erschienen ist, verglichen, und gefunden, daß unser Kodex ganz ist, wenn ich die Vorrede auf das Buch

Peristephanon ausnehme, welche in der Handschrift fehlt: es fehlt aber auch in der Bodonianischen Ausgabe die metrische Vorrede zu dem diptico utriusque testamenti, welche in der Handschrift nicht mangelt. — Die letzten zwey Blätter enthalten medicinische Vorschriften, die zum Prudentius gar nicht gehören.

Der öfter erwähnte Kodex hat Interlinear-Glossen und Marginalnoten. Einige Wörter sind mit den tironianischen Zeichen geschrieben, auch kommen alte, nicht mehr in Gebrauch stehende Musiknoten vor. Die lateinischen Wörter werden mit altdeutschen erklärt, und echtere und variante Lesearten angebracht.

Die Handschrift ist zu Ende des neunten, oder Anfangs des zehnten Jahrhunderts geschrieben worden. Folgende charakteristische Kennzeichen beweisen dieß.

Linien, mit dem Griffel gezogen, welche parallel vom Anfange bis zum Ende des Textes herablaufen. Die Buchstaben m und n haben geradere Schenkel, als in den vorigen Jahrhunderten. Der Bubstabe r wird nicht mehr so weit heruntergezogen. Das o ist noch immer lang, nur liegt es nicht mehr so weit gegen den folgenden Buchstaben mit seinem zweyten Zuge Der Diphthong ae wird zuweilen mit einem einfachen e geschrieben. Mehrere Abkürzungen, die aber nicht so oft, als in den spätern Jahrhunderten erscheinen. Außer dem Punkte kommen keine anderen Interpunktionen vor. Das i hat keinen Punkt, und nirgends erscheinen die sogenannten Kustoden. Im Ganzen ein schönerer, akkurater, weniger runder Charakter, unserem gedruckten sehr ähnlich. Die Kapital- und Unzialschrift ist rein.

2) Magnentii Rhabani Mauri opus de laudibus S. Crucis. — Ein auf Pergament geschriebener Kodex des zwölften Jahrhunderts in Großquart. Auf dem ersten Blatte liest man ein Zueignungsgedicht an den Papst Gregor (VIII. aus Benevent), welcher 1187 der Kirche vorstand. Auf der Kehrseite dieses ersten Blattes ist das Register der Kapitel mit folgender Inschrift: Incipiunt capitula. Das Werk selbst hat zwey Bücher, die aus achtzehn Kapiteln bestehen. Auf dem zweyten Blatte sieht man das mit roher Hand gemalte Bildniß des Rabanus Maurus, und die erste gemalte mystische Figur. Derley mystische Figuren sind 31. Die Anfangsbuchstaben der Handschrift sind gemalt, die aus 49 Blättern besteht. Das 32. Blatt schließt so: Explicit Deo juvante opus Magnentii Rabani Mauri in honorem S. Crucis conditum. Dann folgen die Erklärungen aller Figuren in gebundener und ungebundener Rede. Der Kodex selbst beweiset das oben bemerkte Zeitalter: denn die Buchstaben sind dick, den viereckigen Unzialen gleich, welche man jetzt Frakturbuchstaben nennt; es gibt viele Abkürzungen: 9 für die Sylbe us; e und e für ae; der Buchstabe r, nach französischer Weise, so: 2;' die Linien mit Bleystift gezogen. Die größern Unzialbuchstaben haben sonderbare und rohe Züge. Rabanus oder Hrabanus, mit dem Bey- oder Zunamen Magnentius, ward zu Mainz im Jahre 785 geboren, nahm den Namen Maurus zu Ehren des heiligen Maurus an; wurde 822 Abt von Fulda, und 847 Erzbischof von Mainz, und starb 856.

3) Epitome grammaticae latinae, quam olim Aelius Donatus conscripsit. — Ein auf Pergament geschriebener, aus eilf Blättern

bestehender Koder in Quart. Die Buchstaben sind die sogenannten gothischen; Abkürzungen gibt es eine Menge.

Die Grammatik des Aelius Donatus, welcher im vierten Jahrhunderte lebte, des heiligen Hieronymus Lehrer war, Kommentare über Terenz, Virgil und andere Autoren schrieb (die Kommentare, die jetzt herumgetragen werden, sind von einem andern Schriftsteller), ist viel später in einen Auszug gebracht worden, der, wie unsere Handschrift, so anfängt: Partes orationis quot sunt? octo u. s. w. Besonders werden alle Redetheile zum Gebrauche der Jugend kurz erklärt; die Konjugationen der Zeitwörter amo, doceo, lego, audio, fero, sum und volo gehen durch alle modos und tempora. Am Ende der Handschrift liest man; unum participium habet, quod est, *volens.* — *Deo gracias* (so) 1369. Auf der Kehrseite des weißen Blattes steht Folgendes: *Donatus*, *sive* grammatica linguae latinae 1369; linearum 30. *Archetypon* Donati Guttenberg. In dem äußersten Rande des Blattes lese ich: C. T. de Murr, von dem der Koder gekauft wurde.

Die Jahreszahl 1369 ist am Ende des Werkchens, wie mir scheint, radirt worden, auch vermuthe ich, daß unser Koder nicht im vierzehnten, sondern im funfzehnten Jahrhunderte, wahrscheinlich vor Erfindung der Buchdruckerkunst (gegen das dritte Decennium), geschrieben worden sey. — Was bedeuten die Worte: archetypon Donati Gutenbergii? Ἀρχέτυπον ist, wie bekannt, ein griechisches Wort, und bedeutet ein Urbild, ein Urwerk, von dem Urheber selbst gemacht, also mit Guttenbergs Formen, dem Erfinder der Buchdruckerkunst, gedruckt, was ganz falsch ist: denn die Inkunabeln dieser Kunst haben nie Linien, die durch das Blatt, und von beyden Spitzen der zwey Ränder bis zu dem Ende des Blattes gezogen sind. Meist bemerkt man auf der letzten Seite sehr deutlich, daß die nachläßige Hand des Schreibers über die Marginallinie gegangen, welche die Gränze bestimmt; die Inkunabeln überschreiten nie derley Gränzen. Wie konnte Murr, ein so erfahrener Bibliograph, nicht wissen, daß ungefähr vor dem Jahre 1445, oder wie Einige wollen, 1443 kein Versuch in der Buchdruckerkunst gemacht worden sey. Wen konnte er täuschen, da zu Ende der Handschrift die Jahreszahl 1369 erscheint, und Guttenberg die von ihm gedruckten Bücher ohne Drucker, Druckort und Jahr herausgab? Man sagt zwar, daß der erwähnte Guttenberg den Auszug des Donatus wirklich gedruckt habe; allein wer hat ihn gesehen? Was Daunou, Fischer und Andere sagen, kann mich nicht überzeugen. Vor dem Jahre 1457, in welchem das Psalterion oder der sogenannte lateinische psalmorum codex zu Mainz aus der Druckerey des Johann Fust und Peter Schäffer erschien, ist kein gedrucktes Buch gefunden worden, das den Druckort und die Jahreszahl anzeigt; darum ist nicht zu erweisen, wie viel und was für Druckstücke Guttenberg geliefert habe; die von einigen Bibliographen angeführt worden, sind verdächtig.

4) Jani Pannonii opera ligata et soluta oratione scripta. — Ein auf Pergament geschriebener Koder in Kleinquart aus dem funfzehnten Jahrhundert, mit sehr netter Kursivschrift. Die Handschrift besteht aus 77 Blättern, und ist mit Signaturen versehen.

Der mit dem Autor gleichzeitige Koder ist bis zur Stunde der gelehrten Welt unbekannt. Die Wiener k. k. Hofbibliothek besitzt zwey auf Papier geschriebene Handschriften. In unserem Koder findet man, außer dem Panegyricum Guarinianum, folgende Piecen: conquestio

de aegrotationibus suis, poëma ad animum suum, ad somnum, threnos in Raccinum, de apro et cervo, threnos de morte Barbarae matris, ejusdem epitaphium, invectio in lunam, Najadum Italicarum Principi, Duci Feroniae, in reditu ex urbe nonis Julii 1458. Mathiae Regis poëma ad Ant. Constantinum, poëtam Italum, laus Andreae Mantegnae, pictoris Patavini, carmen ad Blasium militantem, Janus febricitans; poema de stella aestivo meridie visa in Julio; de se aegrotante in castris; in clarissimam matronam D. Andreolam, Nicolai V. Papae matrem; ejusdem epitaphium. Ferner in Prosa geschriebene Briefe von Battista Guarino an Johann Bertuccio; von eben diesem Guarino an Leonello; ein Brief an den Herzog von Este, von Janus Pannonius. Nach der Ausgabe der Werke des Janus Pannonius, welche zu Utrecht in zwey Oktavbänden 1784 erschienen ist, wird zwar viel in unserer Handschrift vermißt; allein die oben angeführten Briefe sucht man in der Utrechter Ausgabe vergebens, ob sie gleich, für die vollständigste gehalten, alles enthält, was die Handschriften der k. k. Hofbibliothek und die früheren dreyzehn Ausgaben enthalten. Ich zweifle nicht, daß mit Hülfe unseres Kodex manche Stellen, die man nicht verbessern zu können glaubte, und mit Konjekturen berichtigen wollte, verbessert werden können.

5) Claudii Ptolomaei cosmographia, latine reddita a Jacobo Angelo. — In Folio. Ein auf Pergament schön geschriebener Kodex mit gemalten und goldverzierten Initialen.

Die Handschrift fängt mit einer Zueignung, die mit Kapitalien geschrieben ist, an, und zwar so: Beatissimo Patri Innocentio V. Pontifici Maximo Jacobus Angelus. Ich weiß nicht, wie der Name Innocenz V. in unserem Kodex erscheinen kann, der 1276 auf dem päpstlichen Throne saß. Diesem konnte Jakobus Angelus, der Uebersetzer des Klaudius Ptolomäus, sein Werk nicht weihen, da er (Angelus) noch nicht geboren war. Nach Eyrings synopsis historiae literariae, die 1784 zu Göttingen in Quart erschien, hat der erwähnte Florentiner, Jakobus Angelus, die Kosmographie des Ptolomäus Alexander V. (einem gebornen Kretenser) 1410 zugeeignet: denn zur nämlichen Zeit regierte dieser Papst, welcher den 5. May starb, nachdem er nur durch zehn Monate der Kirche vorstand, vom 7. Julius 1409. Dieß beweiset die Bologner Folio-Ausgabe der Kosmographie vom Jahre 1472, welche so anfängt: Beatissimo Patri Alexandro quinto Pont. Max. Angelus.

Nach der Zueignung fängt das kosmographische Werk selbst an, in acht Bücher eingetheilt, mit mathematischen Figuren. Dann folgen 28 sehr schön gemalte und mit Gold verzierte Karten. Der Kodex stimmt mit der Ulmer Ausgabe von 1482 und mit der römischen von 1508 überein. Unsere Handschrift und die erwähnten zwey Ausgaben in Folio schließen die Kosmographie mit diesen Worten: his igitur praefinitis, quae restant, incipienda sunt. Die Ulmer Ausgabe hat zwar auch Karten, die aber schlecht und unvollkommen sind; besser sind jene, welche in der römischen vorkommen.

Die ausländischen Gelehrten, welche unseren Kodex sahen und untersuchten, konnten ihn nicht genug loben; sie zählten ihn unter die vorzüglichsten Schätze der Apponyschen Bibliothek. — Er besteht aus

45 Blättern, ohne die Karten zu rechnen, und ist in Italien geschrieben worden.

Eine weitläufigere Beschreibung des Kodex findet man in Murrs memorabilibus bibliothecarum publicarum Norimbergensium et Universitatis Altdorfinae, und zwar im zweyten Theile, Seite 81 — 90.

6) **Aelianus et Onosander.** tactici in latinum redditi sermonem. — Ein glänzender, auf Pergament geschriebener Kodex aus dem funfzehnten Jahrhunderte, mit einer äußerst netten kleineren Schrift. Das Format ist in Quart, und die Handschrift besteht aus 83 Blättern.

Auf der rechten Seite des ersten Blattes erscheint in einem gemalten und mit Gold verzierten Kreise mit glänzenden goldenen Kapitalbuchstaben folgende Aufschrift: In hoc codice continentur Helianus de instruendis aciebus et Onosander de optimo Imperatore. Dann folgt ein Blatt mit einem gemalten und goldverzierten Rande, sammt einer Aufschrift mit eben so glänzenden goldenen Kapitalien, so lautend: Theodori Graeci Thesalonicensis (Gazae, der im funfzehnten Jahrhunderte lebte) ad eloquentissimum et praeclarum virum Antonium Panormitanum, Alphonsi Regis praeceptorem, praefatio in hoc opus Aeliani de instruendis aciebus, quod ex graeco in latinum convertit. Diese Vorrede, mit einem sehr schön gemalten und goldverzierten Anfangsbuchstaben versehen, nimmt drey Blätter ein; dann fängt das Werk selbst an, wieder mit einem gemalten und goldverzierten Rande und Anfangsbuchstaben. Diese und mehrere andere Initialen verrathen eine spätere Hand, aber nicht die taktischen Figuren, welche eben auch gemalt und goldverziert sind, und sicher gleichzeitig mit dem Kodex sind. Jetzt folgt die Vorrede, oder vielmehr ein Brief, welcher dem Onosander vorgesetzt ist. Die Aufschrift besteht aus folgenden Worten: *Nicolai Secundini* (er lebte im funfzehnten Jahrhunderte) ad Alphonsum *Arragonum Regem* (Siciliae) *praefatio in Onosandri* (opus) *de perfecto imperatore.* Die Vorrede oder Epistel nimmt zwey Blätter ein, dann folgt die Aufschrift des Werkes mit glänzenden goldenen Kapitalien mit nachstehenden Worten; Onosandri de optimo Imperatore ad Q. Veranium liber incipit feliciter. Es erscheinen in dem Kodex wenig Abkürzungen, ob er gleich im funfzehnten Jahrhunderte geschrieben worden ist. Aus diesem läßt sich schließen, daß er eigens für einen großen Herrn in Italien mit aller Eleganz kopirt wurde. Ein sehr würdiger Literator zählte unsern Kodex unter die Bücherschätze des großen Bücherfreundes Mathias Corvinus; er schloß dieß meist aus dem Einbande, indem er einige charakteristische Kennzeichen in diesem Einbande fand, die beweisen sollten, daß die Handschrift aus der Corvinianischen Bibliothek sey: allein andere Gelehrte wollen es nicht zugeben. Ich selbst glaube, so sehr ich das Gegentheil zur Ehre der Apponyschen Bibliothek behaupten möchte, unser Kodex sey nicht Corvinianisch, weil ihm der königliche Rabe fehlt, der den Ring in dem Schnabel hält, wie es noch in manchen auf der k. k. Hofbibliothek zu sehen ist, der um so mehr in unserer Handschrift erscheinen sollte, als die vier Schreiber in Florenz und die dreyßig in Ofen die Codices (besonders von solchem Vorzuge) mit den schönsten Miniaturen und dem Raben zierten; auch ist unser Kodex dem Anton von Palermo, dem Lehrer des Königs Alphons, und diesem Könige selbst, also nicht dem Könige Mathias gewidmet; es müßte denn für die Ofner Bibliothek nur eine wörtliche Abschrift des Kodex veranstaltet worden seyn,

was ich nicht glauben kann. Der sicilianische Alphonsus regierte zwar als Arragonier schon im Jahre 1416, und Mathias Corvinus erst vom Jahre 1458 bis 1490.

7) Quintiliani (Fabii) declamationes.— Ein Manuscript auf Papier in Kleinquart.

Die erste Seite enthält folgende Aufschrift: M. F. Quintiliani Cartaginensis orhatoris (so) et rhetoris excellentissimi orhatoriae (so) declamationes incipiunt feliciter. Nach dieser Aufschrift folgen 19 größere Deklamationen (kleinere gibt es 388) mit vorausgeschickten Argumenten, welche dem Großvater des Quintilian zugeschrieben werden, ob sie gleich ein gesunderes und rüstigeres Zeitalter nicht verrathen. Man weiß nicht, ob der Großvater des Quintilian diese Deklamationen, so wie sie sind, in der Schule recitirt habe, oder ob sie, wie er selbst klagt, schlecht aufgefaßt, ins Publikum gekommen sind. Jene Deklamationen wenigstens, welche Quintilian und Lactantius anführen, kommen in den unsrigen nicht vor.

Ich habe die Handschrift mit der Burman'schen Ausgabe, welche, als die beste, zu Leiden 1720 in zwey Quartbänden herauskam, verglichen, und gefunden, daß, wenn ich einige variante Lesearten ausnehme, die Handschrift mit der Burman'schen Ausgabe übereinstimme. Nur ist das Wort feliciter in der dritten Deklamation der erwähnten Ausgabe am Ende hinzugesetzt.

Im Manuscripte geht die erste Deklamation: coeeus in limine, der zweyten: paries palmatus, vor, wie es auch seyn muß; in der Burman'schen Ausgabe habe ich das Gegentheil bemerkt.

Fast zu Ende der vorletzten Seite unserer Handschrift lese ich: Marty (so) Fabii Quitiliani (so) Cartaginensis oratoris et rhetoris excellentissimi institutionum oratoriarum sive declamatorium seu de civilibus causis liber explicit feliciter. Ad laudem Dei amen.

Papiae 1464 XV. Kl. Madij (Maii) per me Guill. de Salmis, cujus est hic liber. A quo emi ego Joh's Löffelholz tunc studiosus legis Papiae anno d. MCCCCLXXII die XVII. Martii.

Nun folgen des Petrarcha elegische Verse: de ventorum nominibus et regionibus.

Unsere, aus 142 Blättern bestehende Handschrift verdient, wegen der varianten Lesearten und Interlinear=Verbesserungen, keinen unbedeutenden Platz unter den Manuscripten.

8) Ritus sacri Episcoporum. — Ein auf Pergament geschriebener Kodex aus den ersten Jahren des funfzehnten Jahrhunderts, in Quart, aus 78 Blättern bestehend.

9) Ein sehr schönes, auf Pergament geschriebenes Gebetbuch aus dem funfzehnten Jahrhunderte, mit vielen Bildern, gemalten und goldverzierten Rändern und Initialen.

Der Kodex ist in 12., und hat zwey Interpunktionszeichen, den Doppelpunkt und Punkt. Der Doppelpunkt wird in den Handschriften früherer Jahrhunderte nicht gefunden, keine so elegante, mehr runde, kleine Schrift; auch nicht so wenig Abkürzungen, wie in unserem Kodex.

10) Wieder ein Gebetbuch, sehr schön und nett auf Pergament geschrieben, aus dem sechzehnten Jahrhunderte, mit einigen Abkürzungen,

zahllose gemalte und mit vielem Golde verzierte Initialen und große Buchstaben. Auch diesem Gebetbuche ist ein Kalender mit passenden Monatbilderchen vorgesetzt. Zuletzt liest man das Gebet des Herrn in griechischer Sprache.

11) Evangelia SS. Matthaei, Marci, Lucae et Joannis. — Ein auf Pergament ungemein schön geschriebener Kodex in Kleinfolio, aus 120 Blättern bestehend.

Es ist der Text der Vulgata, welches sich die römische Kirche vor der Recognition Sixtus V. (1590) und jener Klemens VIII. (1592) bediente. Daß in unserem Kodex nicht alle Evangelien vorkommen, beweist die Vorderseite des weißen Blattes, welches der Handschrift vorgeht, auf dem man liest: In praesenti libro ponuntur tantum ea, quae sunt legenda in claustro de eorum evangeliis. Am Ende des Kodex steht: Explicit evangelium secundum Johannem. — — Anno Domini MCCCCCI. die Sancti Petri Martyris; also ist unser Kodex im ersten Jahre des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben worden. Abkürzungen hat er sehr viele. Außer dem Doppelpunkte und Punkte findet man noch eine andere Interpunktion folgender Gestalt: 7; es scheint ein Strichpunkt (Semikolon) zu seyn. Die vorkommende dicke Mönchsschrift ist jener des funfzehnten Jahrhunderts ähnlich.

12) Admonitio, quae vulgo instructio vocatur, tradita Patricio Veneto, Alexandro Contareno, dum is jussu reipublicae Venetae terris Torcelli, Majurbii, Burani Constantii at Imanis appellatis, nomine Potestatis (Podestà) praeficeretur. — Ein auf Pergament geschriebener Original=Kodex des sechzehnten Jahrhunderts in Kleinquart, aus 91 Blättern bestehend. Diese deutlich geschriebene Handschrift enthält Vorschriften, nach welchen die anvertraute Provinz zu leiten ist. Am Ende liest man: Datum in nostro Ducali Palatio die VII Septembris indictione VIII. M. D. XXXXIX. f.⁵ M. H Murianus Secretarius. Auf dem 91. Blatte wird des Contareno jährlicher Gehalt bestimmt, und was er zu zahlen habe, mit angehängter folgender Unterschrift: Augustin Spti (so). Der Einband ist mit dem Kodex gleichzeitig; auf diesem lese ich: Alexandro Contareno M. D. XLVIII.

13) Francisci Petrarcae opera poëtica sermone Italico conscripta. — Ein auf Pergamentblättern mit Kursivlettern sehr schön geschriebener Kodex. Die ersten zwey Blätter desselben sind gemalt und mit Gold verziert. Auf dem ersten Blatte steht: Francisci Petrarcae poëtae clariss. vulgaria feliciter incipiunt DD. Auf dem zweyten: Sonetti et (so) Canzoni di Mr. Franceschо Petrarcha. In der Kehrseite dieses Blattes sieht man das Bildniß des Petrarcha mit folgender Aufschrift: Fran. Pet. Effig. Das dritte Blatt zeigt einen gemalten Anfangsbuchstaben und folgende Verse ohne Interpunktion. Voi che ascoltate in rime sparse il sono di quei sospiri ond'io nutriva il core in sul mio primo giovenil errore. Die Buchstaben dieser Verse sind goldene und verschiedenfarbige, die übrigen dieses Blattes sind goldene in kursiver Schrift.

Ich habe den Kodex mit der Venetianer Ausgabe, welche 1756 in zwey Quartbänden Ludwig Castelvetro bekannt machte, verglichen. Außer einigen varianten Lesearten stimmt diese Ausgabe mit dem Kodex überein. Nach dem Gedichtchen: arbor victoriosa triumphale (so)

lese ich: Haec reperta sunt in Papiensi bibliotheca in quoddam Virgilio Domini Francisci Petrarcae scripta manu propria ejusdem Domini Francisci Petrarcae. Nun folgt eine kurze Erzählung desjenigen, was in Avignon vorgefallen, in lateinischer Sprache, als er (Petrarcha) nämlich die von ihm gefeyerte und dadurch berühmte Laura zum ersten Male sah, und nach einem Jahre (1348) der zu Verona erfolgte Tod dieses schönen und keuschen Weibes ihm angekündigt wurde. Auf diese Erzählung wird eine Stelle aus einem Briefe ausgehoben, welchen Petrarcha an den Bischof Jakob von Columna geschrieben hat: sie lautet so: Quid ergo ais finxisse me mihi speciosum Laureae nomen: ut esset de qua ego loquerer, et propter quam multi de me loquerentur: re autem vera in animo meo Lauream nihil esse, nisi forte poëticam, ad quam aspirare me longum et indefessum studium testatur: De hac autem spirante Laurea, cujus forma captus videor, manufacta esse omnia, ficta carmina, simulata suspiria. In hoc uno vere utinam jocareris, simulatio esset utinam et non furor; sed crede mihi, nemo sine magno labore diu simulat: laborare autem gratis, ut insanus videaris, imsania summa est. Adde, quod aegritudinem gestibus imitari bene valentes, possimus: verum pallorem simulare non possumus: tibi pallor, tibi labor meus notus est u. s. w. Möchte diese Stelle der neueste Kommentator der Petrarchischen Werke mit Aufmerksamkeit lesen, der uns glauben machen will, daß Petrarcha Laura nie geliebt habe, und daß seine Sonetten nur erdichtete Gefühle schildern.

Ich kann mich nicht enthalten, nachstehendes liebliches Tetrastichon, das der Schreiber unserer Handschrift anführt, hier nieder zu schreiben:

Valle locus clausa toto mihi nullus in orbe
Gratior, aut studiis aptior ora meis.
Valle puer clausa fueram, juvenemque reversum
Fovit in aprico vallis amoena sinu,
Valle vir in clausa meliores dulciter annos
Exegi et vitae candida fila meae.
Valle senex clausa supremum ducere tempus
Et clausa cupio te duce valle mori.

Daß unter den Worten vallis clausa das angenehme Thal Vaucluse verstanden sey, wird doch jeder wissen, der Petrarchas Leben gelesen hat.

Unser Kodex ist im sechzehnten Jahrhunderte geschrieben worden, und besteht aus 137, und das Register der Gedichte aus 7 Blättern.

14) Isthvánfiii (Nicolai) Pannon. Historiarum de rebus Ungricis, libri XXXVIII. — Ein auf Papier geschriebenes Manuscript in Folio. An der Spitze des Buches, und zwar in dem untersten Rande, liest man das Jahr 1614. Auf dieses Titelblatt ist ein Zettelchen geklebt, folgenden Inhalts: Nicolaus Isthvánffy, avus meus maternus, annos 77, per 4 menses ingressus, obiit: natus quippe anno 1538. 8. Decembris, moritur prima Aprilis 1615. Es scheint also, daß ein Enkel des Nik. Isthvánffy einst der Besitzer dieses Buches gewesen sey. In der Vorrede der Ausgabe, welche zu Köln am Rhein 1685 in Folio erschienen ist, sagte der ungenannte Herausgeber: Jure igitur merito non exiguae illud mihi duxi felicitati, quod hoc opus ab auctore, dum morti vicinus esset, illustrissimo olim Strigoniensi Archiepiscopo, Petro Pazmano, suo antehac amico,

benevolentia mutuaque studiorum et ingeniorum harmonia sibi conjunctissimo testamento legatum; ex hujus autem munere ad manus nostras *integrum* devenerit. Wenn dieß wahr ist (wer soll es bezweifeln?), so weiß ich nicht, was ich von unserer Handschrift denken soll. Ist es die nämliche, welche Peter Pázman dem Kölner Herausgeber geschenkt hat? Warum fehlen, wenn dieß besteht, alle Bücher des Isthvánffyschen Werkes vom 21. bis 38.? Sind sie durch der Zeiten Unfälle oder durch Nachläßigkeit der Besitzer zu Grunde gegangen? Es sind zwar nur 34 ganze Bücher vorhanden, die übrigen hat der Verfasser selbst, weil seine Kräfte abnahmen, nur in Auszug gebracht. — Auf dem Titelblatte unserer Handschrift liest man deutlich: libri XXXVIII. Wenn nicht gleich Anfangs so viel Bücher vorhanden gewesen wären, hätte man diese Zahl nicht andeuten können. Die Schrift des Titelblattes ist die nämliche, welche in der Zueignungsschrift an den Kaiser und König Mathias von Oesterreich und im ganzen historischen Werke vorkommt; ich finde überall die nämlichen, dem Zeitalter angemessenen Schriftzüge. Vielleicht ist unsere Handschrift nicht die nämliche, welche Isthvanffy seinem Freunde Pázman mittelst Testament vermacht hat? Am Ende des Manuscripts, und zwar auf der rechten Seite, lese ich: Lib. vigesimus (das Wörtchen primus ist aus Unvorsichtigkeit des Buchbinders verschwunden). Die Interlinear=Verbesserungen verrathen die eigene Hand des Verfassers. Nach der Zueignungsschrift kommen folgende Zeichen vor, nebst der Andeutung des Tages und Jahres.

(Jesus) IHS	XPS (Christus)
	Ma (Maria) 30. 9bris 1600.

In diesem Tage und Jahre ist also unsere, aus 594 Blättern bestehende Handschrift angefangen worden. Wann sie beendigt worden ist, sagt das Titelblatt des Manuscripts. Es ist das Jahr 1614. Die kurzen Anzeigen historischer Begebenheiten, welche in den Rändern unserer Handschrift vorkommen, verrathen eine spätere Hand; sie stimmen, wie alles übrige, mit der Kölner Ausgabe überein. Unsere Handschrift schließt mit folgenden Worten: desperatis postremo auxiliis, haud inultus cecidisset, nec incruentam hostibus victoriam reliquisset. Diese Worte findet man auch in der Kölner Ausgabe am Schlusse des zwanzigsten Buches. Obgleich unser Manuscript unvollständig ist; so ist es doch von keinem geringen Werthe, da es bey Lebzeiten des Verfassers geschrieben, und von ihm selbst verbessert worden ist.

15) *Bethlen* (Wolffgangi de) *historiarum*, *qui supersunt*, libri; in Folio. — Ein zum Theil gedrucktes, zum Theil handschriftliches Werk, daher unter die Codices zu rechnen, und zwar um so mehr, als zwey andere historische Werke dem Bethlenischen im Manuscripte angehängt sind.

Vor der von Bethlen verfaßten Geschichte ist eine Handschrift unter folgender Aufschrift: Chronicon, sive annales hungarici et transylvanici, opera et studio Marci Fuchsii Coronensis Christiani Lupini et Joannis Oltardi, Cibiniensis Ecclesiae Pastorum, quibus adjecta sunt nonnulla ex aliis manuscriptis fide dignissimis; nonnulla etiam correcta sunt. Anno 1701 die 8. Julii.

Diese Jahrbücher bestehen aus 102 Seiten, und enthalten die ungrische Geschichte von dem heiligen Könige Stephan, bis zur unglücklichen Mohatscher Schlacht.

Das gedruckte Bethlenische Werk ist in dem Siebenbürger Schlosse Kreusch auf Kosten des Verfassers gedruckt werden. Der Titel fehlt, so wie in allen Exemplaren. Unser Exemplar enthält zehn, und einen Theil des eilften Buches. Der Text ist in vielen Stellen verbessert, was durch Randnoten geschehen ist. Die dem gedruckten Werke eingeschalteten Blätter sind geschrieben, enthaltend Supplemente und mehrere Zusätze. Die Annalen fangen mit der Schlacht bey Mohätsch, welche sich 1526 unter Ludwig II. ereignete, an, und gehen bis zum Jahre 1630. Nach der letzten Seite des gedruckten Buches, und zwar nach den Worten: repertum immo, wird die Geschichte in geschriebenen Blättern akkurat fortgesetzt. Das gedruckte Werk besteht aus 832 Seiten, die übrigen sind zu Grunde gegangen, als nämlich die Osmanen das Schloß einnahmen, und dann in Brand steckten. Es ist mir kein Exemplar bekannt, das, wie das unsrige, auch einen Theil des eilften Buches enthielte.

Es ist bemerkenswerth, daß in unserem Exemplar an der Spitze des ersten Blattes folgendes Geschriebene zu lesen ist. Stilus K. Vengierski et N. Gronski Polonorum, labor autem Wolffgangi Bethlenii.

Diesen Annalen folgt ein Manuscript mit dieser Aufschrift: Rerum transylvanicarum libri quatuor, continentes res gestas Principum ejusdem ab anno 1629 (eigentlich 1630) usque ad annum 1663. auctore Joanne Bethlenio, Comite Comitatus Albensis; regni Transylvaniae consiliario, cancellario ac sedis Siculicalis Udvarhely Capitaneo supremo. — Una cum supplemento; anno 1698 horis subcisivis. Auch diese Geschichte, welche aus drey Büchern besteht, hat mehrere Supplemente und Zusätze, welche dem Texte eingeschaltet sind.

16) Der Stadt Nürnberg Policeiische Ordnung und Ampter, alte Erbare Geschlechte, auch derselbigen Wappen und Cleinotten. — Ein Manuscript auf Papier, im sechzehnten Jahrhunderte geschrieben, gegen Ende desselben. Die Schrift verräth eine nette und fleißige Hand. Das Buch, welches, ohne das vorausgehende Register, 744 Seiten hat, enthält viele Wappen und Figuren; die ersteren sind kolorirte Holzschnitte, die letzteren gemalt, ohne das geringste künstlerische Verdienst.

Das Manuscript selbst ist in sechs Theile getheilt. Der erste enthält die Polizey=Ordnungen, der zweyte das Wappen der Stadt Nürnberg, wobey die alten, ehrbaren Geschlechter aufgeführt werden; der dritte handelt von den Personen und Geschlechtern, mit denen der innere Rath der Stadt Nürnberg besetzt war, von den kirchlichen Gebräuchen. Angehängt sind Kopien einiger Urkunden, als da sind: Kaufbriefe und Freyheiten der Stadt. Der vierte Theil besteht aus dem Wappenbuche; der fünfte handelt von einigen vorzüglichen Verehlichungen; im sechsten Theile findet man, nach alphabetischer Ordnung, die Namen mancherley Aemter und Handwerke der Stadt Nürnberg. Jeder Theil hat sein Partikular=Register.

Das Bemerkenswertheste und Schönste ist, daß man in dieser Handschrift vor der Seite 643, ohne es zu vermuthen, auf einem Pergamentblatte ein Gemälde findet, das Albrecht Dürers Meisterhand gemalt. Es stellt Adam und Heva an dem Baume des Lebens vor. Heva reicht Adam den Apfel, in den die Schlange beißt, die

sich um einen Baumast windet; mit der andern verwandten Hand hält sie auch einen Apfel. Adam macht mit der rechten Hand eine Bewegung, sie ausstreckend, als wollte er den Apfel nehmen; mit der linken hält er den Ast eines anderen Baumes, auf dem ein Täfelchen hängt, mit der Inschrift: Albertus Durer Noricus faciebat (hier sein bekanntes Monogramm) 1504; über dem Täfelchen sitzt auf der Astspitze ein Papagey. Im Hintergrunde ganz oben sieht man auf einem Felsen eine Gemse; unten einen Bock, einen Hasen, ein Rind. Zu den Füßen der beyden Figuren ist eine trefflich gemalte, ganz ruhige Katze, der gegenüber ein Mäuschen sitzt.

17) Epistolae venerabilis Georgii Stobaei de Palmaburgo, Episcopi Lavantini, Caesari et Serenissimo Ferdinando a secretioribus consiliis, nec non per inferioris Austriae provincias Locumtenentis. Opus ineditum, cujus originale asservatur in bibliotheca Comitis a Gallenberg Labaci, quod sedula et diligenti cura descriptum a fratre Tobia a nativitate B. V. Mariae Augustiniano discalceato 1744. — Zwey Bände in Folio. Der erste Band enthält 291, der zweyte sammt dem angehängten Register 301 Seiten.

Die Briefe sind von dem Verfasser an verschiedene Regenten und Große geschrieben. Mehrere Briefe großer Herren lauten an den Verfasser. Sie enthalten die wichtige Zeitgeschichte unter Mathias. Einen vorzüglichen Theil nimmt die Religionsgeschichte damaliger Zeiten ein, und man lernt die Triebfedern der Unruhen kennen, die erregt wurden. Aus dem Ganzen ergeht, wie viel Stobäus wirken konnte, und wie viele sich selbst in Privatangelegenheiten an ihn wendeten. Das Werk enthält mehrere freundschaftliche Briefe, deren Inhalt nicht immer wichtig ist. Ferner liest man die Fortschritte der Türken, welche diese im Königreiche Ungern machten. Viele Briefe sind mit christlicher Salbung geschrieben; schade, daß man allenthalben reine Latinität vermißt, die dem Ganzen mehr Feuer, mehr Kraft geben würde: allein die lateinische Sprache wurde damals nur in philologischen Werken aus den reinsten Quellen des Alterthums geschöpft; am wenigsten in theologischen Gegenständen, wo man die klassische Purität entbehren zu können glaubte. Das Geschichtliche behält hier seinen Werth, und es wäre daher zu wünschen, die Historiker Oesterreichs könnten den Stobäus ohne Vorurtheil benutzen. Wäre doch das Original mit der ganzen Gallenbergschen Bibliothek nicht zu Grunde gegangen! Man findet es nirgends; unsere Abschrift ist die einzige, die vorhanden ist.

Der erste Band enthält 149, der zweyte 330 Briefe, welche von 1597 — 1616 geschrieben sind, fassen also eigentlich die Regierungsjahre Ferdinands I., Maximilians II., Rudolphs II. und des Mathias, folglich auch die Zeiten der Reformation.

18) Beschreibung eines höchst seltenen Xylographs, von dem die gräflich Apponysche Bibliothek eine sehr akkurate Kopie besitzt. — Dieses Xylograph, von dem noch kein Bibliograph Erwähnung machte, ist in Querfolio, und theilt sich in sechs Kolumnen. Jede derselben hat drey Bilderchen, die eine rohe Hand zeigen, und kolorirt sind. Die Figuren sind auf schwarzem Grunde, und versinnlichen das credo. Die ersten sechs Bilderchen laufen in ihren Stellen horizontal hinab, und haben ihre Aufschriften, oder vielmehr Unterschriften; sie stellen den Schöpfer, Jesus Christus, die heilige

Jungfrau Maria, von dem Engel gegrüßt; die Geburt, das Leiden und den Tod des Erlösers dar. Die sechs mittleren Bilder, welche auch horizontal herablaufen, bezeichnen die Grablegung Christi, dessen Fahrt in die Vorhölle, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt, die Glorie des Erlösers an der rechten des göttlichen Vaters, Christus selbst als Richter der Lebenden und Todten. Die letzten sechs Bilderchen, welche eben auch horizontal hinablaufen, stellen den heiligen Geist dar, welcher auf dem Haupte der heiligen Gottesgebärerin ruht (an beyden Seiten der Jungfrau knien zwey Apostel); eine Kirche, an der ein mit dem Triregnum gezierter Papst sitzt; Maria unter einigen Heiligen, das Bekenntniß der Sünder, erweckte Todte und zuletzt die Seligen im Himmel. Die Gestalt der Buchstaben hat viele Aehnlichkeit mit jenen der biblia pauperum, obgleich unser Xylograph, nach der Aussage der Kenner, das älteste aller Xylographen seyn soll. Der Besitzer des Originals ist Herr Abbé Joh. Bapt. Bearzi.

Beyträge zur Geographie des Landes unter der Enns, von den Tagen der Karlowinger bis auf jene der Hohenstauffen.

(Fortsetzung des im XXX. Bande der Jahrbücher, Anzeigeblatt S. 1—19, abgebrochenen Aufsatzes über die Ennsgränze.)

Eine nicht geringere Umstaltung der meisten staatsrechtlichen und geographischen Ansichten unserer, von dem erlauchten Heldengeschlechte der Babenberger beherrschten Ostmark, als Heyrenbachs eben widerlegte Meinung von der Ostgränze unserer Gauen in den Tagen der Agilolfinger, würde eine zweyte Behauptung desselben angerichtet haben, nämlich diese, daß inmitten der den Babenbergern von den sächsischen Ottonen anvertrauten, und wie unter den Saliern, so unter den schwäbischen Stauffen fort und fort ruhmvoll verwalteten östlichen Markgrafschaft, eine zweyte böhmische Markgrafschaft gegen eben dieses Reich der Przemysliden existirt, oder ihren Ambacht über die in Oesterreich von Slaven bewohnten Bezirke ausgedehnt habe?

Die Slaven in Oesterreich waren lange und mehrmals der Gegenstand von Heyrenbachs Nachdenken. Es ist dieses um so lobenswürdiger, je größer damals noch die Kluft war, welche deutsche und slavische Geschichtsforscher von einander trennte. — Seine Arbeiten hierüber wurden erst nach seinem Tode von seinen Freunden vor dreyßig Jahren ans Licht gefördert: — in den Abhandlungen der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften die Dissertation: Die Slaven in Oesterreich — und im Wiener Magazin der Kunst und Literatur (1796) die Abhandlung: ob es im eilften und zwölften Jahrhunderte eine eigene, deutsch-böhmische Mark in Oesterreich gegeben habe? — welche Frage dann, wie natürlich, bejahet wurde.

Zuerst traten dagegen auf der verdiente Florianer Chorherr Franz Kurz (1809) im vierten Bande seiner »Beyträge zur Geschichte des Landes ob der Enns,« in dem Vorworte zu den von ihm herausgegebenen Urkunden der Cisterzienserabtey Waldhausen, späterhin der Freyherr von Hormayr in seinem Taschenbuche für die vaterländische Geschichte auf das Jahr 1813. — Zeither hat die slavische Sprache und Geschichtsforschung in den böhmischen und windischen Landen einen mächtigen Aufschwung ge-

nommen, und den anhaltenden Verfall, und das lange Niederhalten durch gebieterische Umstände, nach den in der Geisterwelt gegen das bloß Körperliche in geometrischer Progression fortschreitenden Gesetzen der Elasticität wucherisch vergolten, so daß sie hie und da auf dem Punkte steht, in fixe Ideen und in Manie überzugehen. — Viele Hunderte von Urkunden wurden in den letzten anderthalb Jahrzehenden dem Moder und der Verwesung entrissen, sie wurden üppige Samenkörner einer höchst erfreulichen geschichtlichen Ernte. Die vom Joanneum in Grätz ausgegangene steyermärkische, die mit weit geringeren Mitteln von einem Kreise edler Freunde in Klagenfurt herausgegebene kärntnerische Zeitschrift, das Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst lieferten einen reichen Vorrath hieher gehöriger Materialien und Untersuchungen, also, daß dieser Gegenstand nunmehr mit frischem, erhöhten und vielseitigem Interesse betrachtet werden mag.

Seit jenen finstern Tagen, welche die Slaven noch tausend Mal schlimmer, als etwa die Griechen unter dem türkischen Joche, unter den wilden Hunnivaren verseufzten (die nach Fredegar singulis annis hyemandum in Slavos venerunt, foeminas et filias eorum in stratum sumebant, tributa super alias oppressiones exigebant), und wo Agilolfinger und Karolinger eine Anzahl servos *sive* Slavos an baierische Hochstifter und Klöster verschenkt haben, bis Baiern sich über die Donau gegen Nordost im heutigen Franken und im Nordgau mächtig erweiterte, und für Arnulfen, das unächte, aber einzig edle Karolinger Blut, das große Karentanien sich von den adriatischen Ufern bis an die komagenische Bergkette und bis an die Pusten und Sümpfe des Ungerlandes ausdehnte, da mag das Reich seines Vaters, König Karlmanns, wohl nahe zu einem vollen Drittheile mit lauter Slaven bevölkert gewesen seyn — und es war ein ganz richtiges Bild der berühmten Bamberger Bibel, daß jener Karl, der zum letzten Male alle Kronen des großen Ahns auf seinem Haupte vereinigte, sie aber auch alle verlor, weil er nicht Karl der Große, sondern nur der Dicke gewesen, die Huldigung seiner vier Hauptreiche in der Gestalt von vier Frauen empfängt, über deren Häuptern die Worte stehen: — Roma, — Gallia, — Germania, — *Slavinia.*

Diese letztere Benennung: Slavinia, kömmt von Karl dem Großen bis an das Ende Ludwigs des Deutschen, in Kapitularien, Saalbüchern und Urkunden häufig abwechselnd mit Oriens, in orientalibus partibus, Avaria, provincia Avarorum vel Hunnorum, für das Land unter der Enns überhaupt vor, z. B. partibus Slavorum et Avarorum, Bojohariae et Slaviniae, Avari atque *Slavi*, *qui ab orientali parte Bojariae sunt* etc. Diese letzte Benennung ist aber zugleich sehr schwankend und täuschend, sie kann noch bestimmter die zu verschiedenen Zeiten karlowingischer Hoheit und fränkischem Tribut unterworfenen weiten Bezirke Böhmens und Mährens bedeuten, als die auf beyden Donau=Ufern von der March und Leitha bis an und über die Traun und den Inn, zwischen Römlingen, Baiern, Alemannen, Sachsen und Franken wohnenden Slaven? — entweder Abkömmlinge jener alten, bis auf den nationalen Helden und Befreyer Samo, unter dem gräulichen Joche der Hunnivaren lebenden Slaven, oder neue Ansiedler aus fernen Gegenden hieher verpflanzt, da der große Karl solche Deportationen häufig als Sicherheitsmaßregel übte, und die in neuen, ungewohnten, häufig erst über wilde Wässer, Wald und Sumpf zu gewinnenden Sitzen gemischter

Völkerschaften um so leichter die eine durch die andere niederzuhalten meinte? — Viele und alte Urkunden zeigen uns Slaven in verschiedenen Bezirken ob und unter der Enns zerstreut, aber aus keiner dieser Stellen läßt sich folgern, daß sie, wie Heyrenbach [1]) will, hier eine Hauptnation ausgemacht hätten?

Oesterreichs älteste Urkunde, des letzten Baierherzogs vom merowingischen Seitenzweige der Agilolfinger, des zweyten Thassilo Stiftungsurkunde von Kremsmünster, in dessen Umkreis er, nach der uralten Sage, seinen Sohn Günther durch den wüthenden Eber verlor (772), macht eine Erwähnung von einer Dekanie (zehn Familien) Slaven, die dem Herzog, und nun der neu gestifteten Abtey, Frohndienste leisteten und Tribut bezahlten, und ihre eigene Obrigkeit zu haben scheinen. Dazu gab der Herzog noch dreyßig andere Slaven zu Doticha und Sirmicha (Sirning und Dietach), die von nun an dem Kloster ihren Zins zahlen sollen, und jenen Landstrich, den diese Slaven hinter dem Forste zwischen Dietach und Sirning ohne des Herzogs Bewilligung urbar gemacht haben, endlich auch noch einen Slaven bey Grunzwiti. — Die Stelle dieses merkwürdigen Briefes über jene, mit Fiskalrecht oder Tribut dem Herzoge unterthänigen Slaven lautet: »qui *sub illis actoribus* sunt, qui vocantur *Taliub* et *Sparuna*, qui infra terminum manent, quem coniuravit *ille Sopan (Jopan)* [2]) *qui vocatur Physco* et conduxit per gyrum illos nominatus Frater Abbas et Arno presbyter et Chumperth judex et Hleodro Comes et Gaerperth iussi a summo principe Thassilone definire decreverunt.« — (Dieser bey den Geschichtschreibern Kremsmünsters: Simon Rettenbacher, Marian Pachmayer und Gabriel Straßer aufbewahrte Gründungsbrief scheinet allerdings auf ein geschlossenes Zusammenwohnen der Slaven unter eigenen Dorfobrigkeiten (Zupans), jedoch immer unter dem höheren Ambacht des Gaugrafen und den herzoglichen Missen hinzudeuten. — Es ist bekannt, daß zahlreiche Slavenstämme unter den Avaren zerstreut waren, denen Alboin, als ihn 568 Narses nach Italien rief, diese Lande mit dem Bedinge eingeräumt, sie wieder zu verlassen, falls die Longobarden nicht feste Sitze jenseits der Alpen gewännen. — Die zwischen der Sau, Muhr und Donau zerstreuten Slaven heißen den Byzantinern, Chrobaten, in den fränkischen Zeitbüchern aber Quarantaner, Karantaner. — Der freylich um viele Jahrhunderte spätere russische Nestor nennt mit einer seltsamen, aber sehr häufigen Verwechslung eines Theiles für das Ganze, und zwar nur eines geringen Theiles, von welchem der Zufall ihm eben eine Nachricht in die Hand gespielt hatte, die Slaven, Noriker.

Von weit geringerer Erheblichkeit und den obigen abgerissenen Satz Nestors erklärend ist, daß Konstantin die dalmatinischen Slaven aus dem Norikum herführt. — Es mag ein solcher Zug nach Süden mehrmals Statt gehabt haben. Er liegt in der Wesenheit der Sache und in der Beschaffenheit der adriatischen Küstenlande.

---

[1]) Der Hofbibliothekskustos Joseph Heyrenbach, zu Ettal in Baiern 24. May 1738 geboren, ein Schüler von Kremsmünster, 1756 Jesuit, 1774 erster Professor der Diplomatik an der Wiener Hochschule, starb zu Wien am 19. April 1779. Seiner vorzüglichsten Werke gedenkt schon der Eingang dieses Aufsatzes im XXX. Bande dieser Jahrbücher.

[2]) Illustribus Jopanis Bohemiae haranguirt die Czechischen Supane, ein päpstlicher Brief in Raynalds Dekretensammlung.

Aus jenem unseligen, durch die Macht der Verzweiflung endlich gebrochenen Joche der Avaren, und aus der bald nachgefolgten Dienstes- und Leibeigenschaft gegen die fränkischen und bojoarischen Eroberer mag es herstammen, daß bey den Völkern deutscher und romanischer Zunge Slave (oder in der gutturalen Aussprache der Germanen überhaupt und der Alpenbewohner insbesondere Sclave, Schlave) mit leibeigen oder Sklave gleichbedeutend wurde, und die Urkunden von so und so vielen Slavis sive mancipiis, servis sive Slavis sprechen? — Dennoch mag der durch Samo geweckte Geist und die einzeln und sparsam eindringenden Strahlen des Christenthumes, dieser himmlischen Vertreterin der ursprünglichen Freyheit und Gleichheit aller Menschen unter einander und vor Gott (die auch genug zu thun hatte, die Vielweiberey unter den Barbaren vom Lech bis zur Enns und March auszurotten, und dem schwächeren Geschlechte jenes Recht wieder zu erringen, dessen es im schönsten und reichsten Theile der Erde der Islam für immer beraubt hat), die Länge der Zeit, das allmäliche Sinken der Hunnivaren, der nicht nur zu ihrem schnöden Dienste mißbrauchten, sondern auch zu eigenem Siege und Ruhm und namhafter Beute gewendete Gebrauch der Waffen, manche Aenderung darin hervorgebracht haben? — Die Slaven nämlich, die wir im Stiftungsbriefe von Kremsmünster erblicken, sind auf keinen Fall Sklaven und Leibeigene in strengem Sinne jener Tage. Sie zahlen zwar Tribut, und scheinen unmittelbar zur Kammer oder zum Fiskus des Herzogs zu gehören, haben aber eigene Obrigkeiten aus ihrer Mitte und stehen unter dem schirmenden Banne des Gaugrafen. — Es wird weiter nicht an ihnen geahndet, daß sie eine ihnen gar nicht angehörige Strecke Landes urbar gemacht haben. — Noch milder erwies sich gegen sie der große Karl, indem er (Karolus Dei gratia rex Francorum et Longobardorum et patricius Romanorum), Tassilos Stiftung von Kremsmünster bestätigend, ihnen die Freyzügigkeit vergönnt, wenn sie dem Kloster nicht unterthan seyn wollten, frey und ledig aus dieser Gegend wieder abzuziehen. — So wenigstens legten Heyrenbach, so der Chorherr Kurz und so auch Hormayr im historischen Taschenbuche diese Stelle aus; — wir müssen uns aber erlauben, nach strengerer Erwägung des Wortlautes beyder Urkunden, einige Zweifel dagegen zu erheben.

Das am 3. Jänner 791 zu Worms gegebene Diplom Karls gibt diese Freyzügigkeit ausdrücklich nur den Ansiedlern von Eberstall-Zell. Es ist zwar dort auch ein Bezirk ohne Tassilos Erlaubniß urbar gemacht worden, es wird aber mit keiner Sylbe gesagt, daß auch dieses durch Slaven geschehen sey, wie zu Dietach und Sirning; — ja, da sonst die Slaven ausdrücklich genannt werden, scheint es, man müsse diese Stelle disjunktiv, aber nicht konjunktiv nehmen, womit dann freylich die ausdrückliche Erwähnung der Freyzügigkeit der Slaven wegfiele: die übrigens auch der leib- und diensteigene ungrische Bauer in neueren Zeiten zur Verbesserung seines Loses erhalten hat. — Karl sagt: »Insuper etiam terram illam ad Todicham et Sirnicham, quam *illi Slavi* sine licentia Thassilonis ducis stirpaverunt. — Similiter et in alio loco, qui dicitur *Eporestal*, terram illam, quae simili modo absque licentia Thassilonis fuit stirpata, quam circuierunt ejus missi Saluhho et Wanilo et Gaerbertus. Homines tamen in ipso Eporestal supra ipsam terram commanentes, si voluerint jam fatam terram tenere ad serviendum commemoratae casae Dei, teneant, si vero voluerint, liberi discedant.«

Auch eine zweyte Stelle aus einer Urkunde von 888 durch König Arnulph dem Münster an der Krems und seinem Abte Snelpero gegeben, dünkt uns keineswegs, das Daseyn einer eigenen Kaste freyer, mit den deutschen Eroberern auf ganz gleicher Linie stehender slavischer Landeigenthümer, sondern blos das Daseyn slavischer Kolonen auf dominikalen, königlichen Gründen zu erweisen, die ihnen zum Baue anvertraut waren; tres hobas *dominicales* juxta rivum *Scalaha*, in comitatu *Arbonis* (Aribo, der traungauischen Ottokare Ahnherr und Bruder des Markgrafen Luitpold, Ahnherr des Wittelsbachischen Königshauses) quas prius *duo Sclavi*, Wartmann et Saxo nuncupati tenuerunt. Diese slavischen Bauleute sind also abgestiftet, oder auf andere Gründe übersetzt worden. Von ihren Erben, von einem wahren Eigenthume ist also hier keine Rede. — Dennoch ist das Daseyn persönlich freyer Männer slavischen Blutes, mit Eigenthum, welches, wenn auch unterthänig, dennoch unbestritten war, und nicht willkürlich verschenkt werden mochte, außer allem Zweifel, da in einer bald zu erwähnenden karlowingischen Urkunde von 829 die »proprietates *liberorum* Slavorum« von einer Schenkung nach Kremsmünster ausdrücklich ausgenommen werden.

Thassilo's und seines jungen Sohnes Theodo Gründung von 772, aus den letzten Tagen des Longobardenreiches und aus dem Beginne des dreyßigjährigen Sachsenkrieges, und Karls des Großen Bestätigung Kremsmünsters von 791, dem Jahre der Siege wider die Hunnivaren und der Erweiterung der Ostmark von der Enns bis über die Raab, erwähnen beyde, wie wir gesehen, slavischer Einwohner. — Im Jahre 829 vergaben Ludwig der Schwache und sein Sohn Lothar eine Strecke im Gau Grunzwiti, demselben Kloster, welche bisher die Leibeigenen oder Slaven desselben gegen Zins gebaut haben, der dem Gaugrafen in des Königs Namen entrichtet wurde, und wo die Mönche des besagten Münsters die Kirche, die Häuser und andere Gebäude erbaut hatten, — das Eigenthum der freyen Slaven wird von der Schenkung ausgenommen (quod usque modo servi vel Sclavi ejusdem monasterii ad censum tenuerunt — — salvis tamen proprietatibus *liberorum Sclavorum*) — die erste Stelle könnte zwar allenfalls in unserer Beziehung angefochten werden, und diese servi vel Sclavi eben so gut Dienst= und Leibeigene deutscher Abkunft gewesen seyn; aber die zweyte, gewissermaßen den Gegensatz bildende Stelle von den freyen Slaven begründet eine plausible Präsumtion, zumal da so viele Kremsmünsterer Diplome slavische Leibeigene aufweisen.

In der 830 dem Regensburger Bischof Baturich von Ludwigen gemachten Schenkung in der Provinz der Avaren, da, wo die Erlaf in die Donau fällt, und wo die den Herulern zugeschriebene Herlungenburg stand, bey Pechlarn, dem Nibelungenhorte Markgrafen Rüdigers, »cum *Sclavis*, ibidem commanentibus« wird gesagt, daß der hier unter den Gränzbezeichnungen vorkommende Berg Colomecza, diesen Namen von den windischen Anwohnern erhalten habe: »usque ad medium montem, qui *apud Vuinades*, Colvmezza vocatur« (sl. noch jetzt: do cholmetza, d. i. bis an den Hügel).

In einer Urkunde des auch in Oesterreich wohlbegüterten, einst durch so viele Gelehrte glänzenden Klosters Altaich vom Jahre 834 schenkte Ludwig zu Aachen: »vasallo suo et familiari *Oatager* (einige späte Abschriften haben fälschlich Patager) quandam villam juris *nostri*, prope fluvium Enisa in comitatu Geroldi comitis, quae

dicitur Granesdorf et sita est in parte Sclavanorum.« — Dieses Granesdorf, ohnferne des Gränzflusses Enns, war also eine slavische Ansiedlung und ein königliches Gut; mit den frühern Urkunden zusammengehalten kein geringer Beweis, daß die Slaven-Ansiedlungen entweder vorzugsweise des Königs Domäine oder Eroberungsloos gewesen, oder noch viel wahrscheinlicher, daß diese Slavenkolonien von den Königen selbst, als sie diese Gauen über die Hunnivaren ersiegt, eingeführt worden seyen *).

Das Regensburger Kloster bey S. Emmeran gewann, wie der Bischof dieser alten Herzogsstadt, festen Fuß in der Ostmark durch die Schenkung Wilhelms (838—843), der mit seinem Bruder Engelschalk diese Mark verwaltete, in Karlmanns Aufstand wider seinen Vater Ludwig sie verlor, nach seiner Unterwerfung sie wieder gewann, und das volle Gewicht der treulosen List und der, waldstromähnlich anwachsenden Macht des Marhanenfürsten Swatopluk empfand. — Wilhelm schenkte nämlich der Abtey all sein Eigen am linken Donau-Ufer, bey Rostorf zwischen den Flüssen Aiß und Narden bis in den Nordwald mit allen ihren Leuten, »tam *Bojoarii* quam *Sclavi*, liberi et servi;« ein unläugbarer Beweis vom Daseyn der Slaven auch auf dem linken Donau-Ufer, und zugleich eine Widerlegung der zwar nur vagen Behauptung einiger czechischen Stockpatrioten, als hätte sich das Böhmenreich ganz, oder beynahe ganz, über die beyden heutigen Viertel ob und unter dem Manhardsberge ausgedehnt, und die Donau sey, wie in den Römertagen, zwischen Rom und den Barbaren, zwischen dem Ufernorikum, Oberpannonien und der Germania magna, so damals zwischen dem Frankenreich und den Slaven gewesen. — Neben vielen andern urkundlichen Spuren beweiset auch die Schenkung Markgrafen Wilhelms, daß die Ostmark schon damals beynahe dieselbe Ausdehnung, wie heute, am nördlichen Donau-Ufer gehabt, und Baiern und Slaven daselbst neben einander wohnten. Vorzüglich gilt dieses ob dem Manhardsberge, da unter demselben die Marhanen sich wohl tiefer in das Marschland herein verbreitet haben mögen, übrigens so strenge wie im heutigen Sinne geschlossene Gränzen damals anzunehmen, eine Lächerlichkeit ist.

Obgleich beym deutschen Reiche und unter deutschen Fürsten, die auch an ihrer Wiege zu Babenberg Gränzhüter Ostfrankens wider slavische Stämme gewesen, deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Blut allenthalben das Uebergewicht gewann, zeigen sich dennoch die Slaven noch unter den Stauffenkaisern in sehr bedeutender Zahl um Steyer und um eben jenes Granesdorf, das der König dem Ahnherrn Ottokar geschenkt: — König Konrad schenkte 1142 dem Abte Berthold von Garsten vierhundert Joch seines königlichen freyen Waldes in der Riedmark, von dem Flüßchen Jovernitz bis zu dem in Wilhelms Urkunde vorkommenden Flüßchen Aiß, et exinde usque ad terminum Sclavorum. Aber auch noch andere Garstner Urkunden erwähnen der dortigen Slaven, slavischen Bauerngüter, slavischen Ausmaßes, — in der aus den Schenkungen Ottokars IV. und V. zusammengestoppelten, von S. Laurenzens Kirche zu Lorch 1143 datirten

*) Dieser Otacher ist wahrscheinlich der Sohn des Markgrafen Aribo, mächtig im Enns- und Muhrthal, späterhin Herr zu Leoben, und nach Aribo Graf im Traungau, der Ahnherr der traungauischen Ottokare, die sich bald nach ihrer Hauptburg Steyer nannten.

Stiftungsurkunde: »ad Husmanin duos mansos et quod Outhwin cum *Sclavonibus* possidet.« — Diejenigen, die überall Slaven und ihren Swantowit wittern, wo immer, mitten unter Deutschen, von S. Veit die Rede ist, werden wohl auch in eben dem Diplome »dotem aliam pertinentem ad titulum S. Viti,« ohne weiters den Slaven zuzählen. — Unter der Zeugenschaft des Markgrafen Ottokar und seines Sohnes Leopold, »quidam nobilis vir Dieprandt tradidit *slavonicum mansum* Zidwinesperge« auf den Altar der heiligen Jungfrau zu Garsten. Eine eigentliche Gränztheilung im alten Nordwalde, zwischen Deutschen und Slaven, Böhmen und Oesterreich, zog erst 1179 der große Barbarossa zwischen dem Böhmerherzoge Friedrich und dem Sohne unseres Jasomirgott, Leopold dem Tugendhaften.

Als 906 alle Bischöfe, Aebte und Gaugrafen des Baierlandes, oder wer immer auf Reisen oder mit Waaren nach Oesterreich zog, über die dortigen Zollerpressungen klagte, trug Ludwig das Kind dem Gränzgrafen Aribo die Untersuchung auf. Er hielt deßhalb Gericht zu Raffelstetten, und that seinen Spruch. Diese Urkunde schweigt von den bis dahin immerfort erscheinenden Hunnen oder Avaren, und unterscheidet unter den Einwohnern nur Baiern und Slaven, und unter den Slaven wieder die einheimischen (Slavi *istius patriae)* und jene, die in Handel und Wandel aus Böhmen oder Südmähren kommen, der Heimat der Rügen, die sich von dort bis an und über die Donau verbreiteten.

Si aliquis de *Bojis*, sal domum transfert, nil solvat.

Boji sive Sclavi cum bobus cavallis ut emant victum, nihil dent.

Naves de Trungoe (Traungau) nil dent.

Naves salinariae ut sylvam bohemicam transierunt, nusquam vendant, donec Eparespurc (Ebersberg) veniant.

Sclavi vero, qui de Rugis vel de Boemannis mercandi caussa exeunt, ubicunque juxta ripam danubii vel ubicunque in rotalaris vel in readariis, loca mercandi obtinuerunt, de Sagma unam, de cera duas massiolas —— dent. —— *Bavari vero* vel *Sclavi istius patriae*, ibi ementes vel vendentes, nihil solvere cogantur.

Si ad mercatum Moravorum (von den Rugis und Boemannis unterschieden) vult ire, solvat solidum de navi, tunc transeat. Mercatores judaei undecunque sint, justum solvant theloneum de rebus et mancipiis. — Ein ungemein häufiger Verkehr mit den Marchslaven geht auch aus einem Gabbriefe Arnulfs für Salzburg von 898, worin er seinem Ministerialen Heymo vergönnt, im heutigen Oesterreich, im Gau Grunzwiti in der Mark des Gränzgrafen Aribo, eine Stadt zu erbauen, oder eine große, geschlossene Ansiedlung anzulegen. Hätte ein Marhane Recht zu suchen, oder beginge ein Verbrechen, so hätten Heymo oder sein Stellvertreter sie vor die Wallstätte des gedachten Grafen zu ziehen: — »in orientalibus partibus in pago Grunzwiti, ubi Aribo terminalis comes praeest. — Et si forsitan de *Moravorum regno* aliquis justitiae causa supervenerit, iudicio eiusdem comitis definiatur . . ad publicum jam fati comitis mallum ipse Heimo, seu vicarius ejus ad justitiam exigendam pergat.

Wenige Jahre nach diesem Urtheilsspruche war neuerdings eine Wüste von der Raab und March, bis an die Enns, und der wilde Strom der Verwüstung ergoß sich durch Baiern, Schwaben und

Thüringen, bis in Elsaß, Lothringen und Burgund, bis des großen Otto Sieg auf dem Augsburger Lechfelde (10. August 955) Deutschland von den Anfällen der Ungern für immer befreyte, wie Karl der Große durch die Siege auf dem Ypsfelde, an der Raab, im Friaul und am Hauptringe an der Theiß die Macht der Hunnivaren für immer gebrochen hat.

Slavische Benennungen der Berge, Bäche und Ortschaften erscheinen in der Ostmark allerdings häufig. Jener in einer regensburgischen Urkunde Otto's II. von 979 vorkommende Berg: »qui dicitur *sclavonice Ruznic*,« ist nur ein geringes Beyspiel aus vielen. — Diese Urkunde ist dem heiligen Bischofe Wolfgang von Regensburg gegeben, der mit dem (billig auch im Nibelungenliede fortlebenden) Bischof Piligrin von Passau diese Gegenden aus Schutt und Graus und Trümmern, aus Hölen reißender Thiere und Schlupfwinkeln noch wilderer Räuber, zu friedlichen Sitzen emsiger Menschen umgestaltet hat. Er eröffnete dem Kaiser: »*in terra quondam Avarorum* (keine Erwähnung von Slaven) iuxta fluuiolum Erlaffa, locum quendam esse, qui Steindina chiricha nominatur, quem per multa annorum curricula desertum, ipse *de Bauvaria missis Colonis* incoli fecit. Qui ut tutiores ibi *ab infestatione Ungarorum* manere possent, petiit nostram serenitatem locum quendam inter maiorem et minorem Erlaffam situm, ubi ipsi conueniunt, castellum construendum, qui vocatur Zuisila.

Auch bis ins südwestliche Böhmen flammte Wolfgangs apostolischer Eifer. — Noch verehrt das uralte Haus der Czernine von Chudenitz (höchst wahrscheinlich ein weiblicher Seitenzweig der Przemysliden) ihn als des Stammes Schutzpatron. Auf einem weit umher, ja bis in die Gefilde Baierns ausschauenden Berge bey dem Stammschlosse Chudenitz predigte S. Wolfgang dem großen Theils noch heidnischen Volke das Evangelium, und ein Ahnherr des genannten Geschlechtes soll unter seinen Hörern gewesen seyn. Darum erhob sich schon in uralter Zeit, hier im dunkeln Fichtenwalde, dem muthigen und wunderkräftigen Bischofe ein Kirchlein, das Graf Franz Joseph Czernin in eine prächtige Wallfahrtskirche verwandelte, die mit so vielen andern unter Joseph II. aufgehoben ward.

Heyrenbach hätte sich eben nicht so sehr darüber verwundern dürfen, in S. Emmeraner Urkunden einen Dienstmann dieses Klosters, Hartwig, zu finden, der ein Inwohner von Kiew gewesen. Seit der Zeit haben wir aus Urkunden die fortwährende Verbindung der einst so wichtigen Handelsstadt Regensburg mit Kiew und mit Nowgorod, und die wohlgeregelten, dahin und bis in die Tartarey ziehenden Regensburger und Breslauer Handelskaravanen kennen gelernt; — und den Transit aus und nach Rußland in den Freyheiten der steyrischen Ottokare (1160 und 1190) und Leopolds des Tugendhaften (1192) für die Regensburger auf dem jährlichen großen Markte zu Enns ausdrücklich erwähnt gefunden. Nicht ganz unerheblich dünkt uns auch, hier der etwas später auf allen großen Märkten und Dulten Oesterreichs und Baierns vorkommenden »windischen Männer« zu erwähnen, zum Theil einheimische Slaven, zum Theil norddeutsche und Lausitzer Wenden, zum Theil eigentliche Windische von der Drau und Sau.

Wie ausgebreitet die Slaven schon in jenen Tagen gewesen, da unser Wien aus den Trümmern des römischen Fabiana durch den

Jasomirgott wieder erstand, da unter dem ersten Stauffenkaiser Konrad, und unter dem französischen Könige Ludwig man sich zur großen Kreuzfahrt ins Morgenland bewegte, erhellet aus des Krakauer Bischofs Sendschreiben an dieser Heerfahrt mächtigste Triebfeder, an den h. Bernard, Abt zu Clairvaux: »gens ruthenica *multitudine innumerabili* ceu sideribus adaequata, *orthodoxe fidei* regulam ac vere religionis instituta *non seruat*, — — — *nec modo Ruthenia*, *que quasi est alter orbis*, uerum etiam in *Polonia* et *Boemia* vel *communi appellatione Sclavonia*, que plures prouincias continet. — — — Deo acceptabilem fructum faceretis, — — — dignamini igitur, pie pater, *Sclavos incompositos in via morum et vitae rationibus informare.*«

Doch soll die gegründete Anerkennung dieser großen Ausbreitung der Slaven den ruhigen Geschichtforscher nicht zum Visionär machen, aus allen Vor= und Endsylben slavische Assonanzen herauszuspüren, römische Inschriften slavisch zu erklären, wie es am kärntnerischen Herzogsstuhle, auf dem Zollfelde und mit der beym Baue der Wiener Burg ausgegrabenen goldenen Grabestafel geschehen ist, und den Slaven eine, mit jenem Briefe an den h. Bernard, nicht zum besten zusammenklingende, aus Asien mitgebrachte, antediluvianische Kultur beyzulegen, während den germanischen Eroberern nicht einfiel, gleiche Ansprüche zu erheben, oder zu läugnen, daß sie ihre Kultur nicht aus den Schneewüsten des Nordens, nicht aus ihrem naßkalten Wald und Sumpf, noch von ihren eisesstarren Götzenbildern hergebracht, sondern erst in dem mildern Klima, auf den Trümmern griechischer und römischer Bildung, durch das Christenthum und durch den lauen, würzigen Odem des Südens, am Hellespont, jenseits der Alpen, des Rheins und der Pyrenäen eingesogen haben.

Wir theilen den Wunsch eines verdienten Geschichtforschers nach einem eigenen chronologisch=topographischen Direktorium über die Standorte und Wanderung der heiligen Leichname, und über die Legenden, von der Reise des Venantius Fortunatus angefangen, aber glauben nicht, daß sie für die alte Geographie ein so entschiedenes Interesse haben sollten, und wohlthätige Lichtpunkte in Nacht und Dämmerung sind. Meist in viel spätern Zeiten, an weit entlegenen Orten von Mönchen zusammengestoppelt, die ihre Zelle nie verlassen, enthalten sie häufig auch die gröbsten Irrthümer. Sie stellen Personen zusammen, die niemals koexistirt haben. Die Ortesferne machte ihnen die Gegenstände perspektivisch an und in einander fließen, und ihr frommer Glaube hielt es für sündlich, auch die abgeschmackteste und widersprechendste Angabe zu verschmähen, wenn sie zum Ruhme des geliebten Heiligen etwas beytragen, den Schimmer seines Grabes verstärken, den Besuch seiner Wallfahrtskirche mehren konnte! — Wir Oesterreicher haben an den Legenden S. Maximilians und S. Quirins auffallende Beyspiele, daß diese Quellen nur mit nüchterner Umsicht zu gebrauchen seyen. — Celebritätsdurstige Hohlköpfe, die im machtlosen Streben, Kern und Mark der Sache zu durchdringen, wenigstens mit der tauben Schale gewaltig klappern, um doch einiges Aufsehen zu erregen, und jugendlich feurige Anfänger haben ohnehin das mit einander gemein, daß sie immer etwas Ungewöhnliches, immer etwas in Erstaunen Setzendes sagen möchten, daß sie alte, eingebürgerte Thatsachen urplötzlich als Irrthümer verwerfen, dagegen aber sich bemühen, den Knäuel unentwirrbarer Widersprüche zu lösen,

Unmöglichkeiten zu ebnen, und mit des Sysiphus undankbarem Tagewerk wetteifernd, gerade solche Angaben wieder aufzuwärmen, welche die Kritik schon längst abgefertigt hat.

Nach allen den obigen urkundlichen Spuren ist es erwiesen, daß ein nicht unbedeutender Theil Oesterreichs dieß- und jenseits der Enns, dieß- und jenseits der inselreichen majestätischen Donau von Slaven bevölkert war. — Dieses aber führt uns gerade zur Hauptfrage, nämlich: ob diese mit Baiern und Avaren in nicht geringer Zahl vermischten Slaven irgend eine eigene Marchiam bohemicam oder Marchiam Slavorum in Oesterreich bildeten, die ihre eigenen, von den Babenbergern unterschiedenen Markgrafen hatte?

Heyrenbach, dem es hier ebenfalls daran gelegen scheint, etwas Neues, von allen bisherigen Forschern Unentdecktes zu Markte zu bringen, der daher diese Frage bejahet, leitet seine Behauptung auf folgende, bey seiner einmal gefaßten Ansicht unausweichliche, aber bey schärferer Prüfung nicht, wie wir einst glaubten, sinnreiche Weise ein:

Damals war die, den Reichsverband und die Kaisermacht auflösende Verwandlung des Amtes und der Würde in erbliches Besitzthum, des Lehens in Allod, der Verfall der Gauenverfassung noch keineswegs vorüber, — damals waren der Name und die Sache noch eng bey einander — und Markgrafen überall da, wo die Marken des Reiches tapferer Hüter bedurften gegen feindselige, raublustige Nachbarn. — Es waren aber der Ostmark zwey Völkerschaften höchst gefährlich, nord- und nordostwärts die Slaven (Böhmen und Marhanen), ostwärts, nach dem Verschwinden der hunnyvarischen Gefahr, die Magyaren oder Ungern. — Habe doch schon die ephemere Größe Swatopluks, die, wie seine Augen sich schlossen, auch für immer beschlossen war, den doch so muthigen König Arnulph zu dem verzweifelten und verderblichen Entschlusse gebracht, die Magyaren wider die Marhanen herbeyzurufen — Wie wenig hätte also ein einziger Markgraf vermocht, genügenden Widerstand zu leisten, wäre diese Mark zugleich von Ungern, Böhmen und Marhanen angefallen worden?! Die vermeintlich so plausibeln, und in ihrer geometrisch fortschreitenden Proportion niederdonnernden Induktionen ad absurdum sind übrigens gar oft taubes, nasses Pulver; denn auf jedem Blatte der Geschichte begegnen wir einer solchen vermeintlichen Absurdität. Um aber im Geiste oder im Nichtgeiste dieser Argumentation fortzufahren: — wie höchst räthlich war es, einen eigenen Markgrafen gegen die Ungern, und einen zweyten gegen die Böhmen aufzustellen, dessen Mark sohin die österreichisch-böhmische gewesen wäre?

Wirklich zeigten sich uns auch mehrmals zwey Markgrafen zu gleicher Zeit in Oesterreich, Engelschalk und Wilhelm nämlich, Aribo und Luitpolt, und selbst noch im eilften Jahrhunderte drey, deren wir unten näher gedenken wollen, Siegfried, Gottfried und Konrad. — Freylich sey die Frage schwerer zu entscheiden, ob die Verwaltung dieser Markgrafen eine gemeinschaftliche gewesen, dergleichen wir, wiewohl selten, in manchem großen, schwer und nahe bedrohten Gaue finden? — oder aber ob jeder der beyden Markgrafen einem besonderen Theile vorgestanden sey?

Von Wilhelm und Engelschalk lasse sich freylich gar nichts bestimmen, hingegen vom Markgrafen Luitpold, dem Amtsgenossen und Bruder des Markgrafen Aribo, scheine es sehr wahrscheinlich, daß er Manches aus eigenem Auftrage, aus eigenem Impulse gethan. —

Nur ihm (ohne Aribos zu gedenken, der manchmal in sehr zweydeutigen Verhältnissen und Verständnissen mit den Marhanenfürsten erscheine) gäben die Geschichtschreiber die Ehre des 898 über die Marhanen, und zwey Jahre später über die Ungern erhaltenen Sieges. Nur ihm würde es zugeschrieben, daß der Empörer Erembert geschlagen, gefangen, und nach Ranshofen ausgeliefert worden sey.

Unter Ludwig dem Kinde war Luitpold gleich einer Universalarzney wider jede dem Reiche drohende Gefahr. Wir sehen ihn bald nordöstlich im Nord=, Westermanns= und Donaugau wider die Elbslaven und eigentlichen Böhmen, bald nordwestlich; er brach nämlich nach Swatopluks Tode, während der Uneinigkeit seiner Söhne und Vettern, die marhanische Größe, führte viele dieses Volkes und den jungen Swatopluk (Zwetbog) in Karentanien, an die Gurk, Muhr und Drau; verwaltete auch dort in Südost die Markgrafschaft, heißt bald Comes, bald Marchio, bald Dux, ersetzt endlich auch seinen Bruder Aribo, dessen zweydeutige Verhältnisse mit der marhanischen Dynastie der Moymaren das Vertrauen auf ihn unheilbar erschüttert hatten, bewirkte gleichwohl die Wiedereinsetzung Aribos oder seines gleichnamigen Sohnes, focht an der Spitze des königlichen Heeres mehrmals glücklich wider die Ungern, setzte ihnen auf den Trümmern des alten Lorch eine andere Gränzfeste, die Ennsburg, entgegen, und blieb endlich in jenem unglückseligen Treffen bey Preßburg mit den meisten Bischöfen und mit dem Kern des wehrhaften Baiervolkes. — Es liegt am Tage, wie wenig sich auch aus dieser Koexistenz zweyer Markgrafen in Oesterreich etwas Verläßliches und Entscheidendes über die vorliegende Frage folgern lasse. Luitpold erscheint als ein ruhmbedeckter, und mit dem höchsten Vertrauen beehrter Oberfeldherr des Reichs, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Aribo, und nach dem Zusammenhange der Umstände offenbar um ihn zu schonen, und ihm seine wichtige Stelle sicherer zu bewahren, als wenn sie indeß einem ganz Fremden verliehen würde. — So z. B. sagen die Jahrbücher von Fulda, gelegentlich des erbitterten Zwiespaltes der moymarischen Prinzen unter sich; von denen die einen in einer starren Nationalität und von den alten Götzen ihr Heil suchten, die andern im simulirten Christenthume und bey den verhaßten fremden Eroberern, den Franken: tunc vero rex imperator, ista sciens, marchiones suos, *Luitpoldum* scilicet et *Arbonem* comitem, una cum caeteris fidelibus suis, parti, quae ad se spem et confugium habuit, in auxilium ad eorum liberationem, protectionemque, bojoarios Primates suos transmisit, und die weit näheren, und darum auch besser unterrichteten Jahrbücher vom Kloster Altaich sagen: tunc transmisit imperator *Marchiones suos*, *fratres Luitpaldum et Aribonem*.

Heyrenbach führt zum Beweise des Daseyns seiner vermeintlich böhmisch=österreichischen Mark und Markgrafschaft noch folgende Thatsachen aus den letzten Jahren der slavischen und aus den ersten der stauffischen Kaiser.

Der edle Ritter Udalrich übergab dem Bischofe Ulrich von Passau, einem gebornen Grafen von Stille und Heffte, welches Haus das Jahr zuvor Seitenstetten, so wie der Bischof selbst zwey Jahre später Herzogenburg stiftete, die Pfarre Gramastetten im oberen Mühlviertel: — »ecclesiam in loco . . Grimhartesstetin cum dote, quae est Perndorf et quinque mancipiis.« Der Bischof von

Passau behält sich aber das Präsentationsrecht vor. Die Gränzen sind: a capite rotilich (Rotel) usque dum idem riuulus rotilam (große Rotel) influit et sic per Chonzanwisa (Chunzenwiesen) et pertinolfsperch (Bertolfsberg) usque ad ripam danubii... Secundo vero contra meridiem usque ad terminum ecclesiae buch (Buchenau) contra orientem usque hasilbach, contra septentrionem usque ad *marcham boemicam*.«

Hat es, folgert nun Heyrenbach weiter, die geringste Wahrscheinlichkeit, daß das Kirchspiel einer gemeinen Pfarre sich durch die ganze Breite des Mühlviertels von der Donau bis an das damalige böhmische Herzogthum erstreckt habe? — Gewiß nicht; denn da anderseits der Ursprung der kleinen Rottel als die Gränze der Pfarre Gramastetten angegeben wird, so läßt sich weit füglicher annehmen, daß dieses Kirchspieles Nordgränze sich höchstens bis zur Mitte des Mühlviertels werde erstreckt haben. — Auf der bekannten Vischerischen Karte trifft man hart über dem Orte Gramastetten eine bergige Gegend, mit dem Namen Mark bezeichnet, der doch irgend einen Grund haben muß, und da jene Vergabung Gramastettens durch den edlen Ulrich von 1110 von einer marchia boemica spricht, so gewinnt es wohl nicht geringe Wahrscheinlichkeit, daß daselbst eine deutsch=böhmische Mark existirte, wenigstens durch einige Zeit von der deutsch=ungrischen unterschieden, und durch besondere Markgrafen gelenkt.

Kaiser Konrad der Stauffe schenkte 1142 der Benediktinerabtey Garsten mit Beystimmung seines Stiefbruders, des Markgrafen Heinrich Jasomirgott, vierhundert Joch Waldes in der Riedmark, vom Flüßchen Jobernatz bis zur Aiß, und von da bis zu den Gränzen der Slaven (usque ad *terminum Slavorum*). Wollte man nun behaupten, die Riedmark habe sich in ihrer Breite ehemals durch das ganze heutige Marchland bis nach Böhmen erstreckt, so kann man auch nicht in Abrede stellen, daß jene Strecke, die Konrad nach Garsten vergabte, sich ebenfalls so weit ausgedehnt habe. Es sey daher doch viel wahrscheinlicher, daß zwischen Böhmen und der Riedmark noch eine besondere Gegend inne lag, die in der Garstner Urkunde mit dem Namen terminus Slavorum bezeichnet wird.

Allein der Florianer Chorherr Kurz hat aus den Urkunden der Cisterzienserabtey Wilhering die geringe Beweiskraft dieser künstlichen Gründe genügend dargestellt. — Das Ernennungsrecht zur Pfarre Gramastetten war zwischen den Edelherrn von Waxenberg, Stiftern von Wilhering und S. Stephans Hochstift zu Passau streitig. Elsbeth von Waxenberg behauptete endlich 1204 das Vorrecht ihres Geschlechtes, und zwey Jahre später erblicken wir zu desto größerer Bekräftigung den Bamberger Domherrn Heinrich von Waxenberg als Pfarrer in Gramastetten. — Der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare, schenkte die Pfarre 1242 den Mönchen von Wilhering, und noch damals hatte ihr Sprengel die beym ersten Anblick und nach der heutigen Bevölkerung und Benützung des Bodens fast unglaubliche Ausdehnung von der Donau bis an die Marken Böhmens; denn alle übrigen, jetzo dazwischen liegenden Pfarreyen entstanden entweder erst viel später, oder waren vormals bloße Filialen der Mutterkirche Gramastetten, zu welcher übrigens auch Leonfelden oder Neukirchen, Weissenbach und Ottensheim gehörten. — Als aber die Volkszahl in diesen Gegenden mehr und mehr anwuchs, erbat und erhielt der Wilheringer Abt in den

Tagen Albrechts, des ersten Habsburgers 1292, von dem Diöcesan Bernard von Prambach, vormals Pfarrer bey S. Stephan in Wien, die Bewilligung, Gramastetten in zwey Pfarren zu theilen. An diese Bewilligung war noch die weitere Verfügung geknüpft: Leonfelden solle künftig eine für sich bestehende Pfarre seyn, Weissenbach und Oberneukirchen als Filialen dazu gehören, Ottensheim aber wie bisher Gramastetten als seine Mutterkirche betrachten.

Da nun aber Leonfelden und Weissenbach noch heutiges Tages wirklich bis an die Gränzen Böhmens, Ottensheim hingegen bis an die Donau reicht, tritt jene so unwahrscheinlich geglaubte ungeheure Ausdehnung des Gramastetter Pfarrsprengels von der Donau bis nach Böhmen als wahr und wirklich vor unsere Augen. — Dagegen ist aber Heyrenbachs Annahme einer eigenen deutsch-böhmischen Markgrafschaft in der babenbergischen Ostmark, um sich die in der Urkunde von 1110 vorkommende marchia behoemica oder den terminum Slavorum genügend zu erklären, nimmermehr freyzusprechen von dem Vorwurfe des Mangels an Takt und allem Verhältnisse in der Interpretation und der Künsteley des Eigensinnes in einer vorgefaßten Meinung. — Zudem ist dieser weite Bereich erst gar kein Gegenstand besonderer Verwunderung, denn weite Strecken lagen öde und menschenleer, die Filiale Zwettl z. B. entstand dadurch, daß Ulrich von Lobenstein dort ringsumher den Wald lichtete, und das Land urbar machte, und zahlreiche Ansiedler herbeyzog, für diese dann, zur Empfangung der Sakramente und der ewigen Ruhestätte, eine Kirche erbaute, deren Priester vom Pfarrer in Gramastetten ernannt wurde, die Ansiedler auf den übrigen Neugereuten, welche schon Ulrichs Vater der Wildniß abgerungen, blieben übrigens unmittelbar bey jener großen Pfarre.

Gegen den so klaren Wortlaut dieser Urkunden kann es durchaus nichts beweisen, daß auf der Vischerischen Karte eine Berggegend über Gramastetten gegen Westen an Wildberg und an den Hasselgraben, ostwärts an die Pfarre Gallneukirchen und an die Herrschaft Rideck gränzt, die Mark heißt: ein an und für sich höchst unbestimmtes Wort, welches nach den diplomatischen Anführungen des Chorherrn Kurz weit umgränzte, vom Volk noch heut zu Tage die March und die Riedma genannte Riedmark war, deren Ortschaften häufig wieder als in der Ostmark der Babenberger gelegen vorkommen, und einer eigenen Markgrafschaft gegen Böhmen gar keinen Platz übrig lassen.

Der in Konrads Urkunde für Garsten von 1142 vorkommende Fluß Jovernitz ist der Fluß Jaunitz ohnferne Freystadt. Er sowohl als das andere genannte Flüßchen, die Aiß, sind viel zu nahe an Böhmen, als daß die termini Slavorum etwas anderes seyn sollten und seyn könnten, als die Gränzen Böhmens selbst?!

Was nun jene mehreren Markgrafen anbetrifft, die zu gleicher Zeit in den schönen Gauen vom Inn bis an die March und Leitha gehauset haben sollen, ohne daß man jenen Theil des Ostreiches namentlich angeben könnte, dem sie vorgestanden, in welchem aber Heyrenbach dennoch eine Bekräftigung seiner fixen Idee von einer deutsch-böhmischen Mark zu finden wähnt, wurde über Wilhelm und Engelschalk, Leopold und Aribo, schon oben das Nöthige erinnert; — somit sind es nun drey neuere Markgrafen, Siegfried, der mit Al-

brecht dem Siegreichen; Gottfried, der mit Leopold dem Heiligen, und Konrad, der mit Heinrich Jasomirgott zu gleicher Zeit in Urkunden erscheint.

Siegfried kömmt in vier Urkunden vor, die aber, was wohl zu merken ist, alle vom nämlichen Jahre, und nur wenige Monate aus einander sind.

1045, den 7. März zu Neuburg schenkt der auf seiner Heerfahrt gegen Ungern, zur Befestigung der Abhängigkeit dieses Reiches vom Kaiserthume, zur Wiedereinsetzung des christlichen Königs Peter, und zur Vertreibung des heidnischen Aba begriffene Heinrich III. dem Markgrafen Siegfried *) 150 königliche Huben zwischen den Flüssen March, Fischa und Leitha in seinem eigenen Gau und Grafschaft.

1045, den 4. Juny zu Perschling vergabte Heinrich seinem getreuen Reginold zehn königliche Huben zwischen der Leitha und Fischa, und das Gut Riesenberg in der Grafschaft des Markgrafen Siegfried.

1045, den 5. Juny zu Perschling gab Heinrich zehn königliche Mansos an der Zaia im Gau und in der Grafschaft des Markgrafen Siegfried, allwo eben dieses Markgrafen Gut in bestimmten Gränzen sich endigt.

1045, den 15. July zu Aachen erhielt Siegfried von Heinrich funfzehn Hofstätten längs dem Ufer der Donau, nächst dem Besitzthume des Eichstädter Bischofs Gebhard, dreyßig Huben rückwärts derselben gegen die ungrische Heerstraße und mehrere Meierhöfe im Gau und in der Grafschaft des Markgrafen Siegfried bey Stilfried an der March, Taja und Sulz. — Siegfrieds Ambacht erstreckte sich somit nicht etwa bloß auf die vermeintlichen Wohnsitze der Slaven, oder auf die böhmisch-mährische Gränze auf dem linken Donauufer, sondern eben so auch auf das rechte Ufer, an die Fischa und Leitha, umfaßte somit gerade die deutsch-ungrische Mark, ja wohl die gesammte Ostmark.

Zu derselben Zeit aber herrschte in der Ostmark Adalbert der Siegreiche, des ersten Babenbergers Leopolds des Erlauchten jüngster Sohn, diesem Jahrhunderte ein eben so wehrhafter aber glücklicherer Held, als Markgraf Luitpold es dem vorigen gewesen; — seit 1018 mitwirkender erster Zeuge der häufigen Schenkungen an Hoch-

*) Diesen Siegfried machen Einige, um der bloßen Namensähnlichkeit willen, zu einem Grafen von Pleyen, — Sighard oder Sigfried, Luitold oder Leopold, Azo, Adalbero oder Albrecht, ist dem Lazius und seinen Genossen völlig eins. — So macht er auch den 1077 verstorbenen Patriarchen Sighard von Aquileja ohne weiters zu einem Sohne dieses ihm just zu gelegener Zeit und am gelegenen Orte entgegenkommenden Markgrafen Siegfried. Eben so keck folgert er weiter fort: dieser Sighard habe, laut des Göttweiher Stiftsbriefes, die Kirchen zu Petronell und Heimburg, und S. Peter, S. Rupprecht und S. Pankrazens Kirchen zu Fabiana, mit drey Mansis über der Donau an den Passauer Bischof Altmann, und dieser an Göttweih gegeben. So kann man sich auf unsere guten Alten verlassen!! Der Göttweiher Stiftsbrief nennt bloß die drey Mansos über der Donau, »quos Sigehardus Patriarcha Aquilegensis in concambium tradidit,« — keine Sylbe von Fabiana, und was im Göttweiher Saalbuche von Heimburg, Petronell und Höflein vorkömmt, rührt keineswegs von den Grafen von Pleyen, sondern von den Diepolden, Markgrafen zu Vohburg, her.

stifter und Klöster, durch den letzten Sachsenkaiser, Heinrich den Heiligen, und durch die beyden Salier, Konrad II. und Heinrich III. »in orientalibus partibus, in orientali provincia,« auf beyden Donau-Ufern bis gegen das steyrische Gebirg, »inter fluvios Pistnicha et Dristnicha,« eben so »in septentrionali parte Danubii,« wie an der Ibs, Url und Enns. — Die Kaiser selbst, deren Liebling Adalbert gewesen, machten ihn durch reiche Schenkungen in seiner Mark gewaltig, ja Heinrich wich sogar zu seinen Gunsten von der sonst so unverrückt beobachteten Maxime der Zerstücklung, der Theilung, des Wechsels der großen Kronbeamten so weit, daß er sogar noch bey Adalberts Lebzeiten dessen Sohn Leopold, den starken Ritter, auf dem Reichstage zu Ingelheim als dessen Nachfolger in der Ostmark ernannte, und somit selbst einen wichtigen Schritt that, daß selbe im Hause der Babenberger erblich wurde. — Wie könnte man also, da Siegfried in dem einzigen Jahre des glänzenden Siegeslaufes Adalberts wider die Ungern im engen Zeitraume weniger Monate als Gaugraf und Markgraf erscheint, und darauf für immer wieder verschwindet, an etwas anderes denken, als an einen für die Dauer der Kriegszeit, die Adalberten an der Spitze des Heeres an die Raab und an den Plattensee führte, beygegebenen Stellvertreter und Amtsgenossen, der seine Stelle sogleich wieder verließ, wie der eigentliche Graf und Markgraf das sieghafte Schwert wieder losgürtete, und zu den Geschäften des Friedens an gräflicher Mallstätte wiederkehrte?!

In den vom Florianer Chorherrn Kurz herausgegebenen Urkunden des Klosters Waldhausen von 1146 und 1147 erscheint sowohl im Texte, als unter den Zeugen ein Markgraf Konrad, und im nämlichen Jahre des großen Kreuzzuges König Konrads auch im Saalbuche von Göttweih. — Dieses Markgrafen Gegenwart ist hier keineswegs müßig und zufällig, sondern er hatte, wie wir sogleich sehen werden, sowohl bey der Stiftung von Waldhausen, als auch bey dem Streite mit dem Kloster Göttweih wirklich mit zu sprechen und mit zu wirken. — Der reiche Otto von Machland schenkte nämlich dem Kloster Waldhausen sein in Säbnich gelegenes Schloß mit aller Zugehörde, nebst einem Theile des Peinwaldes, den er vom Regensburger Domvogte Heinrich, mit Bewilligung des Herzogs von Oesterreich, Heinrichs Jasomirgott, und des Markgrafen Konrad an sich gekauft hatte.

Die Bewilligung des Markgrafen von Oesterreich, Heinrich, der zugleich, nach dem schnellen Tode seines Bruders, Leopolds des Freygebigen, das Heinrich dem Stolzen abgeurtheilte Herzogthum Baiern verwaltete, ist natürlich, weil der Wald in seinem Ambacht lag. Daß aber auch die Bewilligung des Markgrafen Konrad zu Kauf und Verkauf dieses Waldes nöthig war, zieht Heyrenbach gleich wieder als einen sprechenden Beweis für das Daseyn seiner deutschböhmischen Mark an, einer marchia bohoemica in der Urkunde von 1110 über Gramastetten oder des termini Slavorum im Garstner Diplome König Konrads von 1142!! als wenn dieser Markgraf Konrad gar keine Eigenthums-, Lehens-, Pfands- oder Nutzungsrechte auf den Wald hätte haben können. — Es wäre wirklich die wohlfeilste Erklärungsweise, wenn Jemand aus den höhern und höchsten Reichsministerialen bey einem Kaufe oder Verkaufe im Gange des Privatrechts intervenirt, dort immer zugleich auch sein Herzogthum oder seine Markgrafschaft gewesen seyn müßte?! Ueberdieß sagt die Urkunde

ausdrücklich, dieser Markgraf Konrad habe, so wie Heinrich der Herzog, sein Nutzungsrecht auf diesen, zur Erbauung des neuen Klosters ausgereuteten Wald aufgegeben: »ad quam excolendam a heinrico comite ratisponensi partem nemoris quod beinwalt dicitur duce heinrico marchione Cunrado annuentibus. ejusdemque particulae nemoris usum remittentibus, comperavit.« Es ist allerdings ein Wunder, daß Heyrenbach nicht auch den Domvogt und Grafen Heinrich von Regensburg dieses ihm zuständigen Waldes wegen gleich als Gaugrafen begrüßt hat!? — Markgraf Konrad war überhaupt in dieser Gegend begütert, denn wie diesen Waldantheil, so überließ er dem Kloster auch einen hier besessenen Zehent.

Einen viel scheinbarern Beweis einer wirklichen Amts=Handlung dieses Markgrafen Konrad (der in den vier Waldhauser Urkunden übereinstimmend an einer, dem wirklichen Markgrafen, dem allemal den Reihen führenden Ortsrichter unanständigen Stelle steht, nämlich nach den Grafen von Burghausen und Peilstein, der letzte der Grafen, vor den bloßen Edeln und Ministerialen Ulrich von Perneck, Hartwig von Hagenau ꝛc.) liefert das Göttweiher Saalbuch. Nur für Heyrenbachs böhmische Mark gibt es keinen Trost, da es lauter solche Orte angibt, welche unbestritten dem Ambacht der Babenberger angehören.

Der durch seine trefflichen Beyträge zur Stemmatographie der steyrischen Ottokare (Nr. 143, 145, 147 und 149 in Hormayr's Archiv von 1818) gelegentlich der Preisfrage des Erzherzogs Johann, die so viele fruchtbringende Arbeiten veranlaßt hat, rühmlich bekannte Kämmerer des Stiftes Göttweih, Friedrich Blumberger, lieferte in Nr 61 desselben Jahrganges eine kleine, aber ausgezeichnete Abhandlung, überschrieben: Markgraf Konrad in Oesterreich zur Zeit Herzog Heinrichs Jasomirgott. — Im Göttweiher Saalbuche kömmt vor: die Brüder Megingozs und Siegfried von Grie, bey Kottes V. O. M. B. hatten mehrere Güter zu Rana, Mühldorf, Oedfeld ꝛc. nach Göttweih vergabt. Siegfried starb, und fand zu Göttweih seine Ruhestätte. Der Bruder überließ nun dem Kloster sogleich einen Theil jenes frommen Vermächtnisses, Siegfrieds Witwe aber erhob Ansprüche dagegen, und hielt Einiges mit Gewalt zurück. Der Streit mußte in Gegenwart des Markgrafen Konrad und seiner Edeln entschieden werden (»litigium in praesentia *domini Conradi marchionis*, *cunctisque principibus suis*, dirimi oportuit exortum«). Megingozes Uebergabe und das gute Recht von Göttweih ward anerkannt.

Die Identität dieses Markgrafen Konrad mit jenem in den Waldhauser Urkunden ist um so wahrscheinlicher, als die Erwähnung des Passauer Bischofs Reginbert, seines Vikars Radalhoch und des Göttweiher Abtes Gerho, das Datum der Urkunde auf dieselben Jahre 1146 — 1147 zusammendrängen, wo Alles zu des Kaisers großem Kreuzzuge rüstete, Wien, diese »Stadt der Kreuzzüge,« aus den Trümmern des römischen Fabiana rasch wieder erstand, das alte Fischer= und Schifferkirchlein Maria am Gestade und das neue Münster von S. Stephan sich erhoben, und Reginbert, der Passauer Bischof, und Heinrich Jasomirgott, der Markgraf und Herzog, mit ihren Lehensleuten und Dienstmannen ausgezogen waren, in das ferne Morgenland (»in expeditione hierosolimitana« sind die Waldhäuser Urkunden datirt).

Das deutsche Staats= und Lehenrecht hat zwar der Beyspiele

genug, daß solche Händel vor weit entfernten Gerichten des dominus directus entschieden wurden. — Diese Stelle des Göttweiher Saalbuches gibt aber wenigstens keinen Grund, dieß anzunehmen, und nach seinen schlichten, freylich nicht zu unserm Unterricht, freylich nicht zur Lösung publizistischer Grübeleyen, in Folge mangelhafter Nachrichten geschriebenen Saalbuch, sollte man allerdings glauben, dieser Konrad sey der ordentliche Markgraf unserer Ostmark gewesen, wäre es nicht durch tausend andere Beweise unwidersprechlich dargethan, daß in dieser Würde der Jasomirgott seinem Bruder Leopold dem Freygebigen und seinem Vater Leopold dem Heiligen gefolgt sey. — Wie läßt sich aber, frägt der wohlunterrichtete und scharfsinnige Blumberger, ein anderes Landgericht, als jenes des Jasomirgott denken? — Schwerlich mehr nach der goldenen Bulle des großen Barbarossa, die dem Jasomirgott (1156) die Abtretung des baierischen Herzogthums an Heinrich den Löwen, und die durch dieses große Opfer bewirkte Versöhnung der Welfen und der Waiblinger lohnte, vermöge welcher in ihrer Art einzigen Urkunde das Reich und die fremden Fürsten von nun an keine Lehen mehr im neuen Herzogthume haben, sondern Oesterreich ein geschlossenes Gebiet seyn, der Herzog selber allgemeiner und oberster Lehensherr seyn, und jene Lehen allenfalls wieder zu Afterlehen verleihen sollte. — Allein jene Erscheinung ist um ein Jahrzehend älter, als diese goldene Bulle, — die Babenberger selber gelangten erst Schritt für Schritt dazu, im Umkreise ihrer markgräflichen Amtswürde durch kaiserliche Schenkungen, durch Lehen oder Vogteyen der im Ostlande reich begüterten Hochstifter und Klöster, wie durch die onerosen Titel des Kaufes oder Tausches zugleich mächtige Besitzer zu werden. — Noch war nur ein Herr und allgemeiner Richter, der Kaiser, — von der Erblichkeit und Territorialhoheit der großen Vasallen und Reichsministerialen nur sehr geringe Anfänge sichtbar. — Dieser Markgraf Konrad, für welchen aber so wenig eine eigentliche Markgrafschaft zu finden, und der so gut ein Titular-Markgraf ist, als es die Markgrafen von Diessen und Dachau, von Vohburg und Romberg, von Landsberg und Leuchtenberg 2c., als die Dachauer, Andechser und Zähringer nur Titularherzoge gewesen, dürfte nur ein vir summae oder egregiae libertatis, ein durchaus freyer Dynast und Lehensherr, selbst aber Niemandes Mann gewesen seyn, so konnte er allerdings auch in der Ostmark zu Gerichte sitzen, und mit Beyziehung seiner vorzüglichsten Vasallen (denn principes sui wird man doch nicht durch Reichsfürsten übersetzen wollen?) jene Streitigkeit entscheiden. — Allein es ist noch ein anderer Fall, der nicht geringere Wahrscheinlichkeit hat, derselbe Fall, den wir oben bey Adalbert dem Siegreichen und dem Markgrafen Siegfried angeführt. — Das Herzogs- und Markgrafenamt konnte nicht verwaiset bleiben, wenn der Herzog oder Markgraf im fernen Orient um das heilige Grab focht. Er mußte einen oder (wie es in Baiern auch bey der kurzen Kreuzfahrt Heinrichs des Löwen geschah) mehrere Stellvertreter haben, und Konrad ein solcher gewesen seyn

Auf die Frage: wer aber dieser Stellvertreter Konrad gewesen? will Blumberger nicht vom Hause der Babenberger weichen, und hält jenen Konrad für den jüngern Bruder des Jasomirgott und Ottos von Freising, für Konraden seit 1141 Abt zu Heiligenkreuz, sohin 1148 Bischof zu Passau, 1164 Erz-

bischof von Salzburg, 1168 verstorben, flüchtig und im Elend, als der beharrlichste Widersacher des Barbarossa, als Alexanders III. in Noth und Tod unerschütterlich getreuer Anhänger.

Mit dieser Meinung aber können wir uns keineswegs einverstehen. — Konrad war damals Mönch von reformirter strenger Observanz, der kein Eigenthum haben, also auch kein ererbtes weltliches Nutzungsrecht über den Weinwald aufgeben, kein weltliches Amt verwalten, nicht aus einem Heerschild in den andern treten, und mit seiner geistlichen Würde gleichsam Versteckens spielen konnte. — Oft wird er in den Waldhausner Urkunden dicht neben dem Jasomirgott genannt, doch nie als dessen Bruder. — Wir wollen indessen auf bloß negative Gründe keine Induktionen bauen. Es ließe sich auf diesem Wege die ganze Geschichte hinwegkritteln; aber von weit größerer Erheblichkeit dünkt uns, daß ein Cisterzienserabt, ein Mönch, ganz wieder in den Stand der Weltlichkeit zurücktritt und ohne die geringste Erwähnung von seiner geistlichen Würde, als marchio cum suis principibus auftritt!? Davon ist in allen Urkunden des Mittelalters schwerlich ein Beyspiel aufzufinden. — Allerdings fangen gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts Amt und Titel gar sonderbar zu schwanken an. Wir finden in Urkunden duces ohne Herzogthum, marchiones ohne Markgrafschaft, und beynahe alle Dynasten, beynahe der ganze hohe Adel nennt sich comites, von ihrem Hauptgute, von ihrer Stammburg, ohne Gau. — Obgleich die Erbfolge in der Ostmark staatsrechtlich noch so sehr von des Kaisers Willen abhing, daß Leopold der Heilige im Stiftsbriefe von Mariazell sagt: »et si quis de filiis ac nepotibus meis in posterum principatum obtineret, werden doch von seinen Söhnen nicht bloß der wirkliche Markgraf, sondern auch die Nachgebornen hier und da höflichkeitsweise alle marchiones genannt, jedoch nur in später verfaßten Saalbüchern und in päpstlichen Breven und Bullen, die, buchstäblich genommen, die sonderbarsten Folgerungen ins deutsche Staatsrecht bringen würden, dux, marchio und comes häufig verwechselnd, und besonders mit dem Palatinus allzu freygebig sind. — Käme aber auch Konrad in solchen Diplomen mit dem bloß persönlichen Ehrentitel marchio vor, so könnte dieses doch nur bis zu seinem Austritte aus der Welt, bis zu seinem Eintritte in das Kloster gelten. — Wenn er dasselbe wieder verläßt, wenn er säkularisirt wird, um eine höhere geistliche Würde, wie z. B. eben der Konrad jene eines Erzbischofs oder Bischofs *) zu erlangen,

*) Brüder gleiches Namens aus gleicher Ehe finden sich öfters, wenn auch nur als Ausnahme von der Regel. K. Konrad muß daher, nebst Friedrich, auch einen stauffischen Bruder Konrad gehabt haben; denn es paßt nicht wohl auf den babenbergischen Stiefbruder Konrad, den die Kaisertochter Agnes am 5. Juny 1118 geboren. und der 1133 als Schüler nach Paris geschickt wurde, was urkundlich von ihm vorkömmt, der 1128 Domprobst zu Hildesheim war (chronic. Lüneburg. De Konine quam do to Hildenshim dar warnt sin Bruoder Domprovest, he wos oe Domprovest to Utrecht, darna wart he bischofh ze Pazzowe); eine offenbare Verwechslung des freylich etwas verwickelten Stammbaumes. — 1142 gibt Konrad der Stauffe der Kanonie Ranshofen einen Freyheitsbrief, in welchem dieser Konrad als Utrechter Domherr vorkömmt: »praesentes erant testes *Conradus frater noster* Trajectensis Canonicus, und in einer Utrechter Urkunde von 1145: *Conradus frater noster* Praepositus, ohne nähere Ortsbestimmung. — Die Hildesheimer Dompropstey wird diesem Konrad (er sey nun ein Stauffe oder ein Babenberger von derselben Mutter Agnes,

so haben allerdings (jedoch nur in spätern Urkunden und bey ganz besondern Fällen) geistliche Fürsten solche Titel geführt, die Schenkung großer Reichslehen an ihr Hochstift anzudeuten, dessen geistliche Macht und wechselnde Wahl den Kaisern unverdächtiger schien, z. B. Gebehardus, Adalbertus, Egeno, Dei et apostolicae sedis gratia episcopus ecclesiae tridentinae, dux, marchio, comes, Marchionatus, comitatus tridentini; ein Titel, vorzüglich angenommen, weil die Schenkung der Grafschaften Trient, Botzen und Vintschgau durch Konrad den Salier an Bischof Udalrich von den Grafen von Tyrol und Eppan hart angefochten waren. Aber nie erblicken wir einen solchen Anspruchs- oder Repressalien-Titel, ohne daß die geistliche Würde voransteht. — Daß übrigens in weltlichen Geschäften des Klosters Schirmvogt einzuschreiten hatte, darf eben so wenig vergessen werden. Ein großer Theil des Anwachses der weltlichen Fürstenhäuser beruht bekanntlich auf der Macht, die ihnen die Vogtey der Hochstifter gab, und die sie nicht selten gegen dieselben mißbrauchten (ad exspoliandum, non ad defendendum, klagen die Urkunden), und noch Heinrich der Löwe unterscheidet: *ex officio ducatus*, pariterque *advocatiae*, gladium portamus. — In den Waldhauser Urkunden kann Konrad nicht als Stellvertreter erscheinen, denn der Herzog und Markgraf ist selber noch da und fungirt. — Eher könnte die Nutzung jenes Waldes sein Ablehen, seine Appanage gewesen seyn, aber auch des Abtes von Heiligenkreuz??? — Die Geistlichkeit stand damals im ersten Heerschilde. Diese Heerschilde waren scharf gesondert. In allen Urkunden stehen die Bischöfe, die Aebte, die Kapläne voran, dann folgen die Herzoge, Markgrafen und andere weltliche Fürsten, die Grafen, die Dynasten, Nobiles, die Ministerialen, die Freyen (Liberi), die milites und chnappones ꝛc. — Wie käme es nun mit diesen unstreitigen Wahrnehmungen überein, daß in den Waldhauser Urkunden Konrad, der Fürst des Hauses, der vermeintliche Stellvertreter des Markgrafen, der Abt von Heiligenkreuz, ein gänzliches Inkognito seiner geistlichen Würde beobachtet, und noch überdieß hinter den bloßen Grafen von Burghausen und von Peilstein steht?! — Mögen sie auch immerhin weiblicher Seits mit den Babenbergern verwandt gewesen seyn, dieß gibt ihnen nicht den allergeringsten Vorzug, nicht den mindesten Grund, die Ordnung der germanischen Heerschilde umzuwerfen, und eine Erklärungsweise anzunehmen, welche dem Staatsrechte jener Zeit und dem durch Tausende von Urkunden festgestellten Herkommen geradezu widerspricht. — Weit natürlicher und ungezwungener scheint uns die Erklärung, daß dieser Konrad, der den persönlichen Markgrafentitel wie so manche andere führte, er sey nun ein Dachauer, oder einer der sehr zahlreichen Peilsteine oder Pleyen gewesen, habe ob und unter der Enns an Eigen und Lehen ansehnliches Besitzthum besessen, und kraft dessen seine Waldnutzungsrechte zu Gunsten des neuen Klosters bey S. Stephan und S. Johann zu Waldhausen abgetreten, und eben so auch über die Streitigkeit zwischen den Mönchen von Göttweih und der Witwe Siegfrieds von Grie im echt deutschen Kreise der den Streitenden Ebenbürtigen

---

Tochter Heinrichs IV., Enkelin der salischen Kaiser, der Hohenstauffen und der Babenberger gemeinsamen Ahnfrau gewesen), mit Grund angestritten, da von 1118 an Bernard Dompropst war, bis er 1130 eben daselbst Bischof wurde.

seiner vorzüglichsten Vasallen entschieden; principes *sui*, wie man auch sagen würde, homines *sui*, wie es oft in Urkunden der Babenberger vorkömmt, magna optimatum circumstante frequentia, oder *quorum principes hi*, worunter auch Freye, Ministerialen und Milites vorkommen; denn mit Bezug seiner Fürsten würde auf den Markgrafen nicht passen. Niemand konnte »seines Genossen Mann« werden, ohne seinen Heerschild zu erniedern.

Früher als diesen Konrad, und recht wie auserkoren, daß dieser vermeintliche böhmisch=deutsche Markgraf nicht vaterlos sey, findet Heyrenbach einen Markgrafen Gottfried in den letzten Jahren Leopolds des Schönen und in den ersten seines Sohnes, des heiligen Leopold, da Ulrich und Luitold, Söhne des mährischen Markgrafen Konrad und Neffen Königs Wratislaw, durch Brzetislaw II. von ihren Fürstensitzen zu Brünn und Znaym vertrieben wurden, und eine Zuflucht in Oesterreich suchten.

Eine von Menken herausgegebene böhmische Chronik sagt (III. 51): et quia ex cessione Gottfridi, Marchionis Austriae, Lutholdus filius quondam Conradi, fratris dicti Wratislai primi Regis, castrum Rachs pro tunc habebat. — Dubraw und Pessina sind überhaupt zu neu, für Quellen zu gelten, und wenn sie von deutschen Dingen sprechen, in persönlichen und geographischen Verwechslungen öfters so fruchtbar, wie die Franzosen. Sie nennen diesen Gottfried ohne weiters einen patruus des heiligen Leopold, und jenes Schloß, das Znaym so nahe, Retz.

Damit setzt Heyrenbach eine andere Stelle des Fortsetzers der Chronik des Kosmas von Prag in Verbindung, der auf das Jahr 1131 anführt, daß Lothar II. den Bischof von Münster nach Rom gesendet habe, um dem Afterpapste Peter Leonis die Ankunft des deutschen Kriegsheeres zu melden. Dieser Abgeordnete aber, die Nachstellungen der Brüder von Stauffen, Friedrichs und des Gegenkönigs Konrad, scheuend, nahm den Umweg durch Böhmen, woselbst er vom Herzoge Sobieslaw gastfreundlich empfangen, seine Rückreise durch das Land des marchionis Racd'sis' genommen habe.

Dieser marchio Racdsis heißt nun offenbar so von Retz, wie die traungauischen Ottokare als Markgrafen des nordöstlichen Karentanien von ihrer Hauptburg Markgrafen von Steyer, marchiones de Styre, marchiones styrenses, jene des Nordgaues von Chamb und Vohburg genannt wurden. — Retz ist eine Gränzveste Oesterreichs, und gegen Böhmen und Mähren, also haben wir sonnenklar die deutsch=böhmische Mark, die marchia bohemica der Gramastetter, den terminum Slavorum der Garstner, den Vater oder doch den Amtsvorfahrer des Markgrafen Konrad in den Waldhauser Urkunden!!

Allein diese Angabe beruht auf eben so seichten Gründen. Die Ausbreitung der Babenberger über die ganze Ostmark, in unmittelbarer nachbarlicher Berührung mit Böhmen und Mähren, geht aus allen Zeitbüchern, sie geht aus allen das linke Donau=Ufer berührenden Urkunden unwidersprechlich hervor, unter ihnen blüht ein reiches Dynastengeschlecht der Grafen von Retz (Ragkz, Rakez, Ragitze) in den Schottner, S. Poltner, Bernecker und Seissensteiner Urkunden häufig wiederkehrend. In den Waldhauser Urkunden folgt dem vermeintlichen Markgrafen Konrad (von Retz) unmittelbar der Graf Konrad von Retz: hujus rei testes sunt Gebhardus comes de purchhu-

sin. Chunradus comes de Pilstein. *Chunradus Marchio Chunradus comes de Ragitze.* Udalrich de perneck etc. etc.

In den Chroniken des Mittelalters wird den Worten patruus, nepos, levir, consobrinus häufig und vielfach wechselnd eine Bedeutung beygelegt, die mit unserer Bezeichnung dieser Verwandtschaftsgrade keineswegs zusammentrifft, daher die irrigsten Stammbäume veranlassen, und vorzüglich oft die Blutsverwandtschaft von männlicher und weiblicher Seite, agnati und cognati, mit einander vermischen. — Dieß mag im hohen Grade auch mit den, weder in Urkunden, noch in quellgemäßen Scriptoren sonst weiter vorkommenden Markgrafen Gottfried der Fall seyn. — Eben so nennt auch das Todtenbuch von Kleinmariazell Haderichen den Vater Heinrichs und Rapotos, die 1136 dies Kloster gründeten, Leopold den Heiligen, der es in suo fundo erbaute, sich aber hierbey die Schirmvogtey vorbehielt, patruus fundatorum nostrorum; gleichwohl verschwindet dieser Haderich mit seinen Söhnen spurlos, sie zeigen sich stets in der Entfernung der übrigen Landesedeln von den Fürsten babenbergischen Blutes. In der mit großer Feyerlichkeit gegebenen Gründungsurkunde von Mariazell erwähnt Leopold der Verwandtschaft mit keiner Sylbe. — Schreiber dieses glaubte einst in dem von ihm herausgegebenen Stiftsbriefe von Göttweih durch den Passauer Bischof und päpstlichen Legaten Altmann 1083 eine offenbare Bestätigung zu finden, daß Haderich dem markgräflichen Hause angehört habe. In der weitläufigen Gränzausmarkung kömmt nämlich vor: semita, que vocatur pechstich inter confinia allodiorum *marchionis Haderici* et Rudolphi et ita versus Carinthiam, — — — terminus inter allodium marchionis Leopoldi et quorumdam nobilium — — — recto limite inter duo allodia marchionis Otachari et Pillgrimi — — — ad confinium salzburgensis predii et marchionis etc. etc. — — Allein der Schluß war offenbar übereilt. Das Göttweiher Saalbuch zeigt diesen Haderich noch einmal, ohne den Vordersatz marchio; ja eine andere Gränzauszeichnung erhärtet, daß jener Irrthum nur dadurch habe entstehen können, weil die Urkunden meist gar keine Interpunktion haben, welche hier zwischen marchionis und Haderici gehört hätte, da, wie eben jene Gränzmarkung zeigt, auch hier vom Allod des Landes Markgrafen (Leopolds des Schönen) die Rede ist, an welches jene Haderichs und Rudolphs anstießen. Ja wie, wenn man Mehreres entdeckt hat, man in jeder Urkunde wieder etwas Neues zu entdecken, um gleich alles, was man bedarf, beysammen zu finden, so dachte Schreiber dieses in seiner weitläufigen Arbeit für die obgedachte Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann, da er im Göttweiher Stiftsbriefe schon die Markgrafen vom Ostland und Steyer, Leopold und Ottokar, beysammen hatte, in jenem Rudolph auch an Ottokars Schwiegersohn, Rudolph den Grafen der Dietmarsen, von welchem Albert von Stade sagt: Rudolfus genuit — Rudolfum, qui duxit Elisapetham sororem *Oddokari de Stire*, sed ante prolem occisus est a Tietmarchis. Ein Einfall, der sich weder kontradiktorisch verwerfen, noch auch behaupten läßt, um so minder, da das marchionis keineswegs auf Haderich und Rudolph auszudehnen ist, so wenig, als beym limes inter allodia marchionis Ottachari et Piligrimi, auf den Piligrim, aus welchem Ref. Lust hatte, den untersteyrischen Markgrafen Piligrim zu machen, dessen Sohn Günther von Hohenwart (der grimmige Feind und Wohlthäter von Admont)

diesen Seitenzweig der andechsischen Hohenwarte beschloß, und von den Ottokaren aufgeerbt wurde, in deren Hand nun beyde karentanische Marken, oder nach unseren heutigen Begriffen, die ober= und unter=steyrische zusammenfielen. Der Edelherr Haderich erscheint übrigens auch in Seitenstetter Urkunden, aber ohne die mindeste Spur, als gehöre er zum hohen Adel und zum markgräflichen Hause.

Den Ruhm der Beharrlichkeit bey seiner einmal ausgesprochenen Meinung kann man dem unverdrossenen Forscher Heyrenbach am wenigsten absprechen, der überhaupt auf unsern Dank die gegründetsten Ansprüche hat. — Er verfolgt die unglückliche Fährte seiner deutsch=böhmischen Mark bis tief unter die Habsburger hinein. — Sein Mann ist nämlich Rudolph IV., jener mächtige Förderer des dritten Standes, des Stephansdomes und der Wiener Hochschule Stifter, der entgegen den listigen Anschlägen seines Schwiegervaters, Karls IV., Habsburgs Ansprüche auch in Wappen und Titel sorgfältiger, als einer seiner Ahnen, ausdrückte, nannte sich unter andern auch einen Grafen zu Pilsteiu, zu Ragz, zu Niwenburg auf dem Inn und Markgrafen zu Drosendorf.

Daß diese Grafschaften in Rudolphs IV. Tagen nimmermehr als solche bestanden, ist bekannt. Anderseits können diese Titel doch auch nicht völlig aus der Luft gegriffen, und ohne Zusammenhang mit den älteren staatsrechtlichen Verhältnissen dieser Gegenden seyn. Die Grafen von Peilstein und von Retz, deren Name hier wieder auflebt, sind bekannt. An die letzteren, namentlich an Gottfried, Herrn zu Retz, knüpfte Heyrenbach ja schon oben seine marchia bohemica an. Drosendorf ist ob dem Manhardsberge an Böhmens Gränzen, und Rudolphs Titel eines Markgrafen von Drosendorf scheint dem Heyrenbach auf die Lage seiner deutsch=böhmischen Mark vollständig aufgedeckt, sie hätte nämlich die ganze nördliche Gegend von Greinhardsstetten, der Flüßchen Aiß und Jauniß, Retz und Drosendorf, somit das heutige Marchlandviertel und jenes ob dem Manhardsberge in sich begriffen.

Daß aber in der Zeit der Babenberger keine solche Mark existirt, und gerade in der jetzt angegebenen Ausdehnung gar nicht existiren konnte, daß die urkundlichen Ausdrücke: marchia bohemica und terminus Slavorum, wirklich die Gränzmark Böhmens bezeichne, keineswegs aber eine eigene, inmitten der babenbergischen Ostmark gelegene Markgrafschaft gegen Böhmen, wurde oben genügend dargethan. — In der, außer diesem Bezirke noch übrig bleibenden schmalen Strecke gleichwohl eine eigene, selbstständige Markgrafschaft finden zu wollen, streitet gegen die Natur und Wesenheit derselben, und hat gänzlich jene einer fixen Idee.

Was zu viel beweiset, beweiset gar nichts. — Welche Folgerungen ließen sich nicht herleiten aus den Titeln und Wappenschildern Rudolphs, der die vielen Herrschaften seiner innern und vordern Lande als eben so viele abgesonderte Besitzthümer in seinen Titel und Schild aufnahm, und wie er durch jenen eines Pfalz=Erzherzogs den Buchstaben der goldenen Bulle des Barbarossa festhielt, und durch das Erzamt des Reichsoberjägermeisters Oesterreich auf dieselbe Linie mit den alten, großen Herzogthümern setzen wollte, finden wir in seinem Titel auch Schwaben, Baden, Schwytz, Glarus, Unterwalden, Fryburg rc. rc. — Wie viele Markgraf=

schaften und Grafschaften könnten nicht durch diesen Krebsgang von Folgerungen von rückwärts in die Vorzeit hinein argumentiren?

Es waren also Slaven in Oesterreich zahlreich angesiedelt, ob und unter der Enns, auf dem rechten und auf dem linken Ufer der Donau, — größtentheils als Leib- und Diensteigene der germanischen Eroberer, die sie unter dem doch nie ganz abgeworfenen hunnivarischen Joche gefunden, wie solches aus der Natur der Eroberung von selbst hervorgeht, — mehrere aber auch als Freye und als Eigenthümer, als Ausnahme von der Regel, als Folge einer, unter anlockenden Verheißungen und Namen geschehenen Deportation: — aber für das, von Heyrenbach in allem Ernste verfochtene Daseyn einer eigenen, deutsch-böhmischen Mark inmitten der babenbergischen Ostmark, unter besonderen Markgrafen, fehlen nicht nur alle Beweise, sondern ihr Daseyn ist auch im gleichem Maße geographisch wie publizistisch unnatürlich und widersinnig.

Anzeige.

Die nachstehende Dedikationsschrift einer von den Herren Hüffer und Theißing zu Münster unternommenen neuen Ausgabe der heiligen Schrift nach dem Texte der Vulgata, und die mit Ausnahme von der bestehenden Regel: keine Bücherdedikationen anzunehmen, vom Papste erklärte Annahme derselben, wurde uns mit dem Ersuchen mitgetheilt, dieselbe den Lesern der Jahrbücher bekannt zu machen.

Sanctissimo
in Christo Patri Domino
L E O N I XII.
Summo Pontifici.

Sanctissime Pater!

Quum Vulgatae editionis aut pauca aut nulla exemplaria his in regionibus reperiri, eaque a multis litterarum sacrarum studiosis subinde desiderari intelligeremus, operae nos duximus facturos esse pretium, si hujus editionis iterationem, juxta exemplar Vaticanum castigatam, mendisque purgatam typotheticis, publicos in usus depromeremus. Qua quidem in re secuti sumus consilium viri doctissimi, *Joannis Hyacinthi Kistemakeri*, canonici Monasteriensis, et litterarum sacrarum interpretis celeberrimi, qui, pro singulari sua erga nos humanitate, editionis nostrae curam suscepit, seduloque operam dedit, ut typorum chartarumque elegantiam, qua hunc librum decorandum putavimus, nulla dehonestarent vitia. Eam ob causam non nulla spes nos tenet fore, ut Tu, sanctissime Pater, qui, quidquid cum aliquo fructu doctrinarum sacrarum conjunctum est, gratum habere, arctissimeque complecti soles, tenue hocce observantiae venerationisque pignus, quod Tibi consecratum humillime oblaturi adsumus, clementer admittas. Haud equidem veremur, ut quispiam reperiatur, qui in consilii nostri rationes sibi anquirendum esse putet, cur Tibi uni hunc librum inscribere, eumque abs Te potissimum adprobari velimus. Quodsi enim ad Te, Sanctissime Pater, qui bibliis sacris nihil sanctius, nihil antiquius habes, respicimus, gravissimae ubique causae certatim confluunt, quae ut sub sanctissimi Tui nominis auspiciis hunc librum emittamus, non suadent solum, sed etiam compellunt. Te igitur rogamus, Sanctissime Pater, ut conatus nostros ea, qua soles, clementia levare et exiguum hocce animi gratissimi signum, quod ad Tuos pedes deponimus, Tuo nomine non prorsus indignum judicare velis.

Dabamus Monasterii Guestphalorum die XX Aprilis anno MDCCCXXV.

Sanctissimi Patris
filii obsequiosi
Hermannus Hueffer, officinae Aschendorffianae possessor, et
Conradus, *Friderici* filius, *Theissing*, bibliopolae Monasterienses.

LEO P. P. XII.

Dilecti filii Salutem et Apostolicam Benedictionem. Si quid erat in quo, cum libros nolle consueverimus dedicari Nobis, instituto possemus, sine cujusquam admiratione decedere, hoc certe erat librorum genus, quos nunc exhibetis, quibus eloquia Dei continentur, Nobis potissimum credita, qui ei, licet indigni, succedimus, cui dictum est a Domino: Pasce agnos meos, pasce oves meas. Quare, dummodo, quod recipitis, nova ista sacrorum bibliorum editio, cum exemplari Vaticano veteris Vulgatae planissime concordet, ad normam constitutionis fel. rec. Praedecessoris Nostri Clementis VIII, quae incipit: »Cum sacrorum Bibliorum,« neque illi quidquam ponderis accedat, nisi quantum per se ipsa mereatur, mereri autem eam plurimum non dubitamus cura studioque confisi Dilecti Filii Joannis Hyacinthi Kistemakeri Canonici Monasteriensis, viri probitate ac litterarum sacrarum peritia laudatissimi, qui in eadem adornanda operam impendit, libenter annuimus postulationi vestrae ut Nobis inscripta in lucem edatur. Qui vero fixum in animo teneamus, soli Deo honorem deberi et gloriam, illud etiam Vos admonitos volumus, ut, quidquid de more praeloqui opportunum duxeritis, ab omni prorsus laudatione nostra abstineatis. Interim probamus maximopere consilium vestrum vulgatae editionis denuo typis excudendae, in ista praesertim regione, ubi adeo pauca ejus exemplaria reperiebantur, atque in hac temporum calamitate, cum tot ubique ab improbis ad pestem propagandam errorum suorum malitiose corrupta disperguntur; habemusque vobis gratiam pro eo quod, antequam cetera proferrentur, muneri Nobis misistis exemplar, quod sane et justa mole voluminum, et chartae typorumque elegantia, et quantum ex pluribus, quae inspeximus, locis licet conjicere, emendata lectione, res Nobis videtur numeris omnibus absoluta; cujus grati in vos animi testem Apostolicam Benedictionem vobis impertimur ex corde.

Datum Romae apud S. Petrum die 25. Junii anni 1825.
Pontificatus Nostri Anno II.

Gaspar Gasparini ab epistolis latinis.

Dilectis Filiis
Hermanno Hueffer, et
Conrado Friderici fil. *Theissing*.
Monasterium Guestphalorum.

Herausgabe besorgt durch F. B. von Bucholtz.

Jahrbücher der Literatur.

Zwey und dreyßigster Band.

1825.

Oktober. November. Dezember.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des zwey und dreyßigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXXII.

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1825.

Art. I. Kirchliche Topographie von Oesterreich, oder: Historische und topographische Darstellung der Pfarren, Stifte, Klöster, milden Stiftungen und Denkmäler im Erzherzogthume Oesterreich. Herausgegeben von einigen Freunden der Geschichte *). Darstellung von Klosterneuburg und seiner Umgegend. Wien. I. Band, 260 Seiten. II. Band, 225 Seiten. In Kommission bey Anton Doll. 1820. Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß. — III. Band, 323 Seiten. Historisch-topographische Darstellung von Mödling und seiner Umgebung. — IV. Band, 312 Seiten. Darstellung von Baden und dem Stifte Heiligenkreuz mit ihrer Umgegend. — VI. Band, 499 Seiten. Darstellung von Lilienfeld und seiner Umgegend. Wien, 1824, 1825.

Im fünften Bande dieser Jahrbücher, 1819, wurde bereits der Inhalt der damals erschienenen ersten Abtheilung dieser kirchlichen Topographie mit gründlicher Umsicht beurtheilet, und für die Fortsetzung des schönen Beginnes mancher wichtige und zweckdienliche Wink gegeben. Seit jener Zeit aber hat es weder der eben gedachte, tüchtige Beurtheiler, noch irgend ein anderer der vaterländischen Literatoren unternommen, die bisher weiter erschienenen vier Bände dieses Werkes in genauere Prüfung zu nehmen, die thätige Fortsetzung des Begonnenen anzukünden, und die Freunde der vaterländischen Historie mit dem Inhalte und Werthe des bisher Geleisteten bekannt zu machen. Und doch mangelte es der vaterländischen Literatur wirklich noch an einer solchen, von Pfarre zu Pfarre fortschreitenden Topographie; und jeder Unbefangene muß anerkennen, daß, seit der Augustiner, Marian Fidler, vor vierzig Jahren seine österreichische Hierarchie und Monasteriologie herausgegeben hat, aus unserer Mitte kein Werk dieser Art hervorgegangen sey. — Aber auch über dieses Werk Fidlers — wie viel ließe sich nicht bemerken. Wie gar so karg werden die einzelnen Gegenstände, die einem wahren Historiker so vielen und reichhaltigen Stoff dargeboten hätten, behandelt? Wie vieles, Kirchenthum, Klerus und Gemeinden vielseitig Betreffendes ist gar nicht be-

---

*) Dem hochw. Hrn. Vinzenz Darnaut, Doktor der Theologie, ehemaligem Professor der Kirchengeschichte an der Universität zu Wien, und k. k. Hofkapellan. — Aloys Edlen von Bergenstamm, niederösterreichisch-ständischem Sekretär. — Aloys Schützenberger, regulirtem lateranensischen Chorherrn des Stiftes Klosterneuburg.

rührt; die gesammten Reihenfolgen der Bischöfe und Klostervorsteher sehen mehr Kopien von den an den Klosterwänden, in bischöflichen Schlössern und Prunkzimmern aufgehängten Kontrefaiten untergesetzten, fünf- bis sechszeiligen Unterschriften, als aus gediegenen Quellen geschöpften biographischen Nachrichten ähnlich. Alle näheren Bezeichnungen fehlen, so wie die vorzüglichsten pragmatischen Züge und Winke auf die wichtigsten gleichzeitigen Ereignisse im Staate und in der Kirche nach wahrem historischen Geiste. Wohl sind das Beste im ganzen Buche die urkundlichen, hier oft zum ersten Mal abgedruckten Zugaben. — In dieser Hinsicht wird unsere kirchliche Topographie nach ihrer Vollendung, wenigstens für Unter- und Oberösterreich, jener älteren Hierarchie und Monasteriologie weit voranstehen. Dieß zeigt schon jetzt der viel erweiterte Plan, und auf den ersten vergleichenden Blick zeigen es hinlänglich schon die oft nur zu weit ausgesponnenen und verfolgten historischen Details. — Anderen, welche dieses Werk wegen vorgeblicher Geringfügigkeit mit vornehmem Achselzucken verurtheilen möchten, müssen wir abermals die Behauptung unseres bereits vorgegangenen Beurtheilers mit aller Schärfe entgegensetzen, daß diese kirchliche Topographie sowohl durch ihre Tendenz im Allgemeinen, als insbesondere durch den wirklichen Inhalt und durch die ihr zu Gebote stehenden Mittel, für die vaterländische Vorwelt, für Staats-, Kirchen-, Kultur- und Literargeschichte, für Genealogie, Heraldik, für Kenntniß des Volkscharakters u. d. gl. eine sehr reichhaltige Ausbeute nicht nur verspreche, oder nur erst ahnen, sondern bereits wirklich schauen und genießen lasse. — Eben diese letztere Ansicht, zu der wir uns mit Ueberzeugung aus der aufmerksamsten Durchlesung aller bisher erschienenen Bände dieser kirchlichen Topographie bestimmt fühlen, bewegt uns auch, den Literatoren, insbesondere aber den Freunden der heimischen Geschichten eine weitläufigere und begründete Darstellung von dem Inhalte und dem Werthe dieses Werkes vorzulegen. Außerhalb der Provinz Oesterreich lebend, und unsere Gesinnung durch die Art und Weise dieser Beurtheilung selbst offen beurkundend, glauben wir, vor dem Vorwurfe der Parteylichkeit hinlänglich geschützt zu seyn. — Um nun dieß erschöpfender zu vollführen, zugleich aber auch in unseren Lesern ein lebhaftes Interesse möglichst rege zu erhalten, werden wir nach der Ordnung den Inhalt jedes einzelnen Bandes kurz darlegen, das Nöthige dazu anmerken, das Wichtigere und Interessantere entweder in gedrängten Umrissen anzeigen, oder mit den Worten der Verfasser selbst anführen; und am Ende wollen wir, die aus dem Texte selbst sich ergebende Ausbeute, vorzüglich hinsichtlich der Religions- und Kirchengeschichte

und insbesondere eine Vergleichung der älteren Zeit mit unsern Tagen, in Bemerkungen, welche die zusammengestellten einzelnen Notizen aus dieser kirchlichen Topographie in jedem denkenden Leser von selbst erregen müssen, vortragen.

In der Vorrede p. I — XIV, führt Herr Darnaut im Namen aller Mitarbeiter das Wort, und gibt den Literatoren Nachricht, sowohl über die Entstehungsweise, als auch über den Plan und die Ausführung des ganzen Werkes. Es gebührte diesem verehrten und verdienstvollen Gelehrten auch allein nur das Vorwort, weil die wirkliche Ausführung dieses so wichtigen Werkes seiner unermüdeten Thätigkeit zugeschrieben werden muß.

Schon der gelehrte Hieronymus Alram, aus dem Prämonstratenser-Stifte zu Geras, ehedem Stifsbibliothekar, und im Jahre 1818 Pfarrer zu Blumau, hatte der erste die Idee zu einer solchen kirchlichen Topographie geschöpft und ihre Ausführung begonnen. — Unabhängig von ihm, entstand aber auch bey Hrn. Darnaut eben derselbe Gedanke; er entwarf den Plan dazu, und hat das Verdienst der wirklichen Ausführung desselben. Doch theilt derselbe offenherzig und mit freudigem Sinne diesen Ruhm mit allen denjenigen, welche ihm als treuherzige und patriotisch die Ehre unseres Vaterlandes liebende Mitarbeiter zur Seite gestanden sind *).

---

*) Darnaut selbst nannte uns folgende: Aloys v. Bergenstamm, niederösterreichisch-ständischen Sekretär; Aloys Schützenberger, regulirten Chorherrn von Klosterneuburg; Se. Exzellenz den Hrn. Grafen v. Chorinsky, k. k. geheimen Rath und Präsidenten der k. k. Hofkammer; den hochw. Hrn. Gregor Ziegler, Doktor und Professor der Theologie der Universität zu Wien (dermalen Bischof zu Tiniez); Joseph Freyherrn v. Heinke, k. k. Regierungsrath und österreichischen Lehenprobst; Hrn. Hofkammer-Archivsdirektor Megerle v. Mühlfeld; den hochw. Hrn. Hieronymus v. Alram, Stifsprofeß von Geras; den Hrn. Augustin Turzan, Domherrn und erzbischöflichen Konsistorial-Rath in Wien; Anton Buchmayer und Bartholomäus Ehrlicher, Konsistorial-Räthe von St. Pölten; Franz Ertl, Domprobst von Linz und Johann Schwertling, Ehrendomherr von Linz; Vinzenz Eduard Milde, Domherr und Dechant von Krems (nunmehr Bischof von Leitmeritz); den Hrn. Baron v. Hormayr, k. k. Hofrath und Historiographen des kaiserlichen Hauses; Hrn. Wilhelm Riedler, Regierungsrath und emeritirten Professor der Universalgeschichte; den Hrn. Franz Kurz, aus dem regulirten Chorherrn-Stifte zu St. Florian; Ulrich Hartenschneider, Kapitular und Professor zu Kremsmünster; Johann Frast, Kapitular des Zisterzienser-Stifts zu Zwettl; Maximilian Fischer, reg. Chorherrn zu Klosterneuburg; Joseph Adler, Kooperator und Prediger zu St. Stephan; Ignaz

Man muß sich wahrlich freuen, über die seltnen und so günstigen Verhältnisse, unter welchen die Herausgeber ihr preiswürdiges Werk beginnen konnten, während die edelsten Zwecke ihnen vorschwebten: »Das unveräußerliche Heiligthum »der Menschheit, die christliche Religion, mit allen ihren Seg»nungen auf unserem vaterländischen Boden zu entwickeln; »den edlen, würdigen Menschen, welche das hohe Gut beför»dern halfen, ein dankbares Andenken zu weihen; und unser »Gemüth durch die lebendige Vorstellung von dem segenreichen »Einflusse der Bemühungen unserer Vorfahren zur fruchtbaren »Nachahmung für uns und unsere Nachkommen erwärmen zu las»sen. Glücklich derjenige, dem es bey Durchlesung dieses Wer»kes öfters beyfallen wird: Dieses haben unsere Vorfahren ge»than! — Sollten wir weniger oder gar nichts für die Nachwelt »thun?!«

Ueber die Hauptpunkte des Planes, nach welchen die einzelnen Beyträge für diese kirchliche Topographie verarbeitet werden sollten, erllärte sich Hr. Darnaut in der Vorrede p. VIII, ganz bestimmt: »Zuerst sollen die Leser in dem vorliegenden Werke »keine Urkundensammlung suchen. Zwar bin ich nicht abgeneigt,

---

Reinharter, Katechet bey St. Anna; M. A. Eisl, fürstlich Prosper-Sinzendorfischer Oekonomie-Direktor zu Ernstbrunn. — Durch die erstgenannten Männer aber geschah vor Allem das Wichtigste: Es wurden nämlich den Herausgebern alle Hauptquellen zur freyesten Benützung aufgeschlossen; und zwar: Alle Konsistorial-Archive zu Wien, St. Pölten und Linz; — die hochwichtigen, zwischen 1540 und 1561 verfaßten Visitations-Protokolle der Stifte, Klöster und Pfarren; und 61 große Faszikel Manuskripte über Oesterreichs Bisthümer, Probsteyen, Stifte, Klöster und landesfürstliche Pfarren; — der reiche Schatz von Handschriftrn des Hofkammer-Archivs; — die reichhaltigen und zahllosen Aufschlüsse aus den Archiven der österreichischen Stifte ob und unter der Enns, und jenseits der Donau; — die wichtigen Sammlungen von Quellen des Herrn von Bergenstamm; — und noch viele andere gedruckte und ungedruckte historische Dokumente. Wenn wir hierzu nun auch noch rechnen so viele an den einzelnen Pfarren, welche in Umfange dieses Werkes bearbeitet erscheinen werden, vorliegenden handschriftlichen Nachrichten; insbesondere die, seit dem Jahre 1763 auf Befehl des Kardinal-Erzbischofes von Wien, Grafen v. Migazzi, fast überall errichteten Gedenkbücher: so muß es jedem sachkündigen Leser schnell in die Augen springen, daß diese kirchliche Topographie hinsichtlich der ihr im reichen Maße zu Gebote stehenden, gediegenen Quellen allen kritischen Forderungen völlig entsprechen könne; und — es ist kein Grund vorhanden, hinsichtlich der geschickten und getreuen Benützung derselben den geringsten Zweifel zu hegen.

»hie und da einige wichtige, zumal noch ungedruckte Urkunden auf-»zunehmen; aber es wird nur sparsam geschehen. Denn dieses »Werk soll seiner nächsten Bestimmung zu Folge nur die Resultate »aus Urkunden liefern; es soll das Interessanteste aus der vater-»ländischen Staats- und Kirchengeschichte, aus der Alterthums-»kunde und Literatur Oesterreichs enthalten. Was nicht die-»sen Endzweck fördert, schließt dieses Werk als fremdartig aus. »Eben so wenig darf es eine vollständige Pfarrgeschichte in »sich fassen« (versteht sich von selbst, daß nur alles minder Wich-tige davon ausgeschlossen bleibe). — »Dagegen sollen sich die »Beyträge über wichtige, und für jeden Leser interessante Objekte »ausbreiten; und zwar gleich Anfangs über die topographische »Lage des Ortes selbst, und alle dazu gehörigen Merkwürdigkei-»ten. Die Pfarrkirche wird weitläufiger behandelt werden »müssen; denn sie macht einen Hauptgegenstand dieses Werkes »aus. Hier ist der Ort, von ihrem Ursprunge, ihrer Bauart, »von der gegenwärtigen Beschaffenheit und Einrichtung, von ih-»rem Patrozinium, von ihren merkwürdigeren Grabmälern, von »Filialen und Nebenkirchen zu reden. — Die Geschichte der »Pfarre wird eben so das Interesse und Augenmerk erregen. Man »soll doch wissen, wie die Pfarre das geworden ist, was sie ist. »Mit der Geschichte der Pfarre ist auch die des Patronates ver-»bunden. Ueber dessen Veränderungen und über die Einkünfte »der Kirche wird man sich kürzer fassen können. — Die Reihenfolge »der Pfarrer wird nach Möglichkeit genau erhoben, und die Bio-»graphie derjenigen Pfarrer wird weitläufiger behandelt werden, »welche auf die Geschichte der Pfarre entweder einen besondern »Einfluß hatten, oder unter irgend einem andern Gesichtspunkte »merkwürdig geworden sind. — Auch alle sonst merkwürdigeren »Männer, sie mögen aus dem Weltpriester- oder Regular-»stande seyn, wenn sie sich um Religion, um Kirche und Staat, »um die Menschheit im Allgemeinen, um Erziehung der Jugend, »um Literatur, oder wie immer verdient gemacht haben, werden »hier ihren vorzüglichen Platz finden. — Diesen Edlen sind auch »die Wohlthäter der Kirchen beyzuzählen; denn in ihnen »regte sich das lebendige Streben, die innere Religion äußerlich »darzustellen und fortzupflanzen. — Endlich werden wir auch »der Schule, dieser zärtlichen Mutter der Kleinen, nicht vergessen. »Was sich immer für Spuren über ihr Alter und ihren Ursprung »auffinden ließen, ist gesammelt worden; und was von ihrem »Fortgange und gegenwärtigen Zustande bekannt wurde, soll un-»gesäumt den Lesern mitgetheilt werden.« —

Diese Hauptpunkte umfassen alle Anforderungen, welche man billiger Weise an eine kirchliche Topographie machen kann;

und um billigen Wünschen um so mehr zu entsprechen, so sind in diesen Plan auch noch zwey andere Werke eingeschlossen, nämlich: eine Beschreibung aller ehemaligen oder noch bestehenden Kirchen, Stifte, Klöster und Kapellen in der Haupt- und Residenzstadt Wien; dann: eine zusammenhängende Geschichte der Gründung und der Geschicke des Christenthums in Oesterreich — nach geordneten Perioden. — Zwar nicht eigentlich in den Bereich einer solchen kirchlichen Topographie gehören, jedoch erwünschlich könnten alle gelegentlich vorkommende Sagen und Legenden, selbst Volkslieder und Volksmärchen, in sofern sie auf einer geschichtlichen Grundlage beruhen, in das Gebiet dieses Werkes eingeschlossen werden. Ungedruckte, wichtige Urkunden, entweder im geschickten Auszuge, oder ganz, und mit diplomatischer Treue abgedruckt, — Auszüge aus den Tauf-, Trau- und Sterberegistern der Pfarren und Schloßkirchen oder Kapellen hinsichtlich der wichtigeren Geschlechtsnamen; — Aufnahme der Ueberreste der bürgerlichen und peinlichen Gesetzgebung der sogenannten Dorfbücher und Dorfrechte, Ehehafttheidigungen, der sogenannten Landsprachen und Buchsagen, Kommunalstatuten und Munizipalsatzungen; endlich auch aus den alten Pfarrurbarien, Angaben und Bemerkungen, welche Gegenden der Pfarre in der frühesten Zeit schon bevölkert, und wie viele Bewohner daselbst seßhaft gewesen seyn, in großen, mittelmäßigen und kleinen Gehöften u. d. gl. Alle diese wichtigen Zugaben würden von jedem vaterländischen Literator mit warmem Dank aufgenommen werden, nicht als gehörten sie nothwendig zum Plane eines solchen Werkes; sondern vorzüglich deßwegen, damit bey dieser Gelegenheit von alten diplomatischen Ueberresten für die vaterländische Geschichte das gerettet werde, was sich sonst eines so vortheilhaften Geschickes schwerlich mehr erfreuen, und ein sicherer Raub der Zeit aus Vernachläßigung oder stumpfsinniger Unkunde werden würde. — Wird nun das ganze Werk nach diesem Plane, und mit Berücksichtigung billiger Wünsche getreu durchgeführt und vollendet: so wird es das erste seiner Art werden; und unserem Kaiserstaate bleibt der Ruhm, dasselbe in seiner Mitte hervorgerufen, und bis zur vollen Reife gepflegt zu haben *).

---

*) Nachdem von den erstern Urhebern dieses Unternehmens, Darnaut und Bergenstamm, beyde innerhalb eines Monats durch den Tod aus unserer Mitte weggerissen worden, konnte der noch lebende Dritte der drey ersten Begründer, Hr. Aloys Schützenberger, es zwar in seinen Verhältnissen nicht unternehmen,

Der erste und zweyte Band umfassen in zwey Abtheilungen das Dekanat von Klosterneuburg dießseits der Donau, oder Klosterneuburg und Schönbrunn mit ihren Umgegenden. Der erste Band wird eröffnet mit der Geschichte der Stadt Klosterneuburg, welche aus dem dortigen Magistrats-Archive und aus Maximilian Fischers Geschichte des Stiftes Klosterneuburg geschöpft ist, p. 1 bis 19. Die darauf folgende Geschichte des Stiftes Klosterneuburg, p. 19 bis 87, ist ebenfalls aus Fischers genanntem Werke und aus den Pfarrakten und den Urkunden des erzbischöflichen Archivs bearbeitet. Beyde Gegenstände sind in gedrängter Kürze, alles hieher Gehörige, nichts überflüssiges umfassend, in angenehmer Schreibart vorgetragen. Die Verdienste des Chorherrnstiftes um Kirche und Staat bey vielfachen Gelegenheiten sind gehörig und ohne Uebertreibung gewürdiget. Neben einer bedeutenden Zahl thätiger Prälaten und Chorherrn, deren Kopf und Herz in den wichtigsten Geschäften des kirchlichen und bürgerlichen Lebens auch in andern entfernten Stiften von segensreichem Einfluß gewesen sind, hat dieses Stift auch einen Kranz von literarisch ausgezeichneten Männern aufzuweisen *).

---

ohne Gehülfen dieses Werk in der bisherigen Form fortzusetzen; er war indeß alsogleich darauf bedacht, sich mit anderen Männern zu verbinden, welche nicht nur als Mitarbeiter, sondern auch als Herausgeber der schon vollendeten Dekanate auftreten sollten. Sein Mitbruder, Hr. Maximilian Fischer, der verdiente Geschichtschreiber von Klosterneuburg, trat seinem Vorschlage vollkommen bey, und durch die thätige Verwendung des Hrn. Christoph Stelzhammer, Doktors der Theologie und Direktors des k. k. physikalisch-astronomischen Kabinets, folgten bald auch die übrigen Archivare der österreichischen Stifte; zu welchen sich noch viele andere Geschichtsfreunde mit Freuden gesellten. Dem letztgedachten Veteran muß die Fortsetzung dieses wichtigen Werkes schon von dem dritten Bande an, ganz eigentlich aber von dem vierten zugeschrieben werden.

*) Wir bemerken darunter folgende: Johann von Rußbach, Doktor und Professor an der hohen Schule zu Wien, Verfasser vieler Reden und eines Kommentars über das Buch Ecclesiasticus († 1424); Wolfgang Windhaber, Doktor der freyen Künste, Lehrer der Beredsamkeit an der Wiener Hochschule, und Verfasser eines Kommentars über mehrere Komödien des Terenzius († 1467); Thomas Ruff, Doktor beyder Rechte, Professor an der Universität, nachher Rektor-Magnifikus daselbst 1608; Kolomann Knapp von Hiperlein, auf dem Konzilium zu Basel als Redner und Prokurator vieler Chorherrnstifte berühmt († 1443); Nebridius Müller; Augustin Weillender, und Patrizius Aichinger, wurden durch ihre aszetischen Arbeiten bekannt, 1640 bis 1711. Um die Staatengeschichte Oester-

P. 87 bis 114 werden behandelt die Pfarre der obern Stadt, vom Herrn Stifts- und Stadtpfarrer, Albin Bukowsky und die Pfarre St. Martin in der Unterstadt Klosterneuburg von dem dermaligen Pfarrer, Frigidian Blakora, — vorzüglich aus dem, im Jahre 1764 durch den Chorherrn Marzellin sehr gut verfaßten Gedenkbuche der Pfarre. Hier ist wieder alles, vorzüglich die Reihe der angestellten Pfarrer, die Stiftungen und ihre Urheber quellengemäß und nach Wünschen erschöpfend vorgetragen. Bemerkenswerth ist das früheste Bestehen, nicht nur von Kloster- sondern auch von ordentlichen Volksschulen an diesen Pfarrkirchen seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts, und einer eigenen Buchdruckerey zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts in Klosterneuburg. An der obern Pfarre wurde die gewöhnliche Volksschule im Jahre 1776 zu einer Hauptschule ordentlich eingerichtet, welcher der jeweilige Pfarrer immer als Direktor vorsteht; und zu der noch überdieß ein Katechet und drey von dem Stifte besoldete Lehrer, nebst einem Gehülfen gehören. Auch wurde mit derselben gleich bey der Eröffnung ein Lehrkurs für angehende Schulkandidaten verbunden, welcher alljährlich vom 1. May bis zu Ende August abgehalten wird; zu dem vorzüglich Unterthanssöhne oder andere, die sich über ihre Armuth auswei-

---

reichs und Böhmens machten sich durch verschiedene Beyträge und Sammlungen verdient, Adam Scharrer, Johann Keß, Alexander Stachel, und um die Geschichte ihres eigenen Stiftes — Benedikt Prill, Wilibald Leyrer, und in der neuesten Zeit Maximilian Fischer durch sein Werk: Merkwürdigere Schicksale des Stiftes und der Stadt Klosterneuburg, mit 382 Beylagen, 7 Kupfertafeln, und 1 Tabelle. 2 Theile. 8. Wien, 1815. — An diese schließen sich an Hr. Dr. Franz Xav. Schmoy, Professor der Dogmatik im Stifte, nud Pfarrer zu Weidling; Dr. Teeger; Dr. Ackermann, Professor an der Universität zu Wien; Dr. Andreas Mock, der durch eigene Uebersetzungen aus dem Arabischen, die unter der Aufsicht des Hofraths Joseph v. Hammer erschienenen Fundgruben des Oriens bereichert, und die Korrektur dieses vorzüglichen Werkes besorget hat. Alle diese hatten mit ihrem gegenwärtigen Hrn. Prälaten, Gaudenz Dunkler, den vorzüglichsten Antheil an der Herausgabe der im Jahre 1806 erschienenen hebräischen Bibel des zu früh verstorbenen Domherrn und Professors, Dr. Johann Jahn. Diesen Kreis schließen Ambrosius Konrad, dessen Kenntnissen das Stift unter andern einen kritisch ausgearbeiteten Münzkatalog in drey Foliobänden verdanket; — endlich der Veteran, emeritirter Professor und theologischer Schriftsteller, Dr. Daniel Tobenz.

sen können, aufgenommen, und vom Stifte mit Kost und Unterricht unentgeldlich betheilt werden. Da aus dieser Hauptschule, von ihrer Errichtung bis zum Jahre 1817, bereits 381 geprüfte Schulgehülfen hervor gegangen sind, welche alle auf Kosten des Stiftes erhalten und gebildet wurden; so verdient diese wohlthätige Anstalt allerdings eine rühmliche Erwähnung. — Auffallend und bedenklich erscheinet, was von eben dieser obern Stadtpfarre p. 96 gesagt wird: »Gegenwärtig beläuft sich die »Anzahl der hieher gehörigen Häuser auf 194, die Zahl der Fa»milien auf 348; die Summe der ganzen Bevölkerung aber auf »1424 Seelen, unter denen sich im letztern Jahre 60 Sterbfälle, »53 Taufen und 8 Trauungen ereigneten. Merkwürdig ist es, »daß, obschon die Bevölkerung, die größtentheils aus Beamten »und Hauern besteht, seit dem Jahre 1810 wenigstens um 300 »Seelen zugenommen hat, doch die ehelichen Verbindungen mit »jedem Jahre seltener werden, und bereits auf acht herabgesun»ken sind; da sie sich noch 1810 auf 27 beliefen. Der Drang der »Umstände, die Theurung der Lebensmittel, und vorzüglich die »durch mehrere Jahre mißrathene Weinlese (der Hauptnahrungs»zweig der Bewohner) scheinen diese beklagenswerthe Erschei»nung bewirkt zu haben!« — In beyden Stadttheilen zu Klosterneuburg bestanden ehemals auch Nonnenklöster, deren merkwürdigere Schicksale p. 114 — 121 beschrieben werden. Unterricht und Erziehung junger Mädchen war schon im zwölften Jahrhundert dieser Klöster Hauptbeschäftigung, womit sie sich größtentheils ihren Unterhalt gewannen. Die sonst strengen Ordensstatuten erlaubten den einzelnen Nonnen doch das Eigenthum gewisser Kleinigkeiten; im Falle einer schweren Krankheit durften sie sich in die Stadt hinaus zu ihren Eltern und Verwandten ziehen; — mit Vorwissen des Stiftsprobstes durften sie ihre Geschäfte auch außerhalb der Klostermauern schlichten. Von p. 121 bis 133 werden die Residenz der Dominikaner bey St. Kunegund in der obern Stadt; das Kloster der beschuhten Augustiner eben dort; die vom Herzog Leopold dem Glorreichen erbaute marmorne Prachtkapelle zum heil. Johann dem Täufer, die übrigen Kapellen und Spitäler daselbst besprochen. Hier muß die Erscheinung auffallen, in einem eben nicht sehr weitläufigen und bevölkerten Städtchen — neben einem sehr ansehnlichen Chorherrnstift, auch noch zwey Nonnenklöster, aus dem einen derselben später ein Franziskanerkloster wurde, eine Dominikaner-Residenz und ein Kloster unbeschuhter Augustiner durch Jahrhunderte bestehen zu sehen! — Mit Vergnügen bemerken wir in dieser Darstellung, daß durch die edle Großmuth eines reichen Bürgers, Gundold Tutz, ungefähr

im Jahre 1350 eine Stiftung für arme dürftige Frauen zu Klosterneuburg gegründet worden sey. Eben so rühmenswerth ist das neuerrichtete Dienstbotenspital mit zwey Zimmern und acht vollständigen Betten; mit eigens besoldeter Krankenwärterin, und mit allen Spitalrequisiten. Diese schöne Anstalt verdankt ihr Daseyn seit 1813 der Menschenliebe der Klosterneuburger Bürger, so wie der Thätigkeit und der Unterstützung des dortigen Pfarrers Albin Bukowsky, und des Bürgers Leopold Koppreiter; und da diese Anstalt zu einer Zeit begann, wo die Lasten des Krieges und mißliche Weinjahre die Bürger ohnehin äußerst niederdrückten: so läßt sich die Vollendung und Vervollkommnung derselben in den schönen Tagen des Friedens und in gesegneten Jahren von edler Bürgertugend mit Gewißheit erwarten. —

Die nachfolgenden Pfarren: Weidling, Kierling, Kritzendorf und Höflein an der Donau, sind bearbeitet aus den sehr fleißig zusammengestellten Beyträgen, eingesendet von den Chorherren Franz Xav. Schwoy, Eusebius Mattel von Löwenkreutz, Wolfgang Stradiot; aus den Aufsätzen des Max. Fischers, aus den pfarrlichen Gedenkbüchern, vorzüglich des Malachias Bitzthum, Marzellin Jany und Ignaz Dauderlau; und aus den Dokumenten der Konsistorial- und Hofkammer-Archive. — In der Pfarre Höflein befinden sich zwey Steinbrüche von bedeutender Größe, von denen die Sage geht, daß aus ihnen die Steine zur Erbauung des St. Stephansthurms in Wien geholt worden seyen. Sie werden auch jetzt nach Erforderniß des Absatzes bearbeitet. Weil in denselben, so wie in der ganzen Gegend um Höflein öfters versteinerte Muscheln, ja selbst Gerippe von Seethieren, kleine Pfützen und Moräste, und viele aus den Gebirgen fließende Quellen gefunden werden: so glauben sich einige zu der Meinung berechtiget, daß hier einst bis zu dem Neusiedler See in Ungern ein großer Morast oder Sumpf die Tiefe ausgefüllt habe, welcher erst dann den Abfluß erhielt, als der Hauptstrom der Donau sein Bette plötzlich veränderte, und in den kleineren Donauarm stürzte, welcher bey der Kirche St. Margaretha (Höflein) im Thale vorbeyfloß; wodurch das früher ganz unter Wasser gesetzte Erdreich in trockenes, fruchtbares Land verwandelt wurde. Diese Meinung bestätiget sich um so mehr, wenn man die ganze Kette des fast in der Form eines Halbzirkels fortlaufenden kahlen Gebirges näher betrachtet; woraus zugleich die Vermuthung immer wahrscheinlicher wird, daß der Kahlen- und Bisamberg einst zusammen hingen, bis endlich zwischen beyden die Donau durchgebrochen ist. Der Ort selbst

war einer alten Sage nach ein Marktflecken, und ist durch die Verheerungen der nahen Donau zu seiner gegenwärtigen Unbedeutenheit herabgesunken. — Die Darstellung der Pfarre Kahlenberger Dorf ist geschöpft aus dem Beytrage des dortigen Seelsorgers Michael Fischer, p. 165 — 171; der Bericht über das alte herzogliche Schloß und die Kirche auf dem Leopoldsberge aus dem k. k. Hofkammer-Archive, p. 171 bis 180; die Nachrichten über das ehemalige Kamaldulenser Kloster auf dem Josephsberge aus dem Klosterneuburger Archive, und aus den Beyträgen des Stiftsdechants Augustin Herrmann, p. 180 bis 190; Heiligenstadt aus einer 1811 gedruckt erschienenen Geschichte, und aus klosterneuburgischen Dokumenten, zusammengestellt vom Stiftsbibliothekar, Willibald Leyrer, p. 190 bis 205; Grünzing aus den Pfarrakten selbst, p. 205 bis 210; Nußdorf an der Donau, aus den eigenen Pfarrdokumenten, p. 210 bis 215; Döbling aus der Bearbeitung des ehemaligen Pfarrers Franz Lachmann, p. 215 bis 222; Sivering aus dem Berichte des Pfarrers Ivo Sailer, und aus dem besonders genau ausgearbeiteten Gedenkbuche des ehemaligen Pfarrers Quarin Gugu, p. 222 231; Neustift am Walde aus der sehr fleißig bearbeiteten Pfarrbeschreibung des Pfarrers Heinrich Sagner, p. 231 bis 240; Währing aus den Beyträgen des Pfarrers Franz Eisselt, p. 240 bis 250; Weinhaus aus der vom Lokalkaplan Ignaz Kremser eingesendeten Beschreibung, p. 250 bis 252; Gersthof aus dem fleißig gearbeiteten Berichte des Lokalkaplans Karl Schäder, begründet durch ein im Jahre 1764 vom Kuratbenefiziat Martin Krenn, verfaßtes Pfarrprotokoll, p. 252 bis 275; Pötzleinstorf aus den Nachrichten des Hochw. Anton May, p. 257 bis 260. — Man sieht hieraus auf den ersten Blick, wie viele Männer, größtentheils Chorherrn von Klosterneuburg, und mit welch reger Bereitwilligkeit sie dem Aufrufe der Begründer und Herausgeber des Werkes Folge geleistet, und sich an dieselben mit Rath und That angeschlossen haben! Was aus den, an jeder Pfarre nur immer aufzufindenden Quellen geleistet werden konnte, wurde getreulich zusammen gestellt, und das noch allfällig Abgängige, oder minder Begründete überall aus den Konsistorial-Archivsakten, aus den Klosterneuburger Dokumenten, aus Max. Fischers urkundlicher Geschichte Klosterneuburgs, aus dem daselbst aufbewahrten Auszuge des Dorotheer-Archivs, und endlich aus dem k. k. Hofkammer-Archive entweder vervollständiget, oder berichtigt worden. Ist gleich nicht alles in demselben Grade merkwürdig, was wohl die Sache selbst schon mit sich bringt:

so ist es doch wohlthuend dem Leser und ehrenvoll den Bearbeitern, wenigstens das Gewisse und aus den vorliegenden Quellen zu erheben Mögliche, die Geschicke jeder einzelnen Pfarre betreffend, zusammen gestellt zu wissen. Einiges von dem, was wir in der Darstellung der oben bezeichneten Pfarren Merkwürdigeres finden, heben wir hier aus. Um das Jahr 1340 lebte als Pfarrer zu Kahlenbergerdorf der berühmte Gundakar oder Wiegand von Theben, insgemein der Pfaff vom Kahlenberg genannt, der am Hofe Herzogs Otto des Fröhlichen wegen seines aufgeweckten Geistes und schlagenden Witzes allbeliebt war, p. 168. — Um das Jahr 1546 hat man angefangen am Leopoldsberge verschiedene Erze, Silber und Kupfer, Alaun und Steinkohlen aufzuschließen und darauf zu schürfen; jedoch immer mit schlechtem Erfolge. Die Pfarren Heiligenstadt und Sivering erregen durch die daselbst noch lebenden Sagen mächtig das Gemüth des dankbaren Oesterreichers, der da gerne hin aufdenkt an den h. Severin, den Retter der evangelischen Pflanzungen auf die Nachwelt in Oesterreich, den allgemeinen Tröster und Rettungsengel mitten im Schrecken der Barbarenzüge und Verheerungen, als alles Schöne und Große der Vorwelt mit eisernem Fuße niedergetreten ohne Rettung und auf immer verloren schien! — Angenehm überrascht wird der Leser durch das herzliche Schulfest in der Pfarre Neustift am Walde *). Zu Gersthof auf dem kleinen Gottesacker besuchen die Freunde des Vaterlandes und der Musen gerne das Grab unseres zu früh verstorbenen Heinrich v. Kollin. Zu Pötzleinstorf trifft man einen Denkstein, der in einer Rotunde von Buschwerk an den Dichter Alxinger, geboren zu Wien 1755, † 1797, erinnert.

Der II. Band, oder die zweyte Abtheilung des Dekanates Klosterneuburg, beginnt mit einer historisch-moralischen

*) Am 4. Oktober 1817, als am Namenstage Sr. Majestät des Kaisers, nach Vollendung der feyerlichen Messe in Beyseyn der gesammten Pfarrgemeine, schloß die Schuljugend einen Kreis, vierzehn der fleißigsten und sittsamsten Kinder wurden hervorgerufen, und erhielten jedes aus der Hand ihres Pfarrers einen jungen, tragbaren, veredelten Obstbaum zur Belohnung ihres Wohlverhaltens. Diesen trugen sie unter Begleitung der Musik in den Garten ihrer Eltern an seinen Bestimmungsort, woselbst nun der junge, mit buntfärbigen Bändern gezierte Obstbaum in Gegenwart des Pfarrers, des Schulaufsehers, des Lehrers, der Ortsrichter und der Geschwornen zu einem bleibenden Denkmal des Fleißes und reiner Sitten von den Schulkindern eingesetzt wurde.

Uebersicht der kirchlichen Topographie des gedachten Dekanates. Die Herausgeber haben damit einem Recensenten ihres Werkes vorgegriffen, dessen Geschäft es eigentlich wäre, durch eine solche Zusammenstellung den Nutzen und die Wichtigkeit dieser schätzbaren Topographie der lesenden Welt anschaulich zu machen. Nochmals werden nun hier besprochen, p. 1 bis 61, die Grenzen des Dekanates; die Seelen- und Seelsorgeranzahl; die Einführung und Ausbreitung des Christenthums in Oesterreich (in welcher Darstellung jedoch keine gehörige Benützung, kein tieferes und erschöpfendes Studium der bereits schon zum Gebrauche vorliegenden Quellen ersichtlich wird); die Hauptpersonen, welche sich um das Christenthum in Oesterreich besondere Verdienste erworben haben (auch diese Darstellung ist zu mangelhaft! es wird darin nicht gedacht des h. Ruperts von Salzburg, und so vieler um Christen- und Kirchenthum in Oesterreich dieß- und jenseits der Donau, in Mähren und in den weiter nach Osten zu gelegenen ungrischen Landtheilen gewiß hochverdienten Lorcher und Passaner Bischöfe); die ältesten und alle nach und nach erst vom eilften bis in das achtzehnte Jahrhundert erbauten Kirchen des Dekanates; die Patrozinien dieser Gotteshäuser, die Klöster des Dekanates und deren verdienstvolles Wirken um Kirche und Staat; die widrigen Schicksale, mit welchen das Christenthum in Oesterreich zu kämpfen hatte in den grausenvollen Verheerungsepochen der Hunnivaren, der Magyaren im zehnten und im funfzehnten Jahrhundert, vorzüglich der Türken und der Franzosen, durch den Protestantismus und durch die menschenverzehrende Pest; die Wohlthäter der Kirchen, sowohl einzelner Personen, besonders vom geistlichen Stande, als auch ganze Gemeinden; die sämmtlichen Stiftungen; die Zechen oder Bruderschaften; das Schulen- und Armenwesen; die als Seelsorger oder als Gelehrte ausgezeichneten Geistlichen des Dekanates; die lokalen Merkwürdigkeiten und kirchlichen Denkmäler, prachtvolle Gotteshäuser, schöne Kapellen und Todtenäcker. Was als Resultat der beyden ersten Bände dieser kirchlichen Topographie ihrem wesentlichen Inhalte nach entnommen werden kann, ist hier ziemlich erschöpfend zusammengestellt. — Von p. 1 bis 45 werden die Pfarren Hernals, Ottakrin, Neulerchenfeld, Dornbach mit der Filiale Neuwaldeck behandelt, wozu die Akten dieser Pfarren im Konsistorial-Archive, die Gedenkbücher des Hoffammer-Archivs, des Pfarrers Johann Rohrer vom Jahre 1764, Valtiners vom Jahre 1768, und das Hofkammer-Archiv selbst hinlängliche Quellen darboten, welche auch getreu und mit erschöpfender Umsicht benützt worden sind. — So gelungen die Herleitung des Namens Hernals, Her-

inals — von der urkundlichen Bestimmung *intra alsam* im Gegensatze der gleich urkundlichen Benennung retro alsam erscheint: so gewiß muß die Ableitung des Namens Ottakrin, Atterkrin, Atterglin (in Urkunden: Otacherin, Ottakeringe und Ottakhrin), wie sie p. 19 gegeben wird, gänzlich verworfen werden. Daß die Verfasser die ersten Spuren von Bewohnung und Kultivirung der Gegenden in Dornbach schon zwischen den Jahren 630 und 650 finden wollen, ist ein Irrthum; — theils weil diese Behauptung aus einer ganz unkritischen Quelle geschöpft ist; theils weil sie auf der stillschweigenden Annahme beruht, der h. Rupert sey im Jahre 623 gestorben. Aus wohl geprüften Quellen, aus vielen und scharf zusammen gestellten Kombinationen ist uns keine Thatsache gewisser, als daß der Todestag St. Ruperts um hundert Jahre weiter hinabgerückt werden müsse. — P. 45 beginnt die Geschichte der Karthause zu Mauerbach aus Leopoldi Brenneri Prioris Mauerbacensis Historia, aus den Pfarrakten im erzbischöflichen Archive, aus den Beyträgen und Berichtigungen durch Max. Fischer und den dermaligen Pfarrer Placidus Tillisch. Unter 41 Prioren verdienen der getreue Freund des Stifters Friedrich des Schönen, Gottfried; Johann der I., Freund und Rathgeber Herzog Albrechts des II., Hugo und Heinrich der II. als thätige und gelehrte Männer einige Aufmerksamkeit. Sonst wird wenig Merkwürdiges erwähnt. Dazu kommt aber auch noch das Bedaurungswürdige, daß alle in Mauerbach gelegnen, die Geschichte Friedrich des Schönen und seiner Zeit betreffenden hochwichtigen Urkunden im Jahre 1619, bey einem Einfalle der Böhmen unter dem Grafen v. Thurn, gänzlich vernichtet worden sind. Bey der allgemeinen Klösteraufhebung ging es auch in Mauerbach, wie überall, worüber die Verfasser Folgendes bemerken: »Die Konventualkirche wurde aller »Zierathen und Denkmäler entblößt, wobey manches Merkwür»dige des Alterthums, mancher Denkstein der Vorzeit, durch die »übereilte mechanische Thätigkeit kenntnißloser Beamten zu »Grunde ging. Kaum rettete man vor ihrer Vereinfachungs»sucht das Grabmal K. Friedrichs und seiner Tochter, und »ihre irdischen Ueberreste!« Neben den schon bezeichneten Quellen erscheinen hier auch noch Aufschlüsse und Notizen aus dem bey der löbl. niederösterreichischen Regierung hinterlegten Pfarrarchive.

P. 75 bis 217 werden dargestellt, die Pfarren, die Filialkirchen und Gegenden — Hütteldorf aus einem Pfarrprotokolle des Pfarrers Karl Wahler; Mariabrunn, Weidlingau, Hadersdorf, Haimbach, Purkersdorf,

Gablitz, Preßbaum, — aus der eingelieferten Beschreibung des Pfarrers Ignaz Lang; St. Veit an der Wien, bearbeitet vom Pfarrer Joh. Wanzka; Unter St Veit, Hacking, Penzing, aus den eingereichten Berichten des Pfarrers und Ehrendomherrn Johann Lochi, und aus dem durch Christoph Weiß, 1763 sehr fleißig zusammen getragenen Pfarrbuche St. Jackob zu den sieben Eichen im Thale zu Penzing, sammt ihren Filialen: Breitensee, Baumgarten an der Wien, aus den eingesendeten Beyträgen des Lokalkaplans Joh. Kefer; Lainz nach der Darstellung verfaßt vom Lokalkaplan Peter Johann; die Filiale Speißing; Hietzing aus den mitgetheilten Pfarrschriften des Pfarrers Florianus Scherauf; Schönbrunn, Meidling an der Wien, aus den Notizen des Chorherrn Marzellin Reis; Reindorf, aus der Pfarrbeschreibung des Vizedechants Karl Hausmanninger. — Von p. 218 bis 225 folgen Berichtigungen und Zusätze zum ersten und zweyten Bande.

Zu Hütteldorf befindet sich das Grabmal des berühmten Dichters und Literators Denis. Die Flora dieser Pfarre hat der ehmalige Seelsorger Franz Muthsam in einem bedeutenden Herbarium gesammelt, welches dermalen im Theresianum aufbewahrt wird, p. 82 — 85. — Auf dem Kirchhofe zu Mariabrunn liegt begraben, der um die vaterländische Industrie und Kunst so sehr verdiente Freyherr von Doblhof-Dier *). Dicht an Weidlingau befinden sich schon seit langer Zeit zwey sehr beträchtliche Steinbrüche, welche für die Kaiserstadt sehr ersprießlich sind; weil aus denselben der größte

*) Er begann seine Laufbahn im Jahre 1756 als k. k. niederösterreichischer Regierungsrath, und verfolgte dieselbe mit besonderer Auszeichnung; später war er wirklicher Hofrath und Beysitzer des Kommerzienraths. An dem Umschwunge der Industrie im österreichischen Kaiserstaate nahm er durch Geist und Kraft großen Antheil. Die Gründung mehrerer Fabriken, die Emporbringung der Stahlarbeiten und die erste Anlage einer inländischen Seidenkultur waren Gegenstände seiner unermüdeten und glücklichen Thätigkeit. Ein großes Verdienst hatte er auch um die Errichtung der Akademie der bildenden Künste, und war Präses derselben bis an seinen Tod. Seine Kenntnisse im Fache öffentlicher Versorgungsanstalten, wurden von einem christlichen Wohlthätigkeitseifer kräftig unterstützt, wie ihn denn auch beyde erhabenen Monarchen, Kaiser Joseph II. und Kaiser Franz I., als Präsidenten der Armenversorgungsanstalt, und Mitglied der Wohlthätigkeits-Hofkommission auszeichneten. Aus diesem segenreichen Wirken rief ihn am 20. Dezember 1810 der Tod zum Lohne eines bessern Lebens.

Theil jener Steine gehauen wird, deren man sich in Wien allgemein zum Pflaster in der Mitte der Straßen bedient. — Des großen Loudons Grabmal ist zu Hadersdorf zu sehen [1]). Eben so befindet sich zu Penzing begraben der große Mathematiker Pilgram, und in der Kirche daselbst ist sehenswerth ein von Canova gearbeitetes Grabmal. — Im Jahre 1761 wurde hier Pfarrer der verdienstvolle Priester Christoph Weiß. »Dieser vortreffliche Mann sah es gar wohl ein, welche »nützliche Dienste gut unterrichtete und wissenschaftlich gebildete »Geistliche dem Staate und der Kirche leisten können. In sei»nem Testamente bestimmte er daher sein hinterlassenes Vermö»gen von fünftausend Gulden zu dem schönen Endzwecke, daß »davon Bücher gekauft, und für ewige Zeiten an die Pfarren »der Erzdiöcese unentgeltlich vertheilt werden sollten. — So entstanden also die in jenen Gegenden sogenannten Weißischen Hausbibliotheken. — Zu Hietzing lebte früher auch der merkwürdige Priester und Mechaniker, Joseph Wagner, von Horn in Oesterreich gebürtig, der sich durch seine Kenntnisse in der Physik und Mechanik vorzüglich auszeichnete, und, nebst verschiedenen anderen Kunstwerken, auch eine sehr große Elektrisirmaschine für die Universität zu Lemberg verfertigte. Daselbst ruht auch die irdische Hülle des edlen Clery, Kammerdieners Ludwig des XVI., berühmt durch seine Treue und Anhänglichkeit an diesen unglücklichen Monarchen [2]).

Pag. 185 bis 201 werden Lage, Entstehung, fortlaufende Schicksale, dermalige Beschaffenheit und Einrichtungen des kaiserlichen Schlosses Schönbrunn mit seinen tausend Gemächern befriedigend geschildert. Dem ersten und zweyten Bande sind endlich auch noch beygegeben die lithographirten Ansichten der Pfarrkirchen zu Klosterneuburg, Hernals, Grünzing, und die Karte des Klosterneuburger Dekanates.

Der dritte Band umfasset Mödling und dessen Umgegend, oder das Dekanat Laa der Wiener Diözese. Ueber den Ur-

---

[1]) Die Künstlerhand des Professors der Bildhauerkunst, Franz Zauner, und der Geist des Hofraths von Birkenstock vereinigten sich hier, um das Andenken an diesen gefeyerten Helden Oesterreichs durch Kunst und durch das klassische Wort: Tiro ad Borysthenem. Dux ad Moravam. Viadrum. Boberim. Neissam. Vistritiam. Veteranus Ad Unnam. Istrum. Savam. Clarus. Triumphis. Simplex. Verecundus. Carus. Caesari Militi. Civi! — zu verewigen.

[2]) Nach dem Tode Ludwigs ging er nach London, und gab dort 1798 sein bekanntes Werk heraus. Er starb zu Wien im Jahre 1809. Seine Grabschrift heißt: Ci gît le fidèle Clery, dernier serviteur de Louis XVI.

sprung, die Geschicke und Gestalt der Burg Mödling und der Veste Lichtenstein wird p. 1 — 23 gesprochen. Hier findet sich allerdings viel Ueberflüssiges gesagt. Warum Aussprüche von Schriftstellern widerlegen, die auf historischem Felde gar kein Gewicht haben?! — Die Geschichte des Marktes Mödling wird p. 23 bis 60 vorgetragen. Ungeachtet sie recht fleißig zusammengestellt ist, so ermüden doch die weit ausgesponnenen, interesselosen Kleinigkeiten den Leser. Es ist daher hier das wichtige historische Gesetz der gehörigen Sichtung nach Interesse und Wichtigkeit gar nicht berücksichtigt, und alles, auch das Geringste und Unbedeutendste, in zu ängstlicher Breite behandelt worden. Zwey einzige merkwürdigere Angaben finden wir. Um das Jahr 1493 wurde zu Mödling von edelgesinnten Priestern eine Bruderschaft zur Unterstützung ihrer Amtsbrüder in Alter und Krankheit gegründet, wozu ein eigenes Gebäude aufgeführt, und die gehörige Kapitalssumme niedergelegt worden ist. — Im Jahre 1762 erbaute der Erzbischof von Wien, Kardinal Migazzi, unterstützt von der großen Kaiserin Theresia, und von Frau Emanuella, Herzogin von Savoyen, Fürstin von Lichtenstein, ein weitläufigeres Haus, genannt Priester-Exerzitien-Haus, in welchem sich jährlich die Hälfte der Seelsorger zu praktischen Uebungen versammelte. Die Anwesenheit des Kardinals gab seinem Klerus Ermunterung, so wie auch dem Talente und ausdauerndem Fleiße Lob und Lohn. Diese nützliche Anstalt dauerte mehrere Jahre; sie wurde aber noch bey Lebzeiten des Kardinals aufgehoben, und das der Gemeinde überlassene Haus in eine Kaserne umgestaltet. Die Quellen dieser Abhandlung waren: das Pfarrprotokoll, angefangen von dem Pfarrer Johann Dankesreuther 1766, fortgesetzt von Bernhard Ziernhemmer und Chrysostomus Braun 1774, die eingesendeten Berichte des ehemaligen Pfarrers Johann Fröhlich, und die sehr bedeutenden Beyträge des bekannten Ignaz Kaiblinger, Stiftsprofessen zu Mölk.

Die Pfarre Neudorf wurde aus einem alten, im Jahre 1764 durch den Benefiziaten Franz Rufam zusammengestellten Protokolle, und aus den Beyträgen des Pfarrers Michael Berktold bearbeitet; so wie die Lokalien Gießhübel aus einem Protokolle des Pfarrers Joseph Klenner vom Jahre 1772, aus den Beyträgen des Pfarradministrators Hyazinth Kugler; — und Hinterbrühl aus den Angaben des Lokalpfarrers Ignaz Martinek. — Markt und Pfarre zu Perchtoldsdorf hatte der gelehrte Domher Smidmer ausführlich bearbeitet, dessen hinterlassene Handschrift hier zum Grunde ge-

legt ist. In der Reihe der Pfarrer treffen wir hier auf zwey sehr berühmte Männer und Gelehrte Oesterreichs. Der Pfarrer, Meister Hanns Pflug, von Pfulendorf in Schwaben gebürtig, war ein berühmter Lehrer der heiligen Schrift an der Universität zu Wien, und daselbst Rector magnificus, in den Jahren 1409 und 1411. Späterhin wurde er Domherr bey St. Stephan, und stand der Pfarre Pertholdsdorf von 1426 bis 1431 vor. Im letzteren Jahre soll er auch zu dem Konzilium nach Basel abgesendet worden seyn. — Ihm folgte zu Pertholdsdorf bis zum Jahre 1464 der berühmte Gelehrte, Thomas Ebendorfer, aus einem österreichischen alt-adeligen Geschlechte 1387 zu Haselbach im V. U. M. B. geboren. Sein hohes Talent und seine ausgebreiteten Kenntnisse erhoben ihn schon im Jahre 1417 zum Lehrer an der Universität zu Wien, wo er durch zwanzig Jahre über das Fach der Exegese vortrug. Der berühmte Aeneas Sylvius nannte ihn immer den insignem ex Germanis Theologum! 1427 wurde er Domherr bey St. Stephan. Als der vornehmste akademische Gesandte entfaltete er die Kunst einer besonderen Beredsamkeit bey der Eröffnung des Konziliums in einer glänzenden Anrede an die versammelten Väter. Zu Basel erwies man ihm viele Ehre, und das besonderste Zutrauen in allen Geschäften mit Oesterreich. Kaiser Friedrich IV. bezeigte seiner Gelehrsamkeit und seinen Verdiensten eine besondere Zuneigung, und erhob ihn zu seinem Rath. Seine Fruchtbarkeit als Schriftsteller in seiner Zeit erregt Erstaunen. Dermalen sind sechs und dreyßig Werke von ihm bekannt, worunter wohl seiner Chronik von Oesterreich der Vorzug gebührt, welche die Geschichte Oesterreichs von dessen ersten Bewohnern bis zum Jahre 1463 enthält. Die drey letzten Bücher derselben verdienen die vorzüglichste Beachtung; weil sie die Geschichte seiner Zeit enthalten. Er starb am 11. Januar 1464, und liegt in der Pfarrkirche zu Pertholdsdorf vor dem Altare des heiligen Augustin begraben. Eben dort ruhet auch der allgemein bekannte Philolog Popovich. Einfach verkündigt es die Inschrift des Steines: Popovich, quod fuit, MDCCLXXIV! An der Bearbeitung der Lokalien Kaltenleitgeben, Rodaun und Breitenfurt haben die älteren Pfarrer Benedikt Ultsch 1766, Andreas Hartmann 1763, und Adam Kern vorzüglichen Antheil. Die Pfarren Laab, Biedermannsdorf und Achau wurden beschrieben nach den Aufsätzen der Pfarrer Efinger vom Jahre 1763, Dominik Herborn 1716, Joseph Mayerhofer 1764; und nach den neuesten Beyträgen des Herrn Abten zu den Schot-

ten in Wien, Herrn Hofrath Andreas Wenzel, und der Pfarrer Lorenz Schneider, Ignaz Kuik und Methodius Weiß. Der Beschreibung der Pfarre Brunn am Gebirge liegt zum Grunde ein Memorabilienbuch vom Jahre 1766, und der schriftliche Beytrag des Pfarrers Michael Korn. Enzersdorf am Gebirge, oder Maria Enzersdorf, ist sehr fleißig behandelt p. 165 bis 184. Auf dem Leichenhofe daselbst befinden sich die Grabmäler von drey in unserer Zeit berühmten Männern, nämlich des berühmten Mathematikers und Astronomen Maximilian Hell; des Generalvikars der Redemtoristen, Klemens Maria Hofbauer, und des Predigers und Dichters Friedrich Ludwig Zacharias Werner. — Hierauf folgen die Pfarre Atzgersdorf, nach den Beyträgen des Franz Wolleneck; die Filialen Erla und Siebenhirten sammt Schellenhof; sodann Atzmansdorf, nach der Beschreibung des Lokalkaplans Augustin Schmid; die Filiale Hetzendorf nach den sehr fleißig ausgearbeiteten Beyträgen des Herrn Probstes Jakob Stern *); Liesing, nach dem ungemein fleißig zusammengestellten Bericht des Pfarrers Joseph Rüd; die Pfarre Mauer nach den Protokollen der Pfarrer Max. Wechinger und Jakob Reinberger; die Pfarre Kalchspurg, vom ehemaligen Pfarrer P. Greipl zusammengestellt. — Den Beschluß dieses Bandes machen die Beschreibungen der Pfarren, der Filialen und Ortschaften von Laa, Unterlaa, Neusiedel, Lanzendorf, Himberg, Hennersdorf, Schloß Leopoldsdorf, dessen Besitzer im Jahre 1553 Hieronymus Beck war, ein sehr gelehrter Philolog, der fast ganz Europa und einen Theil von Asien durchwandert hatte, und dessen kostbare Bücher- und Manuskriptensammlung gegenwärtig ein Eigenthum der k. k. Hofbibliothek ist; Vösendorf, woselbst römische Antiken aufgefunden wurden; Inzersdorf, Simmering und Lachsenburg, welchen allen die älteren und neueren Ausarbeitungen der Herren Seelsorger Johann Zott, Bernhard von Jaswitz, Wenzel Oberle, Michael Stres 1770, Vinzenz Müller 1820, Jakob Trinkhaus 1767, Ignaz Buckl, Nikolaus Ivantschitsch 1817, zum Grunde liegen. Angehängt

*) Als die wohlthätige Kinderblatternimpfung nach der Erfindung des Dr. Ingenhous in den k. k. Staaten bekannt wurde, ließ die Kaiserin Maria Theresia 1762 hier diese Operation zuerst unter der Leitung des k. k. Leibarztes, Baron von Störk, durch den Wundarzt von Atzgersdorf, Joseph Miller, an vielen adeligen, und in der Folge auch an andern Kindern öfter vornehmen.

sind diesem Bande die Karte des Dekanats Laa, und die Ansichten von Rodaun und von Brunn am Gebirge.

Im vierten Bande werden das Dekanat Baden und das Cisterzienserstift Heiligenkreuz und dessen Umgegend besprochen. Die Herausgeber verdanken die Nachrichten über einzelne Gegenstände mehreren thätigen Mitarbeitern und anderen Theilnehmern *). — Die Geschichte des Cisterzienserstiftes Heiligenkreuz und aller demselben zugehörigen Pfarren hat der Kapitular desselben, Herr Malachias Kohl, verfaßt. — Im ganzen Vortrage ist auch hier wieder quellengemäße Gründlichkeit, ein ruhiger Gang und erschöpfende Kürze durchaus bemerkbar. Man ersieht aus jeder einzelnen Pfarrbeschreibung alsogleich, daß alle gediegenen Daten fleißig gesammelt schon vorlagen. — Die Pfarre Allacht oder Alant beginnt hier die Reihe. Die Ableitung des in neueren Zeiten üblicher gewordenen Namens Allacht, von acht Kirchen, welche alle achte einst zu dieser Pfarr- oder Mutterkirche gehörten, wird durch die älteste urkundliche Benennung vom Jahre 1135: Adeleth, Adelathe, Aleuthe, Alant — offenbar widerlegt. Es ist nicht zu übersehen, daß Gertrude, eine Tochter Heinrichs des Grausamen, Herzogs von Mödling, und Gemahlin Hermans, Markgrafen von Baden, hier in Alanth ihren Sohn Friedrich geboren habe, welcher mit dem letzten Hohenstauffen zu Neapel am 29. Oktober 1268 auf dem Blutgerüste starb. Zum Danke, daß ihr dieses Knäblein geboren worden, schenkte Gertrude (Ibi feliciter enixa est puerum) diese Pfarre sammt Vogt- und Lehenrecht 1223 dem Stifte Heiligen-

---

*) Insbesondere die Angaben über Klausen-Leopoldsdorf Sr. Erz. dem k. k. Oberstjägermeister Herrn Grafen von Hoyos; die Geschichte des deutschen Ordens in Oesterreich Sr. Erz. dem Kommenthur des Ordens Herrn Grafen von Harrach, unter Mitwirkung des Herrn Hofrathes und geheimen Referendarius des Ordens, von Schön, so wie dem Sekretär des Ordens, Butz; ferner die Beschreibung der Pfarre Gumpoldskirchen den Nachforschungen des Herrn Pfarrers Joseph Herborn; die Berichte von Tribuswinkel dem Pfarrer Bukl, unter Beyhülfe der herrschaftlichen Kanzley und des Herrn Lehenprobstes Ritter von Löwenau; die Beschreibung von Guntramsdorf, von Schönau, Ginselsdorf und St. Helena den diesortigen Pfarrern, Florian Stangl, Matthäus Rinhofer, Joseph Rohr und Eugen von Haus. — Die Geschichte der Pfarre des Benediktiner-Stiftes Mölk, Traiskirchen und Gainfahren sammt der Geschichte von Merkenstein und Leestorf dem Kapitularen dieses Stiftes, Ignaz Kaiblinger; die Darstellung von Tattendorf dem Chorherrn Max. Fischer.

kreuz. Merkwürdig in dieser Pfarrkirche ist auch ein Grabstein, welcher einen auf dem Rücken liegenden Hund mit einem Kreuze auf dem Bauche vorstellt, ohne Aufschrift. Es soll hier ein Herr von Arnstein begraben liegen, den seine Mutter ersäufen wollte, weil seine Gestalt einem Hunde ähnlich gewesen sey.— Die ältesten, die Pfarre Baden betreffenden Daten werden p. 8 — 11 sehr fleißig zusammengestellt. Sonderbar ist die im Mittelalter so allgemeine Gewohnheit, daß bey Taidigungen über Naturalabgaben gewöhnlich auch ein paar Filzstiefel oder Filzschuhe mitbedingt worden sind. Was p. 11 — 12 über die Entstehung von Dörfern, Ortsherrschaften und Grundbücher gesagt wird, kann nur zum Theil für wahr erkannt werden. Dem Verfasser fehlen hierüber die nöthigen klaren Vorstellungen von den ältesten Lehensverhältnissen. Uebrigens ist das Weitere bis pag. 19 mit recht vielem Fleiße erschöpfend bearbeitet. — P. 23 beginnt die Beschreibung der Pfarre Baden. Bewohnung und Kultur sind in dieser Gegend uralt. Vindobona, das römische Munizipium; Karnuntum, die πολις κελτικη des Zosimus — hier ganz in der Nähe! Es mag gar nicht bezweifelt werden: in dieser Gegend war gelegen der römische Ort Aquae (oder wie andere den bestimmenden Zusatz geben: 'Aquae pannonicae), welcher im Antoninischen Reisebuche verzeichnet ist, und 30,000 Passus von dem slavischen Munizipium Scarabantia, und von Vindobona 28,000 Passus entfernt gelegen war. Schon im Jahre 1764, als in Baden das Gewölbe der Ursprungsquelle gemacht wurde, hatte man einen Ziegelstein mit der Aufschrift: AQUAE, entdeckt; auch fand man hier sehr viele Ziegel, welche alle 2 1/4 Zoll dick, die meisten 18 Z. lang und 11 Z. breit, einige bey gleicher Breite 17 auch 19 Z. lang waren, und das gewöhnliche Meisterzeichen der zehnten und vierzehnten römischen Legion auf folgende Weise aufgedrückt hatten: LEG. XIIII G. M. V. und LEG. X. P. G. F. P. Man stieß beym Aufgraben auf einen von Schwefel und Kalktheilen ganz durchdrungenen Flötzboden, auf welchem mehrere, zwey Schuh weit von einander abstehende Fußgestelle von 9 Zoll Höhe und 5 Quadratzoll im Durchschnitte befindlich waren, welche aus 3 Zoll dicken, auf einander liegenden, durch einen Kitt verbundenen festen Ziegeln bestanden. Ueber diesem Fußgestelle lagen sehr dicke, über 2 Schuh lange und eben so breite Ziegelplatten, welche den eigentlichen Fußboden ausmachten. Von allen Seiten befanden sich in verschiedenen Entfernungen Rauch- und Dunstfänge, und viele andere noch deutlich sprechende Kennzeichen einer ehemaligen Badeanstalt überhaupt und insbesondere römischer Dunstbäder. Setzt man nun noch hinzu die hier

vom Kaiser Augustus bis in die Zeit der späteren Imperatoren aufgefundenen römischen Münzen, die anderen ausgegrabenen Grundfesten uralter Gebäude und ganze Stücke von sehr altem Straßenpflaster: so ergibt sich von selbst die billige Schlußfolge, daß auch schon im römischen Zeitalter dieser Ort sehr belebt gewesen sey. Betreffend jedoch was hier p. 52 von den durch alte Schriftsteller citirten Thermis cetiis gesagt wird, wollen wir aufmerksam gemacht haben, daß dieser Ausdruck in keinem klassischen Autor, also in keiner Quellenschrift vorkomme. — Die Beschreibung der hiesigen Badequellen nimmt den Raum von p. 25 bis 51 ein, woraus wir folgende Merkwürdigkeiten Badens entnehmen. Die alte Frauenkirche in Baden war sowohl in Hinsicht ihres Alters, als auch ihrer Bauart, sehr merkwürdig. — Sie war ein Meisterstück der Baukunst des Mittelalters, und sie hatte das sogenannte Wahrzeichen von Baden, nämlich: daß ihr Thurm auf einer Spitze stand *). — Ein zweytes Meisterstück der Baukunst enthielt diese Frauenkirche in ihrem Dachstuhle, welcher ganz von Lärchbaumholz verfertigt, und durchaus ohne Eisen war, so daß weder Nägel, noch Schrauben, Klammern u. dgl. angewendet wurden, sondern alles ward nur durch zwey stehende Stühle gestützt, durch ein Hängewerk verbunden, mit hölzernen Haften fest gemacht, und mit grün glasirten Ziegeln bedeckt,

---

*) Dieses ist von der besonderen Bauart des Thurmes zu verstehen; denn er war durchaus von harten, schönen Steinen erbaut, durch kein Fundament gestützt, vertikal über der großen Eingangsthüre aus einer Spitze sich allmälich in die Höhe erweiternd, und gleichsam dem Firste des Daches entwachsend, von wo aus er in der Figur eines gleichseitigen Sechseckes konisch geformt, und mit verschiedenen gothischen Verzierungen geschmückt, noch 8 Klafter und 4 ½ Schuh sich bis zu seiner Spitze erhob. Vom Giebel des Daches, und von der oberen größten Breite lief der Thurm in gleicher Höhe von 8 Klafter 4 ½ Schuh abwärts an der Mauer in eine Spitze zusammen; doch nur von außen in halb erhabener Arbeit, so daß es schien, als ob der Thurm wirklich auf einer Spitze stehe. Die ganze Last des Thurmes stützte bloß eine fest verkittete Masse, indem der Baukünstler über die gewölbte Decke der Kirche zwey steinerne Gurten spannte, welche durch starke, mit Bley vergossene Eisenstangen mit einander, mit dem Vordertrakte und mit der Hauptmauer so verbunden waren, daß sie ein unzertrennliches Ganzes bildeten, und kein Stück weichen konnte. Dieser Thurm hatte auch noch das Eigene, daß nebst den gothischen Verzierungen verschiedene Gestalten von Thieren, nämlich ein Bär, ein Rehbock, eine Gemse nnd drey Hunde aus Stein hervorragten. Dieß gab Veranlassung zur Sage, daß die nahen Heilquellen durch wilde Thiere und Jagdhunde, die sich daselbst ihre Wunden heilten, zufällig entdeckt worden seyen.

die vierfach über einander in kittfesten Mörtel gelegt waren. — Pag. 52 beginnt die eigentliche Geschichte von Baden, welche bis p. 68 besonders emsig und umfassend dargestellt ist. Was der Verfasser p. 53 behauptet, daß bey Wiederbevölkerung dieser Umgegenden unter Kaiser Karl dem Großen, neben andern adeligen Familien auch die sogenannten Tursonen hieher gekommen seyen, wird nicht jeder Leser verstehen; — auch mag es wohl ziemlichen Zweifeln unterliegen, ob die Familie der Tursonen wohl gerade durch jenen Monarchen hieher sey verpflanzt worden? P. 68 bis 94 wird die Beschreibung der vorzüglicheren Gebäude in Baden gegeben. — P 94 — 98 handeln von dem Orte Leestorf, wo schon im Jahre 1356 eine Papiermühle bestanden hatte; — gewiß die älteste in Oesterreich! bis 1679 ein Eigenthum des Stiftes Heiligenkreuz; von 1686 bis 1714 dem Stifte Mölk angehörig. — Im Leestorfer Gedenkbuche von 1693 wird ein daselbst alle Jahre gefeyertes Volksfest also beschrieben: »Es bestand in einem feyerlichen Wett»laufe von zwölf ledigen jungen Burschen und Mädchen der möl»kerischen Unterthanen zu Leestorf und Teestorf, bis zu »einem weiten ausgesteckten Ziele. Dazu wurden von dem Herrn »Stiftsabte Belohnungspreise bestimmt, nämlich für die Burschen »ein weißer Hut mit einer Schnur, dann ein paar rothe Strümpfe »und ein Halstuch, mit mehreren Geldgewinsten. Für die Mäd»chen aber ein Miederzeug, ein Brustfleck, ein Paar Strümpfe, »mit gleichen Geldgewinsten. Nach geendigtem Wettlaufe be»gann die Tanzmusik im herrschaftlichen Wirthshause, wozu die »Herrschaft unentgeltlich Wein spendete. Alles dieses geschah »im Beyseyn eines großen Zusammenlaufes der Bewohner der »ganzen Umgegend, wo überall eben solche Volksfeste Statt »hatten. Man weiß ihren Ursprung nicht genau anzugeben; sie »dienten aber, ohne der Sittlichkeit zu schaden, zur wechselseiti»gen Annäherung und Beförderung freundschaftlicher Verhält»nisse zwischen den Bewohnern, und sie vermehrten zugleich die »Anhänglichkeit der Unterthanen an ihre Obrigkeiten.« — Von p. 99 — 102 folgt die Beschreibung der Dörfer Rohr und Braiten. In den Nachrichten über die Orte Allandgasse und Ziegelöfen sind die Bemerkungen über die sogenannte, aus Gußeisen erbaute Badnerbrücke nicht unwichtig. — Die Pfarre Gainfahren mit ihren Filialen Vöslau, Groß au und Merkenstein hat der Kapitular von Mölk, Ignaz Kaiblinger, sehr fleißig bearbeitet. Wir bedauern nur, daß hier von besonderen Volkssitten entweder nichts bekannt, oder das Bestehende nicht berücksichtigt worden ist. — Bey der Pfarrsbeschreibung von Gumpoldskirchen, welche Pfarre zwischen

1227 und 1240 durch Herzog Friedrich den Streitbaren von Oesterreich an die deutschen Ordensritter gekommen war, werden Entstehung, Fortgang und Ausbreitung des deutschen Ordens aus Heliot und Schwan, p. 121 bis 132, dargelegt, was wohl in einem solchen Buche überflüssig erscheint. Ein desto erwünschterer Beytrag zur Landesgeschichte ist dagegen das aus dem im deutschen Hause zu Wien befindlichen Balley-Archive erhobene Verzeichniß der Herren Landkommenthuren der ritterlichen deutschen Ordensballey in Oesterreich, p. 133 — 143. — Mit sichtlicher Aufmerksamkeit und erschöpfend ist p. 146 — 154 die Pfarre Gundramsdorf bearbeitet. — Bey Gelegenheit der Sprache über die Lokalie St. Helena, p. 154 — 159, wird das gegenwärtig viel besprochene Helenenthal anziehend geschildert. — Bey Beschreibung der Ruinen der verrufenen Burg Rauhenstein wird auf die Sage, wie der erste Saffran nach Oesterreich gekommen seyn soll, aufmerksam gemacht. Hulda, eine Tochter Heinrichs von Rauhenstein, versprach, denjenigen Ritter zu ehelichen, der ihr das Nützlichste und Angenehmste aus dem heiligen Lande Palästina bringen werde. Dieses erfüllte ein Walter von Merkenstein, indem er den Saffran mit sich brachte, und der Erste dessen Anbau in Oesterreich beförderte. — In dem verborgenen Helenenthale hatte sich ein Schwarm von der Sekte der Adamiten angesiedelt, welche jedoch durch Ritter Albert von Rauhenstein ungefähr im Jahre 1320 mit Gewalt wieder ausgetrieben worden sind. — Einen Beweis, wie es in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts mit Sicherheit der Person und des Eigenthums, selbst in der Nähe der Hauptstadt, ausgesehen habe, liefert folgender Vorfall. Im Jahre 1466 besaß Wilhelm von Buchheim das Schloß Rauhenstein. Als die Gemalin des Kaisers Friedrich IV., Eleonora, nach vollendeter Badekur das Stift Heiligenkreuz besuchte, und von da durch das Helenenthal nach Neustadt zurückfuhr, fielen die Reisigen dieser Burg über die Packwägen der Kaiserin, und plünderten sie aus. — Dieses Frevels wegen wurde die Veste Rauhenstein von den Soldaten des Kaisers, die er von Wien und Neustadt hieher sandte, belagert, und mit Sturm erobert. — Da schlug sich nun aus Rache Ritter Buchheim selbst zu dem damals so berüchtigten Räuber Georg Stein, und plünderte verheerend die umliegenden Ortschaften. Erst nach langem Unterhandeln mit ihm, als er zu dem vorgeschlagenen Vergleiche in Linz nicht erschien, wurde er von dem päpstlichen Legaten mit dem Banne belegt, und das Schloß verfiel an den Landesfürsten.

Weikersdorf ist merkwürdig durch zwey jährliche Volksfeste. Am Pfingstmontage durch das bekannte Baumklettern — und am Ostermontage durch ein Wettrennen, wo sechs ledige Bursche und sechs Mädchen von Weikersdorf von dem Dorfe Guttenbrunn angefangen, und im angestrengtesten Laufe bis zu dem Gasthause zum Anger genannt, laufen mußten, p. 164. — Von den Schloßruinen zu Rauhenegg gehet folgende Sage. Auf der obersten Mauer eines sehr massiv gebauten Thurmes steht ein dicker Föhrenbaum, von welchem aus alter Zeit her erzahlt wird, daß aus dessen Holz dereinst eine Wiege gemacht werden müsse. Würde der erste in dieselbe gelegte Knabe in den geistlichen Stand treten, so würde er, nachdem er seine ersten drey heiligen Messen gelesen, den Burggeist von seinen nächtlichen Wanderungen erlösen, der einen hier im Schlosse vergrabenen Schatz bewache, um denselben dann den, welcher ihn erlöset, zu übergeben. — Sonst wird vom Ursprunge dieser Burg auch noch erzählt: »Ihr Erbauer war ein Turso. »Schon unter den longobardischen Königen Ailstulf und De»sider war das Geschlecht der Tursonen als heldenmüthig be»kannt. Als nun Kaiser Karl der Große sein Reich bis an »den Rabfluß ausdehnte, gab er einem Turso den Auftrag, einen »Theil des Zipserlandes und die Gegend an der Donau von »den Feinden und Räubern zu reinigen. Er erlaubte ihm zu»gleich, sich einen beliebigen Wohnplatz zu wählen, welchen »Turso bey Baden am Eingange des Gebirges sich erkor, »hier die Veste Rauhenegg baute, und der Stammvater »seines Geschlechtes in Oesterreich wurde.« — Um das Jahr 1380 hatte Heinrich von Pillichsdorf das Schloß Rauhenegg durch List und Gewalt in seinen Besitz bekommen. Er war ein gefürchteter Raubritter, der schrecklich in der ganzen Gegend umher, vorzüglich den Wienern viel Böses zufügte. Um sich endlich Ruhe zu verschaffen, zogen die Wiener insgesammt, mit Erlaubniß Herzogs Rudolph des Vierten, gegen das Raubnest Rauhenegg, eroberten die Veste mit Sturm, und schleiften sie bis auf den Grund. Heinrich von Pillichsdorf aber schob die Schuld alles verübten Frevels auf seinen Burgvogt, und durfte die Veste Rauhenegg wieder aufbauen.

Mit p. 175 beginnt die Darstellung des Stiftes und der Pfarre Heiligenkreuz. Sie ist aus den Archivsurkunden des Stiftes selbst, und aus sieben älteren handschriftlichen Bearbeitungen durch den Stiftskapitularen und Pfarrer zu Pfafstätten, Malachias Koll, zusammengestellt worden. In der Nähe des Klosters zu Heiligenkreuz ist eine Gegend,

welche die Benennung trägt: »Auf den Radschien.« Wahrscheinlich ist dieses ein Ueberbleibsel alter Slavenansiedlung bey dem Vordringen der Slaven und Avaren durch Pannonien herauf, bis an und über die Enns, und bis über die südlichen Alpen hinab am Ende des sechsten und im siebenten Jahrhunderte. Dergleichen Abzeichen finden sich im Lande unter der Enns, so wie in den Landtheilen oberhalb dieses Flusses, heut zu Tage noch, und noch mehrere in älteren Urkunden. — Was der Verfasser p. 177 — 181 über den Zweck und die inneren Einrichtungen alter Klöster sagt, gehört zwar nicht hieher, ist aber alles gar gut gemeint, besonders das, was er hinsichtlich der Temporalienverwaltung, der Verantwortlichkeit der Aebte gegen ihre Klostergemeinden oder Stiftskapitel sagt. Wenn aber der Verfasser behauptet, den Aebten und Klöstervorstehern sey erst auf der Kirchenversammlung zu Wien 1311 die Erlaubniß ertheilt worden, mehreren ihrer Mönche die Priesterweihe ertheilen zu lassen, und daß sie erst dann häufiger die Seelsorge außerhalb der Klöster angetreten hätten: so steht seine Behauptung mit gar vielen Schenkungsbriefen, päpstlichen Bestätigungsbullen, Angaben und Codicibus traditionum, und mit Nekrologien aus dem eilften, zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte in geradem Widerspruche! — Die Geschichte des Stiftes, an die Reihefolge der Stiftsäbte gebunden, wird hierauf mit gelassener Gründlichkeit und in gedrängter Kürze erzählt. P. 191 erfahren wir, daß Herzog Friedrich der Streitbare den Abten Egilolf ganz besonders geliebt und beschenkt habe, propter merita et servitia ejus! Diese Verdienste bestanden unter andern wahrscheinlich auch darin, daß, als dieser Herzog in Wien eine öffentliche Lehranstalt gründete, dieselbe nach Angabe alter Stiftshandschriften, von Gliedern des Stiftes Heiligenkreuz besetzt wurde, deren Vorsteher oder Direktor der Abt Egilolf war, welcher somit an der Gründung der ersten und ältesten Lehranstalt in Wien den wesentlichsten Antheil hatte. Unter eben diesem Abte geschah im Jahre 1230 durch Wichard von Zebingen zu Heiligenkreuz die schöne Stiftung eines Hospitals bloß für fremde Kranke, mit der ausdrücklichen Bestimmung im Stiftungsbriefe: Duxi neminem fratrum degentium, nullumque familiarem huic eleemosynae substitui; sed quemcunque alienum, debilem sive languidum divina dispensatio illuc perduxerit, illum operibus misericordiae ibi volo refocillari! — Man liest mit Theilnahme die Beschreibung der altgegründeten Wohlthätigkeitsanstalten des Stiftes für Arme und Kranke, p. 197 — 198. — Eben so bewegt das Herz die alte Einfalt einer

Stiftung im Jahre 1321: »Der Pitanzmeister (der Küchen- oder »Speisemeister) soll durch das Jahr, wann die Klosterbrüder (zu »Heiligenkreuz) nur zwey Eyer haben, noch das dritte »dazu geben;« und die Stiftung, welche Margaretha, Tochter des Haffeners Leopold zu Traiskirchen im Jahre 1356 machte: »Auf daß man einem jeden Klosterbruder jährlich zwi»schen Ostern und Pfingsten ein neues paar Sommerschuhe gebe, »und auch die alten flicken lasse.« Deßgleichen eine dritte Stiftung vom Jahre 1382: »Am Bartholomäustage sollen die Brü»der wohl traktieret werden, jeder mit drey Stücken guter Fische, »weißem Brote, und dem besten Weine, so im Keller zu finden; »welches Mahl drey Pfund Pfennige kosten soll, was aber (von »der Stiftungssumme) übrig bleibt, davon soll der Prior grobes »Gewand kaufen, und gleich unter die Herren austheilen. Da»gegen soll das Kloster, wenn die Erben und Nachkommen zum »Jahrestag kommen, ihnen jährlich zwey Paar gefilzte Schuhe »reichen und geben« u s. w. P. 201 wird erzählt, wie im Jahre 1414 mehrjähriger Mißwachs eine solche Hungersnoth und Armuth erzeugt habe, daß, nach einem Schreiben des Abtes Albert an Niklas von Pottenbrunn, die Stiftsgeistlichen nicht hinreichende Nahrung und Kleidung erhalten konnten. Der Abt Albert selbst starb in demselben Jahre vor Hunger und Kummer, nach Angabe alter Stiftskataloge: »Vel fame, vel moerore obiit!« Sein Nachfolger, Peter, machte sich schon früher als Hofprediger in Wien, und dann als Lehrer der Theologie und als Stiftsprior rühmlichst bekannt. — Wie in alten Stiftsschriften berichtet wird, soll Peters Nachfolger, Johann II., im Jahre 1431, im Beyseyn des Herzogs Albert V. den Grundstein zum zweyten großen, bis jetzt noch unausgebauten Thurme der St. Stephanskirche in Wien gelegt, und dann mit einem Stiftsprofessen, Heinrich Basler, im Jahre 1434 dem Konzilium zu Basel beygewohnt haben. — Der Nachfolger, Abt Heinrich IV., genoß so großes Zutrauen bey Kaiser Friedrich IV., daß er, während einer Reise nach Palästina, ihn nebst einigen andern sogar zum Landesgouverneur ernannte, worüber die Stiftskataloge berichten: »Una cum aliis quibusdam locumtenens in Austria declaratus est, antepositus omnibus tum ecclesiasticae tum politicae dignitatis proceribus, excepto uno Frisingensi episcopo Nicodemo.« — Im Jahre 1566 hatte Heiligenkreuz nur gar wenige Mitglieder, und von welchen einige schon als Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren eingekleidet und vergelübdet worden waren. — Zum Schlusse der geschichtlichen Darstellung sind p. 223 — 229 die Verdienste und Vorzüge des Stiftes bescheiden gewürdiget,

und es wird versucht, zu zeigen, wie Heiligenkreuz seinem hohen Zwecke durch alle Zeiten entsprochen habe. — Mit p. 229 beginnt die topographische Darstellung von Heiligenkreuz, worin auch eine deutliche Beschreibung der Stiftsgebäude gegeben wird. Das Stift besitzt ein Kunst- und Naturalienkabinett, eine Gemäldesammlung, und eine Bibliothek von achttausend Bänden Bücher und achthundert Handschriften. — Alle im Stifte befindlichen Grabmäler werden angeführt; worunter die Grabstätten der babenbergischen Fürsten, besonders Friedrichs des Streitbaren, und dann jene des Malers Altomonte, † 1745, und des Bildhauers Giuliani, † 1744, bemerkenswerth sind *). — Von p. 237 bis 312 werden die Pfarren und Filialkirchen Kottingbrunn, Klausen-Leopoldsdorf, Münchendorf, Oberwalterstorf, Pfaffstätten, Rächenmark mit der Veste Arnstein, Sittendorf, Saaß, Sulz, Tallendorf, Traiskirchen, Möllerstorf, Wienersdorf, Tribuswinkel und Trumau eben so fleißig und erschöpfend, wie alle früheren, behandelt. — Von dem Orte Saaß (Saassa ad tres fontes) wird p. 378 die uralte Sage angeführt, daß hier einst eine Stadt gestanden habe; — welche Sage, weil sich schon so viele andere ähnliche erwahrt haben, auch hier einen wohl verläßigen Fingerzeig auf römische Ansiedlungen und Antiken gibt. — Ins Gedächtniß wird endlich auch noch gerufen, daß die Umgegenden von Traiskirchen ihre ersten Burgunderreben dem berühmten Helden und Befreyer Wiens (1683), Herzog Karl von Lothringen, dem Großvater des römisch-deutschen Kaisers Franz I. zu verdanken haben.

Der fünfte Band ist gegenwärtig noch nicht erschienen, jedoch bereits unter der Presse. Wir gehen daher zum sechsten über, welcher das Dekanat Wilhelmsburg mit dem Stifte Lilienfeld und seiner Umgebung enthält — in zwey Abtheilungen, auf 499 Seiten. — Den Anfang macht die Darstellung des Stiftes Lilienfeld selbst, seiner naturhistorischen Merkwürdigkeiten, Thiere, Pflanzen, Bäume, Gesträuche, Kräuter und Mineralien, der Beschaffenheit der Bewohner, seiner Topographie und Geschichte, — verfaßt vom Herrn Ambros

*) Beyde Künstler wurden von diesem Stifte durch viele Jahre beschäftiget. Die meisten der hiesigen Freskogemälde sind von Altomonte, unter denen besonders ein großes Gemälde, die fünftausend Gespeisten vorstellend, im Sommerrefektorium sehenswerth ist. Giuliani hat an Raphael Donner, geboren zu Prainsfeld bey Heiligenkreuz, einen ganz gelungenen Schüler hinterlassen.

Beczizka, Kapitular des Stiftes und Pfarrer am Annaberg. Ganz befriedigend wird die physische Geographie durchgeführt, und der Vortrag würde sich noch angenehmer lesen, wenn man nicht überall ein Suchen nach treffenden Beywörtern und poetischem Zuschnitte des Ganzen so auffallend bemerken müßte. Aus dem Pflanzenreiche wird in den Umgegenden Lilienfelds das Gewöhnliche bemerkbar gemacht, p. XVIII — XXIV; eben so wird das Mineralreich behandelt, p. XXIV — XXVII. Für den Zweck dieses Werkes mag es genügen; der Fachkundige jedoch wird hier vieles vermissen, und dürfte in der Lage seyn, die vorgelegten Angaben noch sehr zu vermehren. Bemerkenswerth ist ein Marmorbruch bey Dürrnitz, welcher schwarzen Marmor von seltener Schönheit liefert, und womit größtentheils das prachtvolle Gotteshaus in Lilienfeld ausgeziert ist. Sonst gab der nahe Annaberg auch einst eine reiche Ausbeute an Silber, Bley und Galmay, wovon sich noch viele Spuren in dem Muttergesteine zeigen. Ein bedeutender Eisenvorrath ist nicht minder da zu finden, so wie im Ganzen der eisenschüssige Kalkstein auf dieses Metall vorzüglich hindeutet. Der Schwarzenberg bey Dürrnitz liefert die reichsten Bleyerze; auf dem Hofberge, zwischen Kirchberg und Rabenstein, fischte man vor nicht langer Zeit an dem Ausflusse einer Quelle gediegenes Quecksilber auf, — welche Anzeigen gewiß für Geologen der näheren Beherzigung werth sind. — Was der Herr Verf. über die Bewohner der Umgegenden Lilienfelds, p. XXVII—XXXII, sagt, erregt viel Interesse; ob indeß alles so ganz richtig ist? Daß bey der Bürger- und Gewerbsklasse Starkgeisterey und Religionsverachtung ziemlich herrschender Ton geworden, — wollen wir, durch vielfache Erfahrung selbst belehrt, nicht in Abrede stellen; was jedoch über den Bergler oder Gebirgsbewohner gesagt wird, ist vielleicht mit zu weniger und billiger Berücksichtigung der ewig gleichen und unüberschreitbaren Verhältnisse des Alpenlandes ausgesprochen. Der grelle Kontrast zwischen den älteren und neueren Sitten des Gebirgsvolkes, in dem Lichte, als er aus den Angaben des Verfassers erhellet, läßt sich keineswegs historisch rechtfertigen. Und ist auch manche Abweichung erweislich, wie denn kein Winkel Europa's von den Einwirkungen des entsetzlichen Orkanes, der durch zwanzig Jahre alles und durch und durch erschüttert hat, hat frey bleiben können, — so hätte der Verfasser auch die Ursachen davon angeben sollen; um so mehr, weil sie so nahe liegen, so klar jedem unbefangenen Auge sich zeigen, und viele derselben annoch stehend fortwirken. Die Krankheit ist nicht schwer zu heilen, wenn man erst sie selbst.

und ihren veranlassenden Grund erkannt hat. Die Angabe des Verfassers, »daß man auf fünf Geburten so ziemlich zwey uneheliche rechnen könne!« — muß wohl streng lokal genommen werden; unsererseits müssen wir folgende Versicherung entgegensetzen: wir haben absichtlich in vielen, und weit von einander entfernten Gegenden des Alpenlandes die vorfindigen Taufregister von ungefähr 1600 bis 1818 durchgegangen, und von funfzehn zu funfzehn Jahren hinsichtlich unehelicher Geburten dasselbe Resultat überall gefunden *); und in manchen Gegenden überstieg das Resultat der älteren Zeit auffallend — das Ergebniß der neueren. — Mit p. 1 beginnt nun die historisch-topographische Darstellung von Lilienfeld, — alles in übertriebener, der edlen Einfachheit und dem sicheren Gange des historischen Styls wenig angemessener Weise! — Man hätte hierin nur gerade dem alten Meister Ortilo folgen sollen, aus welchem p. 10 eine Stelle wörtlich angeführt wird. — Die Benennung Lilienfeld leitet der Verfasser von den auf jenen Bergen im ersten Frühjahre erscheinenden weißen Blumen, wahrscheinlich des auf dem ganzen weiten Hochgebirge der Alpen überall vorkommenden Helleborus niger, ab. Wir bleiben hierin bey der alten, durch geschichtliche Daten unterstützten Sage. Schon lange vor dem Jahre 1200 bestand daselbst eine Burg, Lilienfeld genannt, von welcher sich auch die uns bekannten ältesten Besitzer den Beynamen gegeben haben. Daraus schon, und aus des Verfassers eigenen Versicherung: »der Herzog zeigte ihnen all die großen Wälder, die schönen Wiesen und Weiden, und die beträchtlichen Fischteiche, womit er das Kloster begaben wolle,« — müssen wir schließen, daß jene Gegenden damals keine gar so öde und menschenleere Wüste gewesen sind, als der Verfasser uns glauben machen will. — Mit p. 11 beginnt die Reihe der Stiftsäbte, an welche sich also wieder die eigentliche Geschichte Lilienfelds bindet. — Uebertrieben ist es doch wohl, ungefähr im vierzehnten Jahre nach der Gründung des Stiftes schon zu sagen: »Ein wildes, wirres, finsteres Gehege waren

*) Man müßte vielleicht sagen, desto schlimmer. Wenn nach andern Nachrichten in mehreren Gebirgsgegenden das Verhältniß der unehelichen zu den ehelichen Geburten sich noch ungünstiger, als nach der oben angeführten Angabe darstellt, und allerdings nicht bloß neuere Einwirkungen, sondern auch bleibende Ursachen der Lebensweise, der eingewurzelten Gewohnheit u. s. w. die Schuld tragen; — so scheint man wohl berechtigt, zu fragen, ob, im Ganzen genommen, nicht ein liebevoller, kluger und beharrlicher Eifer der geistlichen Fürsorge das Uebel wirksamer hätte heilen oder mindern können? — besonders da es an sehr erfreulichen einzelnen Beyspielen nicht mangelt. A. d. R.

»diese Berghöhen, von keinem Wanderer besucht, und nur zu-
»weilen von der Jäger Hollaho! und von der Hunde Jagdgebell
»durchtost!! — und, o Wunder! jetzt winken von jedem Berge
»goldene Halme herab, fette Rinder weiden im hohen Grase,
»und genügsame Menschen freuen sich ihres Daseyns. Das
»Wunder hat der thätigen Mönche fleißige Hand bewirkt!« —
p. 13 — und so führt der einmal durchaus üppig seyn wollende
Vortrag den Verfasser zu fortwährenden Uebertreibungen. P. 22
—31 wird die Beschreibung der alten und neuen Stiftsgebäude
gegeben. — Die Fortsetzung von p. 31—51 bietet gar nichts
besonders Merkwürdiges in der Geschichte Lilienfelds dar.
Im Verhältnisse zu derselben sind die einschlagenden Zeitereignisse
viel zu weitläufig erzählt. — P. 56—57 kömmt die seltsame
Stiftung des Herrn von Weissenburg vor: »die Leichname
»aller Weissenburger im Kloster zu bestatten, und bey jeder Be-
»gräbnißfeyerlichkeit das festgesetzte Klagpersonal sammt Pferden
»und Dienerschaft zu verpflegen; endlich jährlich dem Aeltesten
»der Familie ein Paar Schuhe nebst einem Paar silbernen
»Schnallen von einem bestimmten Gewichte abzureichen.« —
Ueber einen wüthenden Sturmwind im Jahre 1281 sagt der
Verfasser p. 60 Folgendes: »Es fuhr nämlich am 2. August 1281
»ein wüthender Orkan, mit Donner, Blitz, Hagel und Platz-
»regen begleitet, über Oesterreich her, der die Flüsse aus
»ihren Betten hob, Menschen hineinschleuderte, und um Lilien-
»feld herum so rasete, daß verschiedenes Hausgeräthe, als
»Fässer, Kisten, Koffer ꝛc., über Berg und Thal auf vier Sta-
»dien weit fortflogen.« — P. 61 enthält einen schönen Beleg für
die alte Hospitalität, welche in Lilienfeld ausgeübt wurde.
Denn Albero von Scheuerbach schenkte dem Kloster eine
Besitzung, »um, wie er sich ausdrückte, die Brüder Mönche
»nicht darben zu sehen, und das Herbe ihrer Entbehrung zu mil-
»dern. Er wolle, fuhr er fort, ihre Mahlzeit mit einem Ge-
»richte Lammfleisches versehen, weil er sehe, daß sie darben,
»und sich den Bissen vom Munde absparen, um nur den Armen
»und Reisenden geben zu können.« — Eben so p. 63: »Der Bür-
»germeister von Neustadt, Leutold, und Rudolph, der
»Richter, erlaubten dem Kloster, wo eine so große Anzahl Klo-
»sterbrüder Gott dienen, und die wegen der Menge hin-
»zuströmender Fremden und Armen, ohne der
»Gläubigen frommen Spenden, unter dem Drucke
»der Zeit unterliegen müßten, zwanzig Fässer Wein in
»der Stadt einzukellern und auszuschenken.« — P. 74 enthält
einen sprechenden Beleg für landesherrliche Gerechtigkeit durch
eine schwere Geldbuße, womit Herzog Rudolph die Stadt

St. Pölten im Jahre 1307 wegen einiger an den Juden verübten Gewaltthätigkeiten belegt hatte. »Den Juden wurde nämlich zur Last gelegt, als ob sie sich gelegentlich allerley Schmähungen und Lästerungen gegen das allerheiligste Sakrament des Altars erlaubt hätten. Die Katholiken, den Juden gehässig, fielen hierauf über sie her, plünderten ihre Häuser, und tödteten sogar mehrere in ihrer fanatischen Wuth. Auf die Nachricht von diesem blutigen Auflaufe entbrannte Herzog Rudolf in einem solchen Zorn, daß er die Stadt feindlich überzog, und hoch und theuer schwur, keinen Stein auf dem andern zu lassen, und die Stadt nach Pottenbrunn zu versetzen. Mit Mühe gelang es dem Passauer Bischofe Bernard, ihn so weit zu besänftigen, daß er der geängstigten Stadt gestattete, sich mit einer Geldbuße von fünfhundert Talenten loszukaufen.« — P. 91 verfällt der Verfasser auf einmal darauf, Lilienfeld zu vertheidigen, daß es sich seit der Stiftesgründung nicht auch in den Wissenschaften ausgezeichnet habe, und nur einen einzigen Stiftsprofessen, den Konrad Schenk, aufweisen könne, welcher einige Sermones verfaßt habe. — Doch sind die Ursachen, welche angegeben werden, wohl nicht allein Schuld an dieser Erscheinung. — P. 95 — 97, und p. 110 liefern einen Beytrag zu den Gelehrten Oesterreichs. Abt Ulrich von Lilienfeld nämlich (J. 1345 — 1351) hatte sich durch mehrere gelehrte Arbeiten, durch eine Concordantia Charitatis, eine Postille für Prediger, durch Abhandlungen von Erzeugung der Tugenden und Laster, u. a. ausgezeichnet. Auch waren im Jahre 1405 zwey Professen von Lilienfeld, Johann von Langheim (nachher vom Jahre 1410 — 1412 Stiftsabt) und Johann Pinzinger, einer der vorzüglichsten Theologen am Konzilium zu Konstanz, als theologische Professoren an der Universität zu Wien angestellt gewesen. Ein anderer, durch Wissenschaft ausgezeichneter Mann von Lilienfeld war Johann Pfaffenborn, Magister und Professor der Theologie. Ausgezeichnet war zu jener Zeit das von ihm verfaßte Compendium Theologicae veritatis. Sein Stiftsabt Gerlach ehrte ihn auch noch nach seinem Hinscheiden durch ein feyerliches Todtengepränge und durch ein Marmordenkmal auf seinem Grabe. Zu diesem schönen Kranze gehört auch Abt Christian von Lilienfeld (Jahr 1358 — 1360), der mehrere gelehrte Abhandlungen geschrieben hat, von denen sein Opus Collectaneorum, eine Ausbeute aus verschiedenen Zweigen der Literatur, und aus den besten Autoren, annoch handschriftlich vorhanden ist. Die glücklichen alten Zeiten schildert sehr sprechend folgender

Vorfall: »Dem Räuberhauptmanne und Parteygänger Sockol »war es ein Leichtes, in Oesterreich einzufallen, mit seinen »Böhmen und Mährern in das Herz des Landes zu dringen, »schwere Kontributionen auszuheben, alle Klöster zu brandschatzen, »und bis Lilienfeld zu streifen. Johann von Hohen»berg, der mit dem Wildecker bey Heiligenkreuz von der »Partey des Herzogs Ernst war, und auch den Abt Konrad, »dessen Lilienfeld mitten unter des Hohenbergers Sippschaft, »den Altenburgern, Rabensteinern und Weissenburgern, wie eine »Lilie unter den Dornen, lag, zu dieser Partey gewisser Maßen »gezwungen hatte, war eben, um sich des Abtes zu versichern, »im Kloster, als Sockol bereits vor Wilhelmsburg lag. »Der Hohenberger, den bösen Gast nicht so nahe wähnend, nahm »von dem Abte Abschied, und trabte wohlgemuth auf dem Wege »nach seiner Veste Chreusbach. Er war noch nicht weit fort»geritten, als ihm die Kunde kam, Sockol liege vor Wil»helmsburg. — Er wendet sein Roß, spornt es den Weg »zurück, den er genommen, und sprengt, da man ihn kaum »fortgeglaubt, wieder durch die Thore des Klosters. Ein Wein»wagen des Richters von Wilhelmsburg, von ihm auf dem »Wege genommen, zog, als Beute, mit ein. Sockol, dem »mittlerweile auf seine Aufforderung Wilhelmsburg das »Thor geöffnet, erfuhr von der Nähe des Hohenbergers. Er »ließ alsogleich aufsitzen, jagte dem Flüchtigen nach, und war »ihm so hart an der Ferse, daß er kaum so viel Zeit hatte, sich »auf den Glockenthurm zu retten. Wo ist der Hohenberger? »herrschte Sockol die zitternden Mönche an. Er ist nicht mehr »hier, stotterten diese zur Antwort. — Da ergrimmt Sockol, »daß ihm der Vogel entwischt, gießt seinen Unmuth über das »Kloster aus, und läßt es plündern. Einen Theil der reichen »Beute machen des Hohenbergers Pferde aus. Wie lohnt aber »dieser dem Abte und dem Kloster den großen Dienst? — Er »überfällt in einigen Tagen, nach dem Abzuge Sockols, um »sich für den Verlust seiner Pferde schadlos zu halten, mit seinen »Reisigen das Kloster, läßt alles, was da war und einigen »Werth hatte, fortschleppen; sprengt die Kassen auf, brandschatzt »Hainfeld und Dürrnitz um 250 Talente, und preßt dem »Abte 200 Talente zur Einlösung dieser Orte aus. Von Li»lienfeld weg zieht er gegen Wilhelmsburg, plündert es »rein aus, und nur die Mauer und der Wassergraben retteten »die Kirche vor seiner Raubsucht. Ja, seine Vermessenheit ging »so weit, daß er den Abt zu einer schriftlichen Erklärung zwang, »ihn wegen dieser Gewaltthätigkeiten nie belangen zu wollen.« Als bald darauf Abt Johann I. den Landesfürsten um einen

Steuernachlaß bat, schilderte er die Folgen dieses erzählten Ueberfalles also: »Vier Pfennige waren der Inhalt der Kassen; »die Keller und Kornkästen waren leer; die Rechnungsbücher von »dem Hohenberger entweder vertilgt oder fortgeschleppt; kein »Bett, kein Stuhl weder für ihn und seine Mönche, noch viel »weniger für einen Gast, war in irgend einer Zelle; die Zehen- »ten haben Andere eigenmächtig an sich gerissen; die meisten Gü- »ter befinden sich in den Händen der Gläubiger und der Juden, »dieser harten Wucherer; die Weingärten liegen aus Mangel der »Pflege verwildert; auf dem Kloster lasten über 3000 Talente »Schulden, und 90 Personen sind täglich zu versorgen. Um »nur den Hunger der Seinen stillen zu können, habe er seinen »Stab und anderes Kirchengeräthe veräußern müssen.« — Der Stiftsabt, Peter Krotenthaler (1443—1472) besaß, bey vieler ökonomischer Umsicht, einen wissenschaftlich ausgebildeten Geist. Er hat 1435 ein lateinisch-deutsches Wörterbuch geschrieben. Im Jahre 1434 verfaßte er einen Index aller Privilegien-Urkunden des Lilienfelder Archivs, und stellte mit unermüdlichem Fleiße alle Rechte, Freyheiten, Immunitäten und Einkünfte des Klosters zusammen; woraus er dann einen vollständigen Codex privilegiorum nach dem ganzen Inhalte der Original-Urkunden, auf Pergament geschrieben, in Großfolio, 328 Seiten enthaltend, veranstaltete. — Folgende, aus beschränkter Lebensansicht und Geschichtskunde entstandene Bemerkung des Verfassers können wir mit ihm keineswegs theilen: »Als aber bey der wachsenden Anzahl der Unterthanen sich die »Geschäfte häuften, und die Streitigkeiten und die Geschäfte »täglich mehrten, trat die Nothwendigkeit eines ordentlich be- »soldeten Gerichtshalters oder Hofrichters ein. Es war zwar »die Bestallung dieses Individuums eine neue Last, auch der »Ruhe und Stille des Klosters zuwider (?), und ganz gegen die »Absicht des Stifters und seiner glorreichen Nachfolger (?); »aber es war eines der nothwendigsten Uebel, in welches sich zu »fügen die gebieterischen Umstände den Abt Peter vermochten;« p. 131. Verfasser irrt hier gar sehr in der Meinung, als habe es an seinem Stifte nicht schon seit dessen Entstehung Judices und Praecones gegeben. — Im Jahre 1453 wurde Abt Peter von Lilienfeld als Regierungsverweser in Oesterreich, während Ladislaus Posthumus in Prag gekrönt werden sollte, ernannt. — Den berühmteren Männern Oesterreichs mögen mit hohem Rechte die Aebte, Ignaz und Kornelius Strauch (1638—1650) von Lilienfeld beygezählt werden wegen ihrer festen Anhänglichkeit an Vaterland und Kaiserhaus, und wegen ihres thatkräftigen, ungemeinen Eifers in einer so

gefahrvollen Zeit; wobey sie sich doch auch durch besondere Vorliebe und Pflege der Wissenschaften auszeichneten. Neben ihnen glänzen gleichfalls ihre unmittelbaren Nachfolger: Matthäus Kohlweis (1650 — 1695), welcher eine selbstgeworbene und unterhaltene Kriegesschaar persönlich anführte, und so sein Stift vor Plünderung und Zerstörung beschützte, p. 197 — 199. Sowohl dieser Abt, als auch Sigismund Braun (1695 — 1716), und Chrysostomus Wieser (1716 — 1747) thaten für wissenschaftliche Bildung ihrer Stiftskapitularen sehr vieles, besonders der letztere, der den berühmten Annalisten von Lilienfeld, den gelehrten Chrysostomus Hahnthaler, am 16. April 1698 zu Meurbach in Baiern geboren, hervorgerufen und unterstützt hat. — In der weiteren Fortsetzung der Stiftsgeschichte bis auf den erst kürzlich verstorbenen Abt, Malachias Schmeger, p. 217 — 254, ist wohl das Merkwürdigste — die Aufrechthaltung Lilienfelds unter beyspiellosen Schicksalsschlägen und Elementarunfällen; ja nicht nur die Erhaltung, sondern sogar noch Steigerung des Wohlstandes durch höhere Bildung seiner Mitglieder, welche Kraft den Geist der Einigkeit, der Resignation und der willigsten Konzentrirung aller Kräfte zu dem einen Zwecke der Aufrechthaltung des Ganzen zu befördern und zu erhalten vermag. — Aus der Zeit neugallischer Uebermacht enthält unser Buch zwey besondere interessante Belege, deren wir auch hier erwähnen müssen, p. 246: »Unter den verschiedenen französischen Generälen, die »hier abwechselnd befehligten, will ich nur des Generals »Lacour erwähnen, der vor den ihm so fürchterlichen Holz»bauern (Holzknechten) einen solchen Respekt hatte, daß er »in immerwährender Furcht vor ihnen schwebte, und zu seiner »Sicherheit die schlechte Thiergartenmauer (des Stiftes) mit »Schießscharten versehen ließ. Er war es auch, der zwölf, von »des Abtes Sigismund Zeiten her auf dem Brandberge gele»gene, lavettlose, verrostete eiserne Kanonen herabzuwälzen »befahl, um sich ihrer als einer Siegestrophäe zu bedienen. Denn »auf einmal erschien ein Bulletin, worin einer Affaire gedacht »ward, die General Lacour mit dem Feinde engagirt, und »ihm nach einem hitzigen Gefechte zwölf Kanonen abgenommen »habe.« — P. 307: »Bey dem Einrücken der Franzosen in Ma»riazell entspann sich zwischen einigen verspäteten Merveldischen »Reitern und dem feindlichen Vortrabe ein Plänklergefecht, das, »an sich unerheblich, dennoch die Folge hatte, daß die vor dem »Kirchenplatze aufgestellten Buden von den Franzosen geplündert »wurden. Unter den mancherley, größtentheils sogenannten »heiligen Waarenvorräthen befand sich auch ein bedeutendes Lager

3 *

»an Wachslichtern, über welches sie mit einer eigenen Begierde »herfielen. Die nämlichen Truppen rückten dann bey schon tief »eingebrochener Nacht in Dürrnitz ein, und gaben den dortigen »Einwohnern ein in seiner Art eigenes schreckhaftes Schauspiel. In »geschlossenen Gliedern, regimenterweise, jeder Soldat eines »oder mehrere flammende Lichter in der Hand, zog die Kolonne »singend, die Nacht zum Tag erhellend, in den Markt ein, und »setzte ihn, ungewiß über die Absicht einer so ungewöhnlichen »Beleuchtung, in eine Art banger Erwartung«

P. 258—298 enthalten 29 urkundliche Beylagen, welche eben nicht ausgezeichnet merkwürdig sind; erwünschter wäre es gewesen, wenn der Verfasser nach Vergleichung seiner zu Gebote stehenden Quellen das bisher noch Ungedruckte und Wichtigere aus Diplomen und Saalbüchern des Stiftes zusammengestellt hätte. — Aus den Anmerkungen von p. 299—308 ist eben nicht viel besonders Belehrendes zu entnehmen. P. 308—310 werden die vorzüglicheren zu Lilienfeld dermalen noch bestehenden Grabmäler angezeigt, und 52 alte Edelfamilien genannt, deren Altvordern in der Lilienfelder Kirche oder in der Kreuzgangshalle ihre Grabstätten gehabt hatten.

In der zweyten Abtheilung dieses sechsten Bandes werden die Pfarren des Dekanates Wilhelmsburg besprochen, wovon Wilhelmsburg p. 315 den Anfang macht. Mit Recht hält der Verfasser Wilhelmsburg für den ältesten Ort in der ganzen Umgegend von Lilienfeld. — Was in der Note e), p. 483, aus der Biographie des h. Severinus hinsichtlich des Christenthums im Ufernorikum und in den daselbst bestandenen Ortschaften geschlossen wird, zeigt, daß der Hr. Verf. die ganze Lebensbeschreibung jenes norischen Apostels nicht aufmerksam genug durchgelesen habe; wie auch, daß er das römische Alterthum unserer Donauprovinzen nicht gehörig und aus den Quellen kenne, — sonst hätte er jene Note wohl nicht so geschrieben. Weiter fort, bis p. 335, werden die Schicksale der Pfarre und des Ortes Wilhelmsburg, wie auch, etwas gedrängter, der Herrschaften und Burgen Chreusbach, Altenburg und Klafterbrunn besprochen, und alle hieher gehörigen Nachrichten sehr fleißig zusammengestellt. — Die Note p), p. 484, enthält über den in jenen Gegenden vorgefallenen Bauernaufstand ein nicht unwichtiges Aktenstück. »Am heiligen Oster Abend den »5. April 1597, nach der gewaltigen und bluetigen Niderlag »der rebellischen Pauern am Steinfeld, haben sich die Anfierer »und Radelfierer derselben in den Markt geflichtet. Da hat »Her Christoph Glabnitzer, derzeit Richter, der vorher »von diesem Gesindel vill gelitten, in aller gehaim, mit seinen

»Rathsfreinden auf den morgigen Tag Anstalt gemacht, diese »böse Flüchtling gar aufzuheben, und solches Werk mit Gott »desto besser anzufangen, sich mit den Burgern beredet, daß sie »alles niechtern ausrichten, und an diesem heiligen Tag sammt»lich von fruh morgens bis Abends fasten wollen. Der Anfang »wurde von der Burgerschaft gemacht mit dem Paurn in Thall »oder Wisenbach; der mußte sich, nebst drey andern, gefan»gen geben. Der Wirth an der Puechenstuben, gehörig auf »Weisenburg, ward mit etlichen Schitzen verwacht: hernach »durch den Ring in das sogenannte Tilln Hauß geführt. Stellt »sich zwar zur Wehr, wurde aber von den Burgern erschlagen. »Als dis der Obrist, Georg Steinhauer, Schulmeister von »Neuhofen, zuvor Feldschreiber, und der Schuster von Neu»mark, der Fehndrich gewesen, die obenauf gewohnt haben, »gehört, wollten sie sich darwider zur Wehr setzen, allein zu spett. »Der Obrist bekame einen Stich, ist hernach ins Zimmer geflohen, »und todt gefunden worden, dem Vermuthen nach sein selbst »eigener Henker. Die andern Radelführer, der Fendrich Tau»dermann, und Schneider zu Eschenau, Beck und Weber »zu Dirnitz, der Schlossers Son zu Kilb, Pulvermacher, »Peter, Fleischhacker zu Lilienfeld, sammt anderen bis »dreysig, liesse man gefenglich auf St. Pölten fihren, weil »man befirchtet, es wurden dise Beswicht in dem Markt nicht »genugsam kennen verwahrt werden. Der Profos wurde im »Lermen auch niedergeschossen, ware dannoch bis Abends lebend »verblieben, da mußte ihn des Puchenstubners Knecht an einen »Baum aufhengen. Bey dem Obristen Schulmeister hat man »ausser dem Wundsegen nichts anders gefunden. Sein zu»samm geraubtes Geld ware in einem Trücherl verschlossen, wel»ches man auf einen Wagen gelegt; ist aber verkommen, da »man nicht wissen kennen, was und wie vil es gewesen. Der »erschlagene Puchenstubner hatte in seinem Seckel 4 Dukaten, »und viele Zettel mit Wundsegen, sammt einem »Bixlein, worin eine heil. Hostie!« — P. 385—482 umfassen die Pfarren, Filialen und Kapellen Eschenau, Traisun, Hainfeld, Ramsau, Rohrbach, St. Veit an der Gelsen, Kaumberg, Hofstetten in der Grünau, Schwarzenbach, Kleinzell, Rabenstein, Kirchberg, Loich, Hohenberg sammt der dortigen alten Burg Fahrafeld, St. Aegid, Dürrnitz, Siebenbrünn, Lehenrotte, Annaberg, Joachimsberg, Josephsberg, Haagen, St. Johann in der Wüste, und das Pastorat der Akatholiken zu Mitterbach. Alles ist hier wieder emsig, und, so viel möglich, nach urkundlichen Daten, auch durchaus

viel ruhiger erzählt, als die Geschichte Lilienfelds, wenige Stellen ausgenommen, wo wieder Uebertreibungen in gesuchten Ausdrücken eingewebt sind. Mißlungen sind die Etymologien, wodurch die dermaligen Ortsbenennungen, z. B. Hainfeld p. 345, Ramsau p. 352, Rabenstein p. 385, Loich p. 394, Dürrnitz p. 402 u. a. herausgekünstelt werden. — Nicht uninteressant ist der Beleg ehemaliger Unkultur und roher Unwissenheit — von einem Pfarrer zu Dürrnitz, Ulrich von Hardel, p. 406, welcher sich vor seiner Anstellung auf Befehl des Papstes Johann XXIII. einer Prüfung unterziehen mußte, und befragt wurde: An sciat *legere* et cantare? — Er erhielt dann im Jahre 1410 wirklich jene Pfarre. — Am fleißigsten und weitläufigsten ist die Pfarre Annaberg p. 419 — 464 bearbeitet, mit sachkundigen Blicken auf die Land- und Alpenwirthschaft in jenen Gebirgsgegenden. Die Verhältnisse des Bauern- und Alpenlebens, die Arbeiten der sogenannten Holzknechte und Schwemmleute werden wahr und treffend geschildert. — P. 483 — 499 enthalten Anmerkungen zu den behandelten Pfarren, worin zwey wichtigere Aktenstücke, den Protestantismus in Oesterreich betreffend, mitgetheilt werden.

Durch alles bisher Gesagte glauben wir unsere Leser mit dem Inhalte und der Darstellungsweise der bisher erschienenen fünf Bände der kirchlichen Topographie hinlänglich bekannt gemacht, und sie auf den gehörigen Standpunkt gesetzt zu haben, alles hier Gegebene klar zu überschauen, und richtig zu beurtheilen. Für den christkatholischen Klerus Oesterreichs natürlich zunächst berechnet — hat dieses Werk einen großen Kreis von Lesern, und wenn auch nicht alles Erzählte von gleich hohem Interesse ist, und nicht seyn kann: so werden doch sehr viele andere Bewohner der bereits bearbeiteten Pfarren und Ortschaften die betreffenden Bände gewiß nicht unbefriedigt aus den Händen legen. Dem Forscher vaterländischer Geschichte wird dieses fortgesetzte Werk eine reiche Sammlung von Notizen zur lebensvollen Schilderung des religiösen, bürgerlichen und des häuslichen Volkslebens darbieten, und erwünschten Stoff in Fülle geben, den allmälichen Gang der Kultur Schritt vor Schritt zu verfolgen, ihre sich weiter verbreitenden Segnungen der Gegenwart und Nachwelt zu verkündigen, und einen fast durchaus nur wenig beachteten, und in den bisher erschienenen vaterländischen Geschichten fast gänzlich vermißten Haupttheil einer erschöpfenden lebensvollen historischen Darstellung doch endlich einmal mit sicherem Erfolge durchführen zu können.

Um auf die reiche Ausbeute näher aufmerksam zu machen, welche unsere kirchliche Topographie den Forschern und Bearbei-

tern unserer vaterländischen Geschichten darbiete, verweisen wir billig vor allem auf die dem zweyten Bande von p. I—LXI von den würdigen Herausgebern selbst vorgesetzte historisch-moralische Uebersicht. Recht viel Wichtiges findet sich hier als Resultat des in den ersten zwey Bänden gelieferten Textes. Was daselbst noch mangelt, oder nicht erschöpfend vorgetragen ist, wollen wir hier umständlicher darlegen. — In den vor uns liegenden fünf Bänden der kirchlichen Topographie sind eigentlich nur erst vier Dekanate bearbeitet. Erwägt man die Zahl der Bewohner und den Flächeninhalt: so schaudert es einem aufmerksamen Leser vor den öfteren Verheerungen ansteckender Seuchen, der sogenannten Pest, besonders in den Jahren 1542, 1613, 1633, 1634, 1644, 1679, 1683, 1684, 1713 rc. Man erblickt das Bild eines allgemeinen Todes; keine Pfarre, keine Lokalie, kein noch so unbedeutender Weiler blieb von den Streichen des unersättlichen Würgengels verschont; ganze bedeutende Ortschaften wurden fast menschenleer, unzählige größere Landgehöfte hatten noch längere Zeit keinen Besitzer, und ihre Felder keinen Bebauer mehr; ganz muthlos stand der hülflose Mensch da; wider die sichern Pfeile des unsichtbaren Dämons wußten damals Wissenschaft und Kunst selbst kein anderes Mittel mehr, als wozu jedes lebende Wesen die Natur selbst treibt — schnelle und weite Flucht. — Wie ganz anders war und ist es in unsern, an außerordentlichen Erscheinungen so reichen Tagen! — welche unter den gleichen, ja mit weit erhöhter Kraft wirkenden Verhältnissen unaufhörlicher Militärzüge, ausgedehnter, weite Gefilde bedeckender Feldlager, krankenerfüllter Spitäler, blutiger Schlachten, leichenbesäter Wahlstätten, und oft giftig einwirkender Leidenschaften rc. rc. unfehlbar die gleich schrecklichen Folgen hätten haben müssen, wenn nicht die wachende Sorgfalt unserer Fürsten, eine auf Erfahrung gegründete Weisheit in Gesetzen und Polizeyanstalten, eine hochgesteigerte Wissenschaft und Kunst, rettend und schützend einträten. — Noch mehr aber muß jeden Leser schreckend ergreifen das namenlose Elend, welches ein zweymaliger Einfall der Türken über Oesterreichs blühende Gefilde ausgegossen hat. In den entsetzlichen Jahren 1529 und 1683 glichen die weiten Gegenden um Wien, wie sie die hier behandelten Dekanate fassen, einer menschenleeren, mit Rauchsäulen erfüllten, mit Glut und Asche bedeckten Wüste. Weidling, Kierling, Kritzendorf, Höflein, Kahlenbergerdorf, Leopoldsberg, Josephsberg, Heiligenstadt, Grinzing, Nußdorf, Döbling, Sivering, Neustift, Währing, Pötzleinsdorf, die Unterstadt zu Klosterneuburg, Hernals, Ottakrin, Mauer-

bach, Mariabrunn, Weidlingau, Heinbach, Purkersdorf, Gablitz, St. Veit an der Wien, Pentzing, Schönbrunn, Hietzing, Breitensee, Meidling an der Wien, Reindorf, Mödling und Lichtenstein, Neudorf, Bertholdsdorf, Rodaun, Laab, Biedermannsdorf, Achau, Brunn und Enzersdorf am Gebirge, Atzgersdorf, Altmannsdorf, Mauer, Liesing, Kalchsburg, Laa, Lanzendorf, Himberg, Hennersdorf, Vösendorf, Inzersdorf, Simmering, Meierling, Alland, Baaden, Gainfahren, Vöslau, Merkenstein, Gumpoldskirchen, Gundramsdorf, Kloster Heiligenkreuz, Kottingbrun, Oberwaltersdorf, Pfaffenstädten, Raisenmarkt, Soos, Tattendorf, Traiskirchen, Tribuswinkel, Trumau, Eschenau, Traisen, Hainfeld, Rohrbach, St. Veit in der Gelsen, Bergau, Kleinzell u. v. a. — alle diese Orte lagen von Flammen verzehrt, und in rauchenden Trümmern. Und aus diesem Feuermeere mag das aus so vielen bevölkerten Ortschaften zugleich aufsteigende herzzerreißende Jammergeschrey unter Qualen niedergemetzelter Männer, Weiber, unmündiger Kinder und zitternder Greise; — das Geheul von Tausenden, welche in lebenslange Sklaverey aus der friedlichen Heimat geschleppt wurden, — das Fluchen der unmenschlichen Barbaren, — das Geprassel der Flammen, und selbst den Donner des Geschützes auf den, und um die Mauern der bedrängten Kaiserstadt noch übertönt haben. Noch der heutige Tag weiset unseren Augen die traurigen Wahrzeichen jener Schreckenszeit. Um Guntramsdorf sieht man jetzt noch Ruinen zerstörter Gebäude aus dem letzten Türkeneinfalle. Die Wiese außer Klausenleopoldsdorf heißt jetzt noch die Schlachtwiese; weil daselbst alle Bewohner dieses Ortes auf einmal von den Barbaren niedergemetzelt worden sind. Gebendorf, im Mittelalter ein bedeutender Markt, wurde so zerstört, daß es seit 1529 immer nur mehr als ein kleines Dorf erscheint. Eben dasselbe Schicksal hatte der Markt St. Veit an der Wien 1683 durch die Osmanen. Alle Bewohner von Soos und aus derselben Umgegend retteten sich in eine nahe Berghöle; sie wurden aber alle in qualvollem Rauchtode durch die Türken erstickt. Im ganz menschenleeren Vösendorf waren nach Abzug der Türken nur sechs Familien, funfzig Personen beyläufig, von ihrer Flucht nach der Steyermark zurückgekehrt, lange die einzigen Bewohner. Um Mödling und Lichtenstein waren im Jahre 1529 die Inwohner durch Mord und Sklaverey so ausgetilgt, daß mit allen Urbarbüchern auch das Gedächtniß

alten Besitzes und alter Gerechtsamen verschwunden war, und viele der neuen Ansiedler noch in den Jahren 1594 und 1602 nicht wußten, welcher Grundherrschaft sie eigentlich nach altem Rechte zugehörten. Im Markte Berchtoldsdorf lagen 3800 Ermordete, theils Flüchtlinge aus der Umgegend, aufgethürmt. — Allein nicht nur zunächst um die Kaiserstadt, das Glanzgestirn, auf welches der barbarische Halbmond mit allem Ungestüme losstieß, waren die Verheerungen grauenvoll, sondern auch weit in die Ferne hinaus, über Lilienfeld hinauf, und bis in die verborgensten Thäler der Hochgebirge wurde im Jahre 1683 so gewüthet, daß sehr viele früher bewohnte und bekannte Gehöfde seit demselben Jahre in den Lilienfelder Grundbüchern eigens als Oeden verzeichnet, und mehrere derselben heut zu Tage noch in den Gegenden von Ramsau und Rohrbach angetroffen werden. Das Göttweiger Archiv sagt: daß »1529 »zu Hainfeld und um den Kaumberg alle Häuser »verbrunnen, das Volk fast erwürgt und weggeführt worden.« — Das Pfarrprotokoll zu Kirchberg: »Strages his incursionibus anni infelicis 1683 facta inde »patet; 1683 poenitentes in paschate erant 1501 et anno »insequenti tantummodo 434. Caeteri omnes ab hoste »et morbo perierunt.« — Ex uno disce omnes! — Wahrlich! bey solchen Gräuelscenen kommt man in Versuchung, jenes wehmuthsvolle Klagelied des h. Hieronymus auf die einbrechende Zertrümmerung des römischen Reiches in einer kirchlichen Topographie gerade auf jene schaudervollen Jahre anzuwenden. »Vom pontischen Meere bis zu den julischen Alpen wer»den täglich Ströme Blutes vergossen; — versiegt schon sind »unsere Thränen, des immerwährenden Fließens wegen! — Wie »viele Frauen, wie viele gottgeweihte Jungfrauen wurden nicht »dem Muthwillen der Barbaren preisgegeben; wie viele Bischöfe »gefangen, wie viele Priester getödtet, wie viele Kirchen zerstört! »Pferde wurden an die Altäre Christi wie in einem Stalle an»gebunden; Reliquien der Heiligen ausgegraben, und umher »zerstreut. Ueberall herrscht Trauer; überall ertönen Seufzer; »überall zeigt sich das Bild des Todes!« — Wie anders war und ist es wiederum in unsern Zeiten. Wie von einer hohen, sicheren Felsenwarte mögen wir ruhig und getrost auf vergangene Schreckensscenen zurückblicken. Zwar haben auch das Ende des vorigen, und die ersten beyden Dezennien des gegenwärtigen Jahrhunderts Heerzüge auf Heerzüge, und Kriegesscenen gesehen, welche dem schrecklichen Schauspiele einer Völkerwanderung nicht unähnlich waren. Gerade auf dem verhängnißvollen Boden um unsere Kaiserstadt sind Riesenschlachten gefochten worden, welche mit

allen in den blutigen Jahrbüchern der alten und mittleren Welt verzeichneten Entscheidungskämpfen in jeder Hinsicht den Vergleich aushalten; sind aber auch gleich, wie es wohl nicht anders hat seyn können, manche Tage außerhalb der Schlachten nicht frey von Blut, Raub, Brand und Plünderung geblieben: so müssen wir doch gestehen, daß wir solche Gräuel und Verheerungen in solchem Grade, in solcher Ausdehnung und unter solchen Schrecken nie gesehen haben.

Aber auch noch einen dritten Vorhang lüftet diese kirchliche Topographie vor den Augen des Historikers; und sie läßt uns, wenn gleich nicht alles als unmittelbarer Zweck behandelt, die Gebilde der gesteigerten Landeskultur, der Industrie und des Kunstlebens in allen von ihr besprochenen Gegenden überschauen. — Bewohnung und Kultur des Bodens, weit um unsere Kaiserstadt umher, sind zwar uralt und grenzen an den Nebel der Vorzeit. Vor Christus schon war um die Brennpunkte des zeltisch-illyrischen Lebens, zu Vindobona und Carnuntum, auf diesen uralten Marktplätzen des Handels zwischen den sogenannten Barbaren des Nordens und den Völkern des Südens — Alles hochbelebt. Noch höher wurde da alles gesteigert in der römischen Kaiser-Epoche; weil, wo der Römer gesiegt, er auch seine Kultur und seine Götter einheimisch machte. Durch mehr denn vier Jahrhunderte umgab ein Kranz von blühenden Ortschaften, bevölkerten Städten und Burgen — Comagena, Citium, ad Vineas, ad Burgum, Villa Gai, Ala Nova, Aequinoctium, Ulmo, die älianische Kolonie Cetium am Kaumberge, die Heilbäder zu Baden (aquae pannonicae?), und die nicht weit entfernten Städte, das Municipium augustum Scarabantiae und die Colonia Claudia Saberia etc. — die Wohnsitze der alten Windonen zu Vindobona, und die befestigte Zeltenstadt Carnuntum —! Denken wir uns aber im letzten Jahre des achten Jahrhunderts nach Christus auf die Höhen des Kahlenbergs versetzt, und beschauen wir von dort das weite Land an der Donau umher. Wohin war jenes alte rege Leben der Völker des Nordens und Südens an dem sagenreichen Strome geschwunden? Wohin so viele volkreiche Kolonialstädte und Munizipien? Was ist geworden aus den auch bis hieher verpflanzten Wissenschaften und edlen Künsten der klassischen Alten? Wo sind die römischen Villen, mit welchen eine, durch die Lehren Varro's, Cato's und Columella's veredelte Landwirthschaft, die Tiburnos lucos et uda mobilibus pomaria rivis — an die eistreibende Donau hergezaubert hatten? Das Auge ermüdet in der weiten Wüste umher, deren dampfende Trümmer es ihm laut verkündigen, daß hier überall Heruler und

Gothen gewüthet, Hunnen geraset, Avaren und Slaven zerstört hatten. Bald jedoch arbeitet sich eine verjüngte Kultur aus der Verwüstung empor. Stellt man die in dieser Topographie zu Hunderten gegebenen Winke zusammen, so sieht man es wie mit Augen klar, und immer deutlicher, wie Religion und Kultur Hand in Hand, geleitet und geschirmt von väterlichweisen Fürsten, durch das entvölkerte Land langsam durchwandern, die Grundsteine wahren Menschen- und Bürgerglücks in die mütterliche Erde einsenken, und aus ihren Tritten Segen in Fülle hervorsprosset. So viele Schilderungen und zerstreute Winke vergegenwärtigen dem nachdenkenden Leser auf das anschaulichste eine, gleichsam durch einen Zauberschlag neugeschaffene Welt, welche die Hand der Kultur durch Kunst und Fleiß weit um die prangende Kaiserstadt hervorgerufen hat *)!

*) Im Jahre 1666 zählte man zu Hernals 376 Seelen, nun 2680; zu Burkersdorf im Jahre 1713 ungefähr 113, — im Jahre 1768 schon über 800, und gegenwärtig noch weit mehr. Penzing erhob sich durch große Fabriken, wo die einzige Bandfabrik über tausend neue Bewohner herbeyzog und beschäftigte. Meidling zählt jetzt 1400 Bewohner, das in der Mitte des vorigen Jahrh. kaum 160 hatte. Im Orte Reindorf waren ehmals gegen 80, nun sind gegen 450 Einwohner; so wie die ganze Pfarre Reindorf 1789 deren schon 3428 hatte, jetzt aber über 11000 (?) zählet. Im Markte Mödling wuchs die Zahl der Bewohner seit dem Jahre 1816 von 2175 auf 3000 an. — Die zahlreichen Fabriken, welche in den bisher behandelten Gegenden allein schon bestehen, erregen Bewunderung. Die verschiedensten Produkte werden hier erzeugt, oder verarbeitet: Pottasche, Neu- und Berlinerblau, Weinstein, Essig, Scheidewasser, krystallisirter Grünspan, allerley chemische Produkte und Farben, Schwefelsäure, Salmiak, Oele, Liqueure, Feuergewehre, Nägel, Sensen, Sicheln, Messer, Schwerter, Lanzetten, Drath 2c. 2c., Papierspaliere, gold- und silberplatirte und Broncewaaren, Kämme, Glaswaaren, Papier, Knöpfe, Indigo, englisches Leder, Farbematerialien, Tücher, Kattun, Bänder, Zeuge von den verschiedensten Arten, Teppiche, Perkale, Kammertücher, weißer und schwarzer Krausflor, Spitzen, Wachsleinwand, Seidenflore 2c. 2c. In den meisten dieser Fabriken bestehen sehenswürdige Maschinen und Anlagen. Mit all diesen in engstem Verbande stehen die bedeutenden Sumpfaustrocknungen um Gundramsdorf, der allverbreitete Weinbau, die verbesserte Obstkultur, die vielen Obstbaumschulen, die bewunderungswürdigen mit Blumen aus der Flora drey entfernter Welttheile prangenden botanischen Anlagen, der Schmuck der Kunstgärten, die Sommerwohnungen und Villen weit um die Kaiserstadt her, die Seidenwürmerzuchten, die vielen Schäfereyen, die aufgeschlossenen Bergwerke auf Silber, Kupfer, Bley, Galmey, Alaun — am Kahlenberg, Annaberg, Schwarzenberg, Hochegg 2c.! Dazu müssen wir aber ganz vorzüglich das ins Augenmerk neh-

Auf den kräftig hervortretenden Kontrast älterer und neuerer Zeiten leiten uns Hunderte von Angaben auch in dieser kirchlichen Topographie, mit welchen die einzelnen Orte der behandelten Dekanate, ihre wechselnden Geschicke, und ihre langsam, jedoch mit Stätigkeit sich erhöhende Kultur dem Auge des vergleichenden Forschers näher gerückt, und nach allen Einzelnheiten sichtbarer entfaltet werden. Nur Unkunde der geschichtlichen Details könnte die größere Vollkommenheit der neuern Zeit im Vergleiche mit den entschwundenen Jahrhunderten unter manchen Beziehungen läugnen wollen. Wer könnte auch annehmen, wer möchte der niederschlagenden Ansicht sich hingeben, daß so viele ernste Bemühungen, wodurch die hochherzigen und frommgesinnten Herrscher aus dem österreichischen Kaiserhause, von den Rudolphen und Ferdinanden bis zum vielversuchtesten aller Regenten, dem väterlichen Franz I., sich angelegen seyn ließen, die ihnen anvertrauten Pflanzungen einer bessern, edleren Kultur unter Schirm und Pflege der heiligen Religion in allen Stürmen aufrecht zu erhalten, und mit erhöhtem Segen den Enkeln zu übergeben, sich nicht auch durch vermehrtes Wohl der Völker belohnt sehen sollten! Daß ihnen nicht bey dem allen, was sie mit christlichem und also demüthigem Vertrauen auf die alles leitende Hand der ewigen Vorsehung gründeten und wirkten, um zum vermehrten Glücke künftiger Tage zu arbeiten, mit größerem Recht und in reinerer Bedeutung derselbe Trost hätte vorschweben dürfen, welcher auch die Brust heidnischer Weisen erfüllte, und zu wohlthätigen Anstrengungen für das Beste ihres Vaterlandes erwärmte *)!

Wir lenken ein auf die letzte Ansicht, welche diese Topographie dem vaterländischen Geschichtforscher enthüllet, nämlich: Er fin-

men, was den Menschen unmittelbar selbst betrifft, vielfache Anstalten zur höheren Bildung: das Institut für Schullehrer und Schulgehülfen zu Klosterneuburg; das Erziehungsinstitut für Offizierstöchter zu Hernals; das Institut für Forstkultur zu Mariabrunn; die landwirthschaftliche Anstalt zu Vösendorf, und endlich die gegen die ältere Zeit um das Hundertfache vermehrten Schulanstalten auf dem Lande umher. Von den wenigsten Orten vermochten die wackeren Bearbeiter dieser kirchlichen Topographie hinlängliche, quellengemäße Nachrichten von dem Bestande einiger wenigen Markt- und Dorfschulen vor dem Jahre 1536 aufzubringen! Wie ganz anders erscheint in dieser Hinsicht alles nach dem Jahre 1770?

*) An vero tam parvi animi videamus esse omnes, qui in republica atque in his vitae periculis laboribusque versamur, ut, quum usque ad extremum spatium nullum tranquillum atque otiosum spiritum duxerimus, nobiscum simul moritura omnia arbitremur? etc. *Cicero.*

det in ihr erwünschte Beyträge zur Geschichte des Protestantismus in Oesterreich.

Um das Jahr 1547 ergriff der Reformationsgeist auch einige Mitglieder des Stiftes zu Klosterneuburg, und Abt Wolfgang hatte genug zu thun, diese Neuerungssucht bey seinen Untergebenen nach Möglichkeit zu unterdrücken. Zwey Weltpriester, Michael und Leonhard, lebten daselbst, von welchen die Sage ging, daß sie heimlich verehelichet, und in Hinsicht der Religionssätze von der katholischen Lehre abgewichen seyen. Ungeachtet standfeste Beweise dafür nicht aufgebracht werden konnten, so wurden doch Beyde auf Befehl des Königs Ferdinand I. ihres Amtes entsetzt. 1572 schrieben sich der Pfarrer von Klosterneuburg, Franz Kämmerling, vom Reformationsgeiste irre geleitet, Pastor zu Klosterneuburg; nachdem sich schon früher auch ein Vorgänger, Bartholomäus Faber, aus Hirschau in der Pfalz 1563, Pastor bey St. Martin zu Klosterneuburg genannt hatte. — Die alte Aufschrift des sogenannten schwarzen Kreuzes bey Weidling: »Solches ist geschehen umb das Jahr 1562 — als die lutherische Ketzerey gemein war!« beweiset, daß auch in derselben Gegend die neue Lehre Eingang gefunden habe. — In der Pfarre Kierling war zwischen den Jahren 1558 und 1596 das Lutherthum so allgemen verbreitet, daß der Probst Christoph Starl von Klosterneuburg, bey dem besten Willen und mit aller Anstrengung nur wenig dagegen ausrichtete, und erst Probst Balthasar Polzmann so glücklich war, die dortige Gegend gänzlich von allem Irrglauben zu reinigen.

Auch in Heiligenstadt versuchte im Jahre 1563 Maximilian Hakel, der sich als Pastor daselbst niederließ, die Reformationsgrundsätze zu verbreiten. Allein die dortigen Seelsorger aus Klosterneuburg waren so thätig, daß Hakels viele und schöne Reden in der Gemeinde keine Anhänger fanden.

Zu Oberdöbling verschaffte der zerrüttete Vermögensstand der dortigen Kirche dem Lutherthume schnellen Eingang bey den von Seelsorgern verlassenen Einwohnern, an deren Statt sich schnell die lutherischen Prediger niederließen. Das Pfarrprotokoll von Währing erzählt: daß drey protestantische Pfarrer zu Oberdöbling gewesen seyen. In dem Archive des ehemaligen Nonnenklosters zu Tulln findet man, daß sogar einige Pastoren in diesem Dorfe starben; daß ihre Verlassenschaften von der Herrschaft abgehandelt wurden; und daß der letzte Pastor vertrieben worden, und nach Währing gezogen sey.

Bey dem ersten Türkeneinfall im Jahre 1529 theilte Hernals mit unzähligen andern Orten die schrecklichste Verwüstung. Die wenigen, dahin zurückgekehrten, völlig verarmten Bewohner waren nicht im Stande, weder die verödete Kirche wieder zu erheben, noch zur Erhaltung eines Pfarrers den jährlichen Pfenning abzureichen. Lange finden wir daher auch Hernals ohne eigenen Seelsorger, bloß der Obhut der nachbarlichen Pfarrer zu Dornbach und Ottakrin anvertraut. Die Protestanten gewannen daher sehr bald, und sehr festen Fuß, und unter ihren Händen verschlimmerte sich der kirchlich-katholische Zustand dieser Gemeinde sehr. Die Familie Geyer, längst schon für die Grundsätze der neuen Lehre gewonnen, darum auch lau, dem katholischen Pfarrer und der Kirche zu Hülfe zu kommen, benützte freudig die Erlaubniß Maximilians II., wodurch den Herrn und Rittern zugestanden wurde, in ihren Schlössern, Dörfern und Städten den Gottesdienst nach der Augsburgischen Konfession abzuhalten. Noch in demselben Jahre 1568 wurde ein lutherischer Prediger, Johann Mugländer, nach Hernals gerufen, und das Volk ergab sich leicht den neuen Grundsätzen, welche Mugländer mit Beredsamkeit vortrug. Im Jahre 1576 rief Adam Geyer von Osterburg noch einen zweyten Pastor, Ambrosius Ziegler, nach Hernals, der daselbst auch einer Menge aus der Hauptstadt herbeyströmenden Zuhörer predigte. Als dieser erkrankte, wurde der durch seine vielen Reisen im Orient berühmte Salomo Schweigger zum Gehülfen aufgenommen, der aber diese Stelle bald wieder mit jener eines Gesandtschaftspredigers bey dem Grafen Joachim von Sinzendorf vertauschte. Die Zahl der Protestanten nahm zu Hernals dergestalt zu, daß die dortige Kirche die aus allen Gegenden herbeyeilenden Zuhörer nicht mehr fassen konnte. Die Familie Geyer ließ daher den Prediger von einen Vorsprunge ihres Hauses herab zu dem Volke reden; sie schaffte Luthers Postillen und Schriften in Menge herbey, ließ sie der Jugend in der Schule vorlesen, und jedem verstorbenen Anhänger der neuen Lehre ein glänzendes Leichenbegängniß und hochtrabende Trauerreden halten. Kaiser Rudolph II., die Aufrechterhaltung der katholischen Religion im Augenmerke, und strenge haltend auf die genaue Befolgung der vom lutherischen Adel früher ausgestellten Reverse, ließ, um die Bewohner Wiens von dem Besuche der Predigten zu Hernals abzuhalten, im Jahre 1577 daselbst die Kirche schließen. Dagegen öffnete Ferdinand Geyer von Osterburg, damals Herr zu Hernals, den Saal seines Hauses zum Betorte; er rief zur Feyer der Ostern einen Prediger aus Ka-

gran hieher, der am Ostertage aus einem Fenster des Schlosses dem zahlreich versammelten Volke Vorträge hielt, wodurch das zusammengeströmte Volk so erhitzt wurde, daß es die mit dem kaiserlichen Siegel verschlossene Kirche gewaltsam öffnete, und im Triumph den Prediger auf die Kanzel führte. Eben ein solcher, ja noch größerer Eiferer für die Reformation war der nachfolgende Besitzer von Hernals, Helmhard Helferich Freyherr von Jörger. Sein Einwirken fiel gerade in die dem Protestantismus günstigste Zeit, als nämlich die Kapitulation des Königs Mathias (29. März 1609) den Protestanten alle unter Maximilian genossenen Vorrechte wieder gab. Drey Prediger wurden nun nach einander in Hernals angestellt, Johann Sartorius († 1615), Simon Mann († 1617) und Johannes Snoilssich (1615 seines Amtes entsetzt, † 1617). Ihnen folgten Johann Müblberger, David Steudlin und Elias Ursinus. Auch einen Oberprediger hielt man späterhin nicht für überflüssig, wozu Doktor Johann Gottfried Thunn erwählt wurde, der auch bereits in Hernals eine Probepredigt gehalten hatte. In so günstigen Umständen befand sich damals die protestantische Gemeinde zu Hernals, daß Doktor Mathias Hor, Superintendent in Plauen, ein geborner Oesterreicher, als er bey einem Besuche zu Hernals am Trinitatsfeste (1609 im August) aus einem Fenster des Schlosses vor mehreren tausend Zuhörern predigte, seine Freude nicht genug in Worte zu fassen wußte. Allein, durch das weite und mit der unvorsichtigsten Hartnäckigkeit betriebene Verbreiten des Protestantismus; noch mehr aber aufgerufen durch die offenbar vor Augen liegende Verbindung der österreichischen Protestanten mit den gefährlichen Unternehmungen der Böhmen und Bethlen Gabors, der Wien am 24. Oktober 1619 zum zweyten Male einschloß, mußte Kaiser Ferdinand II. ernstlichere Gegenmittel ergreifen. Der Freyherr Helmhard Jörger, das thätigste Mitglied des Bundes gegen den Landesfürsten, indem er alle, in den Versammlungen zu Horn und Rötz 1608 und 1619 gefaßten Beschlusse unterzeichnet hatte, wurde alsogleich mit der Acht belegt, und am 17. April 1622 seiner Güter verlustig erklärt. Hernals, als erledigtes Lehngut des Kaisers, ward nun von demselben dem Domkapitel zu Wien zum Geschenke gemacht. Gleichzeitig wurden die protestantischen Prediger von Hernals verbannt; die Kirche daselbst wurde wieder nach katholischen Erfordernissen eingerichtet, und im Jahre 1625 am. 24. August nach einer ergreifenden Predigt, welche der damals berühmte Jesuit, Hof- und Domprediger, Johann Baptist Labbe, gehalten hatte, Leonhard Strobl als erster

katholischer Pfarrer feyerlich wieder eingesetzt. Vergeblich suchte zwar die Unduldsamkeit der Gegenpartey die Andacht und die Freude der Katholiken in Bestürzung zu verwandeln, indem das der Kirche zunächst gestandene Haus absichtlich in Flammen gesetzt wurde; allein die Flammen wurden bald wieder gelöscht, und die der That Ueberwiesenen aus Hernals verbannt.

Im Jahre 1586 sah sich der Pfarrer zu Ottakrin, Johann Mayer, durch die Prediger der Religionsneuerungen auf allen Seiten umgeben; und er vermochte es nicht zu verhindern, daß sich sogar ein Theil seiner eigenen Gemeinde von dem Glauben ihrer Väter lossagte, nachdem eines der vornehmsten Glieder, Johann Ambros Brassikanus (der lateinische Name für Kellburger), beyder Rechte Doktor, Lehrer des kanonischen Rechtes und 1573 Rektor der Universität, damals Eigenthümer des Marottingischen Hofes, sein Haus zum Betsaal machte, in welchem Luthers Anhänger ihre Lehre vortrugen, ihre Zeremonien verrichteten, und das Volk durch Predigten anfeuerten. Jedoch durch die Seelsorger, Kaspar Schreyer und Leonhard Strobl ward nicht nur dem Umsichgreifen der neuen Lehre mächtiger Einhalt gethan, sondern sie selbst auch nach und nach gänzlich unterdrückt.

Auch die Karthause zu Mauerbach ergriff der alles durchdringende Reformationsgeist, und drang bis in die Zellen der Mönche. Viele derselben schworen die alten Grundsätze ab, und entwichen aus den Klostermauern, bedrängt und verfolgt durch die beharrliche Strenge des Priors Urban, welcher dadurch, statt die auflodernde Flamme zu löschen, die Brunst nur noch gefährlicher machte. Der Weg der Strenge neben dem vom Kaiser Ferdinand I. nach Mauerbach gesendeten väterlichen Verzeihungs- und Schutzbrief für die Abgefallenen entfernte ihn immer weiter von Ziele, und bewirkte zuletzt sogar seine Absetzung. Seinem Nachfolger Cornelius glückte es, durch Güte und weisere Klugheit die Meisten der entflohenen Religiosen von Hadersdorf, dem Sitze der Protestanten, wieder zurückzubringen, Ordnung und einen bessern Geist wieder herzustellen.

In den Zeiten der Religionsneuerungen suchten die Anhänger Luthers auch in Hütteldorf festen Fuß zu fassen. Es kamen auch mehrere Prediger hieher und schlugen ihren Wohnsitz auf; sie suchten auf alle Weise den katholischen Pfarrer zu verdrängen; sie eigneten sich, wo es immer möglich war, kirchliches Eigenthum zu, — mit vielem Glücke, indem der in Weidlingau seßhafte Prediger, Bartholomäus Heinzner, die Hauptangriffe sehr geschickt leitete. Die Wiederherstellung der Ruhe und die Wiedereinsetzung der Pfarrer in ihre vorigen

Besitzungen und Rechte verdankt dieser Ort dem Hochmeister des deutschen Ordens, Erzherzog Maximilian, dem Bischof von Wien, Melchior Klesel, und dem thätigen und einsichtsvollen Domdechant bey St. Stephan, Laurenz Oeren von Arup, zwischen den Jahren 1594 und 1621.

Kaum begann die Kirche und Pfarre zu Weidlingau sich aus den Verheerungen der Türken 1529 allmählich wieder zu erheben, als die im Lande herumziehenden lutherischen Prediger durch den Mangel an ordentlichem katholischen Unterricht Gelegenheit nahmen, ihre Lehren auch hier zu verbreiten. Ihre Bemühungen fanden bedeutende Fortschritte, als im Jahre 1561 Andreas David von Teufenbach, ein sehr eifriger Anhänger Luthers, Besitzer von Weidlingau und Hadersdorf wurde, der sich mit Gewalt das landesfürstliche Pfarrlehen über beyde Orte zueignete; worauf er die zur Noth ausgebesserte Pfarrkirche den Predigern seines Glaubens einräumte. Noch im Jahre 1580 hauste hier der geschäftige Prediger, Bartholomäus Heinzner, — welcher jedoch vor dem Jahre 1600 durch den Bischof Klesel entfernet worden ist.

Eben so konnte sich die Kirche zu Purkersdorf lange nicht aus den türkischen Verwüstungen erholen. Der daselbst ungefähr um das Jahr 1570 vom Kaiser Maximilian II. eingesetzte Weltpriester, Mathias Weinmann, hatte nicht einmal noch ein eigenes Pfarrhaus; er mußte im Gasthause wohnen, und resignirte daher wieder seine Würde. In gleicher Lage befanden sich seine beyden Nachfolger, deren Thätigkeit auch noch durch den Leichtsinn vereitelt wurde, mit welchem sich so viele ihrer Pfarrkinder der neuen Lehre hingaben. Auch sie verließen daher bald wieder diese Pfarre. Im Jahre 1582 war diese Gemeinde abermals ohne Seelsorger. Kaiser Rudolph II. überließ daher die Einkünfte der Pfarre dem Prior zu Mauerbach, Sebastian Ziegler, mit der Bedingniß, daß er alle vierzehn Tage einen Weltpriester zum Unterrichte des Volks und zur Besorgung des Gottesdienstes nach Purkersdorf senden sollte. — Dadurch bekam nun die neue Lehre ungehinderten Spielraum, und die Zahl der Protestanten nahm immer mehr zu, obwohl der Kaiser bald nachher die öffentlichen Religionsvorträge verboten hatte. Andreas von Teufenbach ließ nicht ab, die Anhänger der neuen Grundsätze kräftigst zu unterstützen, und die im Walde zu Hadersdorf verborgen lebenden Pastoren predigten ihnen fortwährend.

Die traurigen Reformationsvorfälle hatten ihren Schauplatz auch in Penzing. Mehrere Pfarrer lagen mit den daselbst niedergelassenen Predigern der neuen Lehre in langwieri-

gem Kampfe. Leider! glich auch ein großer Theil der Gemeinde dem schwachen Rohre, das sich von jedem Winde hin und her bewegen läßt; und die Geschichte vieler ärgerlichen Auftritte zu Penzing ist aus jenen Zeiten auf uns gekommen. Dem Pfarrer Narin (von 1615 bis 1629) widerfuhren die gröblichsten Beschimpfungen, sogar von einem seiner Kirchenzechmeister, der in seiner Ausgelassenheit von dem Grafen Philipp von Hardek (damals in Penzing wohnhaft, und ein heftiger Eiferer für Luthers Lehre) mächtig unterstützt würde. Das Betragen eines gewissen Johann Haffners, der aus einem unbedeutenden Inwohner zu Penzing plötzlich Prediger der neuen Lehre geworden war, gegen die Nachfolger Narins und den Schulmeister, Ludwig Blankmann, gab im Jahre 1645 zu sehr ärgerlichen Klagen Veranlassung. Dieser unaufhörlichen Reibungen wegen wurde die Pfarre auch oft erlediget: ja, eine Zeitlang sogar von den Seelenhirten zu St. Veit verwaltet. Eben gedachter Johann Haffner erschien auch als lutherischer Prediger zu Baumgarten an der Wien, brachte viele aus der katholischen Gemeinde zum Uebertritte, und der von ihm ausgestreute Samen wuchs durch die unterstützende Pflege Wilhelms von Jörger, Besitzers von Breitensee, eines der heftigsten Reformatoren, empor.

Die Pfarrbücher des Marktes zu Mödling schildern uns um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts den Zustand der Pfarre und der Gegend umher sehr traurig. In Ruinen lagen die Kirchen. Vergebens forderte ein kaiserliches Schreiben vom Jahre 1538 aus Prag jene Prälaten, welche im Gebiete Mödlings Zehenten und Gülten besaßen, zu Beyträgen an die zerstörten Gotteshäuser auf. Durch die feindlichen Verheerungen der Türken in den Grundfesten ihrer Wohlhabenheit erschüttert, vermochten auch sie nicht genügende Hülfe darzubringen. Daher erzählen die Visitationsbücher noch vom Jahre 1544: »Der Pfarrhof sey durch die Flamme der Türken 1529 gänzlich abgebrannt und eingestürzt; die Kirchengewölbe seyen gesprungen und dem Einsturze nahe; der Pfarrverweser habe sich sein Unterkommen im Spitale erbettelt; der Schullehrer wandle von Haus zu Haus, und finde nur wenige Eltern, die ihm ihre Kinder zum Unterrichte anvertrauen wollten; — denn die meisten seyen von den Predigern der neuen Lehre verführt.« Kaiser Ferdinand I. ergriff zwar kräftigere Maßregeln; allein hundert Jahre nachher waren die zerstörten Gebäude noch nicht wieder ganz hergestellt. Mehrere Jahrzehende währte es auch noch, bis der Geist des wahren Glaubens in dem von der Neuheit hingerissenen Volke sich wieder regte, und der ausgestreute Same der reinen Lehren durch

eifrige Pfarrer und durch den unermüdeten Bischof, Melchior Klesl, wieder Früchte trug. Im Jahre 1657 zählte man zu Mödling, Weißenbach, Hinterbrühl, Gießhübl nnd Neudorf nur erst 3257 Katholiken.

In Perchtoldsdorf war ein dortiger Priester der erste Verbreiter der Reformation, welche auch also gleich so tiefe Wurzel griff, daß man schon 1570 die feyerliche Prozession am Fronleichnamstage aufgehoben wissen wollte. Die Einwohner besuchten größtentheils den Gottesdienst der Lutherischen im nahe liegenden Inzersdorf und Vösendorf, und sie würden auch einen Haupteiferer der Reformation, Hans Schlachter, 1587 zum Bürgermeister gewählt haben, wenn es nicht der Bischof Klesl durch einen Bericht an die Regierung verhindert hätte; worauf der Bürger, Valentin Schenkerl, seine Mitbürger zum Ungehorsam gegen die neuen Anordnungen Kaisers Ferdinand II. aufhetzte. Seine heftigen Reden brachten alles in Gährung; welche die kaiserl. Kommissäre, die Doktoren Panzmann, Jakob Perthold und Johann Hüttendorfer nur mit Mühe unterdrücken konnten. Schenkerl aber konnte nur durch die ganze Strenge der Gesetze zur Ruhe gebracht werden.

Um das Jahr 1569 kam Joachim von Landau, Freyherr zu Haus und Rapoltenstein, ein eifriger Anhänger der Reformation, zum Besitze von Rodaun Unter seinem Schutze wurde im Jahre 1580 auf dem Schlosse daselbst die dritte lutherische Kirchenvisitation vom Dr. Backmeister, Superintendenten zu Rostock, gehalten. In allen vier Vierteln Oesterreichs unter der Enns wurden solche Visitationen gehalten, um die sektirerischen Spaltungen unter den Protestanten selbst abzustellen.

Die Familie Landau fuhr durch vierzig Jahre, so lange sie nämlich im Besitze des Gutes zu Rodaun blieb, fort, der Reformation den gesetzwidrigsten Vorschub zu leisten. Nicht zufrieden mit der Privatausübung ihrer Religion, welche die Kapitulation des Königs Mathias vom Jahre 1609 den protestantischen Herren auf ihren Schlössern zusicherte, öffneten sie ihre Schloßkapellen zum freyen öffentlichen Gebrauche des lutherischen Gottesdienstes. Endlich versagten sie mit unerhörter Verwegenheit, ungeachtet aller väterlichen Warnung, dem Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1620 die Erbhuldigung. Sie wurden daher als Rebellen angesehen, und ihrer landständischen Würden, Vorrechte und ihrer Güter beraubt. Im Jahre 1592 ließ das Ordinariat an die Mutterpfarre Mödling den Auftrag ergehen, die Biedermannsdorfer zur Beobachtung der katholischen Gebühren

anzuhalten. Georg Mühlbacher, von 1592 bis 1594 Pfarrer, erlaubte sich im Geiste der Reformation ganz eigenmächtige Abweichungen von der katholischen Kirchendisciplin, und wurde abgesetzt. Bis zum Jahre 1600 war diese vakante Pfarre mit sektischen Predikanten besetzt. Als hierauf Wolfgang Gühler als Pfarrer eingesetzt worden war, machte er sich alsbald verkehrter Gesinnungen verdächtig; er unterließ es, die ihm vom Ordinariate vorgelegten articulos inquisitorios zu beantworten, und entfloh noch in demselben Jahre. Im Jahre 1613 steckte ein schwärmerischer Sektirer, Leonard Volkmeyer, ein Schmied des Ortes, sogar Kirche und Pfarrhof in Brand. — Der Pfarrer Paulus Braun berichtete im Jahre 1636, daß in Biedermannsdorf 136 katholische Erwachsene und 58 lutherische wären, bey welchen zwey Einwohner, Georg Westermayer und Georg Baldes das Prädikantenamt verrichteten.

In Achau hatten sich Christoph von Wollzogen, Otto Cyriak Weber, und die Familie Heiden 1599 bis 1606 dem Lutherthume günstig gezeigt. Der Pfleger von Lichtenstein unterhielt daselbst mehrere Jahre einen lutherischen Prädikanten; und Maximilian von Breuner, welcher wieder die erste katholische Herrschaft zu Achau war, zeigte im Jahre 1609 dem Konsistorium in Wien an, daß der größere Theil von Achau lutherisch sey. Durch seine und seiner Nachfolger Bemühungen ward der Reformation daselbst Einhalt gethan, so daß im Jahre 1627 von funfzig Häusern nur mehr ein gewisser Schafler mit seiner Familie lutherisch geblieben war.

In der Pfarre Mariabrunn am Gebirge befand sich die Gemeinde seit den Türkenverwüstungen durch ganze Jahre lang ohne bestimmten Seelsorger, wodurch den lutherischen Grundsätzen freyes Feld gegeben war. Um das Jahr 1582 widersetzten sich der Schullehrer Isterer, Mathias Steiner und Leonhard Griffig und andere gemeine Glieder der Fronleichnamsfeyer, und drangen auf das Abendmal unter beyden Gestalten.

Zu Enzersdorf am Gebirge und in der Umgegend umher bekamen die Reformations-Grundsätze solchen Anhang, daß das dortige Franziskanerkloster, theils weil niemand mehr in den Orden aufgenommen zu werden verlangte; theils wegen der schweren Verfolgungen durch die Protestanten (propter gravem Haereticorum tam Lutheranorum quam Hussitarum persecutionem) von den wenigen Geistlichen gänzlich verlassen wurde.

In den nächstgelegenen Orten um Atzgersdorf, nämlich in Rodaun, Brunn, Vösendorf und Inzersdorf befanden sich überall lutherische Prediger unter dem Schutze Wilhelms Hochkirchen von Rappach und Adam Gayes.

Fast die ganze Gemeinde von Atzgersdorf lief diesen neuen Lehrern zu, verweigerte ihrem katholischen Pfarrer den jährlichen Hauszehner und zahlte den Prädikanten die Gebühren für Taufe, Hochzeit und Leichen. Vergeblich waren dagegen die Bemühungen der Wiener Bischöfe Johann Faber und Friedrich Nausea; vergeblich die eindringlichen Kanzelreden und der erbauliche Lebenswandel der Pfarrer, Sigmund Asbeck 1545, Mathias Walter und Georg Auermann, welche noch das Leid erfahren mußten, daß ihre Schulmeister zur lutherischen Lehre übertraten, öffentlich gegen ihre Lehren mit Spott und Widerspruch auftraten, endlich den letztern gänzlich verdrängten und den lutherisch gesinnten Pfarrer Sebastian de Sancto Benedicto an seine Stelle brachten. Aus dem Pfarrvisitations-Berichte von 1582 erfahren wir, daß dieser Sebastian von einem Protestanten ordinirt worden sey, daß er Weib und Kinder hatte, daß er die Messe nur über einem Portatile gelesen, und weder konsekrirte Hostien, noch Oel zur Speisung und Salbung der Kranken im Vorrathe gehabt habe. Mit mehr Glück unternahm das Bekehrungsgeschäft der Pfarrer Koloman Pristelius, der sich den Einflüssen des Prädikanten zu Inzersdorf kräftigst entgegensetzte, in seinem Kommunionsberichte vom Jahre 1612 versicherte er, daß unter 164 Personen, welche die österliche Kommunion nahmen, 112 von ihm zum katholischen Glauben zurück geführt worden seyen. Im Jahre 1622 hatte der Pfarrer Thomas Stiegler 1226 Kommunikanten, worunter 25 Neubekehrte waren. 1630 berichtete Melchisedech Plenagel als Pfarrer, daß sich zu Atzgersdorf nur mehr 5, zu Siebenhirten 2, zu Vösendorf 26 und zu Inzersdorf 29 lutherische Individuen befänden. Indessen scheinen nachher wieder einige abgefallen zu seyn; denn um das Jahr 1645, unter dem Pfarrer Andreas von Strasoldo, zählte die Pfarre 2506 Katholiken und 212 Protestanten, von welchen sich zu Vösendorf allein 198 befanden.

Seit dem Einfalle der Türken 1529 war schon durch dreyßig Jahre in der Pfarre Lanzendorf kein Priester angestellt; daher wurde beynahe die ganze Gemeinde lutherisch, so daß selbst die Bemühungen der Wiener Bischöfe, Friedrich Nausea und Anton Muglitz, ohne erhebliche Folgen, ja diese selbst gezwungen waren, die Einkünfte der Lanzendorfer Kirche dem Pfarrer von Laa zu übergeben, und somit die Pfarre aufzulösen. Wohl darf ein solches schnelles Umsichgreifen der neuen Lehre niemanden Wunder nehmen, wenn wir im Jahre 1582 in dem Visitations-Examen des Pfarrers Antonius Nell zu Hennersdorf folgende Angaben lesen:

Seine Gemeinde bestehe aus 150 Seelen in 32 Häusern. Die drey Altäre, die Gefäße und übrigen Einrichtungen seiner Kirche seyen äußerst mangelhaft und gänzlich abgenützt; nicht einmal Korporalien und nur ein einziges Meßkleid und ein schmutziger Kelch seyen vorhanden. Schule werde keine gehalten. Er sey bereits dreyzehn Jahr auf dieser Pfarre, und schon zum zweyten Male verehlicht. — Dieser Mann bekümmerte sich gar nicht, ob die Kinder im katholischen Glauben wohl unterrichtet seyen. Mit seinen Nachbarn zankte er sich zuweilen wacker herum; er wußte nicht einmal die lateinische Absolutionsformel herzusagen!

Auch in Vösendorf lag seit den Verheerungen der Türken noch im Jahre 1545 die Pfarrkirche in Ruinen. Kein Pfarrer war daselbst. So fanden die protestantischen Prediger Gelegenheit, sich im hiesigen Schlosse festzusetzen, und unter dem Schutze der Schloß- und Herrschaftsbesitzer eben dieses Vösendorf zu einem ihrer vorzüglichsten Sammelplätze zu machen. Kaspar Erlbek, hiesiger Herrschaftsbesitzer, und zugleich Herr von Schönau und Zwölfaxing, war 1549 ihr eifriger Unterstützer. Ihm folgte im Jahre 1571 Wilhelm von Hofkirchen, der, verbunden mit seinem hiesigen Prediger, Rudolph Michael, und mit der Familie Geyer von Osterburg, Besitzer von Inzersdorf und Hernals, sich gegen die Ermahnungen des Landesfürsten wie gegen die Rückkehr zum katholischen Glauben gewaltig sträubte. Um seinen Prediger allhier, Hanns Behemb, ordentlich zu unterhalten, nahm er im Jahre 1578 nach gewaltsamer Vertreibung des Pfarrers daselbst den Unterthanen Grundbücher, Aecker, Wiesen und Weingärten hinweg, und beraubte noch überdieß die Kirche ihrer Bilder, Kelche, Bücher, Leuchter, und aller anderen kirchlichen Einrichtungen. Unter seinem Schutze hatten im Jahre 1580 fünf protestantische Prediger zu Vösendorf bestanden, von denen aber, außer dem oben genannten Rudolph Michael, keiner namentlich bekannt ist. Kaiser Rudolph II. ließ zwar im Jahre 1589 die zwey Prediger von Inzersdorf und Vösendorf vor sich fordern, und befahl ihnen, binnen sechs Wochen und drey Tagen sich aus dieser Gegend und aus dem ganzen Lande weg zu begeben. Sie gingen zwar weg; allein im Jahre 1592 kamen schon wieder zwey andere, welche jedoch nicht mehr in der Kirche, sondern allein auf den Schlössern predigen, und in Wien nur in den Häusern ihrer Herrschaften taufen durften. Zwar machte Kaiser Ferdinand II. auch diesen ihren Religionsübungen ein Ende; allein noch im Jahre 1644 berichtete

der Pfarrer Andreas von Strasoldo dem Kaiser Ferdinand III., daß noch bey 187 Anhänger der neuen Lehre, meist Bauern, in Vösendorf anzutreffen seyen, welche weder der katholischen Kirche Achtung, noch den ergangenen kaiserlichen Verordnungen Gehorsam erzeigen, und mit dieser Widerspenstigkeit bey ihren Mitnachbarn noch groß thun. Aus dem im Jahre 1648 von dem obengedachten Pfarrer dem Wiener Konsistorium eingereichten umständlichen Berichte ist zu entnehmen, daß damals in Vösendorf achthundert Seelen gewesen sind, von welchen zur österlichen Zeit kaum dreyßig oder vierzig Personen sich der heiligen Kommunion theilhaftig gemacht hatten.

Die Kirche und die Pfarrgebäude zu Inzersdorf wurden bey dem türkischen Einfalle ein Raub der Flammen, und lagen noch im Jahre 1544 in ihrem Schutte da. Deßwegen verließen die beyden angestellten Geistlichen den Ort, zogen nach Wien, und wohnten daselbst im Klagbaume; von St. Stephan aus wurde gewöhnlich an Sonn- und Feyertagen ein Priester zum Messelesen nach Inzersdorf geschickt. Es suchten daher sehr bald die herumstreifenden Lehrer aus Luthers Schule sich auch in diese Gemeinde einzudrängen; was ihnen um so leichter gelang, da die Familie des Gutsbesitzers sich ohnehin für Luthers Lehre erklärt hatte. Geyer von Osterburg, Besitzer von Inzersdorf und Hernals, that der neuen Lehre am ersteren, wie am letzteren Orte mächtigen Vorschub; und so geschah es, daß zu Inzersdorf Johann Jehler zum Besitz der Pfarre kam, dem zu seinen Amtsgeschäften noch ein anderer protestantischer Prediger, Leonhard Hofius, beygegeben wurde. Als 1579 die Ausübung und Verkündigung der Lehre Luthers zu Wien abgestellt wurde, so liefen die Anhänger der neuen Lehre von der Stadt fleißig zu den Reformationspredigern, welche sich auf den Schlössern nächst Wien, zu Hernals, Vösendorf und Inzersdorf, unter dem Schutze der dortigen lutherischen Gutsbesitzer, fest erhielten. Zu Inzersdorf dauerte dieser Unfug bis 1585, wo Geyern auf kaiserlichen Befehl angedeutet wurde, daß der lutherische Prediger bloß ihm zugestanden sey; daß aber keineswegs demselben geduldet werde, fremde Unterthanen bey seinen Predigen und beym Austheilen der Sakramente zuzulassen. Da der Prediger nicht Folge leisten wollte, so wurde er mit Arrest bedroht; aber weil Wolf von Lichtenstein und Franz von Gera sich für ihn verbürgten, daß er sich bis zum Ausgange der Sache der Predigten und Kirchenübungen enthalten werde, wieder auf freyen Fuß gestellt. Jedoch die Prediger fuhren in der Verkündigung der neuen Lehre bald wieder fort, und da abermaliges

Abmahnen nicht fruchtete, so wurden sie endlich durch Erzherzog Ernst 1590 des Landes verwiesen. Aber auch dieß fruchtete wenig; und schon 1592 erschien zu Inzersdorf wieder ein anderer Prediger, der zwar nicht in der Kirche, aber auf dem Schlosse die neue Lehre vortrug, und damit auch so lange fortfuhr, bis Kaiser Ferdinand II. 1627 alle sogenannten evangelischen Prediger aus Oesterreich verbannte. Der Gutsbesitzer Geyer von Osterburg erhielt den Befehl, Inzersdorf zu verkaufen; was denn auch später geschah, und Virgil von Ungrechtsberg präsentirte wieder den ersten katholischen Pfarrer, Johann Hallwig Settelein.

Von der Pfarre Simmering haben wir nur mehr einen einzigen Ausweis der Ortskommunikanten, woraus erhellet, daß über dreyßig Einwohner daselbst die pflichtmäßige Osterkommunion unterlassen, und sich dadurch des Protestantismus verdächtig gemacht hatten.

Die Grundsätze Luthers fanden zwar auch in der Pfarre Alland Eingang, besonders zu Schwarzensee, wo sich schon ein protestantischer Prediger eingedrungen hatte; allein durch den klugen, ausharrenden Eifer der Aebte zu Heiligenkreuz und der Pfarrer von Alland wurde die neue Lehre gänzlich wieder verdrängt, und die Gemeinde zur Religion ihrer Väter zurückgeführt.

Schon vor dem Jahre 1544 hatte Luthers Lehre in der Stadt Baden und in der Umgegend umher festen Fuß gewonnen, und ein eigener Pastor war daselbst eingesetzt. Im Jahre 1559 war als Prediger hier ein gewisser Peter Rottmann mit mehreren Gehülfen. Später, um das Jahr 1579, kömmt der Pastor, Melchior Schreckswell, mit Ursula, seiner Gemalin, vor, der sich nachher aber wieder zum Katholizismus bekannte.

Die Herrschaftsbesitzer von Vößlau und Merkenstein, Paul Bayer und Jonas von Heyßberg, waren die eifrigsten Vertheidiger und Unterstützer des Protestantismus in ihren Gegenden. Unter dem Schutze des ersteren breitete sich daher auch die neue Lehre in der Pfarre Gainfahren sehr aus, und der Pastor zu Vößlau mochte ungehindert in demselben Pfarrbezirke Taufen, Trauungen und Leichenbegängnisse vornehmen. Nach und nach wurden dem dortigen Pfarrer alle Zehenten, die Kirchengründe und anderen Gerechtsamen entzogen, so daß die der katholischen Kirche Treugebliebenen durch ein ganzes Jahr keinen Pfarrer bekommen konnten, und der katholische Pfarrer von Vößlau hier an jedem zweyten Sonntage den Gottesdienst halten mußte.

Zu Gumpoldskirchen warf sich schon vor dem Jahre 1544 ein dortiger Fleischhauer zum Prediger auf, und maßte sich bey großem Zulaufe die lutherische Seelsorge an. Aus dem Visitationsbuche vom Jahre 1544 erfahren wir, daß damals Georg Primez, ein Ordensmann, hier Pfarrer war. »Ehevor,« heißt es, »war neben dem Pfarrer ein »Prädikant; gegenwärtig aber nicht.« Ferners zeigte der gedachte Pfarrer damals an, »daß die Bürger troß »der Ermahnung zu Ostern nicht zur Kommunion »gegangen.« Der nachherige Pfarrverweser, Matthäus Chrinis, mußte sich in Hinsicht der Lehre einer strengen Untersuchung unterziehen, und wurde abgesetzt; er erhielt aber sein Amt später wieder. Der Schulmeister, Gabriel Lauterbach, lehrte im Jahre 1573 nebst den Humanioren auch den Katechismus Luthers. Der Pfarrverweser, Stephan Ulrich, begünstigte die Protestanten, die sich hier bis zu den Zeiten Kaiser Ferdinands III. erhielten

Zur Zeit der Reformationsunruhen wurde der Pfarrer von Gundramsdorf von seiner Pfründe verdrängt, und das Kirchengut sehr vergeudet. Am 23. März 1578 berichtete der zur Untersuchung der kirchlichen Verhältnisse des Landes angeordnete Klosterrath an den Landesfürsten, das der Vizedomsverwalter zu Gundramsdorf einen akatholischen Pfarrer, Namens Kaspar Ruedolph, eingesetzt habe; er bittet um dessen Abschaffung und Bestrafung. Im Jahre 1599 erscheint Petrus Frizius als Pfarrer zu Gundramsdorf, der durch unermüdeten Eifer endlich die größtentheils abgefallene Gemeinde wieder zum alten katholischen Glauben zurückbrachte.

Ungefähr um das Jahr 1550 drang sich auch bey dem Kirchlein St. Helena ein protestantischer Pastor ein, wahrscheinlich durch die den neuen Grundsätzen ergebene Ortsherrschaft unterstützt; es ist aber unbekannt, wie lange derselbe hier gehaust habe. Gewiß ist, daß, als Kaiser Rudolph II. die Herrschaft Rauhenstein an den Herrn von Sauer verkaufte, er zugleich demselben den Auftrag gab, an der Kirche wieder den katholischen Gottesdienst herzustellen. Nach dem Jahre 1658 kam Veste und Herrschaft Rauhenstein an Karl Ludwig Grafen von Hofkirchen, der ein eifriger Anhänger und Beförderer der protestantischen Religionsunruhen war. Seine hartnäckige Anhänglichkeit an die Ausübung der neuen Grundsätze zog ihm das harte Loos zu, auf Befehl Kaiser Ferdinands III. aus dem Lande zu wandern.

Auf Stifte und Klöster waren die allgemein verbreiteten

protestantischen Grundsätze von den eingreifendsten und verderblichsten Folgen. Mit den alles erschütternden Religionsunruhen trifft gewöhnlich auch eine völlige Zerrüttung und ein gänzlicher Verfall der Stiftswirthschaften zusammen. So auch im Stifte zu Heiligenkreuz, wo bereits schon um das Jahr 1543 sich die neuen Grundsätze festgesetzt hatten. Der Abt Hieronymus Weigl, der ein so großes Zutrauen bey dem Generalkapitel seines Ordens und bey dem Kaiser Ferdinand I. besaß, daß ihn ersteres zum Visitator in Oesterreich, der Monarch aber zum Reformator des Stiftes Lilienfeld bestellte, — wurde plötzlich durch den Geist des überhand nehmenden Protestantismus so dahingerissen, daß er Mönchthum und Religion verließ (nach dem Ausdrucke alter Stiftskatalogen: »monachum cum religione exuit!« Da nun nach diesem Vorfalle nur mehr zwey Priester, zwey Novizen und ein Laienbruder im dortigen Stifte waren: so läßt sich, zufolge der Beyspiele in so vielen anderen Stiften und zu eben derselben Zeit, mit Recht vermuthen, daß die übrigen Mönche größtentheils dem Beyspiele des Abtes gefolgt seyen. Zur Wiederherstellung der alten Väterreligion und Aufrechthaltung des Stiftes that Abt Christoph zu Lilienfeld und in der ganzen Umgegend umher 1618 — 1637 mit allthätigem und dem ausharrendsten Eifer ungemein Vieles.

Im Jahre 1529 traf auch den Ort Oberwaltersdorf, wie alle benachbarten Ortschaften, das harte Loos der Zerstörung durch die Türken; doch erholte sich derselbe wieder, und wurde sammt der Pfarrkirche wieder aufgebaut. Da jedoch bald darauf der Protestantismus auch hier überhand nahm, und die Anzahl der katholischen Priester sich so sehr verminderte, daß viele Pfarren unbesetzt bleiben mußten: so entbehrte auch Oberwaltersdorf längere Zeit der ordentlichen Seelsorger, — und der Protestantismus konnte desto ungehinderter Wurzel schlagen. — Bey so vielen Gefahren der Verführung von allen Seiten herum — blieb aber die Pfarre Pfaffstätten standhaft bey dem alten Väterglauben, und nur bey gar wenigen, wie auch nur auf kurze Zeit, fanden die neuen Grundsätze Eingang. — Desto mehr Anhänger aber fand der Protestantismus zu Raisenmarkt. Die hiesigen Bewohner waren einige Zeit lang ganz der lutherischen Religion ergeben, und hatten einen eigenen Pastor. Wie und durch wen sie aber später wieder zur besseren Ueberzeugung gebracht worden sind, ist unbekannt.

Zu Sittendorf waren die Besitzer dieser Herrschaft, die Herren von Neudeck, zur protestantischen Religion übergetreten. Sie ließen schnell die dortige katholische Kirche dem protestantischen Gottesdienste widmen, und unterhielten einen eigenen Pastor. Seit 1594 hatten sie auch diese Kirche zu ihrer Familiengruft gewählt, welche sich in einem Gewölbe unter der Kirche befindet.

Zu Traiskirchen und in der ganzen Umgegend hatte die Reformation alles in Verwirrung gesetzt, die katholischen Priester verscheucht, den Untergang der ohnehin nicht gehörig dotirten Pfründen herbeygeführt, und die Hauptpfarre selbst in die traurigsten Umstände versetzt. Der Hauptzentralpunkt jedoch der Prädikanten war in Tribuswinkel, woselbst sie sich auch am längsten hielten, und besonders an der Ortsbesitzerin, Helena Föderlin, um das Jahr 1600 eine eifrige Beschützerin hatten. Aus dem Visitationsbuche vom Jahre 1544 erhellet, daß damals Ludwig Schauer, Benefiziat zu Baden, zugleich auch hier Pfarrer gewesen sey; daß er selbst nur zu Zeiten, am zweyten oder dritten Sonntage, hier Messe gelesen und gepredigt, sonst aber nur einen alten Priester hieher gesendet habe, der Alters halber nicht mehr den christlichen Lehrunterricht ertheilen konnte. Erst im Jahre 1640 wurde wieder ein katholischer Seelsorger hier angestellt; aber die zahlreichen im Stiftbriefe angeführten Pfarr-Renten waren vergeudet, die Kirchengrundstücke waren in andere Hände gerathen, und die pfarrlichen Einkünfte beträchtlich geschmälert worden.

Die neuen Irrlehren, verborgen und offen nach allen Seiten, selbst bis in die Hochgebirge hinauf verbreitet, erweckten daselbst den Geist der Widerspenstigkeit und des Aufruhrs. Die Bauern um Lilienfeld empörten sich, sagten dem Abte den Gehorsam auf, drangen mit wildem Getümmel in das Kloster, und Abt Wolfgang (v J. 1511 — 1539) mußte sich eiligst nach Annaberg flüchten. Von dort aus schrieb er an den Klostersäckelmeister: »Wolt Got es ging »enk ganz wohl. Ich bin gleich in die Bueſſ getre»ten, hab mir Wein und Brod abgeschlagen, und »wil gern geduld haben, weil ich von den besen »Leiten komen bin. Man solt sie jezt zu vorderst »an den spitz stelen, so sech man, was sie kunten, »ob sie gegen den Türken auch so freidig weren, »als sie gegen mir gewesen sein.« Einer der vornehmsten Anhänger der Reformation, und der das Meiste beytrug

zur Verbreitung und Befestigung der neuen Lehre, vorzüglich um Lilienfeld, war Christoph Jörger, der durch den Ankauf der Herrschaft Chreusbach ein böser Nachbar desselben Stiftes geworden war. Jörger legte es vorzüglich darauf an, die sich etwa meldenden Klosterkandidaten von der Annahme des Habits abzureden; worüber der Abt Georg (1548 — 1556) bey dem Bischofe von Neustadt, Franz Absteniu s, bittere, wiewohl vergebliche Klagen erhob. Um das Jahr 1564 waren die meisten adeligen und wohlhabenderen Nachbarn um Lilienfeld schon protestantisch Eine natürliche und nothwendige Folge davon war die Verachtung und Unterdrückung des Mönchswesens, welche so mächtig einwirkte, daß sich bald niemand mehr zur Annahme eines Ordenskleides entschloß. In Lilienfeld war daher die Zahl der Mönche so zusammengeschmolzen, daß Abt Georg IV. (v. J. 1568 — 1587) aus Mangel der Individuen die meisten Klosterämter selbst übernehmen mußte. Dabey waren die Finanzen zerrüttet, und der ganze Stand des Klosters tief gesunken. Nichts zu sagen, daß im Stifte viele protestantische Dienerschaft angestellt war, konnte Abt Georg IV. keinen anderen tauglichen Mann als Hofrichter für sein Stift (i. J. 1580) aufbringen, als einen der Lehre Luthers anhängenden Rechtsgelehrten. Als sich das oberösterreichische Landvolk wider die Beschränkung der vom Kaiser Maximilian II. gegebenen Religionsduldung, und wider die vom Kaiser Rudolph II. dießfalls ergriffenen Maßregeln empörte, artete auch in Unterösterreich die Unzufriedenheit mit den, der neuen Lehre widerstrebenden Anordnungen des Monarchen in einen offenen Bauernkrieg aus. Um Lilienfeld rotteten sich an die zehntausend Bauern 1597 zusammen; ließen sich ein Verzeichniß ihrer Beschwerden aufsetzen, ernannten den Georg Steinhauer, Schulmeister zu Neuhof, zu ihrem Hauptmanne, und drangen trotzig um Abhülfe ihrer Beschwerden bey dem Abte Laurenz zu Lilienfeld. Güte half nichts; der empörte Pöbel umringte das Kloster, schwelgte darin vollauf, plünderte alle Vorräthe, und zog von dort weiter, um St. Pölten zu belagern. Jedoch, von den heranrückenden kaiserlichen Truppen überfallen, wurden sie größtentheils auf dem sogenannten Steinfelde zusammengehauen. — Indessen dauerten die Zuckungen des Protestantismus in jenen Gebirgsgegenden noch immer fort; mächtig stemmte sich Abt Simon (1607 — 1622) gegen den Neuerungsgeist, und zwang jene seiner Unterthanen zu Wilhelmsburg und Strazing, die sich zur neuen Lehre bekannt, und,

taub gegen alle seine gütlichen Vorstellungen, ihm unumwunden erklärt hatten: »sich in ihrem Entschlusse hinsichtlich der Religion nach der ganzen Provinz zu richten,« Haus und Hof zu verlassen und auszuwandern; und die ernstlichsten Drohungen der protestantischen Landstände vermochten ihn nicht, von seiner Strenge abzubringen. Einen gleich großen Eifer zeigte auch sein Nachfolger, Abt Ignaz Kraft (1622 — 1638). Gleich nach seiner Erwählung nahm ihn Kaiser Ferdinand II. in den Staatsdienst, ernannte ihn zum Ständeverordneten und geheimen Rath, und erlaubte ihm, die dem Fiskus anheim gefallenen Jörgerischen Güter Chreusbach, Araberg und Bergau zu kaufen. Helmhard, Jörger von Tollet, Herr zu Araberg, hatte jene Güter dadurch verwirkt, weil er einer jener sechzehn Aufrührer gewesen war, welche (1619) bis in das Gemach des Kaisers eingedrungen waren, und ihn durch Drohungen zur Unterschrift ihrer Forderungen zwingen wollten. Ueberall auf diesen neuen Besitzungen unterdrückte nun Ignaz Kraft die neuen Grundsätze mit aller Anstrengung, und weihte die so lange dem lutherischen Ritus gewidmete Schloßkapelle 1625 zum Dienste der katholischen Kirche wieder ein. Gleiche Dienste wider den allverbreiteten Geist Luthers leistete auch der nachherige Abt zu Lilienfeld, Matthäus Kohlweis (1650—1695) dem Kaiser Ferdinand III., von welchem er an die Spitze des im Jahre 1652 gebildeten allgemeinen Reformationsvereins gesetzt wurde. Dieß wichtige Reformationsgeschäft begann Abt Matthäus in Wien in der Kärntnerstraße, fuhr damit in dem Viertel Untermanhardsberg fort, und breitete sich durch mehrere entsandte Gehülfen und Mitarbeiter über ganz Niederösterreich aus. Einer seiner vorzüglichsten Mitreformatoren war bekanntlich Malachias Rosenthal.

In der Gegend um Lilienfeld war vorzüglich ein gewisser Josias Kain, früher Stiftsprofeß und Pfarrer zu Dürrnitz, nachher zu Wilhelmsburg, der eifrigste Verbreiter und Verfechter der lutherischen Grundsätze (1536). In Kürze war in der ganzen Runde umher fast keine Kanzel mehr, auf der nicht lutherisch gepredigt wurde, und keine der noch übergebliebenen katholischen Kirchen war vor Verunglimpfungen und Gewaltthaten sicher. — In Eschenau stritten sich Priester und Pastoren wechselseitig um den Besitz der Kanzel in der Kirche. Aus einem alten Kirchenrechnungsbuche entnehmen wir folgende gleichzeitig aufgeschriebenen Notizen über die religiösen Verhältnisse zu Eschenau in jener Zeit. Bey dem Jahre 1555 wird

angemerkt: »noch Messe gelesen;« bey den Jahren 1560 und 1570: »gut luttrisch;« bey dem Jahre 1575: »in diesem Jahre hat man wiederumb angefangen zu Wilhelmsburg und anderen Orten Meß zu lesen.« — Wie in Chreusbach, eben so bedienten sich auch die Jörger in Hainfeld und St. Veit an der Gelsen zur Zeit der Reformation des Vorrechts, die Pfarrer auf ihren Grundherrschaften zu investiren, als einer schicklichen Gelegenheit, akatholische Prediger auf jene Pfründen zu bringen. Bischof Melchior Klesel, passauischer Officialis, schrieb im Jahre 1586 an den Abt Michael von Göttweih: »er habe bey seiner »Visitation die Pfarren Hainfeld und St. Veit mit sekti»schen Prädikanten besetzt gefunden, und ermahne deßhalb den »Abt dringend, als Patron die Vorsehung zur Anstellung ortho»doxer Priester ungesäumt zu treffen.« Aber die Vogtherren wußten eine Zeitlang alle Bemühungen der Konsistorien und der Aebte, und alle dießfalls ergangenen höheren Verordnungen zu vereiteln; bis sich endlich Ferdinand Jörger, bey Gelegenheit eines für ihn vortheilhaften Vertrages, herbeyließ, 1616 einen katholischen Pfarrer in Hainfeld zuzulassen. In Folge dieser Transaktion mußte der bisherige Pastor, Kaspar Erhardt, am letzten Pfingstfeyertage seine Pfarre dem David Cornerus abtreten, und nach Rorbach ziehen; welche Filiale, nebst jener von Ramsau, troß aller Bemühungen des Abtes Georg von Göttweih, so lange in den Händen der Pastoren unter dem Schutze der Jörger blieb, bis unter Kaiser Ferdinand II. die Jörgerischen Güter eingezogen, und die zwey Filialen durch kaiserliche Kommissarien dem Kloster Göttweih eingeantwortet wurden. Bey der oben gedachten Transaktion wurde die Pfarre Rohrbach, welche ehedem eine Filiale zu Hainfelden gewesen ist, von dieser losgerissen 1616, und vom Jörger dem Pastor Kaspar Erhardt übergeben, der bis zum Jahre 1621 einer kleinen Protestantengemeinde dort vorstand. — Auf gleiche Weise machten die mächtigen Jörger auch in der Pfarre St. Veit an der Gelsen ihren großen Einfluß geltend, so daß der katholische Kultus von den neuen Grundsätzen in Kürze aus jenen Gegenden verdrängt ward. Im Jahre 1557 präsentirte Propst Bartholomäus von Herzogenburg als Administrator des damals sehr in Verfall gerathenen Stiftes Göttweih, bey dem Passauer Offizialate für die Pfarre St. Veit einen gewissen Johann Ackermann, tanquam catholicum a multis commendatum. Dieser tanquam catholicus entsprach aber so wenig der Präsen-

tation, daß er bey seinem Tode 1575 Weib und Kinder hinterließ. Nach dem Tode Ackermanns erklärte Helmhard Jörger geradezu dem damaligen Abte von Göttweih, Michael, daß er weder auf die Pfarre St. Veit noch auf die eben erledigte Pfarre Kleinzell einen Papistischen einkommen lassen wolle; und er brachte es auch wirklich auf Schleichwegen dahin, daß ihm unterm 27. May 1576 eine landesfürstliche Begünstigung zur Fortsetzung des protestantischen Kultus, an welchen das Volk schon gewöhnt sey, ausgestellt, und ihm dabey nur eingebunden worden, bey den anzustellenden Pfarrern darauf zu sehen, daß sie von einem katholischen Bischofe ordinirt, und von dem Prälaten zu Göttweih präsentirt seyen. Diese kaiserliche Resolution wurde zwar 1604, als ad male narrata erflossen, widerrufen; aber St. Veit behielt dem ungeachtet seinen Prädikanten, bis die Jörger, durch die von Kaiser Ferdinand II. über sie verhängte Strafe, ihrer Güter, und mit diesen ihres Einflusses auf diese Gegenden beraubt wurden. — Schon um das Jahr 1549 wurde aus der Pfarre Kleinzell der katholische Kultus verdrängt, und diese Pfründe den lutherischen Pastoren eingeräumt. Martin Höffel und sein Nachfolger, Sebastian Stubenvoll (1570), gelangten unter Jörgerischem Einflusse zu der Pfarre, und beyde waren verheirathet. Erst im Jahre 1621 wurden die Prädikanten wieder abgesetzt, und die Pfarre den Göttweihern übergeben. — Von der Pfarre Rabenstein wissen wir das Einzige nur, daß daselbst auch ein Pastor, Namens Lemmel, bestanden habe, der im Jahre 1580 zugleich auch den Schuldienst versah. — In der Pfarre Kirchberg traten andere Verfechter der Reformation auf, nämlich die Vogtherrn, die Klinger und Humminger, welche zur Verbreitung und Festsetzung der neuen Lehre im Pielachthale eben so vieles beygetragen haben, als die Jörger im Gelsenthale. Georg von Mamming mit seiner Gemalin Katharina (1568) bekannten sich zur protestantischen Religion, und sie hatten zu Kirchberg einen protestantischen Pastor, mit Namen Johann Schwinghammer, angestellt, der später (1575) als Pfarrer nach Stadteldorf befördert worden. Im Jahre 1577 brachte Katharina Mamming auch die Lehenschaft über die Pfarrkirche in Kirchberg käuflich an sich, und gab die durch Johann Schwinghammers Beförderung erledigte Pfarre um das Jahr 1578 dem Michael Gurkfelder. Dieser war zu Torbach in Kärnten 1545 geboren, hatte bey den Jesuiten zu Wien studiert, und wurde da von Urban, Bischof zu Gurk, ordi-

nirt. Zwischen den Jahren 1568 und 1569 war er Abt des Benediktiner-Stiftes zu Gleink, von wo er auf die Abtey zu Seitenstetten 1570 postulirt, aber auch schon wieder im zweyten Jahre, weil er zur protestantischen Lehre übertrat, abgesetzt wurde. Seine Laufbahn als Priester eröffnete er auf der Filiale Loich, wo er bis zu seiner Berufung auf die Pfarre Kirchberg predigte. Daselbst hatte er bey seiner Gemeinde einen Diakon und einen Schullehrer. Bey der im Jahre 1580 durch den Superintendenten von Rostok, Doktor Lukas Backmeister, auf Veranstaltung der protestantisch-österreichischen Stände vorgenommenen allgemeinen Kirchenvisitation wurde dieser Michael Gurkfelder zum Senior der protestantischen Pastoren im Viertel ob dem Wienerwalde ernannt. — Von dem oben genannten berüchtigten Josias Kain 1560 an, der als Stiftsprofeß von Lilienfeld mit unglaublichem Eifer die neuen Grundsätze verfocht, — folgten einander fünf lutherische Prediger auf der Pfarre zu Dürrnitz. — Auch der Pfarrer zu Annaberg machte zwischen den Jahren 1580 und 1590 seinem Stiftsabte zu Lilienfeld, Laurenz, als landesfürstlichen Reformator in Religionssachen, die Anzeige: »wie »er von seinen Pfarrkindern sehr gedrängt werde, »ihnen das Abendmahl unter beyderley Gestalten »zu reichen; wie sie die Feyer der Festtage hint»ansetzen, und dadurch den Wallfahrtern zum An»stoß und Aergerniß würden.«

Nachdem die Jörgerische Familie ihre Güter verwirkt, und dadurch auch ihren Einfluß in allen Gegenden, wo sie liegende Güter und grundherrliche Rechte besaß, verloren hatte; sahen sich auch die Protestanten, und insbesondere die Pastoren, ihrer vorzüglichen Stützen beraubt. Dazu kam das allgemeine kaiserliche Rescript, welches den katholischen Kirchenvorstehern einschärfte, die katholische Lehre in ihrer alten Reinheit wieder herzustellen.

Wir endigen hier die versuchte Zusammenstellung. Zum Schlusse bemerken wir noch, daß die Auflage dieses Werkes im Aeußeren den Verlegern zur Ehre gereicht. Der Druck selbst ist vollkommen korrekt, und nur äußerst wenig Druckfehler beirren den Leser. Von den lithographirten Ansichten sind einige nicht ganz gelungen.

Art. II. Joann eksarch bolgarskij, mit dem in Kupfer gestochenen Wapen des russ. Staatskanzlers Grafen Nik. Rumanzow. Moskwa, 1824. 222 Seiten in Folio ohne Vorstücke.

Nach dem zweyten, längern Titel: eine Untersuchung, die Geschichte der slowenischen Sprache und Literatur des neunten und zehnten Jahrhunderts erläuternd, geschrieben von Konstantin Kalajdowitsch, Hauptaufseher der Kommission zum Drucke der Staatsurkunden, Mitglied der Moskauer Gesellschaften der Geschichte und russ. Alterthümer, der Liebhaber der russ. Literatur, der kaiserl. der Naturforscher, und der St. Petersburger freyen Gesellschaft der Liebhaber russ. Literatur, und Ritter (Kavalerom). Schon die bloße Anzeige des Inhalts dieses durch großmüthige Unterstützung des Staatskanzlers prächtig gedruckten, zur Kenntniß des ältesten Zustandes der slawischen Literatur äußerst wichtigen und unentbehrlichen Werkes, worin zugleich ein großer Schatz von literarischen Notizen allerley Art niedergelegt ist, muß jeden Gelehrten slawischer Abkunft, jeden Liebhaber der slawischen Sprache mächtig anziehen. Die gelehrte Abhandlung oder Untersuchung besteht aus sechs Kapiteln, und reicht bis S. 84. Hierauf folgen hundert neunzehn längere und kürzere Anmerkungen. Von S. 125 an funfzehn Beylagen, wovon weiter unten; endlich auf sieben Tafeln sechzehn Abrisse (risunki), d. i. fac simile aus den beschriebenen alten Handschriften. Veranlaßt zu dieser Untersuchung ward Herr Kalajdowicz durch die Entdeckung alter Handschriften, worin der bulgarische Exarch Priester Johann als Uebersetzer und Verfasser vorkommt. Sein Name steht vor der slowenischen Uebersetzung der Theologie von Johann Damascenus sowohl, als vor einem Hexameron, das er dem Fürsten Simeon widmete. Aus dem Prolog zu dem Hexameron, vorausgesetzt, daß gegen seine Echtheit nichts einzuwenden sey, daß unter Simeon der bulgarische König verstanden werden müsse, schließt Herr Kalajdowitsch, daß dieser Johann ein Zeitgenosse des bulgarischen Fürsten Simeon war, folglich zu Anfange des zehnten Jahrhunderts, und selbst schon zur Zeit Methods lebte, von dessen Bibelübersetzung der Exarch von Bulgarien nur vom Hörensagen spreche, weil sie noch nicht unter den Bulgaren bekannt geworden sey.

Kap. 1. Anfang der slowenischen Schrift. — Konstantin und Method, ihre Arbeiten. — Slowenische Büchersprache. — Dieß ist gleichsam als Einleitung zum Hauptthema vorausgeschickt worden.

Kap. 2. Johann, bulgarischer Exarch. — Hier heißt es nun, die in Mähren angefangene Bildung der slowenischen Sprache sey durch die Einfälle der Ungern

unterbrochen worden, hätte sich gegen die Macht der römischen Kirche nicht behaupten können, habe sich aber in der selbstständigen Bulgarey erhalten; indem die von Konstantin für die Mähren erfundene Schrift zu den Bulgaren übergegangen sey. Herr K. hatte sich durch Schlözers Machtspruch nicht verleiten lassen sollen, das Zeugniß der zweyten Legende von Konstantins (Cyrills) Predigtamte in der Bulgarey als zweifelhaft zu verwerfen, und kühn zu behaupten, die slawische Schrift und Uebersetzung biblischer und liturgischer Bücher sey später zu den Bulgaren gekommen. Die ältesten unverwerflichen Zeugnisse stimmen darin überein, daß Cyrill und Methud ihr Bekehrungs- und Belehrungswerk zuerst, und zwar viel früher, als in Mähren, bey den Bulgaren betrieben, bey ihnen den slawischen Ritus einführten, und nach Mähren, als sie eben deßhalb dahin von dem Fürsten Rastislaw eingeladen wurden, schon fertige slawische Bücher mitbrachten. Dieß blieb dem sogenannten Hradischer Mönch nicht unbekannt, indem er in der Mitte des zwölften Jahrhunderts bezeuget, Cyrill und Method hätten, nachdem die bulgarischen Buchstaben erfunden waren, das Wort Gottes den Mährern gepredigt. Cyrillus et Methodius inventis Bulgarorum literis verbum Dei praedicaverunt Moravicis. Die Bildung oder schriftliche Abfassung der slawischen Sprache hat also nicht in Mähren angefangen, sondern in Bulgarien (seys im südlichen Bulgarien, an den Grenzen Macedoniens, oder im nördlichen, an der Sawe und Drau). Der mährische Dialekt ist zu sehr von dem alten bulgarischen verschieden, als daß man annehmen dürfte, was an sich schon ganz unwahrscheinlich ist, die slowenische Büchersprache sey zur Zeit Konstantins und Methods, oder als der Exarch Johann schrieb, den abendländischen und morgenländischen Stämmen gemein, und bey allen eine und dieselbe gewesen, mit kaum bemerkbarer Verschiedenheit der Dialekte, die viel später erfolgt sey. Das Mährische gehört zu einer ganz andern Sprachordnung, als das Bulgarische, und der Unterschied der zwey Ordnungen mußte lange vor Konstantin bemerkbar gewesen seyn.

Um zu dem Priester Johann zurück zu kommen, wer war denn dieser vorgebliche Exarch? Kann er wohl historisch nachgewiesen werden? Papst Johann VIII. machte in einem Briefe an Tuventar (den Herr K. mit andern für Swatopluk, aber gewiß unrichtig, erklärt) von einem Priester Johann Erwähnung. Vielleicht unser Johann, meint Herr K., und setzt hinzu, der in Mähren war, und später in Bulgarien von Methods Bibelübersetzung nur gehört haben mag; vielleicht aber nicht, und wahrscheinlicher nicht. Es lassen sich noch

andere Priester, die Johann hießen, nachweisen, die aber keine Exarchen waren. Der zweyte Johann, der als Erzbischof im Jahre 899 vom Papste Johann IX. mit zwey Bischöfen nach Mähren geschickt wurde, scheint Herrn K. selbst nicht hierher zu gehören, weil er als ein Römer den lateinischen Gottesdienst für den slawischen eingesetzt habe. Vergeblich suchte er den bulgarischen Exarchen Johann bey Kodin, wo er ihn vielmehr in dem Kataloge bulgarischer Bischöfe bey le Quien hätte suchen sollen. In diesem findet man mehr als einen Johann, von denen aber keiner zu dem unter Simeon im zehnten Jahrhunderte lebenden Uebersetzer und Verfasser passen will. Der Priester Johann läßt sich also als bulgarischer Exarch gar nicht historisch nachweisen, und Herr K. mußte selbst gestehen, die Benennung Presbyter und Exarch, der die bischöfliche Würde bekleidet, sey unbegreiflich, und er finde in der Geschichte der morgenländischen Kirche dieß einzige Beyspiel einer solchen Benennung.

Kap. 3. Uebersetzung von Damascens Theologie. — Diese soll der bulgarische Exarch Priester Johann auf Verlangen eines Mönches Duks, den jener besuchte, aus dem Griechischen ins Slowenische übersetzt haben. Die Handschrift, die Kalajdowitsch schon 1813 in der Synodalbibliothek zu Moskau entdeckte, wird in diesem Kapitel genau beschrieben. Sie befand sich vor Zeiten im Kloster Neujerusalem, wie es des Patriarchen Nikon Unterschrift ausweiset. Siehe Nr. 16 auf der siebenten Tafel. Wie und woher sie dahin kam, ist Herrn K. unbekannt. Er hält sie nicht mehr für das Original aus dem zehnten Jahrhunderte, sondern setzt sie in den Anfang des zwölften. Skiada, der vor hundert Jahren die Handschriften verzeichnete, setzte sie in das dreyzehnte. Daß die Uebersetzung selbst zweyhundert Jahre früher, 150 nach der Erscheinung des griechischen Originals, also etwa im Jahre 904, wie K. dafür hält, gemacht worden, darf doch nicht als schon ausgemacht angenommen werden; welcher Beweis, so lange das Alter des Uebersetzers, des räthselhaften Exarchen Johann, nicht sicher gestellt ist, könnte wohl aus der Vorrede für das zehnte Jahrhundert geführt werden? Nach der fast unleserlichen Schlußformel hieß der Abschreiber Akindin. Die alte Handschrift enthält sechs Kapitel mehr, als der griechische Text, die aber nicht zur Theologie Damascens gehören. Auch von zwey jüngern Abschriften von der Hand des Metropoliten Daniel wird hier Nachricht gegeben. In den Beylagen Nr. 1 ist die Vorrede des Exarchen Johann zur Theologie nach den alten Handschriften abgedruckt, mit Varianten aus den genannten jüngern Abschriften.

Die Probe Nr. 2 von der Anzahl der Bücher alten und neuen Testaments ist mit dem Swjatoslawischen Izbornik vom Jahre 1073 und mit der neuesten Uebersetzung des Ambrosij verglichen, und noch ein Fragment Gregors des Theologen aus dem ältesten Izbornik beygefügt worden. In der Beylage Nr. 3 stehen aus der Theologie die Beyspiele zur Erläuterung der Auferstehung. Die Parabel, Matth. XXV, 14—30, die der Exarch Johann in seine Vorrede aufnahm, ist noch aus zehn alten Handschriften und fünf Ausgaben zur Vergleichung abgedruckt worden. Aus dem Unterschiede des nicht eben ganz genau angeführten Textes von den alten Handschriften schließt Herr Kalajdowitsch viel zu voreilig, es sey zu vermuthen, daß die Cyrillische Uebersetzung in der Bulgarey zur Zeit, als Johann die Theologie übersetzte, d. i. nach seiner Voraussetzung im Jahre 904, noch nicht bekannt war. Wie unwahrscheinlich! Wie konnten einem Manne, der sich an die Uebersetzung der damascenischen Theologie wagt, der also doch schon eher slowenisch schreiben gelernt haben muß, die von Cyrill übersetzten Evangelien noch unbekannt bleiben? Vielmehr ist zu vermuthen, daß der Uebersetzer der Theologie, den man über das Alter der Handschrift hinauszusetzen noch keinen Grund hat, den vorhandenen in der Bulgarey eben so, wie anderwärts, wo der slawische Ritus eingeführt war, lange bekannten Text seinem Zwecke gemäß freyer behandelte. Thaten dieß nicht auch andere, die den alten Text vor sich hatten? Wie verschieden wird nicht im Vaterunser schon in den ältesten Handschriften ἐπιούσιος übersetzt. Schon in den Evangelien vom Jahre 1144 steht dostoin jest'stvu dafür, ganz abweichend von den ältern Handschriften 1057 und 1132, die gerade so lesen, wie noch jetzt die gedruckten Ausgaben. Sagt doch S. 106 Herr K. selbst: vielleicht haben Nestor, Cyrill von Turow, die Bibeltexte mit ihren eigenen Worten gegeben, nicht zufrieden mit der frühern Uebersetzung. Und der Uebersetzer Johann hätte dieß nicht thun dürfen? Bey der geringen Abweichung in der angeführten Parabel ist das übrige noch immer mit der alten Uebersetzung so übereinstimmend, daß man daran gar nicht zweifeln kann, auch ihm sey die Cyrillische Uebersetzung gar wohl bekannt gewesen. — Die Vergleichung von drey Kapiteln aus der alten Uebersetzung der Theologie mit dem griechischen Original und zwey neuern Uebersetzungen ist zur richtigen Beurtheilung derselben sehr dienlich. Es ist sichtbar genug, daß schon Epiphanij die alte Uebersetzung vor sich hatte, wenn gleich Herr K. davon zweifelnd spricht, und über die Fehler und Schwächen des Exarchen stillschweigend hinweggeht. Ihm ist die alte Uebersetzung rein und

klar, aber gewiß nicht durchgehends, wie er wohl selbst bey ernstlicher Prüfung finden wird. Wer könnte es billigen, wenn der Exarch (S. 42) ποιότης tvoritva übersetzt, wo Epiphanij richtiger kaczestvo hat. Jener dachte an ποιέω, dieser aber an ποῖος, wovon ποιοτης, qualitas. Auf die zweydeutige Aussage des Exarchen, der davon gehört haben will, daß Konstantin nur eine Auswahl von Evangelien und Episteln, Method aber nach ihm sechzig Bücher, die er uslavnyja nennt, übersetzt habe, gründet Herr K. seine Behauptung von der im neunten Jahrhunderte verfertigten Uebersetzung der ganzen Bibel. Konstantin übersetzte nach andern Zeugnissen gewiß mehr als eine bloße Auswahl. Selbst alte russische Berichte schreiben ihm die Evangelien, den Apostel (Geschichte und Briefe), den Psalter, nebst andern liturgischen Büchern zu. Wenn er nun auch nur das neue Testament (doch ohne Apokalypse) und den Psalter übersetzte, und diese von der angegebenen Zahl der biblischen Bücher, d. i. von der Zahl 60, abgezogen werden, so bleiben nicht mehr als 32, die Method nach ihm noch hätte übersetzen können. Der vorgebliche Exarch war also von den Uebersetzungen des Method, wenn dieser sich ja bey den Sorgen seines Hirtenamtes damit abgeben konnte, schlecht unterrichtet. Ein Zeitverwandter Methods hätte eine viel bestimmtere Nachricht davon geben müssen, als es hier geschehen ist. Durch die zweifelhafte Aussage des Exarchen, der davon gehört haben will, kann also noch lange nicht ausgemacht werden, ob im neunten Jahrhunderte die ganze Bibel, folglich nebst dem neuen Testamente, auch alle Bücher des alten Testaments ins Slowenische übersetzt waren. Als Konstantin, Fürst von Ostrog, vor dem Jahrr 1580 Anstalt zum Bibeldruck machte, sandte er Leute in die Klöster slawischer Länder aus, und ließ biblische Bücher aufsuchen, konnte aber keine ganze Bibel zusammenbringen, bis er endlich eine Handschrift, die sämmtliche Bücher der Bibel begriff, aus Rußland erhielt, nach welcher die Ostroger Ausgabe 1581 gedruckt worden ist. Wie vieler Handschriften der ganzen Bibel kann sich wohl Rußland rühmen? Rec. ging im Jahre 1792 vorzüglich darauf aus, biblische Bücher in alten Handschriften in Petersburg und Moskau aufzusuchen. Die älteste Handschrift der Bibel vom Jahre 1499 lag damals in einer Kiste noch versiegelt, seit der Zeit, als man sie von Petersburg in die Synodalbibliothek zu Moskau abgeschickt hatte. Aus einer zweyten vom Jahre 1558, und einer dritten ohne Jahrzahl, von welcher Herr Kalajdowitsch gar keine Meldung macht, sammelte er Varianten für Griesbachs griechisches neues Testament. Fand man wohl nach späterem

fleißigen Nachsuchen und Sammeln irgendwo eine ältere ganze Bibel, als die vom Jahre 1499, oder auch nur eine jüngere Handschrift, die alle, oder auch nur die meisten vorzüglichen Bücher des alten Testaments in sich faßte? Noch mehr, kann irgendwo ein einzelnes Buch des alten Testaments (den Psalter und Paremejnik ausgenommen) nachgewiesen werden, dessen Alter über das funfzehnte Jahrhundert hinaufreichte? Wie wäre es nun erklärbar, daß wenn alle sechzig biblische Bücher schon im neunten Jahrhunderte übersetzt worden wären, sich bey der Menge von sehr alten Handschriften der Evangelien und Apostel kein anderes Buch aus dem alten Testamente, außer der zwey schon erwähnten, in ältern Handschriften sollte erhalten haben? Nestor, wie es aus den häufigen Anführungen scheint, mag höchstens die Sprichwörter in slowenischer Uebersetzung gelesen haben. Ob Cyrill von Turow die Propheten schon slowenisch las, oder was er daraus anführt, selbst übersetzte, kann noch nicht ganz bestimmt entschieden werden. Kurz, es fehlen noch alle Beweise für das Alter einer slowenischen Uebersetzung der ganzen Bibel aus dem neunten Jahrhunderte. Vor dem funfzehnten Jahrhunderte dachte in und außer Rußland niemand daran, die etwa vorhandenen einzelnen Bücher zu sammeln, die abgängigen zu übersetzen, und auf diese Art vor 1499 eine ganze Bibel in der slowenischen Kirchensprache herzustellen.

Kap. 4 wird das Hexameron des bulgarischen Exarchen, Priesters Johann Originalwerk, untersucht, das in einer Handschrift der Synodalbibliothek auf Pergament in Kleinfolio, im Jahre 1263 vom Grammatiker Theodor abgeschrieben, zu finden ist. Es besteht aus sechs Reden. Einige Stellen darin sind ganz aus Basilius und Chrysostomus entlehnt, andere aus Severian und Aristoteles angezogen, mit einigen Veränderungen verkürzt, noch andere vom Exarchen selbst entworfen. Da, nach dem Prolog zu schließen, Johann sein Werk einem Fürsten Simeon widmet, worunter der bulgarische König dieses Namens gemeint seyn mag, so wird dessen Abfassung von Herrn K. getrost in das zehnte Jahrhundert versetzt. Sieht man aber nun auf den auffallenden Unterschied der Sprache und Orthographie, der in diesem Werke und in der Uebersetzung Damascens Statt findet, so kann der Uebersetzer der Theologie und der Verfasser des Hexamerons unmöglich dieselbe Person seyn. Wenn also die erwähnte Uebersetzung ins zehnte Jahrhundert gehört, so kann das Originalwerk nicht in dasselbe gehören. Wenn z. B. der Verfasser des letzteren, den ersten Vers der Genesis und des Evangeliums Johannis anführend, v naczelo schreibt, anstatt iskoni, so verräth dieß

schon ein späteres Jahrhundert, als das zehnte. Auf diese Weise müßte man also zwey Priester Johanne, bulgarische Exarchen, die zu verschiedenen Zeiten gelebt hätten, annehmen, und den Uebersetzer Johann von dem Verfasser Johann unterscheiden. Diese Schwierigkeit weiß Herr Kalajdowitsch nicht anders zu heben, als durch das Geständniß, der Exarch habe nicht selbst mit serbischen Flexionen schreiben können, die Abweichung von der slowenischen Sprache rühre blos von dem serbischen Abschreiber Theodor her, der für den slowenischen Vokal ja überall e oder je, also se für sja, jezyk für jazyk u. s. w. gesetzt, und auf diese Art des bulgarischen Originals Orthographie seiner Aussprache gemäß geändert habe. Er bemerkt ferner, die alte slowenische Büchersprache habe noch wenig von Serbismen im dreyzehnten Jahrhunderte gelitten, wie sie sonst auch im serbischen Prolog aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, in den Reden des Chrysostomus über die sechs Schöpfungstage vom Jahre 1426, im Trebnik (der Agende) aus dem vierzehnten oder funfzehnten Jahrhunderte, und in gedruckten serbischen Evangelien 1512, in dem Sbornik 1538, dem Molitvoslov 1547, dem Sluzebnik (Liturgie) 1554 vorkomme. Rec. kann noch den slowenisch-serbischen Apostol vom Jahre 1324, der in Dobrowsky's Instit. l. Slav. oft angeführt wird, hinzufügen. Mit diesem stimmt das Hexameron in Rücksicht der Sprache und Orthographie genau überein. Auch glaubt Herr K., durch Veränderung der Vokale könne die alte Sprache des Schriftstellers hergestellt werden, wozu die später gemachten Abschriften in Rußland dienen könnten. Wie aber dann, wenn Theodor treulich alles so abschrieb, wie er es in seiner Vorschrift vorfand? Einer gewagten Hypothese darf man wohl eine andere entgegensetzen. Darf man voraussetzen, daß die russischen Abschriften aus einem älteren Kodex geflossen sind, und keine Veränderungen von Abschreibern erlitten haben? Mit einer derselben aus dem funfzehnten Jahrhunderte ist der Anfang der Rede vom sechsten Tage S. 63, 64 verglichen worden. Ferner ließ sich eine lange Stelle aus der sechsten Rede, die aus Basilius genommen ist, mit dem griechischen Original und mit der neuern Uebersetzung des Epiphanij, S. 65—67, vergleichen. So entspricht, um doch ein Beyspiel zu geben, dem Griechischen *μυρία γένη* des Exarchen beczismene rodove, wofür bey Epiphanij tminnii rody zu lesen ist. In der alten Handschrift steht auch sonst vor den Sibilanten nur be für bez. Andere Proben kommen in den Beylagen vor. Nr. IV der Prolog zum Hexameter, mit Varianten dazu aus drey jüngern Abschriften. Nr. V die erste Rede, mit Varianten aus jüngern Handschriften. Nr. VI und VII die Nachschrift oder Schluß-

formel des Grammatikers Theodor nach der ersten und zweyten Hälfte des Hexamerons. — Lasset uns nun auch Herrn Kalajdowitsch's Urtheil über des Exarchen Schrift vernehmen, das nach S. 65 so lautet: »Die Reinheit und Klarheit im Style Johanns, bis auf wenige Ausnahmen, bezeugen hinlängliche Bearbeitung der slowenischen Sprache schon im zehnten Jahrhunderte, und zugleich die Geschicklichkeit des Schriftstellers und Uebersetzers bey so wenigen Beyspielen zur Nachahmung. Slowenische verlorne (etwa nie vorhandene?) Formen sind schon im Jugendalter durch griechische Wörterzusammensetzungen ersetzt worden, aber Johann folgte seinen Vorbildern nie knechtisch, vom Originale nicht abweichend, beobachtete er die Stärke und das Leichtverständliche der Ausdrücke. Wofür die slowenische Sprache noch keine oder nicht treffende Ausdrücke hatte, ersetzte er mit Griechischen.« Wären einige dieser Sätze durch Beyspiele erläutert worden, dann erst dürfte man ohne Bedenken dieß Urtheil unterschreiben.

Kap. 5. Griechisch-slowenische Grammatik. — Uebersetzung von Damascens Philosophie. — Rede auf die Himmelfahrt des Herrn.

Auch diese drey Stücke werden dem bulgarischen Exarchen Priester Johann in Handschriften zugeschrieben. Wer möchte solchen Angaben jüngerer Abschriften gar zu leicht Glauben beymessen? Das erste Stück soll Damascens Grammatik seyn, die der Exarch Johann übersetzte. Irgend einen Aufsatz in griechischer Sprache über die Redetheile (keine eigentliche Grammatik) mag der Uebersetzer vor sich gehabt, und auf die slowenische Sprache angewendet haben. In Damascens Werken ist nicht die geringste Spur davon zu finden. In den Beylagen Nr. VIII ist die Uebersetzung aus des Metropoliten Daniel Handschrift vom Jahre 1539, mit Varianten aus zwey viel jüngern Abschriften abgedruckt worden. Das Verbum heißt darin rjecz, nicht glagol. Die slowenische Grammatik vom Jahre 1648 in Quart hält Herr Kalajdowitsch für die dritte Smotriskische Ausgabe. Es gibt aber keine frühere zweyte, und die Moskauer ist ein besonderes Machwerk, worin der Verfasser häufig von Smotriski abweicht, wie es Herr Kopitar in seinem zweyten epimetro zu Ende der Instit. l. Slav. p. 716 deutlich vor Augen stellte. —— Die Uebersetzung der Philosophie Damascens wird nicht bey der Theologie in der alten Handschrift derselben, sondern nur in einer Abschrift des Metropoliten Daniel angetroffen. Daß der Uebersetzer einige Veränderungen mit dem Originale vorgenommen, vermuthet Herr K. aus dem Schlusse der Uebersetzung, und da er selbst fühlen mußte,

daß sie, nach der Sprache beurtheilt, von keinem Uebersetzer des zehnten Jahrhunderts herrühren könne, sucht er diesem Einwurfe gegen ihr hohes Alter durch die Bemerkung auszuweichen, daß die Sprache in der Philosophie viel von der Zeit und von willkürlichen Veränderungen, die Verständige und Unwissende vornahmen, gelitten habe. Proben daraus werden S. 82 gegeben. Aus dem Fragmente von Synonymen heben wir folgendes Beyspiel heraus: mecz, meczic, brduñ (breduñ), sablja, kord, nož, reksze železa obojudnik.

Die Homilie des Exarchen auf die Himmelfahrt (na szestie) in den Beylagen Nr. IX wird wieder nur in zwey jüngern Handschriften aus dem sechzehnten Jahrhunderte gefunden. Verfasser davon mag wohl ein bulgarischer Bischof oder Exarch Johann gewesen seyn, dessen Alter man aber nicht bestimmt angeben kann. Herr K. denkt bey diesem Namen wieder an seinen Presbyter Johann, bulgarischen Exarchen des zehnten Jahrhunderts, dessen wirkliches Daseyn noch immer sehr zweifelhaft bleibt. Er fand aber auch noch zwey andere Reden eines Presbyter Johann, die er aber nicht seinem Exarchen beylegen will. Seine Aeußerung hierüber S. 83 hat unsern ganzen Beyfall. »Geleitet von den Grundsätzen einer strengen Kritik, sagt er, erkühnen wir uns nicht, zu behaupten, daß Cyrills und Methods Zeitgenosse auch von zwey andern Reden der Verfasser sey, davon der Verfasser nach Angabe der Abschriften aus dem sechzehnten Jahrhunderte ein Johann Presbyter ist. Einerley Name und Würde sind kein hinlängliches Kennzeichen, nach welchem wir sie unserem Exarchen zuschreiben könnten.« Nach eben diesen Grundsätzen sollte auch der Presbyter Johann, der in Handschriften, die sich durch Inhalt, Sprache und Alter so sehr unterscheiden, als bulgarischer Exarch vorkommt, nicht immer für eine und dieselbe Person des zehnten Jahrhunderts gehalten werden. — Wenn Herr K. das in einer bulgarischen Handschrift vom Jahre 1348 vorkommende Glaubensbekenntniß Cyrills, der das slowenische Alphabet erfand, nicht für untergeschoben erklärt, so scheint er doch hierin von der Strenge der Kritik abgewichen zu seyn. Dieß ist wohl auch der Fall, wenn er den Schlußformeln jüngerer Handschriften, die von bulgarischen Mönchen herrühren, überhaupt zu viel trauet. Ist nicht das Vorgeben, daß ein Bischof Konstantin, Methods Schüler, auf Verlangen des bulgarischen Fürsten Simeon, vier Homilien des Athanasius wider die Arianer im Jahre 906 übersetzte, die schon 907 der Mönch Tudor Doksow zu Prislawa abgeschrieben haben will, nebst andern Umständen nicht äußerst verdächtig? Nicht verdächtig, daß schon Simeon die Uebersetzung seines

Auszugs aus den Reden Chrysostoms, der im Slowenischen unter der Benennung Zlatostruj bekannt ist, veranstaltet habe? Nicht verdächtig, daß auf Befehl desselben Fürsten der Priestermönch Gregor gewählte Stücke aus der heiligen und weltlichen Geschichte übersetzte, die unter dem Titel knigy zavjeta vetchago in einem Sobornik aus der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts vorkommen? In den Beylagen stehen daraus Nr. X drey Fragmente von Troja's Zerstörung. Kann man sich auch nur mit einiger Sicherheit auf die Angaben so junger Handschriften, die zur Zeit vorgefunden sind, wohl verlassen? darauf eine Geschichte der alten slowenischen Literatur gründen?

Kap. 6. Beschluß der ganzen Untersuchung. — Unglaublich, meint Herr Kalajdowitsch, werde Einigen vorkommen, was er über die ältere slowenische Literatur im neunten und zehnten Jahrhunderte vorgetragen. Er faßt nun kurz alles zusammen, was Cyrill und Method im neunten, der bulgarische Exarch Johann, der Schüler Methods, Konstantin, der Priestermönch Gregor, der Fürst Simeon im zehnten Jahrhunderte geleistet haben, und glaubt, leidenschaftslose Leser werden sich davon überzeugen, daß die Slaven gleich beym Anfange ihrer literarischen Bildung unglaubliche Riesenschritte gemacht. Wie konnten aber, frägt er, solche Unternehmungen bisher verborgen bleiben? und antwortet hierauf: neudivitelno (es sey nicht zu verwundern). Denn erst unlängst sey die vaterländische Geschichte und ältere Literatur durch neue Entdeckungen erläutert und erweitert worden. Es seyen in Zukunft noch viele andere Entdeckungen zu erwarten, wenn die zahlreichen Bibliotheken, die in dem weit ausgedehnten russischen Reiche zerstreut sind, auf eine gelehrte Art untersucht und beschrieben würden; wenn der Eifer für historische Untersuchungen, der zu unserer Zeit viele beseelt, fortdauern sollte; wenn die Großen und die Regierung in großherzige Theilnahme und Genehmigung solcher Arbeiten ihr Vergnügen und ihren Ruhm setzen würden. — Wer möchte dieß nicht von Herzen wünschen? —

Von den Beylagen, auf die wir so oft verwiesen, sind nur noch fünf Numern anzuzeigen. Nr. XI enthält des bulgarischen Mönchs Chrabr Schrift von der Abfassung des slowenischen Alphabets durch Cyrill, nach einer Handschrift vom Jahre 1348, womit zwey Ausgaben, die Burzische 1637, und die Nowikowische 1791 im sechzehnten Theile der alten russischen Bibliothek, verglichen wurden. Chrabr setzt sehr wahrscheinlich die Erfindung des Alphabets ins Jahr 855. Wenn man bedenkt, daß Cyrill im Jahre 868 starb, Method nach 881

nicht mehr erscheint, daß sie des in Bulgarien seit einiger Zeit eingeführten slowenischen Ritus wegen nach Mähren im Jahre 863 eingeladen wurden, so ist gegen die Chrabrische Angabe fast gar nichts einzuwenden. Herr Kalaidowitsch frägt aber Note 7 gleichsam zweifelnd: worauf ist dieß gegründet? Er kann doch unmöglich die in russischen Zeitbüchern verzeichnete Angabe, nämlich das Jahr 889, wahrscheinlicher finden. Er bemerkt ferner Note 6, daß dieser schätzbare Aufsatz, dessen Verfasser wir nun kennen, 1621 zu Wilna das erste Mal gedruckt worden. Rec. kennt eine Azbuka, die wohl vierzig Jahre älter seyn mag, worin dieser Bericht (skazanie, kako ꝛc.) schon ganz vorkommt.

Das hebräisch-russische Wörterbuch Nr. XII enthält nicht volle 200 Wörter. Es stehen aber in der Reihe der hebräischen auch griechische und alte slowenische.

Wichtiger ist Nr. XIII die Erklärung fremder, altslowenischer, serbischer, bulgarischer Wörter, die in russischen Schriften vorkommen, nach einer Handschrift vom Jahre 1431. Leider aber sind der erklärten Wörter nur 56. Tez z. B. wird durch jedino erklärt, also viel besser, als in dem neuesten Wörterbuche der russischen Akademie. Unter der geringen Anzahl erklärter Wörter finden sich auch einige, die in der Theologie und im Hexameron zu lesen sind. Wir sehr hätte Kalajdowitsch seine Leser erfreuet, wenn es ihm gefallen hätte, ein Verzeichniß der dunkeln und unverständlichen Wörter, die im Texte des Exarchen und in andern alten Fragmenten in den Beylagen vorkommen, sammt ihrer Erklärung seinem so wichtigen Werke anzuhängen. Der Werth desselben wäre dadurch um vieles erhöhet worden. Außer izok, das Heupferd, wovon auch der Monat Junius denselben Namen führt, und span, das er für einen Verschnittenen nimmt, und von σπανος ableitet, wird sonst im Verlaufe des Werkes kein anderes Wort erklärt. Welcher Liebhaber der slawischen Sprache hätte durch ihn nicht gern erfahren mögen, was für Thiere unter mooksos oder mokos, und suice verstanden werden, was die Wörter izekr, volermit, br'selije, susobrad und andere mehr bedeuten.

Der sogenannte Alfavit Nr. XIV nach einer Handschrift des siebenzehnten Jahrhunderts dienet wenigstens zur Beurtheilung der angenommenen Regeln der slowenischen Orthographie und Abbreviaturen. Die Wörter darin, die mit einer Titla (Kontraktionszeichen) geschrieben werden sollen, sind alphabetisch aufgezählt, daher der Name Alfavit.

Der Aufsatz in der letzten Nummer XV handelt von wahrhaften und lügenhaften (echten und unechten) Büchern, und von abergläubischen Gebräuchen. Er ist hier nach einer Handschrift

des siebenzehnten Jahrhunderts abgedruckt, und mit einer zweyten, und mit der Ausgabe vom Jahre 1644 in dem Buche Kirilova kniga genannt, verglichen worden.

Rec. hält es für seine Pflicht, den Leser noch auf manches Anziehende und Wichtige, das in den Noten zerstreut ist, aufmerksam zu machen. Note 10 wird aus einem serbischen Prolog des dreyzehnten Jahrhunderts der mährischen Erzbischöfe (im Dual moravskoju archiepiskopu) Konstantin und Methods kurzes Leben mitgetheilt. Das Land Mähren nennt der Serbe vyszniuju Moravu. Note 15 findet man Luk. X, 30 — 35 in vier Uebersetzungen, in der slowenischen, serbischen, bulgarischen und russischen, neben einander gestellt. Note 54 sind aus dem Swjatoslawischen Izbornik vom Jahre 1073 die Vorrede und Schlußformel abgedruckt.

Note 57 werden aus den Evangelien vom Jahre 1144 vom jetzigen Texte abweichende Ausdrücke, die in einigen Versen vorkommen, angeführt.

S. 107, 108 steht (Matth. VI, 9 — 13) das ganze Vater unser aus dreyzehn alten Handschriften, davon die älteste vom Jahre 1057, die jüngste aber vom Jahre 1409, und aus vier slowenischen Ausgaben, nebst der eigentlichen neuen russischen Uebersetzung. Die älteste Uebersetzung von ἀπο τῦ πονηρῦ, ot neprijazni, ist noch in fünf Kod. von den Jahren 1057, 1144, 1270, 1307, 1358 zu finden, wofür acht Kod. von den Jahren 1132, 1164, 1230, 1354, 1355, 1357, 1382, 1409 ot lukavago lesen. Die Glagoliten in Dalmatien beten noch heut zu Tage ot neprijazni. Die Glieder der slowenisch-griechischen Kirche ot lukavago. Andere Völker slawischer Abkunft ot zlego (ot zleho) u. s. w.

Was sonst hie und da in dem reichhaltigen Werke noch zu rügen wäre, betrifft wohl nur einige Kleinigkeiten. Wenn S. 23, wo die Form des Infinitivs — at mit einem groben jer (ъ) vorkommt, Herr Kalajdowitsch dafür lieber — ati lesen will, so verräth dieß, daß ihm die Form — at, eigentlich das slowenische Supinum noch zu fremd geblieben ist. Sie entspricht dem lateinischen Supinum, kann also füglich auch so heißen. In welchen Fällen es Statt finde, lehrt die Syntaxis. S. Instit. l. Slav., p. III, §. 49. Vergl. S. 393. Zur Beleuchtung und Bestätigung dieser Regel ließen sich aus dem Werke des Herrn Kalajdowitsch noch sechs Beyspiele anführen. Bey den Böhmen erhielt sich dieses Supinum bis über die Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, bey den Kroaten ist es noch heute üblich. — Daß nach S. 25 das slowenische ы aus dem griechischen οι entstanden sey, darf man nicht zugeben. ъ steht wohl manch-

mal für o durch einen Mißgriff russischer Abschreiber, die solche Sylben, worin ъ zwischen Konsonanten vorkommt, nach ihrer Art aussprechen, indem sie ein o einschieben. So spricht auch der Russe für Въ, Съ, Къ nach seiner Mundart vo, so, ko. — Nach S. 27 soll das Jus den Laut aller Vokale ausdrücken. Die dort angeführten Beyspiele beweisen dieß noch nicht. S. 46 und 50 wird jesm im Plural mit b bezeichnet, so auch vjem S. 38. Rec. sieht dieß für Druckfehler an, da im Plural nicht b, sondern ъ stehen soll, wie jesm S. 142 dreymal mit ъ richtig gelesen wird. — S. 140 ist kladeci ganz gewiß fehlerhaft; es muß kladenci oder aber kladezi heißen. — S. 148 bi für by, und sonst biste für byste mag etwa fehlerhafte Eigenheit der Handschrift seyn. Hingegen ist S. 145 die Verdopplung i i kein Fehler, sondern ii ist zu übersetzen: und auch, et etiam; so kommen auch ai und ti i nicht selten vor. S. 214 kann das Häkchen, das dem Л und N angehängt ist, kein glagol seyn, wohl aber vertritt es das feine jer (ь) und javlen, worin das l (λ) mit dem Häkchen versehen ist, muß javljen gelesen werden. Die hie und da bemerkte unrichtige Trennung der Sylben und fehlerhafte Interpunktion im Texte der gegebenen Proben aus Handschriften will Rec. nicht besonders rügen.

Die sieben Kupfertafeln enthalten fac simile aus den angezeigten Handschriften, und zwar auf der ersten wird das Titelblatt von der Theologie Damascens vorgestellt, auf der zweyten Anfangsbuchstaben aus derselben mit Farben, auf der dritten der Titel des Hexamerons sammt dem Anfange. Die vierte Tafel enthält unter 4. große Buchstaben, unter 5. mittlere, unter 6. den Anfang der Schlußrede nach der ersten Hälfte des Hexamerons. Die fünfte unter 7., 8., 9., 10. kleinere Zeilen und verbundene Buchstaben, unter 11. Zahlbuchstaben. Die sechste unter 12., 13. Zeichnungen von Schriften, unter 14. die ersten Zeilen aus der Grammatik, unter 15. vier Papiermacherzeichen. Die siebente die Unterschrift des Patriarchen Nikon. D.

Art. III. **Kronika polska przez Prokosza — wieku X. napisana etc.,** d. i. polnische Chronik von Prokosch — im zehnten Jahrhundert geschrieben, mit Zusätzen aus Kagnimir's Chronik, eines Schriftstellers des eilften, und mit kritischen Anmerkungen eines Kommentators des achtzehnten Jahrhunderts. Warschau, 1825. 8. 292 S.

Ein polnischer Geschichtschreiber aus dem zehnten Jahrhundert, welche Seltenheit! Ein Benediktinermönch Prokosius oder Prochorus, der erste Krakauer Erzbischof (gest.

986) soll unter dem Namen Prokosch ein Chronicon Slavo-Sarmaticum im zehnten Jahrhunderte geschrieben haben. So eine Entdeckung wird warmen Patrioten gar willkommen seyn; sie muß aber selbst den Polen, die über die ersten Quellen ihrer Geschichte kritische Untersuchungen anstellten, äußerst verdächtig vorkommen. Prüfet man nun erst genauer den Inhalt dieser in polnischer Uebersetzung gefundenen, hier abgedruckten Chronik, so kann man nicht umhin, die ganze slawisch-sarmatische Chronik, so wie den Namen Prokosch, für eine platte, grobe Erdichtung zu erklären. Es ist handgreiflich, daß ein schlauer Kopf unbehutsamen Lesern seine patriotischen Träume von einem viele Jahrhunderte vor Christi Geburt bestandenen polnischen Staate durch den erdichteten Prokosch glaubwürdig machen wollte. Wie konnte es aber einem solchen Wechselbalg, als diese Chronik ist, gelingen, öffentlich in der gelehrten Welt zu erscheinen? Man höre und staune. Franz Morawsky, Brigadegeneral, wie der ungenannte Herausgeber in seiner Vorrede versichert, fand die Handschrift dieser Chronik zu Lublin im Kramladen eines Juden, wo sie zu Düten verbraucht werden sollte; er kaufte sie, und legte sie in der Bibliothek der königl. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau nieder. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat sie ein unbekannter Kommentator, der die Auszüge aus Prokosch und Kagnimir seinen Anmerkungen einverleibte, abgeschrieben. Dem Herausgeber scheint dieß saubere Produkt das Werk zweyer Gelehrten zu seyn, davon einer im sechzehnten Jahrhunderte den Prokosch und Kagnimir ins Polnische übersetzte, und mit Anmerkungen erläuterte, ein anderer im achtzehnten Jahrhunderte das Werk des erstern von neuem abschrieb, überarbeitete und mit weitläufigern Noten vermehrte. Der Herausgeber will das Geschäft übernommen haben, das aus Prokosch und Kagnimir Genommene von den kritischen Anmerkungen des Kommentators zu trennen, und ersteres als Text, letztere aber als Noten abdrucken zu lassen. Seine eigenen Noten aber wollte er durch andern Druck unterscheiden. Wenn man im sogenannten Texte liest: wedlug Prokosza (nach Prokosch), swiadczy Prokosz (Prokosch bezeuget), wie kann dieß für den eigentlichen Text des Prokosch gehalten werden? Er äußert auch nicht den geringsten Zweifel gegen die Echtheit der vorgeblich alten Chroniken, wenn er gleich selbst gestehen mußte, Martin Gallus, Kadlubek, Baschko und Dlugosch haben keine von diesen Chroniken gekannt. Da Kadlubek die ältern Zeiten vor seinem Krakus gar nicht berührt, so sind die Regenten, zwey und zwanzig an der Zahl, die hier vor Krok aufge-

zählt werden, schon aus diesem Grunde verdächtig. Ihre offenbar erdichteten Namen sind: 1) Sarmata, Jawans Enkel, Helissa's Sohn. 2) Kodan, des ersten Sohn. 3) Lech, Helissa's zweyter Sohn. 4) Filar. 5) Car. 6) Lassota. 7) Szczyt. 8) Wandal, mit der Bemerkung, daß er kein Deutscher, sondern ein Sarmat gewesen. 9) Listyg, der mit Alexander Krieg führte. 10) Polas, kam aus Illyrien nach Polen. 11) Lisz, d. i. Lisch. 12) Posnan. 13) Sandomir. 14) Lublin. Benennungen der Provinzen mußten hier zu Personennamen dienen. 15) Lech, ein Bruder von Bojem und Ruß, hatte mit Julius Cäsar zu thun. 16) Wislaw, regierte nach Christo vom Jahre 35 bis 91. 17) Witoslaw. 18) Haldweryk. 19) Wyszomir oder Wyzymir. 20) Mieczyslaw, starb 388. 21) Radgoszcz. 22) Witkon oder Witoslaw, lauter Nachkommen des Polak. Unter 23) stehen die zwölf Wojwoden, und erst unter 24) Krok I. 25) Krok II. 26) Lech II. 27) Wenda, die sich 740 ertränkte u. s. w., fast so, wie sie nach Krok und Kadlubek vorkommen. — 32) Leszek IV. hat mit Karl dem Großen zu thun, theilt unter seine zwanzig Söhne 814 das Land. Hiebey wird bemerkt, die deutschen Historiker hielten dieß aus angeborner Mißgunst für eine Fabel, allein Franzosen und Italiener, die den Polen geneigter seyn, zweifelten nicht daran. — 34) Pompil II. wird 840 von Mäusen gefressen. Daß ihn neumodische Lateiner Cinerius, die Deutschen aus Ambition und Kaprize Osserich (d. i. Ascherich) nennen, wird getadelt; aber gut geheißen, wenn ihm polnische Historiker den Namen Popiel beylegen, weil Pompil und Popiel einerley bedeute, nämlich Popiol, d. i. Asche. Die Slaven in Dalmatien und Illyrien nannten die Asche nie anders als Pepel, nicht aber, wie hier bemerkt wird, Pompil, nach Popiel. Kadlubek legte diesem Fürsten, so wie seinem Vater, den römischen Namen Pompilius wohl absichtlich bey, welchen spätere Schriftsteller in den slawischen Popiel zu verändern für gut fanden. — Nach S. 169 wird Mähren zerrissen wegen der Ermordung des Bischofs Strassota. Der Erzbischof Method wird hier gemeint, den die Böhmen in viel spätern Zeiten Strachota nannten. Daß er aber (von Swatopluk) ermordet worden, davon weiß die Geschichte nichts. Eben so läßt sich dasjenige, was S. 174 von dem böhmischen Herzoge Borziwoy vorkommt, durch ältere Zeugnisse nicht bewähren. Die Böhmen werden zazdrośni genannt. In dem beygefügten Fragmente von Mieczyslaw wird schon die Errichtung von neun Kirchen erzählt. Unter Swatoslaw überschreiten die Russen die polnischen

Gränzen. Mieczyslaw schickt einen Gesandten an Swatoslaw nach Kiew. Dieser gibt eine stolze Antwort. Jener zieht gegen die Russen, die der polnischen Macht nicht widerstehen können. Swatoslaw will eine Schlacht wagen — und nun ist das Weitere in der von Morawski erkauften Handschrift ausgerissen. Hierauf folgt aus einem Hefte von der Statistik S. 247 die Bibliographie, worin von den ältern Historikern gute und schlechte Nachrichten gegeben werden. Von den fünf ältesten, Wojan, Prokosz, Zolaw, Kagnimir, Gora oder Goranus, ist alles Gesagte ganz erdichtet. Wojan soll unter den heidnischen Königen einige hundert Jahre vor Christi Geburt gelebt, aus hieroglyphischer Schrift eigene Buchstaben (Ala, Byt, Glava, dom etc.) erfunden haben. In der Note 3 wird sogar die untergeschobene Chronik Nacorsi Warmisii aus Zaluski angeführet. — Prokosz, ein Benediktiner, soll im Jahre 996 gestorben seyn, aus den alten heidnischen Autoren eine polnische Chronik, 2000, sage zweytausend Jahre vor Christo anfangend, die er bis 992 fortsetzte, geschrieben haben, unter dem Titel: Chronicon Slavo-sarmaticum. — Zolaw, ein Krakauer Kanonikus um das Jahr 1067, schrieb vorgeblich ein Werk: de origine Toporcorum (Toporczyk) eorumque militaribus armis. — Kagnimir, Graf von Gora, soll eine Geschichte der polnischen christlichen Könige vom Jahre 992 bis 1070, ferner ein Buch von den alten Familien und ihren Wapen (erby) geschrieben haben. — Lampert von Gora wird als Verfasser einer Geschichte vom Anfange des Christenthums bis 1100 in drey Büchern, und einer Stemmatographie der sarmatischen Heroen aufgestellt. Von Cholewa an sind die Nachrichten zum Theil zuverläßiger und reichen bis auf Twardowski (Nr. XLIII) herab. Hierauf werden die Politici aufgezählt, wovon Jan Laski der erste, und Christ. Funccius der letzte ist. Endlich beschließen die Thaten der polnischen Könige Piast, Semovit, Leszek, Ziemomysl, ein bloßer Auszug aus Dlugosch, das Ganze. Die Reihe derjenigen Schriftsteller in der Einleitung, die von Sarmaten geschrieben, endigt mit Joach. Pastorius, beginnt aber mit Pomponius Mela, wobey grundlos vorausgesetzt wird, die alten Sarmaten, von denen der römische Grograph redet, seyen die Vorfahren der heutigen Polen. Die eigentlichen Sarmaten gehören nicht einmal zum slawischen Volksstamme; und vor dem zehnten Jahrhunderte ist den Polen der Name Sarmat nicht beygelegt worden. Zu den Zeiten des Mela gab es im Lande, das er Sarmatien nennt, noch keine Slawen, folglich auch keine Polen. D.

Art. IV. Malerische Reise auf dem Waagflusse in Ungern. Von Alois Freyherrn von Mednyánßky. Mit zwölf Ansichten. Pesth, im Verlage bey Konrad Adolph Hartleben. 1826.

Es hat zwar seit einem Vierteljahrhundert Ungerns Literatur unstreitig sehr bedeutende Schritte gethan. Die Kultur der lange gesunkenen magyarischen Sprache, die aus den öffentlichen Verhandlungen und aus den Salons der höheren Stände beynahe verschwunden war, die nur mehr im dritten Stande, die nur mehr unter den Gelehrten von neuerer Bildung, in den Reihen der Soldaten und (wiewohl immer schwächer) unter dem Volke annoch fortlebte, hat hiezu unstreitig das Meiste gethan. — Ohne fortschreitende Ausbildung der Nationalsprache ist an ein wahres Fortschreiten der Nationalbildung durchaus nicht zu denken. — Das war es, was allein den unermüdeten und großartigen Anstrengungen Mathias Corvins gefehlt hat. — Von der Begeisterung für die eben wieder aufgefundenen unsterblichen Werke der Alten über sein Ziel hinübergerissen, bedachte er nicht, daß (wie schon Spittler bemerkte) ein Paar geniale magyarische Nationalschriftsteller weit mehr gewirkt hätten, als alle die von diesem »rex noster metuendissimus,« der in seinem Dankschreiben an Lorenzo da Medici für die ihm übersendeten Löwen, selber fand, »quod istae bestiae certam quandam nobiscum habent similitudinem,« mit königlicher Großmuth herbeygerufenen, mit väterlicher Liebe und Geduld gehegten, gepflegten und ertragenen Lateiner. — Sie hätten mehr gewirkt, als die Hochschule Budas, wo jene ihre Alterthümlerey und ihren affektirten Latinitätspurism auskramten, mehr als die Hunderte von Abschreibern, die Mathias in den Bibliotheken Italiens, Deutschlands und selbst in den britannischen Inseln unaufhörlich beschäftigte. — Die Römer blieben in den Künsten nur Nachahmer der Griechen. Sie konnten eben dadurch die fremde Kunst nicht mehr rein genießen, sie selbst wurden aber großentheils unfähig, eine eigenthümliche hervorzubringen. Wie arg sind nicht auch die neueren Zeiten und Völker in ihrer individuellsten Entwicklung aufgehalten worden, durch die bloße Nachahmung der bloßen Form der antiken Schönheit, trotz der entgegengesetzten Richtung unserer Religion und unseres Staatslebens? — Erst in unseren Tagen, nachdem sich die Hohlheit und Leerheit jener bloßen Nachäfferey durch eine verdümmernde und rückschreitende Monotonie und Erfindungsarmuth recht derb gezeigt hatte, begannen wir (jedoch mit kleinem, vielbezweifeltem, vielbestrittenem Anfange), statt jener doch nie ganz gesunden Treibhausgewächse, unsere Geschichte und unsere

Sage im kalten Grunde der eigenen Erde zu desto regerem Leben im Epos, Ballade und Drama wurzeln und wachsen zu lassen, den Waldgesang unserer eigenthümlichen Erfindungsweise in Lied und Volksschauspiel und Lyrik auszuströmen.— Die Ungern haben es vor Andern empfunden, daß die Wissenschaft, noch weit mehr aber die Kunst, national seyn müsse, wenn sie überhaupt irgend einen eigenthümlichen Charakter behaupten, wenn sie eine ehrenwerthe Stufe erklimmen soll. — Ihre Abneigung gegen die deutsche Sprache war im Grunde nur der unvermeidliche Nachhall des von dem sterbenden Urheber selbst öffentlich und feyerlich zurückgenommenen, durchaus verunglückten Staats-Experimentes.— Uebrigens sehen die guten Köpfe unter den Ungern wohl ein, daß ihnen die Kultur nicht aus Norden und nicht aus Nordost zugekommen sey, daß die Universalität des deutschen Forschungsgeistes auch seinem Idiom ganz besondere Vorzüge gebe, daß ihr Latein den Kennern und Freunden des alten Latiums ein Scheuel und Gräuel sey, und ein aus dem Grabe wieder erstandener Römer keine Sylbe davon verstehen würde, daß es sie von der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in gleichem Maße isolire, und unmöglich das Vehikel irgend welcher Fortschritte in der Wissenschaft, in der Kunst oder in der öffentlichen Verwaltung habe seyn können: — wo hingegen Ungerns ehrenvolle Stelle im Areopag der Völker und der Literatur durch die deutsche Sprache und durch ein klassisches Latein weit mehr verbreitet wird, als durch die ungrische Sprache, die nicht einmal in Ungern selber die Majorität ausmacht. — Es werde also die innere Entwicklung und Ausbildung der Nationalsprache fort und fort mit dem größten Eifer betrieben, die äußere Ehre aber in deutscher Zunge gesucht oder in jener des alten Rom, zweymal der Herrin der Welt.

Für die kurze Zeit ihres Wiederaufblühens weiset die ungrische Literatur in der redenden Kunst, der ehrenvollen Erscheinungen allerdings genug auf. Wie erst, wenn Döbrentei's nicht genug zu preisender Versuch, die Meisterwerke des Auslandes (und selbst den unerreichten Shakespeare) ins Magyarische zu übersetzen, genug Früchte getragen, genugsame Nachfolger gefunden haben wird?!— In der bildenden Kunst sind die Ungern freylich noch sehr zurück, aber gerade da kann das Genie für sich allein wohl in Erstaunen setzen, aber nicht sogleich in die Breite und Weite wirken, wie es in die Tiefe steigt.— Dazu gehören Zeit, große Vorbilder, großgesinnte Männer, deren Geist sich vererbt, wie denn ein großer Künstler allein noch keine Schule macht, großmüthige Mäcene.—

Zur Zeit, wie das siècle de Louis XIV. seine Strahlen über Europa verbreitete, seufzte halb Ungern noch unter der türkischen Zwingherrschaft, die jener allerchristlichste König gerne noch auf lange befestiget hätte, und als ihm das Kind Ludwig XV. folgte, hatte der Szathmarer Friede den langen, schrecklichen Bürgerkrieg kaum erst beschworen.

Das Nationaltheater der Ungern in seinem kleinen Anfange, und die zunehmende Wahl ungrischer geschichtlicher Stoffe für das Drama und für den Roman durch Karl und Alexander Kisfaludi, Szalai, Szabo, Tokody, Csipaky, Soos, Eder, Katona, Döbrentei, Graf Johann Mailáth und den ehrwürdigen Greis Benedikt Virág, den sie »Ungerns Horaz« nennen ꝛc., sind ein für die Ausbildung und Bereicherung der Sprache überaus wichtiger Schritt. — Sie sind zugleich, da das Theater dem Leben so nahe steht, am ehesten dazu geeignet, jener unglückseligen (in der slawischen Literatur fast noch mehr fühlbaren) Modeschneiderey altungrischer Wörter, wie altungrischer Kleider, angemessenen Einhalt zu thun.

Eines, das Unerläßlichste und Wichtigste, ist unstreitig: — »Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde zu fördern« — und in dieser Hinsicht gebührt dem Freyherrn Aloys von Mednyánßky ein ganz vorzüglich ehrenvoller Platz. — Am 20 April 1784 in der Thurotz, aus einer bereits in der Epoche der Anjou's durch kriegerisches Verdienst, wie in den Zapolya'schen und Rakoczyschen Unruhen durch ihre Treue rühmlich bekannten Familie geboren, war die Geschichte und Statistik seines Vaterlandes von jeher sein Lieblingsstudium, und seine reichhaltige Sammlung von Originalurkunden, Memorienbüchern, Instruktionen, Originalaufsätzen berühmter Männer, geschichtlichen, genealogischen, heraldischen, sphragistischen und paläographischen Materialien hat in und für Ungern (außer dem Museum Jankowich zu Pesth) nicht ihres Gleichen. — Die unbedingte Liberalität, mit welcher er dieselben jedem redlichen Forscher öffnete, verdient ein eben so ausgezeichnetes Lob, als der Gebrauch, den er selbst hievon gemacht hat, durch die Herausgabe einzelner, schätzbarer Quellen, oder einzelner Abhandlungen über wichtige und noch allzu wenig bearbeitete Gegenstände, z. B. die unter der Presse befindliche disquisitio historica de sedibus olim Templariorum in Hungaria, — das Diplomatarium illustris in Hungaria quondam gentis Stiboriae, — die Gesandtschaft des Kardinals Pázman nach Rom 1632, — manche schätzbare Leistungen für die in Pesth erscheinende Zeitschrift Tudományos güitemenyi, — die im Hor-

6 *

mayr'schen Archiv gegebene, für die Vermählung der Vaterlandsgeschichte mit der Kunst so früchtereiche Anregung: ob denn unsere Historie an poetischen Stoffen ärmer sey, als jene der sämmtlichen Nachbarlande oder des griechischen und römischen Alterthums? — eine Ansicht, die auch der mit dem Freyherrn von Hormayr gemeinschaftlich unternommenen Gründung des Taschenbuches für die vaterländische Geschichte zum Grunde lag, dessen siebenter Jahrgang bereits erschienen ist. — Auch in staats- und landwirthschaftlicher Hinsicht hat der Freyherr von Mednyánßky in seinem (dem Neutraer) Komitate als Geschäftsmann so wie als Schriftsteller Bedeutendes geleistet. Mehrere seiner Arbeiten sind durch die Behörden zu gemeinnütziger Belehrung besonders abgedruckt und vertheilt worden. — Das Waagthal, in dem er selbst wohnt, an Naturwundern und an gewaltigen Erinnerungen wahrhaftig eine kleine, reiche Welt, beschäftigte ihn seit lange vorzüglich. Die anziehendsten Sagen und Legenden des gedachten Taschenbuches waren den schloßbekrönten, trutzigen Höhen, waren den schauerlichen Schluchten des Waagthales entnommen. — Die Berichtigung des Jenny'schen Handbuches für Reisende durch den österreichischen Kaiserstaat, in den Jahrgängen 1824 und 1825 des Hormayr'schen Archives, ebenfalls mit dem Waagthale beginnend, öffnet nicht minder einen Schatz der anspruchlosesten und dabey dennoch erschöpfendsten Landeskenntniß. — Eine malerische Reise durch das Waagthal gehörte längst zu den wärmsten Wünschen des Freyherrn. Sie sollte Bahn brechen für diesen, in Ungern weit mehr als anderswo nöthigen Literaturzweig. Ein Zufall brachte das schöne Unternehmen zur Reise.

Der k. k. Hofkammerkupferstecher, Professor der Landschaftszeichnung und Direktor der fürstlich Esterhazyschen Gallerie, Joseph Fischer (geb. zu Wien am 30. Jänner 1769, † ebendaselbst am 5. September 1822), hatte schon seit langer Zeit eine malerische Reise durch Oberungern und durch die Karpathen projektirt, ungemein viele Skizzen hiezu mit seltener Genialität und Schnelligkeit verfertigt; und mit dem Waagflusse den Anfang gemacht. Sechzehn Blätter, geätzt von dem trefflichen Schlotterbeck, in vier Heften, Querfolio, mit deutschem, ungrischem und französischem Texte sollten 1818 bey Strauß erscheinen Einen Theil davon hatte schon 1809 der in allen Wienerischen Ateliers fleißig die Runde machende Ritter Vivant Denon bey Fischern gesehen, und ihn gar eifrig zur Herausgabe ermuntert. — Allein sie gelangte eben so wenig zur Reife und zur Vollendung, als die von Fischer gemeinschaftlich

mit dem Fürsten Eduard Lichnowsky herausgegebenen Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Wien, die bereits mit dem dritten Hefte gänzlich wieder eingingen. — In der Waagreise fühlte Fischer selbst gar sehr die äußerste Mangelhaftigkeit des immer nur wenige Zeilen betragenden, und noch dazu häufig fehler- oder mangelhaften Textes. Im März 1822 durch Hormayr dem Direktor Fischer näher bekannt, entschloß sich Baron Mednyánßky sogleich, seine reichen Materialien zu einer malerischen Reise durch das Waagthal zu ordnen, machte im August 1822 noch einmal selbst die Reise auf der Waag bis an ihre Mündung, gab dem sterbenden Fischer im Pöstjener Bade die angenehme Kunde davon; erkaufte nach seinem Tode die, leider durch die erste verunglückte Ausgabe hie und da schon etwas abgenützten Platten, und trat selbe 1824 nebst seiner Handschrift an Hartleben in Pesth ab, der das verdienstliche Werk mit aller typographischen Eleganz auch bey einem höchst ausgezeichneten Anlaß zu Tage förderte, nämlich bey der Eröffnung des jetzigen ungrischen Landtages und der Krönungsfeyer Ihrer Majestät der Kaiserin und apostolischen Königin Karoline Auguste.

Es ist eine Strecke von vierzig Meilen, welche die Waag durchfließt, von dem hohen Kriwan und Königsberg, von jenem als weiße, von diesem als schwarze Waag herunterstürzend, und beym Dorfe Lehota ohnferne Hradek vereinigt, bey Guta in der Komorner Gespannschaft in die Donau ausmündend. — Vom geschmolzenen Schnee der Karpathen angeschwellt und hoch über ihre Ufer gesteigert, richtet sie fast jedes Jahr bedeutende Verheerungen an, doch seit anderthalb Jahrhunderten die entsetzlichsten 1683, in dem Jahre, wo Wiens glorreicher Entsatz das für Ungern verderbliche Türkenjoch, und 1813, wo die vereinigte Kraft aller Völker von China's Mauer bis an die Elbe und bis an den Inn, das Joch des Militärdespotism und der Bonapartischen Universalmonarchie gebrochen hat. — Die letztere Ueberschwemmung war aber die schrecklichste. — Durch drey Tage stand der wüthende Strom vierzehn Fuß über dem gewöhnlichen Wasserspiegel, tödtete bey dreyhundert Menschen und sehr viele Herden, und verursachte einen Schaden von fünf Millionen. — Alle Flüsse des Karpaths, sowohl die ihre Wasser südlich nach Ungern, als die selbe nördlich nach Galizien entsenden, zeigten in jenen Unglückstagen (26., 27. und 28. August 1813, den Schlachttagen von Dresden und von der Katzbach) dieselbe zerstörende Wuth, während die Donau und andere Flüsse ihrem gewöhnlichen Stande treu blieben. — Ein 56 Stunden

anhaltender Regen war nur eine Mitursache jener Sündflut. Unter Zittern und Beben und dumpfem Getöse öffnete an mehreren Stellen die Erde, öffneten die Berge ihren Schooß. An mehreren Orten waren die von ihnen ausgespieenen Fluten noch warm, und nach Schwefel riechend. Die unglücklichen Einwohner des Dörfchens Malewlaski in der Liptau sahen sich von vorne durch die brausenden Fluten der Waag eingeschlossen, von rückwärts aber durch die Ströme, die der dicht hinter dem Dorfe sich erhebende, und in einer Höhe von etwa zehn Klaftern sich plötzlich öffnende Berg auf sie ergoß. Das Dörfchen Ratkowa in der Thuroz war in einem Augenblicke mit allen seinen Bewohnern von der Erde vertilgt, und drey alte große Birnbäume erhalten allein noch das Andenken, wo es gestanden. — Diese schwere Landplage verknüpft aber auch den armen, von der übrigen Welt durch sein rauhes Hochgebirg abgeschiedenen Bewohner der Liptau, der Arva, der Thurotz und der obern Trentsiner Gespanschaft mit der übrigen Welt. — Von Klein-Teplitz bis Hradek, wo die Waag schon beysammen und durch die Bela gemehrt ist, können nur leere Halbflöße gelangen, und diese nicht ohne Beyhülfe der von der Kameralherrschaft Hradek errichteten Klausen. Von da bis Rosenberg vollkommen beladene Halbflöße. Von Rosenberg aus werden zwey Halbflöße zusammengestoßen, und bis auf zwey Meilen von der Mündung fahren selbst schwer beladene Donauschiffe die Waag herauf. — Holz, vorzüglich Bauholz unter allen Gestalten, sind der vorzüglichste Handelsgegenstand, und der mit dem Ackerbau wenig beschäftigte Oberländer (Hornyak) fährt damit bis Komorn, und wohl bis unter Pesth, — fast alles Haus- und Ackergeräthe des gemeinen Mannes, Roh- und Stabeisen, Garkupfer in Scheiben, Salz und die Lakticinien der Liptau und Thurotz, vorzüglich der Brinsakäse. — Auch in der Waagschiffahrt zeigt sich die thätige Industrie der Juden, die in ganzen Karavanen den Pesther Markt besuchen, dort alle dem gebirgigen Norden fehlenden Artikel einkaufen, und damit so weit als möglich stromaufwärts fahren, meist bis Negyed in der Neutraer Gespanschaft, wo die Ankunft einer solchen hebräischen Flotte plötzlich einige tausend Menschen und Hunderte von Wagen nach allen Richtungen in Bewegung setzt. — Die Fischerey ist nur auf einer kleinen Strecke der Waag einträglich, und bietet Lachsforellen bis zu 35, Barben bis zu 80 Pfund. — Furchtbar ist die Einfahrt in die Waag aus den Seitenwaldströmen, namentlich der Kisuza, wo Flöße und Ladung in voller Bereitschaft auf des Schnees Schmelzen oder auf einen starken Gewitterregen lauern,

und wie das angeschwollene Wasser fahrbar ist, in die tobenden Wellen gestoßen werden, pfeilschnell zwischen Klippen und senkrechten Steinfelsen dahinfliegen, und über einen Wasserfall von mehreren Schuhen aus dem Wildbache in den Fluß hineinstürzen. — Wer die Waagreise machen will, und auf die Ladung keine Rücksicht zu nehmen hat, kauft für etwa sechzig Gulden Silber einen ganzen Floß, gibt in den Hintertheil seinen Wagen, den nöthigen Vorrath an Brot und Wein (denn bis Sillein ist kein Gasthof, und die Judenkneipen äußerst ekelhaft), errichtet dort seine Küche, und im Vordertheil die Hütte mit Thür und Fenster, Sitzbank und Bette, und verkauft das Fahrzeug nach geendigter Fahrt, meist noch mit Gewinn. — Gewisse Uferorte sind durch ihre kühnen und gewandten Flößer vor andern berühmt. Man kann mit einem Häuptling derselben, der sich Faktor nennt, und über das gesammte Schiffervolk ein strenges Kommando führt, unbedenklich abschließen, und der Treue, der Herkulsstärke und der Ortskenntniß dieser Leute mit Zuversicht vertrauen.

Der Fall und der Boden der Waag sind äußerst ungleich, die Ufer einerseits hoch, auf der andern Seite sehr niedrig. In den Jahren eines hohen Wasserstandes wechselt das Flußbett oft drey-, viermal im Jahre, weßwegen die Flößer häufig auf ihnen unbekannten Pfaden fahren müssen, weßhalb es auch so schwer ist, mit Kähnen stromaufwärts in die Waag zu fahren, was übrigens selbst für den Donauhandel von großem Belange seyn würde. Die Brücken sind sehr niedrig und eng, die künstlich angelegten Sporen fast noch gefährlicher, als die Felsenriffe mitten im Flußbette, als der Wirbel und Steinrechen der Sztretsnoer Schlucht. — Ohne diese Hindernisse würde die Waagschiffahrt noch viel wichtiger für den Handel, noch viel besuchter von denjenigen seyn, die bloß für ihr Vergnügen reisen, aber doch einen gebildeten Geist dazu mitbringen, um die ihnen sich mit jedem Schritt entgegendrängenden romantischen und historischen Erinnerungen aufzufassen, und ein Herz, die im anziehendsten Wechsel an ihnen vorüberziehenden Schönheiten einer bald erhabenen, bald milden, bald furchtbaren Natur zu fühlen.

Des verewigten Direktors Fischer bestes Talent, seine treffliche landschaftliche Auffassungsgabe, hat die merkwürdigsten dieser Punkte in den dem Werke beygefügten Ansichten festzuhalten gestrebt, aber noch einen reichen Kranz von andern, die ihnen wirklich den Rang streitig und die Auswahl schwierig machen könnten, unvollendet in seinem Portefeuille hinterlassen.

Der im Osten der Liptau gelegene Flecken Hradek, zu welchem die Post- und Kommerzialstraße durch die Zips über

Wihodna führt, zeigt wieder, wie so oft im Leben, was auch mit wenig Mitteln und in einer Wildniß, der schöpferische Geist und die Ordnungsliebe eines einzelnen Mannes vermöge! Die große Gewehrfabrik, das Forstinstitut, die Industrieschule für Mädchen, die Rechen und Schleußen, Wehren und Brücken, sogar die Kirche, sind das Werk des gewesenen Präfekten Franz Wisner von Morgenstern, der in diesem verlassenen Winkel der Erde, Wunder gewirkt, und noch im Pensionsstande in Preßburg in seinem Hause und dessen Umgebungen denselben Geist einer beynahe herrnhuterischen Ordnung und Reinlichkeit bewährt, und selbst auf die dortige Stadtpolizey überaus vortheilhaft gewirkt hat. — Mit der Entfernung des unermüdet thätigen Mannes schritten auch seine Schöpfungen großentheils wieder zurück. — Die Details über den hiesigen Holzhandel sind wahrhaft lesenswerth. — Daß die Burg Hradek, oder das Liptauer Neuschloß, nach dem Erlöschen der Oßtrositze 1703 die Erstgebornen der Fahnen Oesterreichs, die Lichtensteine, zu Pfandbesitzern gehabt, dürfte selbst manchen Genealogen dieses Hauses unbekannt seyn.

Die auf einem rund herum freyen Kalkhügel stehende, noch über die Zeiten der großen mongolischen Ueberschwemmung hinaufreichende Kirche von Szent Iváṅy bewahrt in ihrer Gruft lauter unverwesene Leichname An der Kirchhofsmauer, wenige Schritte von der Kirche, drängt sich armdick ein brausender Quell durch den Fels, »der Giftbrunnen,« dessen Stickdämpfe die vor Sonnenaufgang darüberfliegenden Vögel betäuben. Das Volk setzt ihn in Verbindung mit dem am Ende des Dorfes stehenden »Wunderfels,« ein mitten im Thal sich etwa sechs Schuh hoch aus der Erde hebender, länglicher, wohl an zwanzig Orten durchbohrter Felsblock, der aus jeder Oeffnung mit kochender Bewegung Wasser herausstößt, und zwar der eine Theil kaltes, der andere warmes, obgleich der ganze, die Quelle umfassende Raum höchstens zwey Quadratklafter betragen mag, und überdieß von dem bloß durch die Fahrstraße getrennten Nachbarhügel, ein ziemlich mächtiger Sauerbrunn sich herabstürzt, und mit dem Abflusse des Felsblockes vermengt. — Eben hier ist auch ein sehr auffallendes Echo, das bis auf acht Sylben alles deutlich wiederholt.

Ueber Okolitsa und den Flecken Szent Miklos geht die Reise zu dem gerade gegenüberliegenden Dorfe Demenfalva und zu seiner berühmten Drachenhöle, die mit Recht auch die schwarze Höle heißt, ein schwaches Abbild von St. Patriks Fegefeuer in Irland, in welchem Tieck

seinen hochgemuthen und leichtsinnigen Fortunatus sich verirren läßt.

Auf einem sehr steilen, mit Gerölle bedeckten Berge, bildet in desselben Mittelhöhe ein weites Loch den Eingang, und leitet überaus jähe und gefährlich dem finsteren Abgrunde zu. Die Fackeln vermögen nicht bis an die Decke dieses Reiches der ewigen Nacht zu dringen. Ist man einmal auf ebenen Boden gekommen, geht es doch sogleich wieder, durch bald weitere bald engere Räume bergauf und ab, einmal über gebrechliche Leitern, dann über nasse, abschüssige Hügel, zwischen Säulen, Kegeln und Pyramiden, versteinerten Wasserfällen und den abenteuerlichsten Thier- und Menschenfratzen aus Stalaktiten und Stalagmiten gebildet. — Zu beyden Seiten zeigen sich zahlreiche Seitenhöhlen. In einer derselben erhebt sich, über zwey Klafter hoch, eine blendend weiße Pyramide vom reinsten Eise, den Schein der Lichter in Myriaden farbenprächtiger Brillanten widerstrahlend, und auf einem, unter jedem Schritte hohl und dumpf widerhallenden Eisfelsen aufstehend. Wohl eine Stunde noch von diesem prächtigen Schauspiele geht die unterirdische Reise fort, und endigt endlich an einem Sumpfe von Bergmilch.

Bey Szent Maria drängen die Hügel (über welche hinweg man noch immer die Zinnen der Alpen im Gesichte behält) sich so enge zusammen, daß sie den erboßten Fluten kaum einen Durchgang gestatten. Eine äußerst malerische Ansicht entzückt den Schiffenden: rechts auf steiler Anhöhe ein aus den Zeiten der Christianisirung Ungerns herstammendes, altgothisches Kirchlein, amphitheatralisch um selbes die Häuser und Gärtchen, weiter ein dunkler Tannenhain, links das große kameralische Gasthaus mit seinen Nebengebäuden, dazwischen der aufschlagende Schaum der zürnenden Wellen. — Die alte Burg auf des Hügels Spitze hat Prokopius der Böhme mit seinen Hussiten so vom Grunde aus zerstört, daß auch nicht die geringste Spur davon übrig ist. — Nur eine Viertelstunde von hier ist das oben erwähnte Dörfchen Malewlaski, auf welches in jenen Tagen des Verderbens zugleich die Waag ihre Gewässer ergossen, und der rückwärtige Berg seinen dunkeln Schooß, Wasser speyend, eröffnet hat.

Der gewaltige Mönch mit seiner einsamen, die Liptau beherrschenden Kirche trug wirklich, wie schon der Name vermuthen läßt, unter den Arpaden ein Kloster zu St. Martin, und zwar von jenen streitbaren Mönchen, den Tempelrittern, deren Daseyn allhier urkundlich erwiesen ist (?). Bedauern wir überhaupt, daß des Freyherrn von Mednyánßky Abhandlung über die Templer in Ungern, mit ihrem äußerst schätzbaren

Diplomatar und einem Kranze plastischer Ueberreste aus den muthmaßlichen oder gewissen Templerkirchen, die Presse noch immer nicht verlassen hat, so wünschten wir insbesondere die hier (Seite 25) angeführte und in Damian Fuchshofers Monasteriologie Ungerns auszugsweise gelieferte Urkunde (?) in ihrem vollen Inhalte zu erblicken, in welcher angeführt werde: Johann Gottfried der Herbersteiner, Großvisitator und Präceptor der Templer, sey 1230 auf der Visitation in Ungern auf dem Berge Miach bey St. Martin in der Liptau gestorben; sein Vater sey Landeshauptmann und Aeltester in Steyermark, die Mutter, Elsbeth, aber eine Stubenbergerin gewesen. — Wir gestehen offen, daß wir wohl an eine extraktive Aufzeichnung aus dem Anbeginn des sechzehnten Jahrhunderts (wo nicht des siebzehnten ?), nimmermehr aber an das Daseyn einer gleichzeitigen Urkunde glauben, die all jenes enthalte. — Das absichtliche Zusammenfassen solcher Thatumstände, wie in ein Species facti, zwey Vornamen eines Mannes, und noch dazu eines Rittermönchs, die unstreitig dem Ausdrucke nach erst späteren Tagen angehörigen Titel eines Großvisitators, Landeshauptmanns und Landesältesten, Alles scheint uns verdächtig: — um so begieriger harren wir des unverstümmelten Erscheinens der schon so lange verheissenen Tempelurkunden. — In Ungern wie in Oesterreich wird jedes nur etwas alterthümliche Gebäude, zumal von ungewöhnlicher Form, ohne weiters den Templern zugeschrieben, die für die willkürliche oder unwillkürliche Unwissenheit der frühern Geschicke desselben ein eben so bequemer Sündenbock sind, als für die Genealogen der Held Azo von Kuenring, die zwey und dreyßig Söhne des Babo von Abensberg und die den Oesterreichern so verhaßten Schwaben Albrechts I. — Nun laßt sich aber von Oesterreich und auch von Steyermark und Krain urkundlich nachweisen, daß man in einem vitiosen Zirkel, aus vermeintlichen Templerzeichen das Daseyn von Templern, wo nie welche gewesen, und hinwieder aus dem äußerst sparsam diplomatisch erweisbaren Daseyn von Templern, gewisse auch sonst sehr häufige Zeichen als templerisch erklärt, und den ein halbes Jahrtausend nach ihrem Feuertode noch einmal kondemnirten Rittern ein rückwirkendes, ausschließendes Privilegium auf eben diese Zeichen und Zierathen ertheilt habe!! — Häufig sind auch die fratres crucis, cruciferi, fratres, milites Christi ohne weiters zu fratres oder milites militiae templi, oder milites de templo Christi zu Rittern vom Tempel und vom rothen Kreuze gemacht worden. — Ob nicht auch in Ungern die urkundlichen Spuren der

Templer, bey strengerer Prüfung, eben so zusammenschmelzen werden?— so wenig es auch anzufechten ist, daß schon Andreas der Hierosolymitaner, oder vielmehr des schwachen Mannes hochgesinnte Gemahlin, Gertrud von Meran, die Schattenseite des Feudalismus über und über empfindend, darauf dachten, Ungern mit einer Militärgränze, mit einer von den mächtigen und unruhigen Oligarchen unabhängigen, bewaffneten Macht zu umzäunen. — So kamen die deutschen Ritter ins siebenbürgische Burzenland, und schickten von dort, auf die Bitte Herzog Konrads von Masovien und des Bischofs Christian die ersten Kundschafter nach Preußen; so kamen an die West- und Südgränze die Johanniter (jetzt Malteser), denen in der Folge der vierte Bela, den sie nach der großen mongolischen Flucht in sein Reich wieder eingesetzt, ganz Kumanien und das ganze Severiner Banat schenkte, so die Templer auf die Südgränze in Dalmatien, Kroatien und Slavonien und ins Küstenland, und vielleicht auch in die Karpathen?

Nebst vielen andern erfreulichen Vorzügen haben die meisten ungrischen Geschichtsforscher unserer Tage, sich von den slavischen dadurch ausgezeichnet, daß sie wenigstens nicht eine antediluvianische Kultur und Literatur aus den Steppen Asiens mit herübergebracht haben wollten, als wovon noch der österreichische Prinz, Otto von Freysing, als Staatsmann und Geschichtschreiber unvergleichlich, wenige Spuren bey ihnen angetroffen hat, sondern daß sie gar wohl wissen, daß erst mit dem Christenthume und mit den Fremden, die es aus West und Südwest zu ihnen getragen, nach einer Jahrhunderte langen, unter verschiedenen Gestalten wiederkehrenden, blutigen Reaktion, mildere Sitten und eine zweckmäßigere Leitung des kriegerischen Geistes der Nation feste Wurzeln gefaßt haben. — Was auch die Ehr- und Habsucht der zahlreich hergelaufenen Glücksritter verschuldet haben mag, dies Unheil kömmt in gar keinen Betracht gegen die unzähligen Vortheile des so sehr erweiterten Denk- und Fähigkeitskreises, des bisher großentheils nomadisch lebenden Volkes. — Sind die Deutschen in Siebenbürgen und in der Zips, die Köllner, die Flandrenser, die vorzüglichste Variante über diesen inhaltschweren Text, so fehlen die Belege hiezu auch in den Karpathen keineswegs. — Das Städtchen Rosenberg scheint eben so gewiß Einwanderern germanischen Blutes sein Daseyn zu verdanken, als das nahe Deutsch-Liptsch, wo die Deutschen mit ihrem angebornen Fleiße Goldgruben bebauten, den Goldsand im durchfließenden Bache gewahrend. Nun sind

die Einwohner unvermischte Slaven, Töpfer und Flößer. — Der Stifter des Wiener Konviktes in der Josephstadt, Johann Jakob Graf von Löwenburg (1745), gab auch diesem Ort ein Piaristenkollegium, welches die wohlthätige Folge hat, daß sie nicht etwa die Zahl der Studierenden, eine noch weit empfindlichere Landplage unserer Zeit, als es die Heuschrecken und der Aussatz im Mittelalter gewesen, unverhältnißmäßig vermehren, sondern daß jeder wohlhabende Bürgerssohn gerne die Elementarbildung der Grammatikalklassen genießt, dann aber um so reifer, um so unterrichteter, zu des Vaters Gewerbe greift.

Likava erscheint zuerst als das Eigen des Hauses Donch, das mit Karl Robert von Anjou aus dem fernen Neapel gekommen, und ihm der ausgestorbenen Arpaden heiliges Diadem erfechten geholfen. Später kam Likava an Johann Corvin, des großen Mathias natürlichen Sohn, den dieser (aus beyden Ehen mit Katharinen von Podiebrad und mit der neapolitanischen Beatrix) kinderlose König zum Herzog der Liptau erhob, ihm hiedurch den Weg zum Throne zu bahnen, so gut, wie Karl Martell oder Arnulph, Kanut oder Heinrich von Trastamara und so viele andere Helden, trotz des vermeinten Fleckens der unächten Geburt ihn fanden. Vergeblich; der Kral Dobre, der elende Jagellone Wladislaw, erhielt den Vorzug. Allerdings stand er dem Ideale viel näher, welches einige unbändige Große ausgerufen: »eligamus regem, quem per crines trahere licet« — Viele polnische und schlesische Herzogstöchter heiratheten damals ungrische Magnaten. Die Heldennamen Pekry und Krussith glänzten nun als Herren von Likawa, darauf Stephan Illjeshazy, durch die folgenreiche Schwäche und aberwitzige Tyranney Rudolphs II., bald ein geächteter Flüchtling, und bald wieder gewaltiger Vermittler mit Bocskay und mit dem Bruder Mathias — und Reichspalatin; nach ihm der unselige Name Tököly.

Im seltsamen Gegensatze mit diesen grandiosen Erinnerungen aus der Vorzeit, ist der Anblick des eleganten und von Alleen durchschnittenen, bloß aus montanistischen und Waldamtsgebäuden bestehenden Lubochna, gleich Hradek einer Schöpfung des Präfekten Wiesner, am Fuße der großen Fatra gelegen, die das Doppelkreuz im Reichswappen stützt, und über die stundenlang, dicht am Strome, dicht an dunkeln Abgründen, ohne Möglichkeit des Ausweichens, ein zumal im Winter gefahrvoller Weg steil hinanführt, während hier die Wasserfahrt den schönsten

Wechsel der Gegenstände, und kaum glaubliche, zaubervolle Lichteffekte darbietet.

Kralowan, der einzige an der Waag gelegene Ort der Arva, führt durch eine herrliche Kunststraße, die herrlichste in ganz Ungern, in das Innere der Gespanschaft. Ein gleiches Römerwerk ist die, von dem galizischen Straßenbaudirektor Groß in einem einzigen Bogen über die wilde Arva gespannte Brücke von Mokragy, welche die furchtbare Probe der Flut des August 1813 glücklich bestand. — Der Grundherr des nahen Abaffy'schen Kastells wird als ein rationeller Landwirth sonder gleichen gerühmt — Die Burg Arva ist eine der wenigen noch im bewohnbaren Zustande erhaltenen Vesten des Landes, der Sitz der mächtigen Thurzo's, die wahrscheinlich ursprünglich Polen, schon unter den Babenbergern nach Oesterreich eingewandert, dort auf Rauhenstein und Rauheneck bey Baden und auf Lichtenfels bey Zwettl herrschten, auch auf Sonnberg, auch auf Dürrenstein, Aspern erwarben, in Wilhelm Thurs dem Dome von St. Stephan einen von der Wiener Bürgerschaft sehr gerne gesehenen, übrigens vom Geschichtschreiber Haselbach und Andern wunderlich genug charakterisirten Probst gaben, sich dann nach Ungern zogen, späterhin mit den Fuggern von Augsburg den Reichthum der ungrischen Bergwerke theilten, sogar die argwöhnische Wachsamkeit Venedigs täuschten (da einer aus ihnen die entsetzliche Standhaftigkeit hatte, in Venedig lange als ein blödsinniger Bettler und Taglöhner bey ihren Kupferhütten zu arbeiten), im Palatin Georg Thurzo, Ungern einen Lenker seiner Schicksale in dem unseligen Bruderzwiste Rudolphs und Mathias ertheilten, auch die protestantischen Hochschulen Leipzigs und Wittembergs mit dem Ruhme ihres Wissens erfüllten, und in Georgs Sohn Emerich in den unruhvollen Tagen zwischen den Bewegungen Bethlen Gabors und jenen des älteren Rakoczy erloschen. — Die Thurotz, ein schöner Garten mit unzähligen Thürmen und Thürmchen. — Szklabina, die Burg der alten Revay's, umgebaut 1610 von dem als Kronhüter und Schriftsteller wohlbekannten Revay. — Die Gefahren der Besna Skala und Margitta, beyde durch Volkssagen verewigt.

O-War, das Altschloß, einst der Sitz der gewaltigen Raubritter Hanns Czapek und Pankraz von Szent Miklos (so wie Likawa des berühmten Jiskra von Brandeis), widerstand den Hussiten. — Kaum auf Stutzenschußweite am jenseitigen Ufer, der Waag gegenüber, liegt Sztretsen also, daß es rings umher Sprichwort ward: »in

dem einen Schloß sind sie zornig. Sie sehens im andern gar wohl, aber fragen nichts darum.« — Beyde Burgen sind merkwürdig im Leben des Palatins Wesseleny, der unter der unglücklichen, und jener Friedrichs IV. in Vielem vergleichbaren, zuletzt nur durch die Siege Karls von Lothringen und Eugens geretteten Regierung Leopolds I. das Haupt einer großen Verschwörung und verrätherischer Einverständnisse mit der Pforte, mit Venedig, mit Frankreich gewesen seyn soll, und nur durch seinen Tod dem Blutgerüste entging. In Teplitz ruht unversehrt im offenen Sarge die milde Heilige Sophia Bosnyak, Wesseleny's erste Gemahlin. Einst war der Ort überaus lebhaft durch den vergnügungsreichen Pallast und die regsamen Fabriken des Grafen Windischgratz. Aber all dies Leben ist längst wieder verschwunden.

Sillein, einst der Hauptort der ungrischen Protestanten, war auch der Ort ihrer Schulen, ihrer Buchdruckerey, der Superintendentur, und 1610 einer von Thurzo und Illyeshazy gehaltenen Synode. — Lietawa, also genannt, weil eines großen Königs Gebot geheissen, eine Veste anzulegen, unbezwingbar jedem Feinde, der nicht fliegen könne, hatte schon die Mongolen nach ihrem Siege am Sajo über König Bela IV. gesehen. Als die Heroen des Hauses Bebek erloschen, kam Lietawa an die Zapolyas, die den Eifer der Kostkas damit belohnten. — Barbara Kostka brachte es ihrem Gemahl Franz Thurzo zu, welcher einst Bischof zu Neutra, einer der glühendsten Verfechter des Protestantismus geworden war.

Budetin an der Kißuza und an der nach Schlesien und Polen führenden Kommerzialstraße ist von den 1798 ausgestorbenen Szunniogh durch Heirat an die Grafen Csaky gediehen. — Kaspar Szuniogh mauerte seine Tochter Katharine lebendig ein, weil sie nicht den ihr vom Vater erkornen Jakusits, Burgherrn des Löwensteins, sondern einen Forgáts geliebt. Dennoch erbrach in des unmenschlichen Vaters Abwesenheit der Forgáts die frisch vermauerte Blende, und jagte mit der ohnmächtigen Geliebten davon. Aber ihn ereilte Jakusits. Beyde sprangen vom Rosse, und es erhob sich ein wüthender Kampf, in welchem Forgáts umkam, Jakusits aber Katharinen auf den Löwenstein führte, wo der nachgeeilte Vater sie durchaus noch einmal einmauern wollte: eine Drohung, deren Verwirklichung sie nur dadurch entrann, daß sie dem Jakusits ihre Hand reichte, der sohin ihre Auslieferung dem rasenden

Vater rundum verweigerte. — Eben diese Katharina ist auch die Ahnfrau des Verfassers des vorliegenden Werkes. — Eine ähnliche Gräuelgeschichte ward uns von dem nahen Felsenneste Hricso bewahrt, das einst den Rittern Lahar, und nach ihrem Erlöschen der Witwe des letzten zugehörte, deren Gunst alsbald ihr Nachbar, der ehemalige Neutraer Bischof, Franz Thurzo, Witwer von Barbara Kostka, gewann. Aber, als sie ihm all ihr Gut verschrieben, und dadurch das Seinige nach Wunsch und Gelüsten arrondirt hatte, ließ er sie in einem unterirdischen Kerker verschmachten, wurde aber dafür von Rachegeistern vertrieben und zu Tode geängstiget. — Die Erinnerung an die Thurzos schließt mit Bittse, dessen Bauart zugleich den Uebergang aus den alten Fehdetagen in die neue Zeit charakteristisch bezeichnet. — Michael Telekessy, Enkel des wider den Gegenkönig Zapolya und die Türken ausgezeichneten Emerich, lebte auf seiner Burg Lednitz das wildeste Schlemmer- und Räuberleben. Nicht nur, daß er rings Handel und Wandel, wie in der schrecklichsten Zeit des Faustrechts, unsicher machte, selbst die Geldrimessen der Bergstädte an die Hofkammer, selbst die prächtigen Geschenke des Hospodars der Walachey an den Kaiser schleppte er auf seine Burg, der Ohnmacht der Gesetze spottend, und selbst der über ihn gesprochenen Reichsacht. Ja er hatte die Frechheit, den Palatin Thurzo in Bittse höhnend zu besuchen. Der Palatin war zwar einen Augenblick überrascht, faßte sich aber schnell, ließ die Thore schließen, den verunglückten Spaßmacher und seine Gesellen ins tiefste Verließ werfen, und hierauf unter starker Bedeckung vor Gericht nach Preßburg führen, wo ihm das Leben abgesprochen wurde, und sein Haupt durch Henkershand fiel (1601). Vier Jahre darauf erlitt Bittse die schrecklichste Plünderung und Verwüstung durch die Räuberschaaren Botskays, und nur Thurzo's ungeheure Mittel gehörten dazu, schon zwey Jahre nach diesem Unfalle, seiner Tochter Hochzeit mit wahrhaft morgenländischer Pracht zu begehen. Was beym Todtenmahl des großen Mannes verzehrt wurde, davon gibt eine hier angeführte Liste den Bericht. Die Feste dieses Hauses hatten übrigens solchen Ruf, daß der Kaiser selbst, mehrere Kurfürsten und die Könige von Polen sie durch eigene Gesandte beschickten. Das evangelische Gymnasium, durch des Palatins Freygebigkeit gegründet, und durch mehrere ausgezeichnete Schriftsteller verherrlicht, ist längst eingegangen. Die fürstlich Esterhazyschen Beamten wohnen auf dem Schauplatze der alten Herrlichkeit, und nur der starke Holzhandel erhält noch einige

Ueberreste der alten Wohlfahrt. — Eben so in dem Flecken Predmér, wo eine auf dem Lande seltene Erscheinung, eine Kavalleriekaserne, die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Neben selber schlängelt sich ein schmaler Pfad in das wahrhaft einzige Wunderthal von Szúlyó, das in seinem verhärteten Kalkmergel, in welchem als Bindungsmittel dicht an einander gereihte Kieselsteine von der Größe der mächtigsten Bombe bis zu jener des kleinsten Tabaksamens sich einlagern, in der überraschendsten Weise den seltsamsten Wechsel der Gestaltungen zeigt, wie Trümmer einer plötzlich versteinerten Vorwelt, die nur des Rufes der weckenden Posaune zu harren scheint, und dem Wanderer unter eigenen Namen bekannt sind: die Kanzel und der Prediger, der betende Mönch, der Feldherr mit dem Helm, die drey Spieler, der Löwe, der Wolf, der bellende Hund, die Kirche, der Pallast, das Amphitheater ꝛc. Dreymal binnen der kurzen Frist eines Jahrzehends besuchte der hochverdiente Verfasser dieses Wunderthal, und fand selbst in der kurzen Zeit neue Zaubergebilde entstanden, und die alten wesentlich verändert; nur die hohen Säulen nicht, und die, weit von den Trümmern der versteinerten Stadt, wie wir sie nennen, aus ebenem Grasboden emporragenden drey hohen Spitzkegel, Königsgräbern des vertilgten Geschlechtes gleich. — Rohács (der Gehörnte) heißt dieser Wunderberg, auf dessen Zackenspitzen die Burg Szulyo aufgethürmt ward. — Auch an einer Drachenhöle fehlt es hier nicht.

Vágh-Beßtercze (Bißtritz an der Waag), eine Ruine, hoch auf schroffem Felskegel, mit dem unter der Feste (Podhradj) gelegenen, im neu italienischen Geschmacke aufgeführten gräflich Szapáry'schen Schlosse, mit dessen gewähltem Büchersaale, niedlichem Gewehrkabinette und überaus schönem und mannigfaltigem Garten, welchen nur die edelste Beharrlichkeit aus dem Gräuel der Verwüstung des Jahres 1813 wieder herstellen konnte. Vágh-Beßtercze war einst das Nest der Raubritter von Podmanin, Herren der halben Trentsiner Gespanschaft, die weder einen Gott, noch ein Recht, weder Ferdinanden, noch Zapolya als ihren König erkennend, nicht etwa einzelne Kaufherren niederwarfen und ausbeuteten, sondern gleich mit mehreren hundert Reisigen bis tief in Mähren und Schlesien Ueberfälle reicher Burgen oder Städte oder Abteyen unternahmen. Aber der Räuber lange Eintracht wurde durch ein geraubtes schönes Weib zerrissen, das Keiner dem Andern gönnen mochte, und deßwillen sie tödtlicher Haß wider einander entflammte, und

das durch einen kühnen Ueberfall, in dem Bistritz in Flammen aufging, ihnen doch entrissen wurde. Von dem Tage an, war ihre Kraft erlahmt. Sie unterwarfen sich demüthig dem Gesetze, und starben in Frieden und Dunkelheit, in der Blüte ihrer Jahre. Rother Marmor deckt ihr Grab in der Bistritzer Dorfkirche, die auch eine überaus schöne alabasterne Votivtafel der Familie Balassa als Vordertheil eines Altartisches zeigt, und das halberhabene Marmormahl Sigmunds Balassa (und seiner Gemalin, der Polenfürstin Zborovska), von dem das nahe Schloß Sigmondház, als von seinem Erbauer, den Namen trägt, und das eine merkwürdige Reihe von Ahnenbildern aller Balassa's und ihrer Frauen ziert, bis auf den letzten Grafen Franz, der unter Theresia, der in den Neuerungen Josephs II. und in den Contrecoups derselben, unter Leopold II. in dem bewegungsvollen Landtage von 1790 eine bedeutende Rolle gespielt hat. — Ein ähnliches Beyspiel des Bruderzwistes, wie die Podmanins, gab eben jener Sigmund Balassa, indem er (Botskays eifriger Anhänger) Bruder und Mutterschwester, unter dem Vorwande, sie seyen kaiserlich, all ihres Gutes beraubte, und sie ins Verließ warf. Selbst des ihre Wiedereinsetzung bedingenden Wienerfriedens spottete Balassa, bis ihn die Nemesis doch ereilte, und im Kerker zu Preßburg bändigte.

Zu Pucho nahmen die beyden Fürsten Siebenbürgens, Rakoczy, die aus Böhmen, Mähren und Schlesien vertriebenon gewerbfleißigen Bürger auf, und bald wetteiferten die Puchoer Tücher mit den feinsten Brabanter und holländischen. Die Rakoczy's legten hier auch eine Buchdruckerey an. Der Verkehr mit Mähren durch den nahen Paß Lissa, war äußerst bedentend, und das Rakoczysche Schloß Lednitz, ein prachtvoller, kleiner, von unzähligen Fremden, von französischen, venezianischen und polnischen Abgesandten besuchter Hof. — Der als Gelehrter und Redner berühmte Lednitzer Predikant, Niklas Brabitz, war der erste, der, nachdem Zrinys, Nadasdys, Frangipanis und Tattenbachs Häupter gefallen, aus den übrigen 237 der Theilnahme bezichtigten Ungern, zu Preßburg mit Franz Bonis, auf Veranlassung des unter dem Vorsitze des Grafen Rottal zu Leutschau, Preßburg und Wien niedergesetzten delegirten Gerichtes enthauptet ward. Ihm folgten im Tode, Kaspar Ballogh, Martin Banchy, Andreas Szekely von Nagy-Ida, Georg Bory. Die Uebrigen durften ihr Leben theils um Abtretung all ihres Gutes behalten, theils von der Kammer um bestimmte Summen erhandeln.

Gleichfalls aus Rakoczys Erbe kam Rownye durch seine, lang in Wien gefangene, und endlich in dieses ursprünglich hohenrhätische, dann in den Niederlanden seßhafte Geschlecht vermählte Tochter, an die vor wenigen Jahren ausgestorbenen Grafen Aspremont.

Der Park von Rownye ist herrlich. Die hiesigen kolossalen kanadischen Pappeln waren die ersten Ungerns. In diesem Parke begrub der Graf auch seinen Freund, den in der Josephinischen Periode vielgebrauchten Freyherrn von Kaschnitz. — Bjelko von Lednitz war in dem Zwiespalte zwischen Mathias Corvin und seinem Schwiegervater, dem Böhmenkönige Georg Podiebrad von Kunstadt, was der Giskra im Streite der Königin Elisabeth für ihr nach des Vaters Albrecht Tode gebornes Söhnlein Ladislav wider den polnischen Wladislaw gewesen.

Ferdinand I. gab Lednitz dem Emerich Telekessy, einem Feldherrn wider Zapolya, wie der König keinen mehr gehabt, seit der Sieger bey Tokay, bey Erlau, bey Szinye, der alte Niklas Salm, in der glorreichen Behauptung Wiens wider den großen Suleyman, sein ruhmbekröntes Leben geendet hatte. Des höchst unähnlichen Enkels, des Räubers Michael Telekessy wurde schon oben gedacht. All sein Gut wurde konfiscirt, obgleich zwey unmündige Töchter vorhanden waren, und es war eine Mitursache vieles später erfolgten Unheils, daß Rakoczy, der Gemahl der einen Tochter, nur durch sehr langwierige, demüthigende und kostspielige Umtriebe, Lednitz zurückerhalten konnte. Derley kurzsichtige Plusmacherey und verhaßte morgue könnte zur sprichwörtlichen voltairisirenden Erklärung des grands effets par de petites causes einen reichlichen, und für jene, die da Ohren haben, aber auch zum Hören, und an denen die gewaltige Schule des Unglücks nicht verloren ist, sehr lehrreichen Beytrag liefern.

Das Motesitzky'sche Kastell von Ledetz ward erbaut, weil Heister das alte Schloß Kossa von Grund aus zerstört hatte, angeblich, weil die Mißvergnügten, beunruhigt durch die immerdar, und zwar selbst gegen den erklärten Willen Leopolds I. wiederkehrende Lüsternheit der Minister zur Einführung unumschränkter Gewalt, den abenteuerlichen Plan gefaßt haben sollen, Leopolden, wenn er seiner neuen Gemahlin, der spanischen Infantin Margarethe Theresie entgegenreiste, bey Schottwien aufzuheben, hieher nach Kossa zu bringen, und ihm hier eine, die Konstitution sichernde Urkunde abzudringen. Der Historiograph und Jesuite Wagner war der erste, der dieses Wiener Gassenmährchen drucken ließ.

Der biedere, und gewiß von ganzem Herzen königlich gesinnte Jesuite Katona hat in Wagners Erzählung schon genug Widersprüche nachgewiesen. Eben so, als (23. Febr. 1668) die neue Leopoldinische Burg plötzlich niederbrannte (erwiesener Maßen durch die Schuld eines, seinen Leim wärmenden und dabey eingeschlafenen Tischlergesellen), zieh das laute Geschrey des Pöbels, die Ungern dieses Unfalls. Der Pöbel war aber auch wieder zufrieden, als die Juden es gethan haben sollten, und dieß wurde bekanntlich der Anlaß ihrer Vertreibung aus der Judenstadt oder dem untern Werd, welcher von dem an die Leopoldstadt hieß. — Als bald darauf im Burgbrunnen eine todte Katze und ein todter Puterhahn gefunden wurde, war es wieder ein Vergiftungsversuch der Ungern. — Diese Anekdoten sind in allen Geschichten Wiens von Fuhrmann bis auf Hormayr lang und breit zu finden, und sie sind sehr begreiflich in jeder Epoche des Parteygeistes, wo, wie einer der großen Alten spricht: »quo quis audacior et distinctior accusator, eo magis tutus et quasi sacrosanctus erat,« und wo andere Satyriker als Mittel zum Parveniren anriethen: »aude aliquid, brevibus gyaris et carcere dignum, si vis esse aliquid — — in summa infamia gloriosus!« — — Die Untersuchungsakten der Wesselenyschen und der Rakoczysch-Nadasdyschen Verschwörung enthalten nichts hievon. — Der Burgherr Petrötzy, der eigentliche Lenker des unter französisch-türkischem Beystande ausgebrochenen Krieges, war unstreitig durch Geistes- und Willenskraft ein weit fähigerer Mann hiezu, als Tököly und als Rakoczy, und konnte doch, nach der gewöhnlichen Ironie des Schicksals, weder seinen Landsleuten, noch den fremden Mächten so imponiren, wie jene zwey viel geringeren Individuen mit größeren Namen.

Oroßlanykö oder Löwenstein, auf einem, viele Meilen weit bis nach Tyrnau hinschauenden Kalkfelsen, gleich einer Wendeltreppe um einen stets enger zulaufenden Felskegel sich windend, der kühnste Bau in ganz Ungern, wohl schon ein Zufluchtsort wider die Mongolen, und nach dem Volksmährchen, der Schlupfwinkel eines die Gegend verheerenden Ungethüms, blieb bis auf die Tökölischen Unruhen ein Eigen der Jakusitze, und kam sohin, der Krone heimgefallen, an Deutsche, an die Grafen Breuner und an die Königseck.

Illawa war einst das Pfand des Dankes für Mathias Corvins vielgeliebte Führer seiner schwarzen Banden, Blasius Magyar und Paul Kinisy, den Müllerjungen aus Bihar, der, einen Mühlstein auf dem Kopfe wegtragend, Mathias Augenmerk zuerst auf sich gezogen, der mit zwey Schwertern

focht, von rückwärts in den Sattel und aus dem Sattel, frey auf ein anderes Pferd hinübersprang, der, als er seinen Freund Bathory aus der äußersten Noth herausgehauen, und dabey ein ganze Türkenschaar niedergesäbelt, einen erschlagenen Pascha mit den Zähnen am Halskragen haltend, vor Freude ungrisch tanzte, und noch, vom Schlage berührt und der Zunge nimmer mächtig, eine Heerfahrt that, die Konstantinopel in Schrecken setzte. Auch die hier herrschenden Ostrositze wurden ein Opfer der Rakoczyschen Unruhen, und ihre Burg halb ein Trinitarierkloster, halb ein Eigen des Deutschen, Breuner.

In dem vielfach interessanten Dubnitz ist sein Besitzer, Graf Stephan Illyeshàzy, Erbobergespan zweyer Gespanschaften, Trentsins und der Arva, seines berühmten Hauses Letzter, das Interessanteste. — Die Bäder von Teplitz, insgemein die Trentsiner Bäder genannt, obgleich noch anderthalb Stunden von Trentsin entfernt, stehen durch der Illyeshàzy großmüthige Verfügung, jedem Hülfsbedürftigen unentgeldlich offen. In den Sommermonaten haben sie ungemeinen Zuspruch aus Polen, und kommen, wie jetzt fast alle ungrischen Bäder, Jahr für Jahr mehr in Aufnahme. Ihr Ruf ertönte übrigens schon in den Tagen Karls V.

Ihnen nahe, schwebt in dichtem Walde, über einem schwindelnden Abgrunde, zwischen Himmel und Erde, die ehemalige Benediktinerabtey Szkalka, später ein Gut der Jesuiten, nun des Studienfonds, der Ort, wo, den heiligen Einsiedler Benedikt vor Räubern zu schützen, der Fels sich geöffnet, und wieder hinter ihm geschlossen, und der darauf von eben diesen Räubern vom Klippenrande in die Waag gestürzt, von einem Adler wunderbar der Umgegend angekündigt, ein nationaler Schutzheiliger ward.

Als jene lange Wuth vorherrschte, Alles auf die Römer zurückzuführen, mußte Trentsin durchaus einem Römerfeldherrn, Terentius, den Ursprung danken. — Als der Böhmenherzog Wratislaw den Zwist im königlichen Hause unter dem unruhigen Salomo, deß ganzes Thun und Leben eher dem eines Abenteurers, als eines gebornen Königs glich, schlau zu benützen gedachte, und mit Heeresmacht in Ungern drang, hielt Trentsin sein Vordringen auf. — Trentsin war der Hauptort des mächtigen Herrn des Waagthales, von den höchsten Alpen bis an die Donau, Matthäus, vom Hause Chák, von dem diese ansehnliche Provinz »das Matthäusland« hieß, der schon in der Marchfeldsschlacht mit seinem jungen König Ladislav dem Kumanen, für Rudolph wider Ottokar gefochten, und in dem Thronstreite, als 1300

mit Andreas III. dem Venetianer die Arpaden erloschen, als Albrecht von Oesterreich und Wenzel von Böhmen, der Sohn Ottokars, Otto von Niederbaiern, und Karl Robert von Anjou-Neapel als Bewerber auftraten, sich für Wenzeln erklärte, und Karl Robert durch ein volles Jahrzehend die Krone streitig machte; bis endlich 1312 der Tag von Rozgony bey Kaschau, der Karln Anfangs mit gänzlicher Niederlage bedroht hatte, sich in entscheidenden Sieg verwandelte. — Matthäus, Wenzels Palatin, endigte nun, man weiß nicht, in welcher armseligen Hütte, als ein geächteter Flüchtling sein Leben, und Trentsin fiel der Krone heim. Unter den beyden Anjou's, Karln nämlich und seinem Sohne Ludwig dem Großen, waren Trentsin und Tyrnau wahre Kongreßorte, wo sich mehrmals die Könige Böhmens und Polens, die Herzoge von Oesterreich, die Legaten von Avignon zusammenfanden. — Ludwig gab Trentsin dem altberühmten Hause der Bebek. Anfang und Ende dieses Jahrhunderts sahen zwey gewaltige Zwingherren als Herren der Waag, jener den Matthäus Chák, dieses den Polen Stibor, Woiwoden Siebenbürgens, Sigmunds Stütze wider den, von seinem Landungsplatze an der dalmatinischen Küste bereits bis Oedenburg vorgedrungenen Gegenkönig Ladislav von Durazzo. Stibor brachte aber von seiner unerhörten Herrlichkeit nur Weniges auf die einzige Enkelin Katharina und ihren Gemahl Paul Banffy. — Mathias Corvin gab Trentsin seinem Lieblinge, Stephan Zapolya, in den türkischen, polnischen, böhmischen und österreichischen Kriegen kampferprobt, seinem Statthalter zu Wien. — Bald ergriff die Zapolya's der Ehrgeiz des Hauses Pipins. Wladislaws Erbärmlichkeit schien ihnen eine Aufforderung zu den verwegensten Entwürfen. Stephan gab seine Tochter Barbara dem Polenkönige Sigmund zur Gemahlin. Sein Sohn Johann wurde nach dem (großen Theils durch ihn verschuldeten) Verderben von Mohacz, Gegenkönig in Ungern. Er brachte desselben schönere Hälfte auf anderthalb Jahrhunderte unter das türkische Joch, setzte Oesterreich und Deutschland selber in Gefahr, zum Theil und auf einige Zeit ein Zinsfürstenthum des großen Suleyman zu werden, ließ sterbend seinem nur vierzehn Tage alten Söhnlein von der polnischen Königstochter Isabelle nicht einmal eine unbestrittene Geburt und den Fluch alles Unfriedens! — Niklas Salms Unterfeldherr Katzianer gewann Trentsin für Ferdinanden, welcher Alex Thurzos Anhänglichkeit damit vergalt. Späterhin führte der in alle wichtigen Begegnisse

seines Vaterlandes mächtig eingreifende Stephan Illyeßhazy Trentsin in seinen Titel, und ließ es seinem Hause. — In den Rakoczyschen Unruhen erlitt Trentsin mehrere harte Belagerungen. In jener von 1707 hatte die kaiserliche Besatzung bereits alle Pferde und Hunde verzehrt, ja selbst zu Katzen und Ratten die ekelhafte Zuflucht genommen. Aber ihre Standhaftigkeit verschaffte Heister'n Zeit zum Entsatz. Er siegte dabey so entscheidend über Rakoczy, daß des Krieges blutiger Schauplatz ganz aus diesen Gegenden hinwegkam, und in jene von Sáros und Eperies verlegt wurde.

Wenn in Likawa, Tökölys Brunn, dem Bombe und Hammer nichts anhaben konnten, und zu welchem der Mörtel (wie einmal auch beym Baue des Wiener Stephansthurmes) mit Wein und Eyerklar angemacht wurde, mit Recht des würdigen Verfassers Bewunderung auf sich zog, so that dieß noch mehr in Trentsin »der Brunn der Liebenden,« der aus einer, den eben gedachten Stephansthurm weit übersteigenden Tiefe das Wasser herauffördert. — Graf Stephan Zapolya hatte Trentsin zum achten Wunder der Welt umgeschaffen. Dazu, daß der prachtvolle Sitz aller Künste und Genüsse des Friedens auch im Kriege unüberwindlich sey, fehlte der stolzen Veste nichts als — Wasser; — aber die Natur schien alle der riesenhaften Versuche nur zu spotten, und den sogenannten »Herrn der Schöpfung« seine Ohnmacht um so eindringlicher fühlen zu lassen. — Von einem seiner Siegeszüge wider die Ungläubigen hatte Zapolya angesehene Gefangene mitgebracht, darunter die junge und schöne Tochter eines vornehmen Türken, die er seiner Gemahlin Hedwig, gebornen Herzogin von Teschen, schenkte, und die bald auch ihre vorzügliche Zuneigung gewann. — Als in kurzer Zeit reiche türkische Kaufleute nach Trentsin kamen, jene Gefangenen um schweres Lösegeld wieder ihrer Heimat zuzuführen, und Zapolya alle ranzioniren zu lassen bereit war, nur die nicht, die er bereits verschenkt, zeigte es sich, daß gerade jene, der Herzogin selber geschenkte, und ihr vorzüglich werthe Türkin der Anlaß dieser Auslösungsbotschaft, ja daß sie die schmerzlich verlorne Geliebte des Häuptlings dieser angeblichen Kaufleute, und dieser der Sohn eines vornehmen Paschen, und selbst ein ruhmbekränzter Krieger sey.

Mit Zornesglut verwarf Zapolya alle für die schöne Gefangene von ihrem verzweifelnden Geliebten gebotenen Summen und Kleinodien, versprach ihm aber, seinen Jammer höhnend, die Geliebte und alle übrigen Gefangenen ohne Lösegeld frey zu geben, wenn er ihm aus diesem Felsen Wasser hervorzaubere.

Und die Liebe triumphirte über die Unmöglichkeit. — Der

Türke, ein Meister des Minenkrieges, den sein Volk damals in so vielen Belagerungen erprobt, erklärte sich und sein zahlreiches Gefolge auch für Gefangene, die keinen Schritt von dannen weichen würden, bis sie den Fels in Wachs erweicht, und ihm Wasser abgezwungen hätten! Alle Galanterie des Ritterthums weit überbietend, harrte der Muselmann mit den Seinen, drey ewig lange Jahre aus. — Er brachte den Brunn zu Stande, und der erstaunte Zapolya hielt sein Wort, und entließ die Geliebte und alle übrigen Gefangenen nicht nur ohne Lösegeld, sondern auch königlich beschenkt

Ohnferne des mährischen Passes Hrozinko, im Dorfe Szedlitsna, ist der Landsitz des Obersten Lipszky, der sich in seiner ländlichen Einsamkeit mit einer neuen Ausgabe seiner herrlichen Karte Ungerns beschäftigt, gewiß der vollendetsten, die durch bloße Privatkräfte zu Stande gekommen ist.

Betzko, auf einem steilen und kahlen Felskegel an der Waag, erscheint in Urkunden unter Andreas II., dem Hierosolymitaner, und unter seinem vielgeprüften Sohne Bela IV. — Ludwig der Große belohnte die von Niklas Banffy in der Heerfahrt gegen Neapel wider die Königin Johanna, die Mörderin ihres Gatten Andreas, des Bruders Ludwigs, bewiesene tapfere Treue durch Betzko und dessen Gebiet, nur ein Jahr vor seinem Tode (1379). Daß Betzko von Marchslaven erbaut worden, daß es das, vom ältesten einheimischen Geschichtschreiber, vom anonymen Notar des Königs Bela, erwähnte Blundus sey, dürfte schwer fallen, zu erweisen? — Nicht Betzko der Markt, die Veste auf dem Felskegel, heißt seit lange Bolondotz oder Bolondwar, das Narrenschloß. — Die Sage will nämlich, der gewaltige Woywode Stibor, dem Sigmund, nur neun Jahre, nachdem sein Schwiegervater Ludwig diese Burg dem Banffy verlieh, sie zu Eigen gegeben, habe einst, mit einem ungeheuern Troß von den geliebten Mühen der Jagd gerade dem Felskegel gegenüber ausgeruht, und seinem Narren, von dessen Spässen ungemein aufgeheitert, eine Bitte freygestellt. Der habe, seinem Narrencharakter treu, gebeten, auf jenem steilen Kegel in aller Geschwindigkeit ein Schloß zu erbauen, und es ihm zu schenken. Das allgemeine Gelächter erfror plötzlich an dem roh und starr ausgesprochenen Willen des Tyrannen, in Jahresfrist müsse seines lieben Narren Schloß hier stehen, und es geschah. — Sage und Geschichte könnten auch dießmal, wie es sich bey näherem Forschen so oft findet, beyde wahr, und die ältere Burg Betzko anderwärts, vielleicht nach der Art so vieler, Städte oder Städtchen beherrschenden Citadellen in Deutsch-

land oder Italien an einem Ende des Fleckens gestanden seyn? — Wirklich zauberte Stibor auf jenen Felskegel eine Burg mit prächtigen Gemächern und Gärten, und mit allen möglichen Mitteln her, jedem Einfall und jeglichen Lüsten ein verschwenderisches Genügen zu leisten. — Auf eben der Felskuppe ereilte aber auch den Unmenschen sein Verhängniß. — Ein greiser Leibeigener hatte den bösen Lieblingshund des Herrn, mit genauer Noth sich seiner erwehrend, verwundet. Der Tyrann ließ ihn von der Stelle des Schloßgartens, wo ihm die Nachricht geworden, in den Abgrund stürzen. Bald darauf schlief er die ruchlose Trunkenheit des unter den gewöhnlichen Frevelreden hingebrachten Mittagsmales im Schatten seines Gartens aus. — Eine durchs Gras schleichende Natter stach ihn in die Augen. Rasend vor Schmerzen tobte er von Ort zu Ort, bis der Erblindete endlich durch ein schreckliches Verhängniß an derselben Stelle in den Abgrund stürzte, wo der arme Greis von seinen Schergen hinabgeschleudert worden war. Wie der Greis ihm angedroht, so erlosch sein Mannsstamm schon mit seinem Sohne. Die Güter waren nur Mannslehen, so behielt seine Enkelin Katharina von all seiner Herrlichkeit kaum dieses Betzko. Mit ihrem Urenkel Christoph Banffy von Also-Lindva erlosch dieser Heldenzweig unter Ferdinand III., und der Tod theilte die prächtige Burg unter sechs Herren. Auch sie erfuhr, wie getheilte Herrschaft gedeihe. 1729 kam eine Feuersbrunst dazu, aus der sich Stibors Veste nimmer erhob.

Einen auffallenden Gegensatz mit den Erinnerungen des alterthümlichen Betzko macht das friedliche und niedliche Boguslawitz, vom General Grafen Anton Erdödy ganz im verjüngten Maßstabe von Versailles und Marly angelegt, und mit dem fürstlichen Garten zu Esterház der erste Garten in Ungern, der Ausländerbäume, die keine Fruchtbäume, umfaßte. — Ohnfern der Gränze zwischen der Trentsiner und Neutraer Gespanschaft und dem Passe von Strany, von der großen Javorina, sieht man bey völlig wolkenlosem, heiterem Himmel mit scharfen Ferngläsern — Wien.

Neustadtel an der Waag (es ist auch ein Neustadtel an der Kißutsa) ward schon 1263 von Bela IV. dem Erzabte von St. Stephans-Abtey Martinsberg, zum Tausch für Güssing angeboten. Stibor stiftete um die Zeit des Konstanzer Kirchenrathes hier eine Probstey regulirter Chorherrn, von welcher aber nur der Probst mehr übrig ist. Der Ort hat äußerst lebhafte Märkte, auf denen vorzüglich der Weizen der Juden blüht, und an den dießseitigen und jenseitigen Bergausläufern wurden eine Menge Elephanten- oder Mammouths-

knochen ausgegraben, von denen sich mehrere in der Sammlung des Verfassers befinden. Ja es war ein ganzer wohlerhaltener Elephantenkopf darunter. Derley Riesenknochen und Gerippe sind aber gar nichts Seltenes auf den Feldern von Tyrnau. Es wurden ihrer auch bey Temetveny an der Waag, dann im Honter und Neograder Komitat gefunden.

In dem nun ganz im Schutte liegenden Cseithe hielt Mathias Corvin des alten, endlich von ihm gebändigten Giskra argen Schüler, den gefürchteten Räuberhauptmann Swehla, gefangen. — Max II. tauschte Kanisa von der letzten ins Haus Nadasd verheirateten Erbtochter dieses Hauses ein, und gab ihr dafür Cseithe. — Eine blutige Berühmtheit erhielt diese Burg durch die Gemahlin ihres Sohnes Franz Nádasdy, Elisabeth Báthory, Nichte des großen Siebenbürgerfürsten und Polenkönigs, Stephan Báthory. — Diese Tiegerin hielt (eine Sitte, die sich in Ungern bis auf M. Theresia erhielt) einen kleinen Hofstaat von Mädchen aus bürgerlichen, aber auch aus altadeligen, verarmten Familien, die alsdann bey ihrer Verheiratung von der Burgfrau ausgestattet wurden. Sie strafte ihre geringsten Vergehen mit neronischer Grausamkeit, und weidete sich an den Schmerzen der armen Geschöpfe. Als ihr einst am Spiegel einige Tropfen Bluts von einer Geschlagenen ins Antlitz spritzten, und sie zu bemerken glaubte, die Haut sey an dieser Stelle viel weißer, zarter und blendender geworden, glaubte sie nun endlich das lange vergeblich gesuchte Verjüngungs- und Schönheitsmittel in einem Bade von Jungfrauenblut gefunden zu haben! Mit Hülfe zweyer alter Vetteln und ihres erfinderisch grausamen Hofzwerges Fitzko verschwanden nach und nach über dreyhundert Mädchen — Ein Jüngling, dem seine Geliebte in diesem Schlosse eben auch so unbegreiflich verloren gegangen war, sparte weder Bestechung noch Verstellung, bis er ihren Leichnam gefunden. Dann eilte er nach Preßburg, und erhob dort sein Klaggeschrey vor dem offenen Gericht Da es einer fürstlichen Person galt, brach der Palatin Georg Thurzo unverzüglich selbst auf, und überfiel die hundertfache Mörderin in Cseithe auf frischer That, denn eine solche Unglückliche verröchelte eben ihren Todeskampf. Die Akten des Verfahrens sind gedruckt. Die Weiber und der Zwerg wurden zum Verluste der rechten Hand, jene alsdann zur Enthauptung verurtheilt, dieser aber lebendig verbrannt zu werden. Elisabeth sollte in ihrem eigenen Schlosse in engem Kerker, ohne Licht und bey gemeiner Kost, vermauert werden. Erst nach drey Jahren (1614) starb sie). Noch vor Kurzem zeigte man den Schauplatz jener Gräuel, den tiefen

Keller und den Topf, in dem das warme Blut aufgefangen, und der Tyrannin als ersehntes Schönheitswasser dargebracht wurde.

Die Heirat ihrer Tochter Katharina brachte die Hälfte Cseithes an Georg Hommonay, »des ungrischen Krösus,« des überaus gelehrten und hochbegabten Judex curiae, Franz Nadasdys Enthauptung aber (1671) brachte die andere Hälfte an die Grafen Erdödy.

Auf dem Gipfel desselben Berges, auf welchem auch Dorf und Kastell Luka, einst das Eigenthum des geschätzten magyarischen Schriftstellers, Stephan von Sándor, liegt Temetvény, einst ein Eigen der mächtigen Ujlák, die Bosniens Krone getragen, dann der Thurzos, endlich des Grafen Niklas Bertsényi, Oberfeldherrn Rakoczys und von ihm designirten Palatins. — Interessant sind hier die Abenteuer seiner Flucht nach Polen zu lesen, als Sickingens Sieg bey Romhay (22. Jänner 1710) die Sache der Rebellion unwiederbringlich gestürzt hatte. — Ludwig XIV., der Hauptanstifter jener Unruhen, begnügte sich, dem Bertsényi und etwa einem Dutzend seiner Kampfgenossen karge Pensionen reichen zu lassen. Andere suchten eine kurze Zuflucht in Polen, und fanden ein fernes, unbeweintes Grab bey den Türken! — Jenes Bertsenyi Enkel hatte ein Husarenregiment im französischen Dienste, das unter Bouillés Befehlen Ludwigs XVI. Flucht zu decken bereit war, nach deren Vereitlung aber zu den Oesterreichern überging.

Die mitten aus der Waag hervordampfenden heißen Heilquellen von Pöstény, Jahr für Jahr häufiger besucht, haben seit dem Brande von 1822 an Bequemlichkeit und Schönheit ungemein gewonnen. Bald hätte die Flut von 1813 diese ungemeine Wohlthat der Natur zerstört. — 1599 überfiel ein Türkenschwarm den sehr besuchten Badeort, mordete einen Theil der Gäste, und schleppte den andern mit in die Sklaverey.

Schon wieder wird hier eine Kirche den Templern zugeschrieben. Das Klösterlein dabey gehörte darauf Benediktinern, ward aber von den Hussiten zerstört. — Den Horizont gegen Mähren begränzen die sogenannten weißen Berge, aus denen die Doppelkuppe ob den Trümmern der alten Burg Szomolan dem Vesuv sehr ähnlich seyn soll. — Auf der andern Seite erhebt sich das 1665 erbaute Sechseck der Festung Leopoldstadt, die ein Brückenkopf über die Waag seyn sollte, und von den Tökölyschen und Rakoczyschen vergebens angegriffen wurde. — Ihrem Feldherrn, Simon Forgats, Sohn des edeln Türkenhelden Adam Forgáts, gehörte das nahe Frey-

stadtl (Galgocz). Seine beständige Uneinigkeit mit Bertsényi, die kein unerwartetes Glück versöhnen, kein Unglück und keine Noth bezwingen konnte, war die Hauptursache des Mißlingens selbst der beßten und durch die bedeutendsten Mittel unterstützten Plane. — In diesem Galgocz will man das Colcouci des Anonymus Belae regis notarius heraushorchen, wie denn überhaupt Assonanzen gar treffliche geschichtliche Beweise sind, und damit das Lehels Horn nicht ohne Genossen bleibe, hat man aus den Ueberresten eines türkischen Minaret einen Lehelsthurm gemacht!! — Matthäus Chak, die Ujlake und die Hauptleute des Giskra weisen sich, kraft mehrerer Ueberlieferungen, als Herren von Freystadtl, obgleich die urkundlichen Quellen hiemit keineswegs ganz übereinstimmen wollen. — Als der Ujláke mächtiger Stamm mit jenem Laurenz, Herzoge von Syrmien, erlosch, dessen unglaubliche Frechheit sogar das Wunder bewirkte, die eben so unglaubliche Apathie Königs Wladislaw bis zu einem Feldzuge wider ihn aufzustacheln, fiel aus seinen ungeheuren Besitzungen, Freystadtl an Alex Thurzo, der mit dem alten Palatin Báthory und mit Perényi, Ferdinands Hauptstütze wider Zapolya war, und dem 1543 das Herz darüber brach, daß er für seinen, auf verläumderische Anzeigen verhafteten Freund Perenyi weder Untersuchung und Urtheil, noch auch die Loslassung und Freysprechung erhalten konnte. — Von den Thurzos gedieh Freystadtl an den Türkenhelden Adam Forgáts, den Vertheidiger Neuhäusels, das endlich doch im Unglücksjahre 1663 fiel, und dessen Fall solchen panischen Schrecken verbreitete, daß eine Menge kleinerer Plätze durch Muthlosigkeit und feigen Verrath der Besatzungen den Türken Thüre und Thore öffneten. Von Adams Sohne, dem Rakoczyschen Feldherrn Simon Forgáts, gedieh das, dem Geächteten und Landflüchtigen konfiscirte Freystadtl 1715 an die Grafen Erdödy, und wurde mit königlicher Bewilligung zum Majorat erklärt. — Der 1824 verstorbene ungrische Kanzler und Ritter des Vließes, Graf Joseph Erdödy, bildete aus dem äußerst romantisch gelegenen, und eine entzückende Aussicht bis tief ins Waagthal hinauf und bis in die Schütt und Preßburg hinunter beherrschenden Freystadtl, einen mit allen Reizen und Genüssen ausgestatteten Landsitz, der so recht wieder an dem zum Sprichworte gewordenen Ausruf jenes alten Franzosen erinnert: »er habe viele Könige streitbarer und mächtiger Völkerschaften gesehen, aber erst in Ungern, ein Volk von Königen!«

Auch an historischen Reminiscenzen fehlt es Freystadtl

nicht. Mit tiefer Rührung sieht man in der Burgkapelle Mathias Corvins Hausaltar, die Anbetung der Hirten, in halberhabenen Figuren aus einem Stück Holz geschnitzt und nach dem Ungeschmacke jener Zeit mit bunten Farben bemalt, ein Geschenk Mathias an den Primas und Minister Wladislaws II. Thomas Bakáts von Erdöd, den Gründer des Hauses Erdödy und der mit ihm identischen Familie der Söhne Pauls oder Palffy von Erdöd. Die Silberkammer bewahrt auch den Goldteppich dieses Primas, den das Patriarchenkreuz von Konstantinopel ziert. Ein großes, gleichzeitiges Votivgemälde verewigt Thomas Erdödys Sieg bey Petrinia und die Erstürmung dieser Feste. — Höchst anziehend ist aber und mehr noch als die Gewehr-, Silber- und Antiquitätenkammer, ja als die übrigens ansehnliche Bibliothek, die Portraitgallerie für den geschichtlichen Physiognomiker und für den Forscher des Kostums. — Ein Portraitwerk der großen Männer und Frauen Ungerns, von welchen verläßliche Ebenbilder zu haben sind (jene der Königin Maria und ihres Gemahls Sigmund, dürften beynahe die ältesten seyn?), mit kurzen und geistvollen Lebensskizzen derselben, in magyarischer und deutscher Sprache, aus den Familiensammlungen und Gallerien von Forchtenstein, von Freistadtl, von Sigmundhaz ꝛc. ꝛc. durch einen korrekten und geschmackvollen Zeichner zusammengetragen und heftweise in der Art der Belvederer-Gallerie herausgegeben, wäre wohl (einen soliden Verleger und wackere Künstler vorausgesetzt, die uns nicht fehlen) ein sehr verdienstliches Unternehmen, das nicht nur in Ungern seine Rechnung finden würde, sondern schon als Kupferwerk in keiner bedeutenden Bibliothek fehlen dürfte.

Einen seltsamen Kontrast mit Freistadtls modernen Herrlichkeiten bieten die Ruinen von Jokö, an dem Engpasse gegen Skalitz in Mähren. Auch in diesem Jokö (Gutenstein, das aber slavisch Dobrawoda, Gutwasser, heißt), sollen Templer gehaust haben?? — Jokö und das nahe, schon einmal erwähnte Szomolan, gehörten beyde dem Hause Országh von Guth, durch eben den launenhaften Sigmund in dem Persönchen eines bildschönen, neckischen Knaben, der ihm, mit seinen Kameraden soldatenspielend entgegenzog, aus dem Staube gehoben und von Mathias zu den ersten Würden befördert. Beyde waren noch vor einem halben Jahrhundert bewohnt und vom Erdödischen Hause durch Feste jeder Art belebt. Zwischen hier und Jablonitz schlug Bertsenyi die Kaiserlichen unter Rcziczan aufs Haupt, und verbreitete seinen Schrecken

bis vor Preßburg und Brünn. — Jokö ist nun bloß ein Gefängniß mehr. Szomolan ward Ruine durch eine Feuersbrunst. — Der Reichthum der »weißen Berge« an Volksmährchen, Sagen und Legenden ist auffallend; so wie das Waagthal deren beynahe mehr beherbergt, als das ganze übrige Ungern zusammengenommen: Kein Wunder! Wo es flach ist, da will die Poesie nicht weilen, und die weiten fruchtbaren Flächen, Weiden und Kornmeere und Marschland waren anderthalb Jahrhunderte von der türkischen Flut bedeckt. In den Bergen aber wohnte, wie immer, die Freyheit und die selbstbewußte Kraft. In den Thronzwisten und Bürgerkriegen ging die Saat der Drachenzähne plötzlich auf. Große Charaktere entwickelten sich, gewaltige Naturen traten hervor, die in Zeiten langer Ruhe in irgend ein Zwergen-Zwangskamisol eingeknöpft, ungekannt und namenlos untergegangen wären. Das Waagthal, die Karpathen, waren in der mongolischen, waren in der türkischen Ueberschwemmung den Ungern, was die Bergesklüfte von Ausena, was die Höhen von Penna Horadada, was Oviedo, was Gihon den Genossen Pelajos wider die Araber gewesen. — Der Kampf des Kreuzes mit dem Islam in der pyrenäischen Halbinsel hat allerdings in Hinsicht der dabey von beyden Seiten hervortretenden mächtigen Männer und einzelnen Schlachtbilder, ein würdiges Gegenbild an dem Kampfe des Kreuzes wider den Islam in Ungern. Aber dieser Kampf dauerte nicht viel über zweyhundert, jener über siebenhundert Jahre. Ein noch folgenreicherer Unterschied aber besteht darin, daß die Araber meist gebildeter waren, als die rauhen tapfern Söhne der Westgothen, daß an beyden Theilen, die höchsten Blüthen des Ritterthums und der Galanterie, der Tonkunst uud Dichtkunst jener Zeiten sich entwickelten, die Türken in Ungern hingegen nur über eine von abgestumpften Sklaven bewohnte und täglich mehr verwildernde Weide zu herrschen verstanden. — Weniger ihre einzelnen Grausamkeiten und das Wegschleppen vieler Tausende in die Sklaverey haben den ungrischen Kriegen jenen, von den spanischen himmelweit verschiedenen, rohen und wilden Charakter gegeben, als die Treulosigkeit, mit welcher die Türken fast jede Kapitulation brachen, die Besatzungen ausmarschieren und die Waffen niederlegen ließen, und dann die Wehrlosen kaltblütig niedermetzelten, die tapfern Kommandanten, wie z. B. Lazanzky in Temeswar, lebendig schunden, oder in Nägelfässer einspündeten und einen Berg hinunter in die Donau rollten; gefürchtete Helden, z. B. einen Auersperg, einen Lamberg, die

in ihre Hände gefallen waren, und sich um schweres Geld, bis zur Verarmung ihrer Familien, ranzionirt hatten, beym Abschiedsmahle vergifteten, damit die Söhne des Propheten nichts mehr von diesen tapfern Christenhunden zu fürchten hätten und das Lösegeld ein reiner Gewinn sey!! — Auch in dem vorliegenden Werke fehlt es nicht an Anekdoten dieser Art, so wie in jeder Geschichte Ungerns und seiner Nebenreiche, in jenen der Grenz- und Küstenländer, in jener der Steyermark, Kärntens und Krains.

Tyrnau (Nagy Szombath), Klein-Rom, auch das gelehrte genannt, war in der unglückseligen Türkenzeit mit Preßburg die bedeutendste Stadt in Ungern, und in gewisser Hinsicht noch bedeutender; denn hier wirkten die Jesuiten, hieher hatte sich die ungrische Hochschule vor den Barbaren geflüchtet. Hier hatte der große Kardinal-Primas, Pazmán, alle wissenschaftlichen Hülfsmittel und die Pflanzschule des katholischen Klerus konzentrirt. Aber Joseph II. übertrug die Hochschule nach Pesth, der Fürst Primas, Alexander Rudnay, das Metropolitan-Kapitel wieder an seinen alten Sitz, nach Gran, an St. Stephans Taufstein, an die Wiege der Christianisirung und Kultur Ungerns. Im Jesuiten-Kollegium ist seit Joseph II. ein großes Invalidenhaus. Nur die bey der Regeneration Ungerns unter Karl VI. 1723 hieher versetzte königliche Gerichtstafel des Bezirkes diesseits der Donau zieht noch viele Parteyen nach Tyrnau, welches auch das Toskana der slavischen (slowakischen) Mundart heißt, die hier mit besonderer Reinheit gesprochen wird.

Es ist sehr zu wünschen, daß der unermüdete Magistratsrath Johann Pull seine durchaus nach Quellen bearbeitete Geschichte Tyrnaus bald vollende! — Höchst bedeutend in Ungerns Kirchen- und Literar-Geschichte, ist es dieß auch in mehreren seiner großen Geschicke, als ein Hauptplatz in den Kriegen Ottokars und Belas, ein Hauptsitz Bocskays und des Gegenkönigs Gabriel Bethlen, auch von Tököly, von Rakoczy schwer heimgesucht. Letzterer verlor im Angesichte Tyrnaus (26. Dez. 1704) an Heister eine Hauptschlacht. — Nach Tyrnau sendeten die, im spanischen Erbfolgekriege mit Oesterreich eng verbundenen Seemächte, ihre Gesandten zur Vermittlung der Unruhen; aber die Unterhandlungen zerschlugen sich und neuerdings wurde die Fackel der blutigen Zwietracht, die eisernen Würfel des Krieges geschüttelt.

Im Gesichtskreise des Waagfahrers zeigt sich auch noch, nördlich auf ferner, weit ausschauender Höhe, Bibersburg,

ein Stammeigen der Palffy's und noch von ihnen bewohnt, von dem rothen Marmorfels, in dem es wurzelt, der rothe Stein genannt, Vöröskö-var; angeblich von Konstanzen, Belas III. Tochter und Witwe des Böhmenkönigs Przemysl Ottokar's I. erbaut. Der zweyte Ottokar nahm es, das doch den Mongolen widerstanden. — Sigmund, dem in Allem nur der Reiz der Neuheit und des ewigen Wechsels galt, gab, wie so vieles Andere, auch Bibersburg an Fremde, an die aus Schlesien eingewanderten Wolffarte, nachher Grafen von S. Georgen und Pösing. Als sie kurz vor der Mohaczer Schlacht erloschen, gab die Witwe des eben daselbst umgekommenen letzten Jagellonen, Ludwig, die Königin Maria, Schwester Karls V. und Ferdinands I., Bibersburg dem mehrmals genannten Alex Thurzo, der es aber bald wieder an die Genossen seines Hauses beym ungrischen Bergbau verkaufte, an die Fugger von Augsburg. Der Held Niklas Palffy gewann die Burg mit Magdalenen Fugger. — Bocskay und Bethlen öffneten sich selbe, aber sie widerstand mit Erfolg den rakoczyschen Unterfeldherrn Ocskay, Szalay und Thuroczy. — Auch Szered, durch den Handel sehr bedeutend, und das nun tief gesunkene Sempthe oder Sintau, das die Sage unter den Grenzwarten des großmährischen Reichs der Moymaren nennt und ihres größten Fürsten Swatopluk. Urkundlich erscheint Sintau unter dem vierten Bela. Ohnferne desselben, an der Brücke von Farkashida, unterfertigte Wladislaw II. die ihm von den Großen entgegengebrachte Wahlkapitulation, und nahm sein erstes Nachtlager in Ungern im Schlosse Sintau selbst, beym mächtigen Burgherrn Rozgony. Als dies Geschlecht erloschen, herrschten auch hier die Thurzos. Auf kurze Zeit verpfändeten sie es den Salm. — Niklas Salm, der mit siebzehn Jahren wider Karl den Kühnen von Burgund, und mit siebenzig wider den großen Suleyman gefochten, war mit Max I. im Aufruhr der Flammänder und mit seinem Sohne Philipp in Spanien, focht alle Schlachten der venezianischen und französischen Kriege in Oberitalien, entschied bey Pavia, Franz's I. Gefangennehmung, stillte den Bauernkrieg in Steyer, trieb den Gegenkönig Zapolya nach Polen und sicherte die heilige Krone auf Ferdinands Haupt, bis er, im glorreichsten Augenblicke seines Lebens, im abgeschlagenen letzten Hauptsturme des großen Suleyman auf Wien, die Todeswunde erhielt, nach dem unvergleichlichen Eugen unstreitig der größte und vielversuchteste Feldherr Oesterreichs. — Drey Niklas Salm nach einander, ein Julius und Eck, »der Türkenschrecker« glänzten in den ersten Würden

Ungerns, und es verdient bemerkt zu werden, daß unter allen deutschen Feldherrn, die in Ungern und mitunter auch gegen die, vom wahren Wege abgewichenen Ungern, von den Tagen Zapolyas, bis in jene Josephs I. gestritten, kaum ein Name von dem Flecken der Ehr- und Habsucht so frey und in so gutem Andenken sey, wie Salm. — Sintau war noch einmal von äußerster Wichtigkeit, als Berczeny die Bergstätte erobert, bey Neusohl über Schlick entscheidend gesiegt, und hier seinen Waffenplatz aufgeschlagen hatte. — Sintau war in jener Zeit bereits Esterhazysch gewesen.

Eine starke Viertelstunde hinter Szered verschwinden die Berge gänzlich; nur in weiter Ferne sieht man noch immer den zweygespitzten Zobor, also genannt, weil der jüngere von Swatopluks uneinigen Söhnen, Zobor, nach Einigen hier als Einsiedler sein Leben beschlossen haben, nach Andern von den Ungern aus seiner bezwungenen Residenz Neutra hieher geschleppt und an einem Baum erwürgt worden seyn soll. — Zum unersetzlichen Verluste für Ungerns Geschichte verschwanden die Urkunden der uralten Benediktinerabtey dieses Berges bey S. Hippolyt auf der Flüchtung der Mönche vor den Türken, zu Melk (?).

Sellye von Bela IV. den Thurozer Prämonstratensern geschenkt, unter Rudolph II. an die Jesuiten gediehen, gibt ein rechtes Bild, wie verhaßt dieser Orden den Neuerern gewesen und wie nach jeder, ihnen günstigen Wendung, die Vertreibung der Jesuiten, ihr erstes Thun gewesen sey. — Hetveny ist unbedeutend, seit das herrliche, für Ungerns Nationalökonomie und wohl auch für die Reiterey, diese altberühmte Waffe des kaiserlichen Heeres wichtige Gestütt des Grafen Hunniady näher an dessen Wohnort Urmeny verlegt worden ist.

Von Negyed, der Dreygrenze zwischen der Neutraer, Preßburger und Komorner Gespanschaft, sehr lebhaft durch den Handel, da die Donauschiffe bis Negyed herauffahren, schleicht die Waag sehr langsam durch sumpfigen Boden, bis Guta' wo diese Tochter des hohen Kriwan sich mündet, nicht in den Hauptstrom der Donau, sondern in den, unter Preßburg sich von ihm trennenden, die Insel Schütt nordöstlich begrenzenden Arm, welcher von daher die Waag-Donau heißt und noch durch die Neutra verstärkt, unter scharfem Winkel bey dem unbezwungenen, 1809 zur Hauptfestung erhobenen Komorn, mit der großen Donau sich vereinigt.

Das vorliegende Werk ist eine wahre Bereicherung seines Faches, und insonderheit der Historie und Statistik Ungerns, das noch in so mancher Hinsicht eine wahre terra incognita ist, und nicht selten, nach den albernsten, vorgefaßten

Meinungen beurtheilt wird. — Der Reichthum der darin enthaltenen geschichtlichen Thatsachen zeigt sich aus dem eben gelieferten Auszuge. Die statistischen Größen und Zusammenstellungen sind weniger eines Auszuges fähig. — Derjenige, der da glaubt, die Pflicht und die Wesenheit einer Anzeige bestehe darin, in einer verdienstreichen Arbeit schlechterdings irgend ein Gebrechen zu finden, der konnte vielleicht in der Schreibart, hie und da weniger Schmuck, weniger Reflexionen und manchmal, weniger breite und obsolete Sentimentalität wünschen, geringe Auswüchse, die offenbar nur aus Sorgfalt für eine stets abwechselnde und durchaus gleich anziehende Haltung entstanden sind. — Aber ist die vermeinte Gewissenspflicht solcher Domitianischen Mückenstecherey erfüllt, die wohl besser ganz unterbleiben, und dem: ubi plurima nitent, non ego paucis offendar maculis, Platz geben würde, kehrt man um so lieber zu den zahlreichen Vorzügen zurück. — Durch das ganze Werk weht eine wohlthuende und sich selbst hinreichend beglaubigende Vaterlandsliebe, himmelweit entfernt von läppischem Stockpatriotism, der gerade am schneidendsten anklagt, wo er die Backen am vollsten nimmt, sein gleißendes Lob zu posaunen, — nicht das Skelettirverdienst derjenigen, die in der Historie durchaus nichts Höheres sehen, als ein buchhalterisches Elaborat mit Beylagen und Afterbeylagen ohne Ende, und einen redlichen, genauen Aktenauszug, eine möglichst scharf umrissene Kohlenzeichnung. — Wir finden vielmehr eine lebenswarme, farbige Darstellung und künstlerische Auffassung, in welcher allein die wahre Annäherung zur historischen Komposition liegt, von der allein wahre Fortschritte, Gewinnung der Herzen, Erweckung der Talente und ein wahres Eintreten der Geschichte in das Leben und der schönste Widerschein derselben in den Werken redender und bildender Kunst zu hoffen stehen. — Dii Tibi dent annos, de Te nam caetera sumes, möchte Jeder dem würdigen Verfasser zurufen, der den Umfang und den Gehalt seiner Leistungen in verschiedenen Geschichtszweigen betrachtet und die Bedeutendheit eines vielseitigen, wie der magyarischen, so auch der slavischen und deutschen Literatur befreundeten Talentes gerade in unsern Tagen erwägt, wo man hin und wider Einseitigkeit für Genie geltend machen möchte, wo anmaßende Hohlköpfe, die den Kern der Sache nie durchdrungen haben, kindisch froh mit der tauben Schale klappern, und selbst schöne Hoffnungen, an der Sucht, so oft man den Mund öffnet, etwas Neues, etwas Ungemeines und der bisher angenommenen Meinung schnurstracks Entgegengesetztes zu sagen, als auf einer, nur allzugefährlichen Sandbank gescheitert sind.

8

Art. V. Das neue Leben. Die Vita nuova des Dante Alighieri. Uebersetzt und herausgegeben von Friedrich von Oeynhausen. Leipzig, 1824, Bey F. C. W. Vogel. XIV und 205 S. 8.

Die Liebe, wie sie im Mittelalter sich entfaltet, und wie ausgezeichnete Männer desselben sie preisen und zu verherrlichen suchen, bleibt immer eine merkwürdige, wenn auch leicht erklärliche Erscheinung. Wir sehen — und hier wollen wir zunächst unser Augenmerk auf Italien richten — auf der einen Seite gewaltige, oft rohe Kräfte im Streit über Freyheit, Herrschaft und Unterthänigkeit sich abarbeiten, sehen ewige Kriege und Fehden, und, als natürliche Folge derselben, empörende Grausamkeiten, Verheerungen und Exile. Klugheit und List werden für dieses furchtbare Treiben aufgeboten, Haß und Rachsucht kennen keine Grenzen, und die Religion selbst mußte Antrieb oder Vorwand werden, diese Gräuel zu bedecken und zu mehren. Auf der andern Seite sehen wir das Zarteste, was es auf Erden gibt, die Liebe, nicht nur hochgefeyert, sondern von den ausgezeichnetsten Menschen, selbst von solchen, die in die Welthändel verflochten sind, wie ein Studium betrieben, an dem Herz und Kopf Antheil haben. Die Lieder der Dichter quillen über von Liebe; sie ist fast ihr einziger Stoff, dem zu Zeiten die Religion sich zugesellt. Ein Dichter ohne Dame des Herzens scheint etwas Unerhörtes gewesen zu seyn. Die höheren Geister, denen das bloße Spiel der Poesie eine zu wenig ernste Beschäftigung ist, behandeln die Liebe wie eine schwierige Aufgabe der Philosophie; und so sehen wir, gleichwie Petrarca in Laura sein Ideal fand, Boccaccio in seiner Fiammetta, den größeren Dante, als Theologen, Philosophen und Dichter, ein Weib feyern, die ihm in That und Namen die wahrhaft Beseligende — Beatrice war.

Welchen Einfluß das Christenthum, und namentlich die heiligen Urkunden desselben auf das Mittelalter gehabt, ist bekannt. Dieser Einfluß war groß auch auf die Liebe. Ganz zurückgedrängt wurde sie, die so tief in der menschlichen Natur gegründete, nicht durch die nachdrücklichste Empfehlung und Anpreisung des ascetischen Lebens. Aber natürlich war es, daß, während den Sinnen und ihrer Lust ein so gewaltiger Krieg angekündigt und erhoben war, die Liebe eine dem Christenthume gemäßere Gestalt anzunehmen suchte, daß sie idealischer Art wurde, ihr Inneres, Geistiges mehr entfaltete, auf welches unaufhörlich von der die Welt erfüllenden Lehre hingewiesen wird. Und wohin hätte der von der Noth der Zeit bedrängte Geist sich natürlicher flüchten können, als zu einem solchen gei-

stigen und idealischen Leben, vor dem die sinnliche Liebe zurücktritt?

Zu einer interessanten Parallele gibt uns hier die griechische Bildung und Weisheit Anlaß. Der Grieche wurde durch das vertrauliche Leben, das er mit der Natur führte, auf den Genuß alles Natürlichen und Sinnlichen, auch in der Liebe, hingewiesen; dieses war ihm so eigen, daß eine phantastische Ansicht und Behandlung des letztern ihm fremd bleiben mußte. Nun ließ das ihm angeborne Gefühl für Schönheit ihn, bey dem so häufigen Anblick des Nackten, an eine Klippe gerathen, die seiner Sittlichkeit gefährlicher ward, als irgend etwas anderes. Als nun dem Griechen die Epoche eintrat, wo er über sich zu reflektiren begann, und weise, wohlgesinnte Männer jener Sinnlichkeit eine geistige Richtung zu geben trachteten, — wie ganz anders war diese als die oben von uns aufgeführte! Man lese Plato's Symposion, und halte dagegen die Betrachtungen, die ein Petrarca, ein Dante über die Liebe anstellen, die Art, wie sie dieselbe erheben; und wir haben zwey verschiedene Welten vor uns, nur darin eins, daß die Liebe in beyden geistiger Natur ist. Bey dem Griechen wird sie schaffend und bildend (wie denn dieser Punkt im Plato bedeutend für die griechische Philosophie, und wohl zu beherzigen ist, wenn man von christlichen Ideen in ihm redet); bey den genannten Dichtern ist sie beschaulicher Art; und diese wird zu einer Art von Schwärmerey, die den geliebten Gegenstand in den Himmel erhebt, und demselben das Irdische zum Opfer bringt. Dort finden wir Freude an der sinnlichen Schönheit, Anstrengung der geistigen Kraft, Thätigkeit; hier Empfindung, Selbstvergessen und Sehnsucht. Dieß ist nicht so zu verstehen, als ob die Liebe des Mittelalters nicht auch zu Thätigkeit geführt hätte; wir werden bald ein Beyspiel sehen, wie ein großer Geist durch sie zu einem wunderwürdigen Werke begeistert ward; aber diese Thätigkeit ging nicht, wie bey dem Griechen, unmittelbar auf den Gegenstand der Liebe; sie offenbarte sich in einem Werke, wodurch dieser erhoben und verklärt ward. Daß eine mystische und allegorische Behandlung der Liebe den Dichtern des Mittelalters nicht werde fremd gewesen seyn, wird jeder leicht schließen, der da weiß, wie sehr jene Zeit sich zur Allegorie überhaupt neigte, wie sie in Wissenschaft und Dichtkunst, selbst in Beziehungen der Religion und Politik herrschte, und aus welcher Quelle sie floß.

Zu diesem, was sich im Einzelnen leicht weiter verfolgen ließe, rechne man den großen Einfluß der phantastischen, bilderreichen, eben so scharfsinnigen als, im bessern Sinne des Worts,

üppigen Dichtkunst des Morgenlandes, die von Spanien aus auf die Provençalen, von diesen auf die Italiener wirkte. Auch in ihr ist ein Hauptstoff die Liebe, eine leidenschaftliche und zugleich geistige. Gesellte sich dieser Schwung der Einbildungskraft, dieser Scharfsinn in Entwicklung zarter Gefühle zu den Ideen des Christenthums, so konnte es nicht fehlen, daß die italienische Dichtkunst der Zeit, die wir betrachten, den angedeuteten Gang nahm, daß ein Geist, wie der unsers Dichters, zum Theile durch die Liebe die Eigenthümlichkeit gewann, die wir bewundern.

Eine solche Liebe hat uns Dante in seiner Vita nuova dargestellt. In diesem Werke sehen wir ihn als neunjährigen Knaben entzückt durch den Anblick eines schönen und sittsamen fast gleichaltigen Mädchens; wir sehen aus dieser Entzückung eine ungeheure Wirkung hervorgehen. Von dieser Zeit an ist, wie er selbst sagt, Amor sein Herr und Meister; doch, setzt er hinzu, »obgleich Beatrice's Bild, welches unaufhörlich mit mir war, für Amors Kühnheit ein Mittel mich zu beherrschen ward, so erwies es sich dennoch von so edler Tugend, daß der Gott seine Gewalt über mich nicht üben durfte, wenn nicht der treue Rath der Vernunft auf seiner Seite war.« Gerade nach neun Jahren sieht der Jüngling Beatrice'n wieder, die holde anmuthigst umgebene Erscheinung grüßt ihn, und es ist ihm, »als ob er die äußersten Grenzen der Seligkeit schaute.« An dieser Liebe entwickelt sich sein dichterisches Talent, und dasselbe wird gesteigert, wie jene immer geistiger, immer idealischer wird. Verzagtheit und Hoffnung bedrängen und erheben abwechselnd sein Herz, wenn anders von Hoffnung die Rede seyn kann, wo an keinen wirklichen Besitz gedacht wird. Von Galanterie und Intrigue, deren die Liebesgeschichten anderer Sterblichen voll sind, gibt es in der Vita nuova nichts. Nur um die Gefeyerte zu schonen, um zu verhüten, daß ein profanes Auge, ihr zum Nachtheil, seine heilige Liebe wahrnehme, ersinnt der Liebende Mittel, unter dem Deckmantel einer erdichteten Liebe die eigentliche zu verbergen. Aber diese Erdichtung, von Beatrice mißverstanden, entzieht ihm der letzteren Gruß, »in welchem seine ganze Seligkeit besteht,« der, wenn er ihn beglückte, Ursache ward, »daß ihm kein Feind mehr blieb, daß ihn eine Liebesflamme ergriff, die ihn jede Beleidigung vergeben hieß.« So spricht Dante, in dem damals gewiß schon der Funke glühte, der einst in eine so gewaltige Flamme des Hasses ausbrechen sollte gegen alles, was ihm schlecht und dem Gemeinwohl verderblich schien; und hier finden wir einen Keim zu dem großen Gedichte, in welchem Liebe und Haß in einer Flamme brennen. Einen Keim auch der gewaltigen Phantasie, die eine Hölle und einen Himmel schuf, se-

hen wir in dem Theile der Vita nuova, der eine Krankheit des Dichters schildert, und wie er in dieser den Tod der Geliebten voraussieht. Endlich lesen wir in diesem Buche, wie Beatrice im vier und zwanzigsten Jahre ihres Alters von der Erde scheidet, und wie der Liebende, dem in der That der Tod wenig geraubt hatte, sich tröstet. »Ihr Reiz, sagt er, ward, da er sich unsern Augen entzog, zu einer hohen, geistigen Schönheit; denn durch die Himmel breitet sich ein Licht der Liebe aus, das die Engel begrüßet und staunen macht ihren durchdringenden, erhabenen Verstand; so schön ist es.«

Man hat in späteren Zeiten gezweifelt, ob Beatrice, die hochgefeyerte Geliebte Dante's, eine wirkliche Person gewesen, ob sie nicht vielmehr ganz allegorisch zu nehmen sey; wie sie denn wirklich in der göttlichen Komödie allegorisch die Theologie bezeichnet. Ein Kanonikus, Anton Maria Liscioni [1]), hat dieses, sich auf den früheren Mario Filelfo [2]) stützend, wirklich behauptet. Aber der genaue und schlichte Pelli [3]) ist, und gewiß mit großem Rechte, der Meinung, man müsse in diesem Punkte Dante'n selbst mehr glauben, als seinen noch so alten oder berühmten Biographen und Auslegern. Lombardi [4]) und viele andere Ausleger stimmen ihm bey; und in der That, man würde ein zweyter Harduin genannt zu werden verdienen, wenn man alle Einzelheiten, die Dante in dem neuen Leben in Beziehung auf seine Liebe erzählt, wenn man so manches, was zerstreut in der göttlichen Komödie, namentlich im dreyßigsten und ein und dreyßigsten Gesange des Fegfeuers über Beatrice vorkommt, allegorisch deuten wollte. Man tadelt die Ausleger, die in der göttlichen Komödie überall Allegorie wittern; aber der Dichter selbst gab ihnen durch seine Auslegungsproben [5]) und durch sein eigenes Geständniß Anlaß dazu; in dem neuen Leben dagegen meidet er, nach Bouterweck's richtiger Bemerkung [6]),

---

[1]) In seiner Vorrede zu den prosaischen Werken des Dante und Boccaccio, und in den Anmerkungen zu der Vita nuova.

[2]) In einer ungedruckten Biographie des Dante.

[3]) S. dessen Memorie per la vita di Dante.

[4]) S. dessen Anm. zum 70sten Verse des 2ten Ges. der Hölle. Lombardi führt hier folgende Stelle aus dem Fegfeuer (31, 49) an: »Niemals bot Natur oder Kunst dir solches Wohlgefallen, als die schönen Glieder, in die ich einst eingeschlossen war, und die jetzt zerstreuter Staub sind.«

[5]) In dem Dedikations-Schreiben an Can della Scala.

[6]) Gesch. der ital. Poesie u. Beredtsamkeit, Th. 1, S. 65. Dante sagt, die Beschreibung der ersten Wirkungen, die der Anblick Bea-

den Schein einer Verfälschung der ihm so wichtigen historischen Wahrheit. Wo aber in diesem Werke die Grenze zwischen dem eigentlichen Faktischen ist und dem, was des Dichters glühende Phantasie ihm vorspiegelt, das ist eine andere, schwerlich zu beantwortende Frage.

Es schien ein verdienstliches Unternehmen, von der Vita nuova eine deutsche Uebersetzung zu geben, und Viele, zumal da in unserer Zeit die Liebe für den großen Dante lebendig erwacht ist, werden es Hrn. von Oeynhausen Dank wissen, daß er sich demselben unterzog. Aber er wollte nicht allein eine Uebersetzung der Vita nuova geben, sondern zugleich ihre Bedeutung und Beziehung auf die göttliche Komödie ausmitteln, zu welchem Ende er zugleich mehrere für das Leben und die Denkungsweise des Dichters, wie für sein großes Gedicht wichtige Canzonen und Sonette und einen bedeutenden Theil des Gastmahls desselben Dichters übertrug. »Die Zusammenstellung der hier mitgetheilten Uebersetzungen, sagt er S. IX, hat hauptsächlich zum Zwecke, das innere, in dem Gemüthe ruhende geistige Leben Dante's darzustellen;« und über das Verhältniß des Neuen Lebens, des Gastmahls und der göttlichen Komödie läßt er sich ausführlicher am Ende seines Werkes aus.

Das Gastmahl, sogenannt, weil es gleichsam allerley Gerichte zu geistigem Genusse auftischt, ist ein weitläufiger Kommentar zu drey Canzonen, in welchem über mannigfaltige Dinge aus der Ethik, Psychologie, Astronomie, Theologie u. s. w. geredet wird. Noch eilf Canzonen wollte Dante so kommentiren, was aber unterblieb. Das Werk ist von großer Wichtigkeit für das Verständniß der göttlichen Komödie, der es der Zeit nach voranging. Was aber Hrn. v. Oeynhausen bewog, dasselbe in Verbindung mit der Vita nuova zu bringen, ist die Beziehung, in die der Verfasser selbst es zu der letztgenannten setzt. Diese ist das Werk des Jünglings, das Gastmahl ein Werk des Mannes. In jener ist Beatrice der gefeyerte Gegenstand, in diesem, d. h. vorzüglich in den beyden ersten Canzonen, nimmt die Philosophie, welche in allegorischer Behandlung als ein edles, schönes Weib dargestellt wird, die Stelle der früheren Geliebten ein; »weil eine Liebe, sagt Dante (im Gastmahl, S. 143 der Oeynhausenschen Uebersetzung), nicht mit einmal entsteht, und wächst und voll-

trice's in seinem Herzen hervorgebracht, könne ein parlare fabuloso scheinen; und setzt hinzu, eben deßwegen wolle er sich nicht dabey aufhalten.

kommen wird, sondern einige Zeit verlangt, und mit Gedanken genährt seyn will, besonders wo widerstrebende Gedanken sind: so war auch erst, bevor diese neue Liebe vollkommen wurde, mancher Streit nöthig zwischen dem Gedanken, welcher für sie war, und demjenigen, welcher ihr entgegen war, der noch durch jene gepriesene Beatrice mein Herz besaß. — Der erstere nahm mit jedem Tage zu, was der andere nicht konnte, der nur gewissermaßen am Entfliehen gehindert wurde.« Es kam also darauf an, wenn von einem Bezug zwischen dem Gastmahle und der Vita nuova die Rede seyn sollte, darzuthun, in welchem Verhältnisse Beatrice und jene schöne und edle Frau stehen, der Dante nach dem Tode jener seine Liebe zuwendete.

Wir müssen hier etwas weiter ausholen. Nach jener furchtbaren Phantasie, die ihm Beatrice's Tod verkündigte, sitzt Dante — so erzählt er in der Vita nuova (bey Hr. v. O. S. 69) — einsam, an die Geliebte denkend. Da sieht er eine holde Frau auf sich zukommen, die Gattin seines liebsten Freundes (Guido Cavalcante's), Johanna genannt, der man aber wegen ihrer Schönheit den Namen Primavera (d. i. Frühling) gegeben hatte. Nach ihr wandelt Beatrice, die er so zum ersten Mal nach jenem Gesichte erblickt. Diese Erscheinung ist ihm so bedeutend, daß er durch folgendes Sonett sie gleichsam festzuhalten, ihr eine Beziehung auf sein geistiges Leben, das die Vita nuova darstellt, zu geben sucht:

Ich fühlte einen Geist der Lieb' erwachen,
Der lang' im Herzen schlummernd mir gelegen;
Und sah, daß Amor fern mir kam entgegen,
So froh, daß kaum ich traute meinen Sachen.
Nun denk' darauf mir Ehre nur zu machen,
Sprach er, und trat zu mir, und schien voll Segen,
Und jedes seiner Worte schien zu lachen.
Da schaut' ich, wo er herkam, nach den Wegen.
Und sah Frau Anna und Frau Bice, eine
Der andern folgend, daß ich staunend hinsah,
Wie sie mir beyde so entgegen kamen;
Und wie ich noch mich zu entsinnen meine,
Sprach Amor: die heißt Primavera, die da,
Weil sie mir selber gleicht, trägt meinen Namen.

(S. 71, 72.)

»Diese Stelle der Vita nuova, sagt Hr. v. O. in einer Anmerkung, verdient eine besondere Aufmerksamkeit, indem hier der Punkt ist, wo für das Gemüth des Dante die Geliebte (Beatrice) aufhört, ihm eine wirkliche Person zu seyn, und sich in eine reine Idee verklärt. Dieses ist es, was das symbolische Sonett bezeichnet. Obgleich es sich nämlich zeigt, daß die Mei-

nung von dem Tode der Beatrice falsch war, so bemerkt doch der Dichter, daß das Gefühl und die Vorahnung von einer höheren Idee, welches durch diesen vermeinten Tod in seinem Gemüthe war geweckt worden, demohngeachtet noch ungeschwächt fortdauert. Und weil in jenem Traumgesichte schon die geistige Wirkung dargestellt ist, welche der Tod der Beatrice haben muß, findet Dante später es unzweckmäßig und überflüssig, den wirklichen Tod noch einmal zu beschreiben, und stellt hernach nur die Trauer dar, welche sein Herz darüber empfinden mußte.«

Kurzgefaßt, ist Hr. v. Oeynhausens Meinung, die Liebe zu der irdischen Beatrice habe in der Zeit, die jenes Sonett bezeichnet, sich zu einer geistigen Liebe zu verklären angefangen, zu einer Liebe der Weisheit und des Zieles derselben, der göttlichen Dinge. Rec. wird weiter unten auf das in dem Sonette berührte Ereigniß zurückkommen, und seine eigne Ansicht davon mittheilen. Gleich auf das Ende der Vita nuova läßt der Uebersetzer eine Canzone folgen, die siebente in den Rime di Dante, die er als einen Uebergang von dem neuen Leben zum Gastmahle betrachtet (S. 119). »Diese Canzone, sagt er, schildert in ihren ersten vier Strophen denjenigen Zustand, wo die Seele, von dem Schmerze der Liebe erschüttert, aus diesem Leben scheidet, aus dem äußeren Leben nämlich, und wie sie die Freuden und die Güter dieser sinnlichen Welt aufgibt, und sich in sich selber zurückzieht. Es wird noch hinzugesetzt, daß die verklarte Gebieterin in diesem Zustande noch geistig über der Seele walte, und daß einiger Trost in diesem Zurückziehen in sich selbst sey, indem der Reiz und das Wohlgefallen an dem äußeren Leben sich allmälich verliere. Und dieß ist der erste Schritt zu einem inneren kontemplativen Leben, welchem die Seele sich von nun an widmen soll. In den beyden folgenden Strophen wird dieses deutlicher entwickelt, indem sie eine Betrachtung über das vergangene Leben enthalten, so wie eine Vorahnung des künftigen. Heißt es dann ferner: drauf, als die große Schönheit mir erschienen — so wird damit diejenige Frau gemeint, welche nach dem (wirklichen) Tode der Beatrice Dante'n voll tröstenden Mitleids erschien, wovon die Vita nuova handelt. Von dieser Frau sagt nun hier in einem weissagenden Tone die Vernunft, daß sie kommen werde, um die Stelle der früheren Geliebten einzunehmen, und daß sie alsbald durch die Schönheit und die Gewalt ihrer Augen über die Geister der Seele herrschen werde. Diese Frau nun, die in der Vita nuova zuerst als eine wirkliche Person erscheint, erscheint in dem Convito wieder, aber in einer allegorischen Bedeutung.«

»Da, sagt Hr. v. O. weiter, nachdem er von S. 122 bis

195 einen Auszug aus dem letztgenannten Werke Dante's gegeben, auch die drey in demselben kommentirten Canzonen in einer metrischen Uebersetzung mitgetheilt hat, »da in dem neuen Leben gezeigt wurde, wie die Liebe, die zuerst durch das äußere Wohlgefallen die Seele anzog, in eine rein geistige Idee sich verklärt, welche in der Vita nuova nur erst vorgeahnet wird, zeigt das Gastmahl, wie die Seele, nachdem sie nun durch eine neue himmlische Einwirkung zu der wahren und lebendigen Erkenntniß dieser ew'gen und göttlichen Idee der Liebe gelangt, hierin Trost und Seligkeit findet. Diese Erkenntuiß, die sich nicht erklären, sondern nur darstellen läßt, wird im Convito unter der symbolischen Allegorie des Studiums der Philosophie dargestellt, welches die Kontemplation, rein geistige, innerliche und edelste Thätigkeit des menschlichen Geistes ist; und als eine lebendige Erkenntniß muß sich dieselbe in einem moralischen und tugendhaften Leben offenbaren. Beyde Werke sind demnach durch die gemeinschaftliche Idee jener höheren Liebe verbunden, und nur durch die Form ihre Darstellung, die indessen nicht ohne Grund so gewählt wurde, getrennt.«

In's Kurze zusammengedrängt, ist des Verfassers Gedanke dieser: Die Vita nuova enthält die Darstellung einer Liebe zu einem irdischen Wesen, welche aber schon eine Ahnung von der göttlichen Idee der Liebe in sich faßt, die sich in Dante's Geist entwickeln sollte. Die Darstellung in der Vita nuova ist symbolisch, weil in ihr die Idee noch nicht rein erkannt ist, und beydes, Idee und Form als eins erscheint. Das Gastmahl stellt die göttliche Liebe in ihrer Entfaltung dar, wie sie im Bewußtseyn Dante's lebt und von ihm vielseitig entwickelt wird. In diesem Werke waltet die Allegorie, weil hier die Darstellung der Erkenntuiß jener Idee in ihrer vollen Reinheit der Zweck, die reine Allegorie aber eine Sache des bloßen, durch Vergleichung erkennenden Verstandes ist. In der göttlichen Komödie endlich erscheint die in der Vita nuova dargestellte Idee der göttlichen Liebe wieder, und zwar unter dem allegorischen Symbol der Theologie, oder der Offenbarung Gottes, indem eben die Liebe selbst die Offenbarung Gottes ist. Diese Theologie, oder himmlische Liebe, wird in der göttlichen Komödie wieder unter der verklärten Beatrice vorgestellt, deßwegen, weil auch zuerst schon nichts anderes als jene Idee der höchsten Liebe, wiewohl nur vorahnungsweise, durch sie dargestellt wurde, und, setzen wir hinzu, die Philosophie, die in dem Gastmahl behandelt wird, zu jener zurückführen mußte. Der Zweck der göttlichen Komödie aber ist dieser: darzustellen, wie jene in der Theologie sich offen-

barende göttliche Liebe zur Erkenntniß Gottes führe, welchen anzuschauen die Seligkeit der reinen Geister ist (S. 203, 4).

Ueber den Gebrauch der Wörter Symbol und Allegorie wollen wir mit Herrn von Oeynhausen nicht hadern. Was er hat sagen wollen, ist klar. In dem neuen Leben ist Beatrice die wirkliche auf Erden wandelnde Geliebte, und diese wird dem Liebenden erst allmälich und noch nicht mit vollem Bewußtseyn zu einem rein-geistigen Wesen, einer Idee; in dem Gastmahle ist die neue Geliebte gleich von vorn herein als eine Allegorie behandelt. Hierin müssen wir Hrn. v. O. beystimmen. Nur fühlen wir uns angeregt, einen Punkt auszumitteln und darzulegen, den jener nicht berührt hat; was Dante'n veranlaßte, seine Liebe zur Philosophie unter der Allegorie eines Weibes, dem er nach Beatrice's Tod seine Liebe zuwendet, auftreten zu lassen. Wir müssen auf das Ereigniß zurückgehen, dem das oben angeführte Sonett sein Entstehen verdankt. Wir erzählen dasselbe mit den Worten der Vita nuova, wie Hr. v. O. diese übertragen hat (S. 69—71):

»Nach diesem täuschenden Gesichte (der Beatrice's Tod ankündigenden Erscheinung) geschah es eines Tages, daß ich gedankenvoll an einem Orte saß, und ich fühlte in meinem Herzen, wie mir ein Zittern begann, als ob ich in der Nähe jener verehrten Frau (Beatrice's) wäre. Darauf erschien Amor in einem Gesichte; denn es schien mir, als sähe ich ihn von jener Seite herkommen, wo meine Gebieterin stand (stava, sich befand); und es war mir, als sagte er mir voll Freuden in meinem Herzen (che lietamente mi dicesse nel cuor mio: und es war mir, als ob ich in meinem Herzen ihn freudig sagen hörte): denke darauf, den Tag zu segnen, an welchem ich dich gewann (presi, gefangen nahm). — Und bald nach diesen Worten sah ich eine edle Frau auf mich zukommen, welche von wunderbarer Schönheit war; und sie war schon seit längerer Zeit die Frau von jenem, meinem ersten Freunde, und der Name dieser Frau war Johanna, jedoch wegen ihrer Schönheit wurde sie Primavera genannt. Und hinter ihr folgend sah ich die wunderbare Beatrice kommen. Und es war mir, als redete Amor in meinem Herzen, und sagte: diese erste ist Primavera genannt, nur wegen dieses ihres heutigen Ganges, denn ich lenkte den, welcher ihr diesen Namen beylegte, daß er sie Primavera nennen mußte, was so viel sagen will, als: die, welche man zuerst sehen wird an dem Tage, an welchem sich Beatrice ihrem Getreuen nach seinem Traumgesichte zeigen wird (genauer: d. i. sie wird zuerst kommen — prima verrà — an dem Tage, wo Bea-

trice u. s. w.). Und wenn ich noch ihren ersten Namen betrachten will, so besagt er das nämliche, wie Primavera; denn ihr Name ist Johanna, von jenem Johannes, welcher dem wahrhaftigen Lichte voranging, indem er sagte: Ego vox clamitantis in deserto: parate viam domini. Und weiter meine ich, daß er mir noch diese Worte sagte (richtiger: Und ich glaube, er sprach nach diesen noch andere Worte): Und wer aufmerksam diese Beatrice betrachten wollte, der würde sie die Liebe nennen, wegen der großen Aehnlichkeit, die sie mit mir selber hat. Deßhalb, als ich hierüber nachdachte, nahm ich mir vor, in gereimter Rede an jenen meinen ersten Freund zu schreiben, und ich sagte (dichtete) dieses Sonett:« und nun folgt das schon mitgetheilte Gedicht.

Nach diesem vindicirt der Dichter sich die Befugniß, die Liebe, oder Amor, persönlich aufzuführen, da er doch keine Person sey. So haben es die alten Dichter (poeti) gemacht, und dieß müsse auch den neueren (dicitori per rima, oder poeti volgari) erlaubt seyn; »nur,« sagt er, »würde es eine große Schande seyn, wenn einer etwas unter dem Gewande einer Figur oder rhetorischen Farbe dichtete, und, wenn man es verlangte, seine Worte nicht von diesem Gewande zu entkleiden wüßte, so daß man den wahren Sinn gewönne.«

Ein italienischer Ausleger sagt, unter der Johanna (der Gemahlin des Philosophen Guido) sey die Philosophie zu verstehen, unter Beatrice die himmlische Weisheit, die Theologie, indem man jene als Vorläuferin von dieser zu betrachten habe. Wenn sich ein solcher Gedanke auch noch nicht in dem Dichter ausgebildet haben sollte — und wenigstens war es, bald nach dem eben besprochenen Ereignisse, ein anderes Weib, das ihm als Repräsentantin der Philosophie erschien —: so können wir doch mit Sicherheit annehmen, daß Johanna ihm die untergeordnete Schönheit, die irdische, ist, Beatrice aber die höhere, die ihm, als verklärte, als Liebe im Himmel zu walten, und von Engeln und Seligen umgeben scheint.

Das Obige soll vorzüglich dienen, uns einen Wink über ein anderes, in der Geschichte des Dichters wichtigeres Ereigniß zu geben. Nicht lange nach dem Tode Beatrice's zog eine schöne Dame in Florenz durch das Mitleid, das sie dem Trauernden erwies, dessen Auge und Herz an sich. Er selbst erzählt uns dieses (am Ende der Vita nuova); zugleich die Vorwürfe, die er sich über diese neue Liebe machte. Sie schien ihm der jener Holdseligsten geweihten Huldigung Eintrag zu thun, und mag allerdings der Liebe anderer Erdensöhne verwandter gewesen seyn. Gerade hier aber zeigt sich die eigenthümliche Größe und Hoheit

der geistigen Liebe des Dichters, und wie diese nicht eine leere Schwärmerey war, sondern, zu seiner Vernunft sich gesellend, das Mittel werden sollte zu großer That. Nachdem er eine Zeitlang gegen die neue Leidenschaft angekämpft hatte, erschien seiner Phantasie Beatrice, in blutfarbigem Gewande, und auch im Uebrigen ganz, wie er sie als Knabe gesehen. Er gedachte darauf ihrer mit Lebhaftigkeit, und ließ die verflossenen Jahre der Liebe vor seiner Seele vorübergehen. Von dem Augenblicke an war Beatrice wiederum die Herrin seines Geistes und Lebens. Er weinte Thränen der Reue über seine Verirrung, und die Entzündung, die sich um seine Augen zeigte, war, wie er sich ausdrückt, Strafe für dieselben, die solchen Verrath an der Einzigen begangen.

Dieß ist das Ereigniß, was in dem in späteren Jahren geschriebenen Gastmahl ganz allegorisch gedeutet wird. Jene holde Frau soll die Philosophie seyn. Wenn wir aber in der genannten Schrift folgende zwey Stellen lesen: »Zweymal hatte sich nach dem Tode jener seligen Beatrice, die im Himmel mit den Engeln, und auf der Erde mit meiner Seele lebt, der Stern der Venus in seinem Kreise umgedreht, der sie in verschiedenen Zeiten als Abend- und Morgenstern erscheinen läßt, als jene holde Frau, deren ich am Ende des neuen Lebens gedachte, von Amor begleitet, meinen Augen erschien, und sich einigermaßen meines Geistes bemächtigte. Und es geschah mehr durch ihre Anmuth, als durch meine Wahl, daß ich der Ihrige zu seyn einwilligte; denn meinem verwaiseten Leben erwies sie sich so mitleidsvoll, daß ich mich freudig diesem Bilde verlobte;« dann, in der allegorischen Deutung der auf diese Liebe gedichteten Canzone: »Ich, der ich Trost suchte, fand nicht nur (in der Philosophie) eine Heilung meiner Thränen, sondern auch die Lehren der Weisen, der Wissenschaften und Bücher; und als ich diese betrachtete, kam ich leicht zu dem Urtheile, daß die Philosophie, die die verehrte Herrin jener Weisen, Wissenschaften und Bücher, etwas Außerordentliches seyn müsse. Und ich dachte mir dieselbe als eine anmuthige Frau, und konnte mir sie nicht anders vorstellen, als von dem mitleidigsten Wesen.« — Wenn wir diese beyden Stellen zusammennehmen, und uns an jene Umgestaltung der Johanna und Beatrice zu allegorischen Wesen erinnern: dann wird es ziemlich klar, daß Dante's Liebe zu der mitleidigen holden Frau ein wirkliches Ereigniß war, welches nachmals seine Phantasie in die Region der Allegorie erhob, und als Symbol einer bedeutenden Lebensepoche betrachtete, in welcher er sich der Philosophie ergab.

Darum ist uns jenes ersterwähnte Ereigniß wichtig. Es

zeigt, wie Dante ganz zufällige Ereignisse in seiner Phantasie verknüpfte, und aus ihnen ein symbolisches Gewebe wirkte, bestimmt, die Hauptepochen seines geistigen Lebens darzustellen. Rec. hofft hiemit einiges Licht auf das neue Leben und das Gastmahl geworfen zu haben; wiewohl er bekennen muß, daß er nicht alle Räthsel dieses eigenthümlichen Buches gelöset hat.

Das bisher Gesagte führt Rec. auf eine Ansicht von dem Verhältnisse des neuen Lebens, des Gastmahls und der göttlichen Komödie, die unlängst Herr Professor Karl Witte im Hermes (1824, Nr. 2) mitgetheilt hat. Ihm ist das erste dieser Bücher die kindliche, von keinem Zweifel getrübte Frömmigkeit; das zweyte stellt die Liebe zur Philosophie dar, der sich Dante ergeben, welche Liebe aber eine unruhige, schmerzenreiche ist, die ihn in weltliche Geschäfte führt, und in das Irrsal wüthender Parteyungen, dann in Spekulationen, welche ihm nur die Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft offenbar machen. Die göttliche Komödie endlich zeigt ihm, wie Dante, dem Christenthume und den drey Tugenden desselben längst entfremdet, den Weg zu Gott durch Beatrice findet. »Der Dichter steht als das ganze gefallene und zur Erlösung berufene Menschengeschlecht da, auf dem tausend verschiedene Sünden lasten, dem aber Christus auch tausend Arme reicht, um es vom Abgrunde an seine Brust zu reißen.« — Daß die drey Werke Dante's in Beziehung zu einander stehen, nimmt Rec. wie Herr von Oeynhausen mit Herrn Witte an. Daß aber Daute, wie der letztere will, die in dem Gastmahle niedergelegten Gedanken bereut habe, bezweifelt er. In diesem Werke, wie in der göttlichen Komödie, nimmt die Philosophie die ihr gebührende Stelle ein; und wie hoch der Dichter immer den Boethius, der, wie das Gastmahl sagt, ihm die Philosophie aufschloß, schätzte, sehen wir in seinem Paradiese (Ges. 10); wie denn dieses Gedicht überall zeigt, was er seiner zum Theil im Gastmahle niedergelegten Philosophie verdankt. Herr Witte könnte für seine Meinung anführen, daß das neue Leben ja Dante als traurend und bitter weinend über seine zweyte Geliebte, die Philosophie, darstelle. Aber unsere Ansicht ist eben, daß Dante über eine wirkliche zweyte Liebe geweint habe, und daß diese erst nachher zu einem Symbole der Philosophie geworden sey, wo er denn nicht mehr über sie zu weinen hatte. Wie hätte er auch über die Philosophie weinen sollen, »die,« wie er im Gastmahle (bey Hr. v. O. S. 165) sagt, »von göttlichem Wesen ist, in der das göttliche Wesen am herrlichsten erscheint, auf eine vollkommene und wahrhafte Weise, gleichsam als ewiges Erbtheil!« in Beziehung auf die er ausruft:

»O edles und herrliches Gemüth der Seele, welches hinstrebt zu dieser Braut des höchsten Herrschers der Himmel, die nicht nur ihm Braut ist, sondern Schwester und geliebteste Tochter!« Wie hätte er die Philosophie verdammen können, die ihn lieben und hassen lehrte, je nachdem sie liebte und haßte, welche bewirkte, daß er diejenigen liebte, welche der Wahrheit nachstrebten, und diejenigen haßte, welche dem Irrthume und der Falschheit folgten, ja die ihn zu der Höhe der Tugend brachte, daß er, die Sache von der Person trennend, nur das Böse haßte, und von demselben die Menschen zu befreyen trachtete (S. 178)!

In Beziehung auf die zweyte Geliebte Dante's, die ihm nachher zur Philosophie ward, fügen wir noch hinzu: Beatrice blieb ohne Zweifel Dante's eigentliche geistige Liebe, der Stern seines Lebens, wenn auch späterhin diese oder jene Frau eine mehr oder minder vorübergehende Neigung in ihm erweckte. Der Liebe zu einer Dame in Lukka, wo sich Dante während seines Exils eine Zeitlang aufhielt, gedenkt er selbst (Fegefeuer, 24, 37 u. f.). Von noch andern Liebesverhältnissen spricht Jakob Dionisi in seiner Preparazione istorica e critica, und Pelli (memorie per la vita di Dante, §. 7). Doch verwirft Orelli (Cronichette d'Italia) diese letzteren als unbegründet. Boccaccio sagt in der Biographie des Dichters: »Bey so großen Tugenden, so großer Wissenschaft, wie ich dargestellt, fand Ueppigkeit weiten Raum in ihm, und nicht allein in den Jünglingsjahren, sondern auch in denen der Reife;« woran wenigstens etwas Wahres zu finden uns die Rede Beatrice's am Ende des Purgatoriums nöthigt.

Um auf Herrn von Oeynhausens Werk zurückzukommen, so sagt Rec. noch Folgendes: Das Hauptverdienst desselben besteht in Ausmittlung des Verhältnisses zwischen den drey Hauptwerken Dante's, die, so ausführlich wenigstens, in Deutschland noch nicht unternommen ward. Es ist zu bedauern, daß diese Ausmittlung nicht von der Klarheit des Gedankens und des Styls begleitet ist, die man gerade in einem solchen Falle wünscht. Herr von O. scheint in seines Autors Liebe zur Allegorie und dem diese begleitenden mystischen Wesen, die nicht durchaus das Hauptverdienst des großen Mannes sind, einigermaßen befangen.

Was die Uebersetzung an sich betrifft, so haben wir sowohl von der Prosa als von der Poesie oben einige Proben mitgetheilt. Die Leser werden daraus gesehen haben, daß die Verse noch ziemlich ungelenk sind, und daß die Prosa durch ein gar zu festes Kleben an dem Originale schleppend und undeutsch ist; wenigstens ist dieses oft der Fall Auch hat Rec. in dem mitgetheilten Stücke Prosa auf einige Unrichtigkeiten hingewiesen. Wie wenig

eine Prosa, die sich in alle Wendungen und Konstruktionen des fremden Originales einschmiegt, einem deutschen Ohre gefallen könne, wird jeder fühlen, der folgende Stelle (S. 55) sich laut vorliest: »Nicht viele Tage nach diesem, so wie dem Herrn der Herrlichkeit es gefiel, welcher sich selber dem Tode nicht entzog, als derjenige, welcher der Erzeuger gewesen war eines so großen Wunders, wie man sah, daß diese holdselige Beatrice es sey, als er dieses Leben verlassen sollte, ging es wirklich hinüber in die ewige Herrlichkeit.« Das Original lautet: Appresso questo, non molti di passati, siccome piacque a quel glorioso Sire, il quale non negò la morte a se, colui, che era stato genitore di tanta maraviglia, quanto si vedea che era questa nobilissima Beatrice, di questa vita uscendo, alla gloria eternale se ne gio veracemente.

Schließlich kann Rec. nicht umhin, Hrn. v. O. zu einer Fortsetzung seiner Bemühungen um Dante zu ermuntern, und namentlich sein Augenmerk auf die Rime di Dante zu richten. Sie sind von großer Wichtigkeit für die Erklärung der göttlichen Komödie, und vielleicht findet er in ihnen neue Beziehungen der in dem Convito gefeyerten Dame auf Beatrice, welche die Heldin jenes großen Gedichtes ist. Der Fleiß, von dem er in dem hier beurtheilten Werke Proben gegeben hat, läßt Gutes erwarten; und es kann nicht fehlen, daß ein weiteres Studium der auch in Hinsicht auf die Sprache trefflichen Werke Dante's einen guten Einfluß auf seinen Styl und seine Sprache haben werde. B. R. A.

Art. VI. 1) Grundlage zu einer neuen Theorie der Gefühle und des sogenannten Gefühlvermögens. Ein anthropologischer Versuch vom Professor Krug in Leipzig. Königsberg, bey Unzer. 1823.

2) Ueber das Gefühlsvermögen. Eine Prüfung der Schrift des Herrn Professor Krug über denselben Gegenstand, nebst eigenen Abhandlungen aus dem Gebiete der Fundamentalphilosophie. Von M. Heinrich Richter, viertem Lehrer an der Thomasschule und Privatdocenten an der Universität zu Leipzig. Leipzig, bey Hartmann. 1824.

Schriften, welche, wie die vorliegenden, die allgemeinsten Begriffe und Eintheilungen einer Wissenschaft der Kritik unterwerfen, sind für den tiefer blickenden Forscher von einem ganz besonderen Interesse. Nicht, als wenn durch sie gerade immer die Wissenschaft bedeutend gefördert würde. Aber werden auch die allgemeinsten Begriffe und Eintheilungen meistentheils lange vor den mehr besonderen gebildet: so gelangen sie doch erst nach

diesen, und vermöge des durch diese gewonnenen Lichtes allmählich zu wissenschaftlich klarer Begrenzung und Entwicklung; und die zu dieser gemachten Fortschritte werden sich in Schriften von der bezeichneten Art, in größerem oder geringerem Umfange, mit besonderer Anschaulichkeit abspiegeln. Den Gefühlen hat man bisher (die Folge einer Art von Castengeist, welcher die lebenfrischeren Seelenbewegungen dem Auge der Philosophen entrückte) nur eine sehr untergeordnete oder wohl auch gar keine Stelle in der Philosophie eingeräumt. Durch die von allen Seiten nach allen Seiten sich verbreitende Kultur sind diese Schranken gefallen: die Bedeutung der Gefühle wird von dem größeren Theile der Forscher nun nicht mehr verkannt; ja, gleichsam als wollte man, in einer Art von großmüthigem Eifer, die lange Vernachläßigung ihnen mehrfach ersetzen, preist man denselben, mit warmer Begeisterung, als den alleinigen Urquell alles Wahren, Schönen und Guten. Dieß aber können die kälteren unter den Philosophen unmöglich mit Gleichgültigkeit ansehen; und so ist dann ein philosophischer Rechtsstreit entstanden, welcher hoffentlich zu einer befriedigenden Würdigung der von beyden Seiten geltend gemachten Ansprüche führen wird.

Von den beyden hier auftretenden Kämpfern gehört der erstere bekanntlich der Kantischen Schule an. Zwar stammt gerade von Kant die in den neuesten Zeiten fast allgemein angenommene, und hier eben bestrittene Eintheilung der Seelenkräfte in Erkenntniß-, Gefühl- und Begehrungsvermögen. Wenn aber Herr Professor Krug (S. 14) behauptet, an das Gefühlvermögen, als eine eigenthümliche Quelle der Gefühle, habe kein alter Philosoph, und auch kein neuerer vor Kant, gedacht: so möchte dieß wohl ein wenig zu viel gesagt seyn. Spuren desselben (wenn auch nicht so systematisch, wie in der angeführten Dreytheilung, ausgebildet) finden sich, unter den Alten, bey Plato, und unter den Neueren, außer einigen unvollkommenen, sehr deutlich in dem moral sense, sense of beauty etc. der englischen Philosophen. Ueberdieß aber erhält auch das Gefühlvermögen bey Kant nur in so geringem Umfange, und unter so beengenden Beschränkungen von der Erkenntnißseite her, eine Stimme in der Philosophie, daß es in der That nur als eine konsequentere Ausbildung der Kantischen Ideen anzusehen ist, wenn von dem Herrn Professor Krug den Gefühlen alte, ihnen ertheilte Ehren wieder entzogen, und ein eigenthümlicher Ursprung in der Grundanlage des menschlichen Geistes abgesprochen wird. — Ihr Vertheidiger schließt sich, wie wohl zu erwarten war, an Jakobi und dessen Schüler an.

Der von den Kämpfern selbst angekündigte Streitpunkt ist

die psychologische Frage: ob den Gefühlen in der Entwicklung unseres Seelenlebens ein besonderes Seyn, und zur Erklärung desselben ein besonderes Vermögen zuzuerkennen sey. Dem aufmerksamen Leser aber kann sich schwerlich verbergen, daß ein anderes Thema eigentlich beyden Streitern weit mehr am Herzen liegt: die Stellung der Gefühle zum Erkennen nämlich, und vor Allem zu der philosophischen Erkenntniß: worin aber Kant und Jakobi direkt einander entgegenstehen.

Die äußere Einrichtung beyder Schriften ist sehr einfach. In Nr. 1 folgt auf eine kurze Einleitung über die »große Rolle,« welche jetzt die Gefühle, nicht nur im Leben, sondern auch in der Wissenschaft, spielen (S. 3—7), zunächst eine grammatisch-historische Erörterung über das Wort »Fühlen« (S. 8—15); dann eine kritisch-philosophische (S. 16—52), in welcher der Verfasser zu zeigen sucht, daß zwischen den theoretischen und praktischen Thätigkeiten der Seele kein Raum mehr für die Gefühle bleibe: daher denn diese nur als dunkle Vorstellungen oder Strebungen betrachtet werden könnten. Hieran schließen sich dann (S. 53—110) »Ergebnisse aus dem Bisherigen,« welche das bis dahin nur im Allgemeinen Entwickelte für die einzelnen Gattungen der Gefühle anschaulich machen. Der »Schluß« (S. 111—140) kritisirt die von Maaß, Weiß, Gerlach und Kretschmar über diesen Gegenstand aufgestellten Ansichten. Die Schrift Nr. 2 folgt der Krüg'schen Schritt für Schritt, knüpft jedoch an ihre Widerlegung zuweilen ausführlichere Exkurse über die Grundverhältnisse der menschlichen Geistesentwicklung.— Rec. will im Folgenden, indem er die in beyden Schriften mitgetheilten Erörterungen in Bezug auf die vorher angegebenen Streitpunkte zusammenstellt, bey jedem Hauptsatze bemerken, was ihm für die richtige Auffassung desselben von besonderer Wichtigkeit scheint: um so die behandelten Streitfragen nach besten Kräften ihrer Entscheidung zu nähern.

Schon in der grammatisch-historischen Erörterung spricht der Verfasser von Nr. 1 seine Meinung über die Gefühle im Allgemeinen ziemlich vollständig aus. Das Wort »Gefühl« kommt von »fühlen« her, welches ursprünglich so viel als »tasten« oder »durch Berührung empfinden« bedeutet. Nun aber sind diese Empfindungen, bey welchen das Subjektive (der empfangene Eindruck und der dadurch veränderte Gemüthszustand) stärker ins Bewußtseyn tritt, als das Objektive (der Gegenstand mit seinen verschiedenen Merkmalen), meist sehr dunkel, und bleiben dunkel, so lange sie nicht von unserem

Geiste auf einer höheren Stufe seiner Thätigkeit unter einander verglichen werden. Daher es denn gekommen ist, daß man alle dunkeln Vorstellungen, mochten dieselben nun sinnliche (Wahrnehmungen), oder verständige (Begriffe), oder auch vernünftige (Ideen) seyn, ebenfalls Gefühle nannte. Auch Vorstellungen dieser Art aber, eben wie die klarer ausgebildeten, können sich zu Gedanken oder Urtheilen verknüpfen, »so, daß wir uns weder der Art und Weise, noch des Zeitpunktes, noch des Grundes dieser Verknüpfung bewußt werden;« und auch auf diese Urtheile also wurde das Wort »Gefühl« übertragen. Eben so ferner auf die dunkeln Bestrebungen, d. h. auf solche, welche keinen bestimmten Gegenstand haben, oder deren Gegenstand wenigstens nicht mit Klarheit in unser Bewußtseyn tritt; woraus sich denn leicht endlich die Uebertragung auf Neigungen, Affekten und Leidenschaften erklärt, in welchen sich eben jene dunkeln Bestrebungen äußern. So ist das Wort »Gefühl« zu einem der vieldeutigsten und unbestimmtesten in unserer Sprache geworden; wie denn auch keine andere Sprache ein demselben genau entsprechendes aufzuweisen hat.

Die Richtigkeit dieser Darstellung (welche auf grammatisch-historischem Wege darzuthun freylich zu weit von dem vorliegenden Thema abgeführt haben würde) soll nun in Folgendem durch eine systematische Theorie unserer geistigen Thätigkeiten erwiesen werden. »Wollen wir sie der Art nach unterscheiden (sagt der Verfasser S. 22), so müssen wir auf ihre Richtung sehen. Denn nur, wenn sich in dieser Richtung ein solcher Gegensatz zeigte, daß wir die eine Thätigkeit von der andern unterscheiden müßten, würden wir auch genöthigt seyn, verschiedene Arten geistiger Thätigkeit anzunehmen, und, dem zufolge auch verschiedene Quellen derselben vorauszusetzen.« Diese Richtung nun kann, nach dem Verfasser, nur eine zwiefache seyn: entweder nach innen, wo das Subjektive durch das Objektive bestimmt wird, und wodurch dann das Vorstellen und Erkennen, die »immanente, ideale oder theoretische« Thätigkeit entsteht; oder nach außen: die »transeunte, reale, praktische Thätigkeit,« oder das Streben und Handeln, bey welcher das Objektive durch das Subjektive bestimmt wird. Wo ist nun da (sagt der Verfasser S. 50 ff.) noch eine dritte Richtung einzuschieben, welche wir dem Gefühlvermögen zuweisen könnten? »Nähme man an, daß die Gefühlthätigkeit nach innen und nach außen zugleich gerichtet wäre; so wäre sie nur eine Kombination von theoretischer und praktischer Thätigkeit, und folglich kein Grund zur Annahme eines besonderen

Gefühlvermögens vorhanden. Es bliebe demnach bloß der Fall übrig, daß nämlich die Gefühlthätigkeit von so seltsamer Art wäre, gar keine bestimmte Richtung, weder nach innen, noch nach außen, zu haben. Aber eine Thätigkeit ohne irgend eine bestimmte Richtung wäre ja eigentlich auf nichts gerichtet; und ein Vermögen, als Quelle einer auf nichts gerichteten Thätigkeit gedacht, scheint eben so viel zu seyn, als ein nichtsvermögendes Vermögen, eine völlig unwirksame Kraft, mit einem Worte, eine Null.«

Eine sehr bündige Beweisführung freylich: wenn sie nur auch eben so wahr wäre, als bündig. Schon der Verfasser von Nr. 2 bemerkt sehr richtig (S. 90 ff.): »Bey mechanischen Kräften, die in die Ferne wirken, sagt man, sie haben eine Richtung. Sind die geistigen Kräfte des Seelenlebens auch solche nach außen hin wirkende Kräfte? .... Und was heißt das, »nach innen wirken?« etwa bloß im Inneren thätig seyn, oder den Zustand des Subjektes verändern? oder was sonst? Hier fehlt also schon Deutlichkeit. Ferner, wenn die Vorstellungskraft nach innen wirkt, oder den Zustand des Subjektes verändert, oder in ihm als seiner Werkstatt etwas hervorbringt, so gilt das ja gerade auch von der Bestrebungskraft; auch sie verändert den Zustand des Subjektes; wenn z. B. der Mensch sich vornimmt, eine Gesinnung zu ändern, und dieses Bestreben ausführt. .... Ferner, wenn man eine Vorstellung in sich hervorruft, welches ohne Willensakt nicht geschehen kann, ist dieß eine Richtung nach außen?« ꝛc. — — Wenn man doch endlich anfangen wollte, die Entwicklung unseres Seelenlebens in ihr selber, nicht mehr nach von der Außenwelt entlehnten, stets mehr oder weniger unangemessenen Bildern aufzufassen! Oder wenn diese Erfassung des Geistigen in seiner wahren Eigenthümlichkeit, die für den geübteren Selbstbeobachter, wahrlich! unendlich viel klarer ist, als die bildliche, der weniger geübten Fassungskraft Anderer zu schwer fällt: wenn man nur wenigstens des Wahnes sich entschlagen wollte, man habe in der bildlichen Auffassung so unmittelbar die Sache selber erfaßt, daß man von jener aus festzustellen berechtigt sey, was und was nicht im Seelenseyn existire! — Bey dem Wahrnehmen durch die äußeren Sinne könnte doch eine Richtung auf unser Inneres nur den auf uns wirkenden äußeren Dingen, unserer eigenen Seelenthätigkeit aber (durch welche doch allein die Wahrnehmung, als unserem Seelenseyn gehörig, zu Stande kommt) auf keine Weise zugeschrieben werden. Bey einigen Erscheinungen des Strebens und Handelns

läßt sich allerdings etwas dergleichen geltend machen; aber auch nur bey einigen: denn unser eigenes Innere kann ja eben sowohl Gegenstand unseres Strebens werden: wo dann keine »transeunte« Thätigkeit hervorgeht. Welchen Sinn der Ausdruck »reale« Thätigkeit haben solle, ist vollends schwer zu enträthseln. Und worin liegt denn endlich der Grund, daß eine Eintheilung unserer Geistesthätigkeit der Art nach, nur nach ihrer Richtung bestimmt werden könne? Gesetzt, eine Thätigkeit wäre auf nichts gerichtet: könnte sie nicht, dessen ungeachtet, etwas seyn und etwas werden?

Aber wir folgen dem Verfasser fürerst weiter in seiner Zurückführung alles dessen, was man gewöhnlich als Gefühle zu bezeichnen pflegt, auf Vorstellungen und Strebungen. »Die erste Empfindung der Außenwelt (sagt er S. 44 ff.) wird von einem Schrey des Schmerzes begleitet, weil sie wegen des gewaltsamen Eindrucks auf die noch nicht daran gewöhnten Organe unmöglich angenehm seyn kann; und zugleich zeigt sich bey kräftigeren Kindern in den Bewegungen ihrer Arme und Beine ein Streben, sich dieser schmerzhaften Empfindung zu entledigen. Aber ist wohl das, was man hier Gefühl nennt, etwas anderes, als einerseits Sinn, der sich in der Empfindung jener unsanften Berührung und andererseits Trieb, der sich im Anstreben dagegen kund gibt? Empfindet der Sinn überhaupt, so muß er ja wohl auch im Stande seyn, das dem empfindenden Subjekte mehr oder weniger Angemessene, das Angenehme oder Unangenehme in dem die Empfindung erregenden Eindrucke zugleich mit zu empfinden. Gefühl also bedeutet hier nichts als Empfindung. Und ähnlich in allen späteren Entwicklungen. Denn wenn auch nach und nach, was früher im Hintergrunde des Bewußtseyns schlummerte, und sich deßhalb nur als Gefühl ankündigte, mit größerer Klarheit und Bestimmtheit hervortritt, und sich so zur Vorstellung und Bestrebung in mannigfaltigen Beziehungen und Abstufungen ausbildet: so löst sich doch nicht Alles, was sich ursprünglich als Gefühl offenbart, in wirkliche Vorstellungen und Bestrebungen auf; sondern es kann gar Vieles unter jener Gestalt fortdauern, so lange der Mensch lebt; ja es können Vorstellungen und Bestrebungen, welche schon mit großer Klarheit und Bestimmtheit in das Bewußtseyn traten, späterhin wieder in den dunkeln Hintergrund desselben zurücksinken, und von neuem die Gefühlform annehmen. So kündigt sich uns z. B. (S. 69 ff.) die sittliche Gesetzgebung, in den ersten Regungen des Gewissens, so dunkel, so einfach und zugleich so räthselhaft an, daß wir sie eben darum mit dem Namen »Gefühl« bezeichnen. Nicht nur das aber, sondern

auch später, wenn diese Gesetze schon zu klaren und deutlichen Erkenntnissen ausgebildet werden, sind uns dieselben nicht immer in dieser vollkommenen Form gegenwärtig; sondern dieselbe tritt, besonders im täglichen Leben, wo das Gesetz zur augenblicklichen Anwendung kommt, gleichsam in den Hintergrund des Bewußtseyns zurück; und wir handeln daher in tausend Fällen bloß nach einer dunklen Eingebung oder Anregung des Gewissens, die wir dann gleichfalls »sittliche Gefühle« nennen. In jedem Falle aber werden wir dieselben einerseits in dunkle Vorstellungen, und andererseits in eben so dunkle Antriebe oder Bestrebungen auflösen können.«

Wenden wir uns nun wieder zur Kritik: so ist nicht zu läugnen, daß der Verfasser bey diesen Entwicklungen von einem richtigen Gefühle geleitet wurde. Sein Gegner versteht ihn unstreitig falsch, wenn er ihm in seiner ganzen Schrift die Meinung unterlegt, er wolle die Gefühle überhaupt läugnen. Erinnert er z. B. S. 28 gegen die Behauptung, daß die sinnlichen Gefühle auf den Sinn zurückzuführen seyen: es müsse doch jeder wahrgenommene Gegenstand zugleich unseren Zustand verändern, d. h einen angenehmen Eindruck dadurch, daß wir ihn als uns angemessen wahrnehmen, hervorbringen, oder einen widrigen Eindruck hinterlassen, wenn er als unangemessen unserem sinnlichen oder geistigen Zustande wahrgenommen werde; und dadurch würden wir dann nothwendig zur Annahme eines Vermögens geführt, welches, außer der sinnlichen Erkenntniß, uns von uns selbst gewiß mache: so kann ihm Herr Professor Krug dieß vollkommen zugestehen. Nur würde er sagen, ist es eben derselbe Sinn, und derselbe Akt des Sinnes, durch welchen wir auf die bezeichnete Weise unseres eigenen Zustandes inne werden. Zwar ist »das Bewußtseyn des Zustandes selbst nicht in der Vorstellung« (Nr. 2, S. 63), in wie fern sie eine Vorstellung ist; aber doch etwas an ihr, und somit die Gefühle nicht als besondere Seelenthätigkeiten neben den Vorstellungen und Strebungen, sondern nur als besondere Beschaffenheiten an den Vorstellungen und Strebungen zu betrachten. — Das Richtige in dieser Polemik ist also, daß man Vorstellungen, Strebungen und Gefühle nicht so auseinander halten darf, daß man jede Seelenthätigkeit, indem man sie dem einen dieser Begriffe unterordnet, eben dadurch von dem anderen ausschließen zu müssen glaubt. Vielmehr kann eine und dieselbe Seelenthätigkeit zugleich Vorstellung, Strebung und Gefühl seyn. Eine leidenschaftliche Strebung z. B., wenn ich sie in ihrer vollen Lebensfrische vorstelle, hört dadurch nicht auf, Strebung zu seyn; und fühle

ich demnach dieselbe zugleich, gegen die Norm des Sittlichen, als unsittlich, so habe ich hier eine Seelenthätigkeit, welche, in verschiedenen Beziehungen, allen den Begriffen untergeordnet werden kann. Eine Wahrheit, welche auch immer mehr und mehr anerkannt wird, und schon vor dem Erscheinen der Krugschen Schrift von nicht Wenigen anerkannt war. Rec. hat in diesen Blättern von der Ansicht Herbart's (welche auch seitdem von Stiedenroth in seiner jüngst erschienenen, ganz auf Herbart's Principien gegründeten Psychologie durchgeführt worden) Nachricht gegeben *): der in dieser Beziehung noch weiter, als Herr Professor Krug, geht; indem er nicht nur die Gefühle, sondern auch die Strebungen, als etwas nur an den Vorstellungen Existirendes, darstellt, und also überhaupt keine andere Seelenthätigkeiten, als Vorstellungen, gelten lassen will.

Im Allgemeinen also ist die Polemik des Herrn Professors Krug gegen die Gefühle auf der richtigen Ansicht begründet. Nur scheint sie in drey Punkten von derselben abzuweichen. Zuerst (und dieser Vorwurf trifft nicht weniger die Herbart'sche Theorie): was berechtigt uns, in jedem Falle die Gefühlbeschaffenheit der Seelenthätigkeiten als die am meisten untergeordnete zu betrachten? Warum soll sie in höherem Maße etwas bloß an den Seelenthätigkeiten Gegebenes seyn, als die Vorstellungbeschaffenheit und die Strebungbeschaffenheit derselben? Ist etwa jene abgeleiteter, das Vorstellen allein ursprünglich gegeben? Gerade umgekehrt: denn Herr Professor Krug nimmt selbst schon im Embryo Gefühle an (S 42), und sagt (S. 47), was früher sich als Gefühl ankündige, entwickle sich und bilde sich aus zu Vorstellungen und Bestrebungen. Die letztgenannten Begriffe also haben durchaus kein größeres Recht, als der Begriff »Gefühl,« den Seelenthätigkeiten zur Bezeichnung ihres Grundwesens beygelegt zu werden; und es lassen sich eben sowohl Gefühle nachweisen, welche, mehr oder weniger vorübergehend, die Vorstellungs- oder Strebungsform angenommen haben, als Vorstellungen und Strebungen, die sich in der Gefühlform äußern.

Eben deßhalb ist dann auch zweytens die Behauptung falsch, daß alle Gefühle zugleich auch als Vorstellungen oder Strebungen sich nachweisen lassen. Dem Verfasser von Nr. 1 gelingt dieß nur, indem er diejenigen Vorstellungen und Begriffe herbey-

*) Man vergleiche die Recensionen von Herbarts »Lehrbuch zur Psychologie,« Band XVIII, S. 102—40, und von desselben Verfassers »Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik,« Band XXVIII, S. 48—87.

zieht, welche aus den Gefühlen (z. B. aus den sittlichen) in der weiter fortschreitenden Seelenentwicklung gebildet werden können. Aber ist denn ein Ding dasjenige, was es werden kann? Spielt eine Tulpenzwiebel schon in den Farben der Tulpe, welche einmal aus ihr hervorgehen wird? So können aus den Gefühlen des Tastsinns freylich, durch Ansammlung vieler gleichartiger Eindrücke, und die dadurch vermittelte Verstärkung des Bewußtseyns, Vorstellungen werden; so lange diese Ansammlung aber noch nicht geschehen ist, sind dieselben eben keine Vorstellungen. Und so in unzähligen anderen Fällen. Da selbst in den Fällen, wo die Gefühle wirklich an Vorstellungen haften, z. B. bey der Anschauung eines schönen Gemäldes, bey der lebendigen Vorstellung einer unsittlichen Handlung, wird doch ursprünglich etwas Anderes vorgestellt, als gefühlt; und es muß ebenfalls erst jene Verstärkung des Bewußtseyns durch die Ansammlung gleichartiger Gefühlelemente hinzutreten, damit auch das Gefühlte zum Vorgestellten werde. Das klare Vorstellen tritt, genau genommen, erst mit der Urtheilform in unsere Seelenentwicklung ein: es bereitet sich vor durch diejenigen Prozesse, welche es der Urtheilform nähern; und so lange diese also noch nicht eingetreten sind für ein Gefühl, wird man dasselbe als bloßes Gefühl gelten lassen müssen.

Und hiemit hängt dann die dritte Bemerkung sehr genau zusammen: daß es nämlich auf keine Weise zweckmäßig ist, die Gefühle, im Gegensatze mit anderen Seelenthätigkeiten, durch das Prädikat der »Dunkelheit« zu charakterisiren. Dunkelheit und Klarheit legen wir den Seelenthätigkeiten bey, rein in wiefern und in dem Maße, wie sie in die Vorstellungsform eingegangen sind: indem eben nur in und mit dem Vorstellen Klarheit entsteht, außer dem Vorstellen aber nirgend gegeben ist. Es ist also freylich richtig, daß die Gefühle, so lange sie der Vorstellungsform noch ganz entbehren, dunkel sind. Aber sind dieß etwa die Strebungen, als solche, und unabhängig von dem ihnen anhangenden Vorstellen, weniger? Ja, sind es nicht in demselben Maße auch die einfachen Elemente der Vorstellungen (z. B. bey dem Säuglinge in den ersten Lebensmonaten): auch diejenigen, welche reine Vorstellungselemente, keine Gefühle, sind? — Aber eben deßhalb können denn auch die Gefühle, wenn sie in die Vorstellungsform eingehn, alle Grade der Klarheit, bis zu dem höchsten, erhalten, ohne daß sie deßhalb aufzuhören brauchten, Gefühle, und zwar in ihrer ganzen früheren Eigenthümlichkeit, zu seyn; und der Streit also, ob die Gefühle im Allgemeinen dunkel oder klar, und in welchem Grade seyen, hat ungefähr dieselbe Bedeutung, als wenn man darüber

streiten wollte, ob die Tische im Allgemeinen weiß oder schwarz gefärbt seyen.

Alle unsere Seelenthätigkeiten, in wiefern sie sich im Bewußtseyn neben und nach einander entwickeln, sind in einem beständigen Gegeneinandermessen ihrer Elemente und der Zusammenbildung derselben begriffen. Stehn sie in dieser Hinsicht weiter von einander ab: so gibt sich uns dieß unmittelbar im Bewußtseyn kund: und dieß ist es eigentlich, was man mit dem Ausdrucke »Fühlen« bezeichnet *). Ein sinnliches Lustgefühl entsteht, wenn vollere Reize in der sinnlichen Empfindung in uns aufgenommen werden; das Gefühl der lebendig aufgeregten Phantasie, wenn unsere Einbildungsthätigkeiten frischer und voller hervortreten; das Gefühl der intellektuellen Anspannung, wenn, vermöge eines stärkeren Wollens, eine größere Anzahl von Vorstellungselementen, und in innigerer Durcharbeitung in uns gegeben sind. Und so bey allen Gefühlen: die veränderte Anzahl oder Beschaffenheit, oder die veränderte Durchbildung der thierischen oder geistigen Elemente gibt sich uns unmittelbar im Bewußtseyn kund. Den Maßstab bildet die unmittelbar daneben oder vor oder nachher gegebene Seelenthätigkeit; daher sich denn auch das Gefühl ändert, oder aufhört, Gefühl zu seyn, je nachdem sich dieser Maßstab ändert: der Genesende denselben Zustand als den höchsten Lustzustand empfindet, der in ihm früher, als der ihm gewöhnliche, alles Gefühles entbehrte, und nach wenigen Wochen wieder alles Gefühles entbehren wird. Was hat nun wohl dieses Messungsverhältniß, an und für sich betrachtet, mit Dunkelheit und Klarheit zu thun? Klare Seelenthätigkeiten können sich messen, und dunkle können sich messen: darnach wird freylich das Messungsverhältniß selbst, in gewisser Hinsicht, klarer oder dunkler hervortreten. Als Messungsverhältniß oder als Gefühl, aber ist es im Grunde in jedem Falle dunkel, so lange es noch nicht als Messungsverhältniß, oder als Gefühl, in die Vorstellungsbildung eingetreten ist. Dieß aber kann geschehen in allen Graden des Vorstellens. Mehrere gleichartige Gefühle (des Schönen, des Erhabenen, des Sittlichen ꝛc.) sind von uns erzeugt worden; sie haben sich in der inneren Angelegtheit der Seele erweckbar erhalten; sie werden wirklich, und in demselben Bewußtseynsakte geweckt. Wie kann es anders geschehen, als daß sie in diesem Falle, genau auf dieselbe Weise,

*) Diese Erklärung des Fühlens findet man weiter ausgeführt in des Rec. »Skizzen zur Naturlehre der Gefühle,« S. 19 ff.

wie mehrere gleichartige Gesichtsvorstellungen ꝛc., in den Abstraktionsprozeß eingehen? So entsteht dann der Begriff des Schönen, des Erhabenen, des Sittlichen ꝛc.: ein Gefühlbegriff, der dasselbe in vielfach verstärktem und dadurch klarem Bewußtseyn in sich enthält (denn es sind ja die gleichartigen Bestandtheile mehrerer Gefühle zu ihm zusammengeflossen), was in den einzelnen Gefühlen nur einfach, und deßhalb dunkel gegeben ist. Wird dann späterhin wieder ein Gefühl dieser Art in der Seele erzeugt, und jener Begriff darneben geweckt: so werden nun, in demselben Bewußtseynsakte, lebendig frisches Fühlen und klares Denken des Gefühlten zusammengegeben seyn; das Gefühl, als solches, aber kann ganz dasselbe seyn, wie früherhin; und Dunkelheit und Klarheit also treffen nicht das Gefühl, als solches, sondern nur das Vorstellungsverhältniß, welches neben demselben gegeben seyn kann.

Für eine scharfe Auffassung dieser Verhältnisse kommt es vor Allem darauf an, daß man die verschiedenen Arten der Stärke des Bewußtseyns, welche durch verschiedene psychische Verhältnisse erzeugt werden, genau von einander unterscheide, und demgemäß mit verschiedenen Ausdrücken bezeichne. Wie wenig man aber an eine solche genaue Unterscheidung gewöhnt ist, ja nur einmal nach derselben strebt, geht aus den Akten der vorliegenden Streitsache nur zu augenscheinlich hervor. »Die Empfindung des Schmerzes (sagt Herr Dr. Richter S. 6) seiner Art und Weise nach kann in ihrer Art eben so deutlich oder besser lebhaft seyn, als die Vorstellung von einem fremden Schmerze klar seyn kann;« und S. 98: »Daß aber solche Empfindungen dunkle, fast bewußtlose Vorstellungen und Bestrebungen seyn sollen, scheint unmöglich: denn unläugbar ist das sinnliche Gefühl von Freude und Schmerz das lebhafteste und am deutlichsten im Bewußtseyn vorhandene;« ja S. 100 soll gar das Eigenthümliche eines Gefühles »lebhaft gewußt« werden können. Bezeichnen denn aber die Ausdrücke: »im hohen Maße bewußt, klar, deutlich, lebhaft;« und: »in geringem Maße bewußt, dunkel, unklar, leblos,« eines und dasselbe? Gewiß nicht; selbst im unwissenschaftlichen Sprachgebrauche, der doch seine Begriffe meist schwankend und, in Bezug auf das innere Wesen des in ihnen Vorgestellten, in einander fließend bildet, sind diese Begriffe ziemlich scharf von einander geschieden. Unter dem Begriffe der Höhe (auch wohl Stärke) des Bewußtseyns, als dem allgemeinsten, faßt man Klarheit und Lebhaftigkeit zusammen; auch werden Klarheit und Deutlichkeit nicht immer als verschiedene Begriffe gebraucht; Lebhaftigkeit und Klarheit (oder Deutlichkeit) unterscheidet man

aber sehr bestimmt: indem man jenes von der Vollkommenheit des Bewußtseyns gebraucht, welche aus der Beschaffenheit des ursprünglichen Vermögens der Seele oder des dasselbe anregenden Reizes stammt; mit diesem dagegen diejenige Vollkommenheit des Bewußtseyns bezeichnet, die sich bey genauerer Zergliederung, als auf der vorher schon erwähnten, Verknüpfung mehrerer gleichartiger Seelenelemente zu einem Bewußtseynsakte beruhend zeigt. In jener Beziehung ist das lebhafte Temperament dem leblosen oder phlegmatischen entgegengesetzt, spricht man von lebhaften Farben, Tönen, Freude- und Schmerzempfindungen; in dieser Beziehung sagt man, das oft Vorgestellte gewinne an Klarheit, und die besondere Vorstellung sey (wenn auch vielleicht lebhafter) doch nicht so klar, als der ihr untergeordnete allgemeine Begriff: indem ja dieselben Vorstellungselemente, welche in jener einfach enthalten, mehr oder weniger vielfach eingegangen sind. Auch pflegt man dunkel und unklar so zu unterscheiden, daß man mit jenem Ausdrucke die Seelenthätigkeiten bezeichnet, welche die so eben genannten Bedingungen der Klarheit nicht in sich enthalten (die sinnlichen Empfindungen des Kindes z. B., ehe es zu »klarem Bewußtseyn sich ausbildet); mit dem Ausdrucke »unklar« oder »undeutlich« dagegen die Seelenthätigkeiten, in welchen zwar die Vielfachheit des gleichen Bewußtseyns gegeben, die hiedurch bedingte Klarheit aber durch Einmischung fremder Elemente gestört wird (wie die Vorstellungen des zerstreuten Kindes, oder die Begriffe des mit guter Anlage ausgestatteten, aber verwirrten Kopfes). — Wie es sich aber auch mit dem Sprachgebrauche des gewöhnlichen Lebens verhalten mag: die Wissenschaft muß die verschiedenen Grundverhältnisse, welche die verschiedenen Gattungen der Stärke des Bewußtseyns bedingen, durch eine sorgsame Zergliederung unserer Seelenentwicklungen für eine klare Anschauung darlegen, und in allen ihren Erörterungen auf das Bestimmteste aus einander halten. Und da zeigt sich dann unzweifelhaft, daß die, aus dem vielfachen Gegebenseyn der gleichen Seelenelemente hervorgehende Verstärkung des Bewußtseyns, oder die Klarheit, zwar fehlen kann, und oft fehlt in den Gefühlen, aber doch auch in denselben gegeben seyn kann, und oft gegeben ist; und daß also die Begriffe »dunkel« und »unklar« auf keine Weise geeignet sind, als wesentliche Merkmale für die Gefühle aufgeführt zu werden *).

Aber wir gehen zu der Hauptuntersuchung des ersten, zwi-

*) Man vergleiche hiezu die vorher angeführten »Skizzen zur Naturlehre der Gefühle,« S. 66 ff. und S. 95 ff.

schen unseren beyden Verfassern streitigen Punktes über: ob man, nach den bisher erörterten Verhältnissen der Gefühlbildung zu den übrigen Seelenbildungen, ein besonderes Gefühlvermögen anzunehmen habe. Der Verfasser von Nr. 2 hat diese Untersuchung so gut wie gar nicht berücksichtigt; vielmehr ist seine ganze Polemik nur auf den Beweis davon gerichtet, daß man Gefühle, als besondere Thätigkeiten der menschlichen Seele, anzunehmen habe. »Gibt es also Gefühle in uns (so fährt er dann S. 95 fort), so muß auch ihre reale Möglichkeit in einer Geistesanlage gegründet seyn. Sind sie real von allen übrigen Erscheinungen des Geistes verschieden, so muß auch der Grund ihrer Möglichkeit von den anderen Anlagen verschieden seyn.« Unstreitig ein falscher Schluß: denn warum sollte es nicht recht wohl gedacht werden können, daß die Geistesanlage, in welcher die reale Möglichkeit der Gefühle begründet ist, zugleich auch die reale Möglichkeit von Vorstellungen, Strebungen rc. in sich enthielte? Ein Vermögen zu dieser oder jener Seelenthätigkeit ist eine innere Angelegtheit, ein unbewußtes Seelenseyn, aus welchem diese oder jene bewußte oder ausgebildete Seelenthätigkeit hervorgeht, wenn zu ihr ein gewisses Ausbildungselement hinzukommt. Kann also nicht eine und dieselbe innere Angelegtheit zu mehreren verschiedenen Thätigkeiten sich ausbilden, wenn verschiedene Ausbildungselemente zu ihr hinzukommen? Wird z. B. die innere Angelegtheit, oder das Vermögen, zu einem Begriffe neben einer Vorstellung zum Bewußtseyn geweckt, welche diesen Begriff als Bestandtheil in sich enthält: so wird der bewußt gewordene Begriff Bestandtheil eines Urtheils, und das Vermögen zu dem Begriffe ist in sofern zugleich Vermögen zum Urtheilen. Das Vermögen zu einer Begierde, welches auf Veranlassung einer starken, gleichartigen Lustreizung in das Bewußtseyn tritt, wird in eine Lustempfindung umgewandelt, und war also in sofern zugleich auch Vermögen zu dieser. Zwar will der Verfasser von Nr. 2 von einer solchen Verwandlungstheorie nichts wissen; sondern verwirft dieselbe S. 88 als eine »All-Einheitslehre in der Psychologie.« »Wir glauben überhaupt (sagt er) an solche Verwandlungen nicht sehr, indem sie, wie ehedem die qualitates occultae in der Physik, Ruhekissen der Spekulation sind. Um möglich zu seyn, setzen sie voraus, daß das zu Verwandelnde einartig sey, weil ohne diese Voraussetzung jedes derselben, ohne seine Natur, und mithin seinen Einfluß, zu verlieren, nicht verwandelt werden kann.« — Aber qualitates occultae möchten diese Verwandlungen nicht nur für denjenigen seyn, welcher sich

noch nicht viel mit einer tiefer dringenden Beobachtung der menschlichen Seelenentwicklung beschäftigt hat: dem geübteren Beobachter dringen sie sich in jedem Lebensaugenblicke auf. Oder will man die ununterbrochene Verwandlung unbewußter Angelegtheiten in bewußtes Seelenseyn, und bewußten Seelenseyns in unbewußte Angelegtheiten läugnen? Und ist nicht mit dieser stets, mehr oder weniger, zugleich auch eine Qualitätsveränderung verbunden? Die sinnliche Wahrnehmung tritt nicht als Wahrnehmung, sondern als Einbildungsvorstellung; die Lustempfindung als Lustvorstellung oder als Begehrung; der in seiner Heftigkeit Alles niederwerfende Affekt als eine schwache Erinnerung desselben wieder in das Bewußtseyn. Warum sollen diese und ähnliche Seelenbildungen nicht einartig seyn? als Bildungen einer und derselben menschlichen Seele, welche sich schon der unwissenschaftlichen Betrachtung des gewöhnlichen Lebens als so ähnlich darstellen, daß eine Beziehung zwischen denselben Ueberzeugung des ungebildetsten Menschen ist. Weit entfernt also, daß die Psychologie eine solche Verwandlungstheorie zu meiden habe, ist vielmehr dieselbe eine ihrer hauptsächlichsten Aufgaben. In den unmittelbar unserem Bewußtseyn vorliegenden Verwandlungen soll sie die Gesetze dieses Prozesses mit der möglich größten Genauigkeit und Klarheit auffassen: um dann, vermöge der so erkannten Gesetze, auch die unserem Bewußtseyn entzogenen, ja die vor aller Entwicklung des Bewußtseyns liegenden Verwandlungen darlegen und begreifen zu können. Ihr Ziel ist die Verwandlungstheorie in ihrer größten Ausdehnung: die aus der Erfahrung begründete Nachweisung, wie, in dem steten Wechsel von Unbewußtseyn und Bewußtseyn, die in dem zuerst zum Leben erwachenden Kinde gegebenen, so beschränkten, so schwankenden und unklaren Anlagen und Thätigkeiten, in Anlagen und Thätigkeiten von dem Umfange, der Sicherheit und der Bewußtseynshöhe sich verwandeln können, welche wir in der Seele des höher gebildeten Mannes bewundern.

Unstreitig geht auch der Verfasser von Nr. 1, troz der von seinem Gegner in dieser Beziehung ihm gemachten Vorwürfe, noch nicht weit genug in seiner Verwandlungstheorie. »Was wirksam oder thätig ist (erinnert er, im Allgemeinen richtig, S 17 f.), muß auch ein Vermögen haben, auf diese bestimmte Art wirksam oder thätig zu seyn. Das Vermögen selbst — welches auch Fähigkeit oder Kraft heißt, je nachdem es in seiner Wirksamkeit mehr Empfänglichkeit (Rezeptivität) oder Selbstthätigkeit (Spontaneität) zeigt — nehmen wir zwar nie wahr, sondern immer nur seine Wirkungen. Weil wir aber, nach einem

bekannten Verstandesgesetze, eine Wirkung ohne Ursache nicht denken können, so setzen wir das Vermögen als die innere Ursache oder Quelle der Wirksamkeit (principium efficaciae internum) stets voraus. Eben darum erkennen wir aber auch das Vermögen eines Dinges nur in, mit und durch seine Thätigkeit, und benennen es darnach« ꝛc. Wenn er aber S. 26, nachdem er ein doppeltes Grundvermögen der menschlichen Seele, ein Vorstellungs- oder Erkenntnißvermögen, und ein Bestrebungs- oder Handlungsvermögen angenommen, hinzufügt: beyde würden sich nur dann auf eins zurückführen lassen, wenn sich nachweisen ließe, wie es zugehe, daß die Thätigkeit des Menschen, wiewohl ursprünglich eine, sich doch in zwey entgegengesetzte Richtungen zerspalte; eine solche Nachweisung aber sey darum nicht möglich, weil jene Zerspaltung nicht in unser Bewußtseyn falle: so möchte er wohl unser Bewußtseyn nicht umfassend genug beobachtet, oder nicht tief genug zergliedert haben. Konnen nicht Vorstellungen, bey unvollkommener Reproduktion, zu Strebungen werden? und Strebungen (z. B. in den praktischen Grundsätzen, oder auch, wenn wir sie zum Gegenstande einer Beurtheilung machen) in die Vorstellungsform eingehn? Und sind es da nicht dieselben Seelenelemente, welche, ursprünglich theoretische Thätigkeiten, zu praktischen, oder, ursprünglich praktische Thätigkeiten, zu theoretischen werden? Und ziehen wir vollends die Gefühle mit hinein: so sehen wir eine Lustempfindung (eine theoretische Thätigkeit) zur Begierde (zu einer praktischen Thätigkeit), und diese wieder, durch Erfüllung mit dem erstrebten Reize, von Neuem zu Lustempfindung werden: eine Verwandlung, welche sich unendlich oft während eines ganzen Menschenlebens wiederholen, oder auch wohl der Vorstellungsbildung für dieselben Elemente Platz machen kann. Und so ist denn also keineswegs bestimmt vorauszusetzen, daß, was sich im Bewußtseyn als verschiedenartig gebildetes Seelenseyn ankündigt, auch immer aus einem verschiedenartigen unbewußten Seelenseyn oder Vermögen stamme; sondern die Verschiedenheit der bewußten Bildungen kann eben sowohl auch in den zum Bewußtseyn bildenden Elementen begründet seyn: und die Verschiedenartigkeit der Vermögen muß also in jedem Falle durch eine besondere Untersuchung nachgewiesen werden.

Stellen wir nun diese Fragen in Bezug auf die Gefühlvermögen, so müssen wir, um mit voller Bestimmtheit darauf antworten zu können, zwey Bedeutungen des Wortes »Vermögen« unterscheiden. Wir können mit demselben einmal eine bloße Eigenschaft, ein Attribut eines anderen Dinges bezeichnen, indem wir diesem eben die Möglichkeit beylegen, zu

diesem oder jenem anderen Seyn umgewandelt zu werden. Zweytens aber kann dieses Wort auch substantiell gefaßt, das Ding, das Seyende selbst bezeichnen, von welchem wir diese Möglichkeit aussagen. Nach dieser Unterscheidung ist es denn wohl klar, daß ein besonderes Gefühlvermögen, der menschlichen Seele in attributiver Bedeutung zuzusprechen, in substantieller aber abzusprechen ist. Denn inwiefern überhaupt die Gefühlbildung etwas Verschiedenes ist von der Vorstellung- und Strebungbildung: so sind es ja doch unstreitig verschiedene Attribute, wenn ich von einer inneren Angelegtheit aussage, sie könne zu einem Gefühle, als wenn ich von derselben aussage, sie könne zu einer Vorstellung oder Strebung gebildet werden. Ein besonderes Gefühlvermögen in substantieller Bedeutung aber dürfen wir in dreyfacher Beziehung nicht annehmen. Zuerst nämlich kann ja, wie wir früher gesehen, eine und dieselbe Seelenthätigkeit, in verschiedener Hinsicht, zugleich ein Vorstellen, ein Fühlen und ein Streben seyn, wo dann doch unstreitig auch die für sie gegebene innere Angelegtheit ein Vermögen für alles dieses zugleich genannt werden muß. Zweytens ist es sehr wohl denkbar, und geschieht nicht selten, daß eine und dieselbe innere Angelegtheit, durch verschiedene Ausbildungmomente, oder unter verschiedenen Umgebungen, zum Gefühle, und nicht zum Gefühle ausgebildet werde. Die Angelegtheit zu einer Einbildungvorstellung, durch lebenfrische Reizmittheilung zum Bewußtseyn gesteigert *), äußert sich in demselben mit dem Gefühle ausgezeichneter Lebenfrische; während sie durch die Bewußtseynstärke der gewöhnlichen Vorstellungentwickelung geweckt, von den gewöhnlichen Vorstellungen durch nichts sich unterscheidet, und demnach kein Gefühl ist. Die Angelegtheit zu einer sehr abstrakten Gedankenreihe wird gewöhnlich mit dem Gefühle intellektueller Steigerung zum Bewußtseyn gebildet. Aber man nehme an, daß wir uns einmal lange Zeit hindurch mit gleich abstrakten Denkentwickelungen beschäftigt, und jene Angelegtheit wird unter Umgebungen zum Bewußtseyn treten, welche ihr gleichgebildet sind und gegen welche sie sich also in keinem Gefühlverhältnisse messen kann. Und drittens endlich ist es überhaupt eine irrige Voraussetzung, daß die Angelegtheiten einer gewissen Gattung von Seelenthätigkeiten (z. B. der ein Verstehen, ein Urtheilen, ein Begehren, ein Fühlen begründen) in

*) Die hier zum Grunde liegende Theorie der Erweckung zum Bewußtseyn findet man ausführlich erörtert und begründet in der zweyten Abhandlung der vorher angeführten Skizzen rc. »Ueber die Bewußtwerdung der im Unbewußtseyn angelegten Seelenthätigkeiten« (S. 337—492).

dem inneren Seyn der Seele sämmtlich zu einem einzigen, von den übrigen überwiegend gesonderten Seyn, oder zu einem Vermögen verbunden seyen. Die bewußten Thätigkeiten sind dieß gewiß nicht, sondern wir sehen nicht selten ein Fühlen, welches auf das innigste mit einer Einbildungvorstellung, oder einer Verstandesthätigkeit verbunden ist, außer allem Zusammenhange mit allen anderen in der menschlichen Seele gegebenen Fühlungen. Nun aber werden die Verknüpfungen des Bewußtseyns (wie sich unzweifelbar nachweisen läßt), dem bey weitem größten Theile nach, durch die Verknüpfungen der inneren Angelegtheiten bestimmt, so wie diese wieder durch die früher im Bewußtseyn erzeugten Verknüpfungen; und wir können also mit großer Sicherheit behaupten, daß in derselben Sonderung, wie wir die einzelnen Gefühle im Bewußtseyn hervortreten sehen, dieselben auch in der inneren Angelegtheit der Seele, oder als Vermögen, existiren. Während also in den beyden, früher erörterten Beziehungen, die Besonderheit der Gefühlvermögen, in ihrem Verhältnisse zu dem Vermögen des Vorstellens und Strebens, geläugnet werden mußte: so müssen wir in dieser Beziehung ihre Besonderheit im Verhältniß zu einander behaupten. Nicht ein Gefühlvermögen, sondern unzählige, sind in jeder menschlichen Seele gegeben: welche zwar vielfach mit einander, und in sehr innigen Verbindungen stehen, aber doch nur in solchen Verbindungen, welche sich von denen mit anderen Seelenvermögen nicht specifisch unterscheiden *).

Hiernach gehen wir nun zur Erörterung des zweyten Streitpunktes zwischen unseren beyden Verfassern, zu der Bestimmung des Werthes über, welcher den Gefühlen in dem Ganzen der menschlichen Seelenentwickelung und vorzüglich im Verhältnisse zu dem philosophischen Erkennen, zukommt. In dieser Beziehung kann es kaum schärfer entgegenstehende Antipoden geben, als wir hier einander gegen über treten sehen. Herr Professor Krug spricht von dem Einflusse, den man den Gefühlen auf das Wissen und auf das Leben einräumt, mit einer Mißbilligung, welche nicht selten an Erbitterung grenzt, während Hr. Dr. Richter in denselben den Urquell und das einzig gültige Richtmaß alles Wahren, Guten und Schönen findet. Das Fühlen der Wahrheit besteht nach Herrn Professor Krug (S. 60 ff.) in einem Fürwahrhalten ohne Gründe, oder doch klare Gründe: zu deren Bewußtwerdung ein mehr oder weniger anhaltendes und eindringendes Nachdenken erforderlich ist, zu welchem es

*) Auch diese Streitfrage findet man genauer erörtert in den »Skizzen zur Naturlehre der Gefühle,« S. 263 — 83.

bald an Veranlassung, bald an Zeit, bald an Lust, bald an Geschick fehlt. Daher denn auch dieses **Gefühl** keineswegs ein sicherer und zuverläßiger Führer auf dem Gebiete der Erkenntniß ist; denn selbst das Falscheste kann ja der Mensch, da Erziehung, Angewöhnung, Beyspiel und tausend zufällige Umstände auf sein Denken und Urtheilen Einfluß haben, mit der größten Hartnäckigkeit für wahr halten, und als solches vertheidigen: so daß er sogar zum Verfolger der Andersdenkenden, mithin zum Feinde der Wahrheit, wird, wenn er bloß seinem angeblichen Wahrheitgefühle vertraut. So muß es denn die unabänderliche Maxime jedes Menschen seyn, der seine Würde als vernünftiges Wesen behaupten will, gegen jenes Gefühl stets auf seiner Hut zu seyn; was nur dadurch geschehen kann, daß er die **Gründe** seines Fürwahrhaltens überall zur möglichst-größten Deutlichkeit steigert. Und da nun von der Philosophie, als Wissenschaft im höchsten Sinne dieses Wortes, vor allem Anderen durchgängige Klarheit gefordert werden muß: so ist es ganz und gar widersinnig, innerhalb der Philosophie an jenes Wahrheitgefühl zu appelliren; und eine **Gefühlphilosophie**, wie die von **Jakobi**, so viel Treffliches sie auch im Einzelnen enthalten, und so sehr sie dadurch diesen oder jenen Geistesverwandten blenden mag, bleibt immer nur ein aus schönen Purpurlappen zusammengeflicktes Kleid, welches kaum die natürliche Blöße bedeckt. Hingegen wirft Hr. Dr. **Richter** schon S. 9 die Frage auf, ob denn nicht das Gefühl, oder unmittelbare Innewerden, der Wahrheit eines Satzes mit dem klarsten Beweisgrunde für seine Richtigkeit vereinbar sey, und ob denn jeder Satz seiner Wahrheit nach **bewiesen** werden könne. Bevor ich das Urtheil aussprechen kann: »ich habe Vernunft,« muß ich den Begriff der Vernunft erst irgendwoher haben, und dieß kann nicht wieder ein Begriff oder eine Vorstellung seyn; denn die Vorstellung ist bloß Wiederholung der Wahrnehmung mittelst des Verstandes, enthält nur den **Gedanken** vom Daseyn, nicht das **Daseyn selbst**. Auch die Vorstellung des Ich durch das Ich muß von etwas Anderem, als einer Vorstellung, erzeugt worden seyn, weil sonst ein Windey das andere legt, und eine Schale in der anderen steckt ohne Kern. Die **höchste Gewißheit** (S. 109, ff.) kann nur die seyn, die, **in sich selbst gewiß**, keiner andern außer ihr befindlichen zu ihrer Bestätigung bedarf, noch fähig ist. Denn sollte das Stützen und Befestigen durch Gründe ins Unendliche gehen, so wäre eben dadurch alle Gewißheit vernichtet, und wir würden nur spielend im Kreise herumgehen. Schon **Aristoteles** sah ein, daß von Allem Beweis zu führen, unmöglich sey, und sich selbst aufheben würde, und so muß es also einen Punkt

geben, wo der Philosoph nur einsehen kann, daß es keine weiteren Gründe für seinen Glauben oder seine Ueberzeugung gibt: der Anfangspunkt aller Philosophie, ohne welchen sie eine Schraube ohne Ende, ein Kartenhaus ohne Grund, ein Luftgebilde ist. Und wo ist nun diese höchste Gewißheit zu suchen? Nirgend anders, als in den Sätzen, in welchen wir eine Erfahrung einzelner Dinge aussprechen: »denn zwischen uns und den wahrgenommenen Gegenstand tritt nichts, was uns über die Gewißheit unserer Wahrnehmung sicher machen könnte;« und da alle allgemeinen Sätze, ihrer realen Gültigkeit nach, sich wieder auf die einzelnen Sätze der Erfahrung stützen, so kann ein Beweis aus jenen nur eine abgeleitete Gewißheit enthalten. Alle unmittelbare Gewißheit also ruht auf sich selbst, oder auf dem Bewußtseyn, daß sie wahr ist. Dieses Bewußtseyn aber ist kein Urtheil (ein vermitteltes Erkennen durch Denken), sondern ein unmittelbares Gefühl. »Wir fühlen, daß eine Erfahrung gewiß sey, oder wir werden es unmittelbar inne als etwas Angenehmes, mit unserem geistigen Wesen Uebereinstimmendes.« »Und gleichwie das Wissen von uns selbst auf dem Gefühle unseres Zustandes beruht, und sich nur im Gefühle ankündigt, also ist auch das Wissen von Gott durch uns selbst nur im Gefühle möglich, indem wir entweder angenehm oder unangenehm durch die Thatsache des Glaubens an Gott bewegt werden, also entweder durch Liebe und Dankbarkeit, oder durch Furcht, der Thatsache des Glaubens an sein Daseyn inne werden. Daß daraus nach und nach Begriffe und Vorstellungen von ihm gebildet werden, und Urtheile und Schlüsse entstehen, ist unläugbar; allein ihre Wahrheit und der Glaube daran ruhen zuletzt auf dem Wahrnehmen der Thatsache, daß ein Gott sey, der sich durch die Idee absoluter Vollkommenheit in uns offenbart« (S. 52, 53). Und so ergibt sich denn (S. 116), daß alle Ueberzeugung von Wahrheit und Gewißheit vom Gefühle ausgeht, und folglich das Gefühl oder Bewußtseyn die höchste Instanz für die Philosophie ist, auf welche man zwar nicht in der Mitte, aber doch am Anfange der Philosophie sich berufen muß, um unzweifelbare Prinzipien der Erkenntniß zu gewinnen. Woraus sich denn die Kritik des Urtheils über Jakobi von selbst ergibt.

In gleich scharfem Gegensatze treten die Verfasser in Bezug auf das sittliche Gefühl einander gegenüber. Dieses ist nach dem Verfasser von Nr. 1 nichts anderes als das dunkle Bewußtseyn der sittlichen Gesetze (welche, als Aussprache oder Forderungen der praktischen Vernunft, erst bey fortgesetztem Nachdenken über unsere Rechte und Pflichten in voller

Klarheit hervortreten, und sich später erhalten können), verbunden mit einem eben so dunklen Antriebe zur Befolgung derselben. Da sich aber, dieser Dunkelheit wegen, im Gefühle auch das Böse unter dem Scheine des Guten darstellen kann: so bedarf dasselbe gar sehr der Berichtigung, der Läuterung, der Aufklärung, damit man nicht aus irrendem Gewissen fehle: welches eben nichts Anderes ist, als das unberichtigte, ungeläuterte, unaufgeklärte sittliche Gefühl. So lange man sich daher nur auf dieses beruft, werden die Ravaillacs, Damiens und alle Sünder der Art ewig Recht behalten, wenn sie sagen, ihr innerstes Gefühl habe sie belehrt, daß sie ein gutes Werk thäten, und eben deßhalb ist es widersinnig, wie einige Moralphilosophen gethan haben, das Gefühl zum obersten Prinzipe der Sittenlehre zu erheben, deren Aufgabe ja vielmehr darin besteht, das dunkle Fühlen, in seinem ganzen Umfange, in ein möglichst klares und deutliches Bewußtseyn von den Gesetzen der praktischen Vernunft zu verwandeln.«

»Woher aber, entgegnet der Verfasser von Nr. 2, diese Gesetze der praktischen Vernunft? Ein Gesetz ist ein allgemeines Urtheil, und kann, als solches, nur durch Reflexion oder durch Abstraktion von einzelnen Fällen entstanden seyn. Ehe Sätze gebildet werden, muß Stoff dazu vorhanden seyn, welchen man wahrnehmen muß, um darüber zu reflektiren, ihn in Begriffe fassen, und zu Urtheilen verbinden zu können. Die praktischen Gesetze enthalten überdieß noch das Bewußtseyn ihrer Gültigkeit oder Verbindlichkeit für uns;« »diese Verbindlichkeit ist aber (S. 121) kein bloßes Urtheil, sondern das Bewußtseyn von der Nothwendigkeit einer solchen, durch den Grundtrieb der Vernunft sich zu äußern, veranlaßten Handlung,« »welches sich nur im unmittelbaren Gefühle äußern kann. Die Vernunft nämlich strebt, wie alle in uns gelegte Kräfte, nach ihrer freyen Aeußerung, welche Sittlichkeit genannt wird. Aber bey der Zwiefachheit unseres Wesens streben andere Kräfte nach sinnlichem Genusse, und so entsteht Zwiespalt und Zweifel bey der Wahl der auszuführenden Handlungen: durch welchen dann das Bewußtseyn der Freyheit und Selbstbestimmung rege wird, und ein Gefühl der Billigung oder Mißbilligung sich äußert, je nachdem die Vernunft und ihr Bestreben dem sinnlichen vorgezogen oder nachgesetzt wird. Denn in sich selber gewiß ist der Glaube, die Vernunft sey die Herrscherin des Geistes; und wird also das unmittelbar als höher erkannte Vermögen der Vernunft dem sinnlichen Triebe nachgesetzt, so fühlt der Mensch sich unbehaglich, und erkennt das gehemmte Streben der Vernunft als eine Nothwendigkeit, als ein Gebot für diesen Fall.

Durch Abstraktion von mehrern solchen Fällen entstehen die allgemeinen Regeln oder Pflichtgebote; und es ist also durchaus nicht widersinnig, das Gefühl zum obersten Kriterium des Sittlichen zu machen, sondern vielmehr das einzig richtige Verhältniß. Die Moral, als Wissenschaft, kann die Aussprache des Gefühles deuten, erklären, vergleichen, aber nicht machen, regieren, verändern; so wie der Verstand die Gesetze der äußern Natur deuten, aber nicht geben kann. Daß das Gefühl individuell, und in sofern unzuverläßig sey, steht diesem Verhältnisse keineswegs entgegen; denn sind Vernunft und Verstand etwa weniger individuell? — Das Gewissen, als unmittelbares Wissen von der Gesetzmäßigkeit der Vernunft, ist nicht Vorstellung, sondern Gefühl, und kann darum auch nicht berichtigt und geläutert werden, da ja alles Andere weniger gewiß und lauter, das Gewissen allein das ursprünglich oder in sich Gewisse ist. Weßhalb man denn auch das irrende Gewissen nicht als ein falsches Gefühl darstellen darf. Vielmehr ist es nur ein von falschen Vorstellungen erregtes Gefühl. Soll nämlich (S. 128) eine sittliche Nöthigung zu irgend einer Handlung empfunden werden, so muß das Objekt derselben, und das Verhältniß des Objektes zum Subjekte, deutlich erkannt werden; und ist diese Erkenntniß falsch, so wird freylich auch das Gefühl der Nöthigung zu einer unsittlichen Handlung führen, aber nicht als Gefühl, sondern wegen mangelhafter Kenntniß der Pflichtverhältnisse. Nicht das Gefühl also, sondern der Verstand irrte in Ravaillac; und es würde weit weniger Sünde und Thorheit geben, wenn man mehr auf die natürliche Stimme des Gewissens, als auf die Sophismen des Verstandes bey der Bestimmung seines Handelns sich berufen hätte.«

Nach dieser Darstellung läßt sich leicht denken, wie endlich auch in Bezug auf das religiöse Gefühl der Gegensatz unserer Verfasser sich gestalten muß. Nach Nr. 1 ruht unser religiöser Glaube auf moralischen Gründen: »denn nur, wiefern wir uns als vernünftige und freye Wesen unter einer sittlichen Gesetzgebung finden, die uns auf einen höchsten Gesetzgeber und Richter verweiset, und uns zugleich ein nur durch unendlichen Fortschritt im Guten zu erreichendes Ziel der Vollkommenheit vorhält: nur in sofern sehen wir uns genöthigt, an Gott und Unsterblichkeit zu glauben.« Das religiöse Gefühl ist einerseits eine dunkle Vorstellung vom Uebersinnlichen, Unendlichen, Ewigen, andererseits aber auch ein dunkles Streben darnach. Eben dieser Dunkelheit wegen darf aber dieses Gefühl nicht zum Grunde der Religionslehre gemacht werden; son-

dern der Religionslehrer muß sich mit der höchst möglichen Klarheit der Vernunftgründe seines Religionsglaubens bewußt werden. Wer sich dessen weigert, »stellt sich mit dem gemeinsten Fakir oder Schaman auf völlig gleiche Linie:« denn dieser wird sich ja mit demselben Rechte auf sein religiöses Gefühl berufen, und »es ist keine Vorstellungsart vom göttlichen Wesen und vom künftigen Leben so abgeschmackt, kein äußerer Religionskultus so widersinnig, überhaupt keine Handlungsweise so lächerlich, oder so abscheulich, daß sie nicht mit dem religiösen Gefühle in eine bald nähere, bald entferntere Verbindung gebracht, und von demselben sanktionirt werden könnte« (S. 76).

Wie der Verfasser von Nr. 2 das religiöse Gefühl betrachtet, ist schon bey der Erörterung seiner Ansichten vom Wahrheitsgefühle im Allgemeinen angegeben worden. Nach ihm nämlich ist (S. 130) das religiöse Gefühl ein Theil des allgemeinen Wahrheitsgefühles, »nur auf das Daseyn Gottes und den Glauben an die Unsterblichkeit gerichtet;« und bildet als solches die höchste Instanz für die Religionswissenschaft in Hinsicht ihrer Gewißheit. Es ist unmittelbar gewiß, weil es (vgl. vorher) eine Thatsache unserer Vernunft ausspricht; und alle Gründe können die in ihm, und in ihm allein, gegebene Ueberzeugung, daß die Ideen von Wahrheit, Güte und Schönheit keine Traumbilder, sondern Offenbarungen eines göttlichen Seyns und Wirkens sind, nur erläutern, nicht begründen. Irrungen ist es freylich ausgesetzt, aber nicht mehr als der Verstand; und Gräuel, welche man in der Geschichte auf seine Rechnung schreibt, sind größtentheils aus ganz anderen Motiven, die sich damit verbanden, herzuleiten.

Wie sollen wir uns nun bey diesem Widerstreite entscheiden? Ist das Gefühl ein lauterer, oder ein unlauterer Quell des Erkennens und Wollens? Etwas in sich Selbstständiges, oder nur die unvollkommene und verfälschte Ausbildung eines Anderen? — Unsere Verfasser, wie schon bemerkt, sprachen in ihren Ansichten nicht etwa eigenthümliche Paradoxa, sondern die Grundsätze ganzer philosophischer Schulen aus, und schon dadurch wird es wahrscheinlich, daß wohl trotz ihres unvereinbaren Gegensatzes, keiner von beyden ganz Unrecht haben möge. Auch sieht man im Allgemeinen leicht ein, wie dieß möglich ist. Das Gebiet der Gefühle, im weitesten Sinne dieses Wortes, umfaßt ja, wie wir gesehen, das Gebiet der gesammten Seele, und es kann also recht wohl von einer Gattung der Gefühle etwas wahr seyn, während von der anderen das Gegentheil wahr ist, und eine und dieselbe Gattung der Gefühle wird sich in dem einen Menschen so, in dem anderen anders bilden können.

Zuvörderst müssen wir dem Verfasser von Nr. 2 darin unstreitig Recht geben, daß nicht Alles bewiesen, nicht Alles gestützt werden kann ins Unendliche, ohne einen an sich festen, und eben dadurch das Andere haltenden Grund; so wie, daß alle Begriffe und Urtheile (da sie von einer tiefer dringenden Psychologie als abgeleitete Seelenthätigkeiten erkannt werden) ein ihnen gleichartiges Etwas voraussetzen, welches nicht Begriff und Urtheil ist. Der Begriff von einem Seyn ist nur dadurch möglich, daß uns ein Seyn unmittelbarer Wahrnehmung gegeben ist, und wir könnten nichts als schön oder sittlich beurtheilen, wenn alle Anschauung des Schönen und Sittlichen uns verschlossen wäre. Dieß also ist unzweifelbar richtig; aber es ist schon etwas ganz Anderes, und ist falsch, wenn der Verfasser dieß vor den Begriffen und Urtheilen Liegende das Prinzip der Gewißheit nennt. Von Gewißheit kann nicht die Rede seyn, so lange noch kein Wissen gegeben ist, und alles Wissen ist, als solches, an die Form des Urtheils gebunden, und tritt also erst mit dieser in unsere Seelenentwickelung ein. Das Prinzip der Gewißheit ist in sofern in den einfachen (sogenannten analytischen) Urtheilen gegeben. Durch diese Urtheile wird freylich kein neuer Erkenntnißstoff gewonnen: denn sie wiederholen im Prädikate nur, was schon im Subjekte gegeben ist; aber eben die Form, in welcher dieser Stoff uns gegeben ist, wird in ihnen verändert, wird aus einem Fühlen, oder aus einem Vorstellen, welches seiner Unvollkommenheit wegen noch kaum diesen Namen verdient, zu einem wahren Vorstellen, einem klaren Denken. Sind Subjekt und Prädikat vollständig gebildet und in ungestörtem Bewußtseyn in uns gegeben, so wird uns das Enthaltenseyn oder Nichtenthaltenseyn des letzteren in dem ersten unmittelbar gewiß, und haben wir also ein Vorstellungsverhältniß auf diese Form zurückgeführt, so bedürfen wir keines Beweises für dasselbe; vielmehr bezwecken alle Beweise eben nur diese Zurückführung. Will jemand dieses unmittelbare Gegeneinandermessen von Subjekt und Prädikat, vermöge dessen uns ihre Einstimmung oder Nichteinstimmung gewiß wird, ein Fühlen, im weitesten Sinne dieses Wortes, nennen; so kann man freylich nichts dagegen haben. Aber ein Fühlen in dem allgemein gebräuchlichen Sinne dieses Wortes (wo man nur das unmittelbare Bewußtseyn auffallenderer Verschiedenheiten in der Bildung der Seelenthätigkeiten mit diesem Worte bezeichnet) ist es nicht, und noch weniger darf es dem Gegeneinandermessen unvollständiger und unklarer Erkenntnißelemente gleich gesetzt werden, welches man im gewöhnlichen Leben mit dem Namen »Wahrheitsgefühl« belegt. Der Verfasser hat Recht in der Behauptung, daß das Bewußt-

seyn der unmittelbaren Gewißheit kein Urtheil sey (S. 113); aber es ist etwas am Urtheilen, die Form oder das Grundverhältniß des Urtheilens: was er auch im Grunde (im Widerspruche mit sich selber) kurz vorher anerkennt, indem er sagt, die erste Gewißheit sey in allen »Sätzen« zu suchen, worin wir eine Erfahrung einzelner Dinge aussprechen.

Was nun im Besonderen das Verhältniß der Gefühle zu dieser ursprünglichen Erkenntnißform betrifft: so müssen wir zwey Gattungen von Erkenntnissen unterscheiden. In der einen ist das Zuerkennende eben ein Gefühl oder eine Beschaffenheit, ein Verhältniß, welche wesentlich im Fühlen uns kund wird. So verhält es sich bey den Urtheilen über das Angenehme, über das Schöne und Erhabene, über das Sittliche. Des Letzteren z. B. werden wir uns ursprünglich nicht anders bewußt, als indem wir die Seelenbildungen, um welche es sich handelt, gegen die gewöhnliche mittlere Seelenbildung unmittelbar messen oder fühlen, wo sich dann eben im Gefühle die Grade der Stärke der Werthgebung, des Begehrens ꝛc. kund geben, welche wir als sittlich und unsittlich bezeichnen. Hier also ist die gesammte Erkenntnißbildung, ihrem Stoffe nach, von den Gefühlen abgeleitet; die Begriffe »schön, erhaben, sittlich, unsittlich« ꝛc. sind Gefühlbegriffe, aus der Abstraktion von den einzelnen Gefühlen hervorgegangen. Wo die Gefühle zusammengesetzt sind, kann und muß die Wissenschaft sie zergliedern; aber durch diese Zergliederungen kommt sie, wenn auch freylich auf einfache Vorstellungen, doch immer wieder auf solche einfache Vorstellungen, welche zugleich auch Gefühle sind (vgl. vorher), und in dieser Beziehung eben die einfache Grundlage jener zusammengesetzten Gefühle ausmachen.

Ganz anders verhält es sich mit einer andern Klasse von Erkenntnissen, deren Grundlage zwar auch als Gefühl sich äußern kann, und im gewöhnlichen Leben sehr oft äußert; für welche aber die Aeußerung nur zufällig (durch besondere Umgebungen veranlaßt) ist, indem vielmehr diese Grundlage, ihrem Wesen nach, ein Vorstellungsverhältniß in sich enthält. So kann ein klar gedachtes Urtheil, indem es neben ein unklares, oder neben die problematische Vorstellung des Gegentheils tritt, zum Gefühle werden, welches wir dann eben als ein Gefühl der Klarheit oder der Wahrheit bezeichnen. Aber dieses Gefühl ist hier nur etwas Abgeleitetes, für sich allein stehend, oder neben anderen, gleich klar gedachten und gleich wahren Urtheilen, würde jenes Urtheil sich gar nicht im Gefühle kund gegeben haben, ohne daß es deßhalb weniger begründet gewesen wäre. Die Wahrnehmung eines wirklich Seyenden gegen eine bloße Einbildungsvorstellung, die Vorstellung eines vielfach beobachteten

Kausalzusammenhanges gegen die Vorstellung eines erdichteten, die Verknüpfung der moralischen Eigenschaften, Talente, Gesichtszüge rc. in der Vorstellung meines Freundes, gegen eine bloß mögliche Verknüpfung von Eigenschaften rc. gehalten, geben sich mir mit den Gefühlen der größeren Frische und der größeren Festigkeit kund; aber nicht diese Gefühlbeschaffenheiten (welche nur durch das zufällige Danebentreten entgegengesetzter Seelenbildungen entstanden sind), sondern die in ihnen enthaltenen Vorstellungsverhältnisse machen ihren eigenthümlichen Charakter aus. Hier also bildet nicht, wie in den früher bezeichneten Fällen, das Fühlen den Grund des sich daran anschließenden, aufklärenden Erkennens; sondern dieses muß auf die, diesem Fühlen zum Grunde liegenden, Vorstellungsverhältnisse selbst gehen, um dieselben, in ihrem innersten Wesen, zur höchsten Deutlichkeit zu steigern.

Die Natur dieses Verhältnisses ist dem Verfasser von Nr. 2 ganz dunkel geblieben, und er faßt daher auch die in dieses Verhältniß eingehenden Gefühle durchgängig falsch auf. »Die Wahrheit eines Urtheils fühlen (sagt er S. 104), heißt das Angenehme oder Unangenehme desselben unmittelbar inne werden, oder inne werden, daß das Urtheil mit unseren Gesetzen zu denken, mit unserer geistigen Individualität zusammenstimme.« Eben so S. 114: »Die letzte Gewißheit aber liegt über dem durch Denken vermittelten Urtheile in dem Gefühle, worin, wie gezeigt, sich jedes Bewußtseyn unseres Wesens ausspricht. Wir fühlen, daß eine Erfahrung gewiß sey, oder wir werden es unmittelbar inne als etwas Angenehmes, mit unserem geistigen Wesen Uebereinstimmendes.« Und nach S. 52 soll uns gar das Wissen von Gott dadurch entstehen, daß wir »entweder angenehm oder unangenehm durch die Thatsache des Glaubens an Gott bewegt werden, also entweder durch Liebe und Dankbarkeit, oder durch Furcht der Thatsache des Glaubens an sein Daseyn inne werden.« — Unstreitig erstreckt sich das Fühlen viel weiter, als über das Gebiet des Angenehmen und Unangenehmen. Ein Urtheil ist an und für sich weder das eine, noch das andere, und die Verhältnisse, durch welche es eines oder das andere werden kann, haben, an und für sich, gar nichts zu thun, weder mit dem Gegeneinandermessen von Subjekt und Prädikat, in welchem das eigentliche Urtheilen besteht, noch auch mit den vorher bezeichneten abgeleiteten Gefühlen, die man zuweilen unter dem Namen des Wahrheitsgefühles zusammengefaßt hat. Auch schwankt der Verfasser selbst in der Art, wie er das Angenehme und Unangenehme mit denselben in Verbindung setzt: denn nach den beyden ersten, vorher angeführ-

ten Stellen ist das angenehme Gefühl Kriterium des Wahren, das unangenehme Gefühl Kriterium des Falschen, während in der letzteren beyde als Kriterien des Wahren aufgeführt werden. Selbst die, als die erste bezeichnete Klasse von Gefühlen und Erkenntnissen liegt über diesen Unterschied (mag er auch immer als begleitender gegeben seyn) weit hinaus: denn nicht nur das Angenehme und Unangenehme fühlen wir in dem Schönen und Häßlichen, Erhabenen und Niedrigen, Sittlichen und Unsittlichen ꝛc., sondern zugleich bestimmte Qualitäten, und diese, nicht die bloßen Steigerungen und Herabstimmungen, werden das wahrhaft bedeutend für die von den Gefühlen abgeleiteten Erkenntnisse.

Aus dieser Entwickelung ergibt sich dann auch eine ganz andere Stellung der Gefühle und Verstandeserkenntnisse zu dem Irrthume, als wir in beyden vorliegenden Schriften angenommen sehen. Der Verfasser von Nr. 2 hat in seiner Polemik darin Recht, daß sich das Falsche keineswegs so überwiegend auf der Seite der Gefühle findet, wie der Verfasser von Nr. 1 es behauptet. Wo die Subjekte Gefühle, die Prädikate Gefühlbegriffe sind (wie überall in der ersten von den beyden früher angeführten Erkenntnißklassen, und nicht selten auch in Urtheilen der zweyten): da wiederholen ja die Urtheile nur, was in den ihnen zum Grunde liegenden Gefühlen gegeben ist, und werden also, wo diese unrichtig gebildet sind, derselben Unrichtigkeit sich schuldig machen. Wessen sittliches Fühlen verderbt ist, der mag dasselbe noch so sehr zur Klarheit steigern: alle darauf gegründeten Urtheile werden nur dieselbe Verderbtheit in sich abspiegeln. Daher es denn auch an verkehrten Systemen der Sittenlehre, der Aesthetik ꝛc. eben so wenig gefehlt hat, als an verkehrten Gefühlen dieser Art; ja diese verkehrten Systeme nicht selten an klarer und scharfbegränzender, wissenschaftlicher Durchbildung allen gleichzeitigen Darstellungen bey weitem überlegen waren. Die Klarheit der Verstandesentwickelung also sichert keineswegs vor dem Irrthum, wo sie nur in ihren Prädikaten wiederholt, was vor ihr, und von ihr unabhängig, in den Gefühlen gegeben ist. Aber derselbe Satz kann dann auch gegen den Verfasser von Nr. 2 selbst gewandt werden, wenn er, von seiner Seite, beynah allen Irrthum dem Verstande zuschieben will. In den Vorbereitungen, welche das Wiederholen der Gefühle in den Prädikatbegriffen vermitteln, werden zwar allerdings auch Irrthümer möglich seyn; ein großer Theil derselben aber, ja in den meisten Verhältnissen der bey weitem größere, wird der wiederholten Grundbildung, oder den Gefühlen, zur Last fallen. So ist es freylich keineswegs ohne Schwierigkeit, die Gefühle, in welchen sich uns die Vorstellungen menschlicher Handlungen kund gaben, in der Mannigfaltigkeit zu sammeln, und mit der Schärfe

und Reinheit im Abstraktionsprozesse sich durchdringen zu lassen, daß daraus die richtigen Begriffe des Sittlichen und Unsittlichen hervorgehn, und in Betreff mancher feineren Grenzscheidungen zwischen denselben sehen wir noch immer, nicht nur die unwissenschaftlichen Begriffbildungen des gewöhnlichen Lebens, sondern selbst die philosophischen Systeme mit einander im Streite. Doch wollte Gott, daß diese bloß theoretischen Irrthümer die einzigen wären, über welche wir im Gebiete des Sittlichen zu klagen hätten! Aber weit verderblicher und weit zahlreicher sind die praktischen Abweichungen, welche das Sinnliche dem Geistigen, den flüchtigen Rausch des Augenblickes dem dauernd Steigernden, das beschränkte eigene Interesse dem Interesse des Vaterlandes oder dem Interesse der Menschheit vorziehen! Wollen wir diese falche Werthgebung durch verständige Entwickelungen bekämpfen, so gibt man uns vielleicht Recht, gibt uns vielleicht mit voller Ueberzeugung des Verstandes Recht, aber sobald irgend etwas jenes lebendige Fühlen wieder aufregt, sehen wir auch wieder jene falsche Ansicht an die Stelle der richtigen treten. Woher die Verstocktheit des Gewissens, welche bey den niedrigsten, oder den verabscheuungswürdigsten Bestrebungen und Handlungen eben nichts weiter, als den Vortheil fühlt, welchen dieselben dem Handelnden verschaffen sollen? Aus dem Begriffe und Urtheilbilden gewiß nicht, so sehr auch vielleicht der Verstockte sich und Anderen sein Thun durch Argumentationen zu beschönigen weiß, sondern nur daher, daß ihm das kräftige und lebendige Fühlen des Maßstabes fehlt, nach welchem er der Unsittlichkeit seines Strebens inne werden würde.

Und hieraus ergibt sich dann, mit wie großer Vorsicht man sich der Gefühle als Prinzipien, selbst für diejenigen philosophischen Wissenschaften bedienen müsse, welche (wie Aesthetik und Moral), der Natur der menschlichen Seelenentwickelung gemäß, kein anderes Prinzip haben können. Wer sich dabey auf diejenigen Gefühle berufen will, welche uns unmittelbar bey der Vorstellung eigener oder fremder Handlungen entstehen, wird in unzählige Irrthümer verfallen. Alle diese Gefühle nämlich sind viel zu zusammengesetzt (das Gefühlte sowohl, als dasjenige, wogegen es gefühlt wird), als daß die darauf gegründeten Urtheile die angemessene Klarheit und Sicherheit erhalten könnten. Klarheit und Sicherheit, und dadurch dann auch Allgemeingültigkeit, kann diesen philosophischen Wissenschaften nur durch die Zergliederung dieser Gefühle in die einfachsten Elemente werden, zu welchen wir überhaupt in der Zergliederung der menschlichen Seelenentwickelungen vorzudringen im Stande sind, und also diese einfachen Gefühlelemente, nicht die unmittelbar im Leben hervortretenden Gefühle, sind als die

Prinzipien der Philosophie in den Wissenschaften aufzuführen, welche der ersten der vorher bezeichneten Erkenntnißgattungen angehören.

Ganz anders verhält es sich mit denjenigen philosophischen Wissenschaften, deren Aufgaben sich auf die zweyte Klasse von Erkenntnissen, auf Vorstellungverhältnisse, beziehen: die nur zufällig, vermöge der eigenthümlichen Beschaffenheit der Umgebungen, zu Gefühlen werden können. Wer sich in der Logik auf Gefühle berufen will; für wen in der Methaphysik, wo es die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Vorstellen und Seyn gilt, das allgemein-menschliche Fühlen desselben die höchste Instanz ist: der hat, trotz aller Begriff-, Urtheil- und Schlußbildungen, welche er darauf bauen mag, noch nicht einmal den ersten Schritt zu einem wohlbegründeten Philosophiren gethan. Hier also sind die Gefühle untauglich, Prinzipien der Philosophie zu seyn, und es ist nur als ein Akt der Verzweiflung zu betrachten, wenn man auf sie, als unzweifelbare Entscheidunggründe, sich berufen hat, so oft ein ausgezeichneter skeptischer Denker den Glauben des gesunden Menschenverstandes kräftig erschüttert hatte. Hier gilt es eine klare Entwickelung der diesen philosophischen Wissenschaften als Aufgabe gestellten Vorstellungverhältnisse; und bis man diese zur vollkommensten Evidenz erhoben, wird die Berufung auf das Gefühl immer wieder von neuem durch Zweifel gestört werden *).

Zu noch manchen anderen interessanten Erörterungen könnte der Widerstreit der beyden vorliegenden Schriften Veranlassung geben. So wird die schon aus den übrigen Schriften des Herrn Professor Krug bekannte, und hier (S. 27, ff.) zur Unterstützung seiner Ansicht von den Gefühlen vorgetragene, Eintheilung unserer gesammten Seelenvermögen nach den Potenzen der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft, von dem Hrn. Dr. Richter (S. 18, ff.) einer ausführlichen Kritik unterworfen, und die speziellen Entwickelungen in beyden Schriften breiten sich, außer über das Wahrheitgefühl, das sittliche und das religiöse Gefühl, auch noch über die Gefühle der Liebe und des Hasses, der Ehre und der Rache, über die sympathetischen und über die sogenannten ästhetischen Gefühle aus. Aber Rec. muß sich hier begnügen, auf diese Untersuchungen hingedeutet zu haben, da eine ausführliche Kritik der in denselben vorgetragenen Ansichten ein eigenes psychologisches Werk erfordern würde. Fr. Ed. Beneke.

*) Eine ausführlichere Erörterung der Frage, inwiefern Gefühle Prinzipien des Wissens werden können, geben die »Skizzen zur Naturlehre der Gefühle,« S. 227 — 62.

Art. VII. Des böhmischen Freyherrn Löw von Rozmital und Blatna Denkwürdigkeiten und Reisen durch Deutschland, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien. Ein Beytrag zur Zeit- und Sittengeschichte des funfzehnten Jahrhunderts, von Joseph Edmund Horky. Erster und zweyter Theil. Brünn, 1824, bey Joseph Georg Traßler.

In dem Vorworte redet der Verfasser von der Wichtigkeit der Reisebeschreibungen überhaupt, somit auch dieser vorliegenden, für die Zeit- und Sittengeschichte des funfzehnten Jahrhunderts, worüber wir mit ihm recht gern einverstanden seyn wollten, wenn er nur im Uebrigen nicht etwas zu viel Selbstgefälligkeit hätte vorwalten lassen, und sich zuvor immer recht klar gedacht hätte, was er schreiben wollte und schreiben sollte. Nach seiner Versicherung hat diese Arbeit nicht wenig Mühe erfordert; ihm sey jedoch dabey vorzüglich darum zu thun gewesen, »das Publikum mit einem Böhmen genauer bekannt zu machen, der sich in mehrerer Hinsicht in seinem Vaterlande berühmt gemacht habe.« Die Gelegenheit, über die Rozmitale manche nicht ganz uninteressante, der Vergessenheit entrissene Nachrichten geben zu können, die Seltenheit des alten Druckwerkes, das Horky benützt, und die Irrthümer, welche sich seit mehr als zweyhundert Jahren bey den böhmischen Geschichtschreibern hinsichtlich desselben eingeschlichen haben, sollen die Beweggründe dabey gewesen seyn, welche wir ganz in der Ordnung finden. Wollte aber Horky die Reise seines Löw von Rozmital zur allgemeinen Kenntniß bringen, so war nichts natürlicher, als über das Geschlecht der Rozmitale oder Rosenthale eine genealogische Einleitung zu geben, und die von dem Propsten (nachmaligem Olmützer Bischofe) Stanislaus Pawlowsky gelieferte, und zu Olmütz bey Friedrich Millichthaler 1577 gedruckte, lateinische Uebersetzung dieser Reise bibliothekarisch zu würdigen, wobey die, über diesen Gegenstand bey inländischen Geschichtsforschern obwaltenden Irrthümer füglich auch zur Sprache gebracht werden konnten. Aber noch größeren Dank würde er sich verdient haben, wenn er uns über die Schicksale des böhmischen Originals dieses Reiseberichtes etwas Belehrendes hätte sagen können, und wenn er über den verdienstvollen Uebersetzer, sey es auch nur aus Ziegelbauer oder Monse, das Nöthige hätte in Erinnerung bringen wollen; denn ohne diesen Uebersetzer hätte Horky sein Buch ja doch nicht schreiben können. Zum Glücke kann sich der ausgezeichnete Olmützer Bischof damit trösten, daß seinen Verdiensten schon von anderen Männern gehuldigt worden; selbst der Umstand, daß seine freund-

schaftlichen lateinischen Verse von Horky ohne allen poetischen Werth befunden wurden, darf den berühmten Prälaten nicht allzusehr bekümmern; auch lasen wir in den letzteren Zeiten weit schlechtere Verse auf mährische Große, als die dem lateinischen Kommentare des mehr erwähnten Reiseberichtes vorgedruckten. Der Verfasser sagt ferner, daß er auf sein Buch Fleiß verwendet habe. Ohne diesen Fleiß im Allgemeinen verkennen zu wollen, vermißten wir ihn dennoch gleich in den ersten Zeilen seines Vorworts, und noch öfter im Verlaufe der Erzählung. Wir fordern jeden, der es mit treffender Sachbezeichnung hält, auf, uns zu sagen, ob »welthistorische Ereignisse, während eines Zeitraums von vierthalbhundert Jahren, zumal in unseren Tagen, beynahe das ganze westliche Europa in eine, von der ehemaligen grell abstehende Form zwingen« konnten, und ob »sich diese Ereignisse in ihren umwandelnden Wirkungen bis auf die kleinsten und abstraktesten (?) Gegenstände des Privatlebens erstreckt haben?« Wir fragen ferner, wie es um den deutschen Styl des Verfassers stehen mag, wenn er (Thl. I. S. 287) schreibt: »Nun kamen gerade auch die Jünger des Apostels zur Königin, mit der Bitte, ihnen welches Zugvieh zu geben, mit welchem sie den Leichnam auf jenen Ort bringen könnten;« dann (Thl. II. S. 176): alle Kraft zu widerzustehen?«

Mit der historischen Erudition, die der Verfasser gern zur Schau trägt, steht folgender Absatz in einem sonderbaren Kontraste. Horky schreibt nämlich: »Eine getreue Darstellung des Zustandes der Dinge, in welchem sich zunächst vor dieser Epoche (am Schlusse des Mittelalters) die Abendlande befanden, muß gewiß nicht nur dem Geschichtsfreunde, sondern auch jedem Literator überhaupt sehr willkommen seyn. Leider ist dieß eine Aufgabe, die viel zu beschwerlich und gar zu ausgedehnt ist, als daß sie bisher zur Genüge hätte gelöst werden können. Da indeß der Mangel an zweckmäßigen Hülfsmitteln an der Schwierigkeit jener Aufgabe Theil hat, so läßt es sich erwarten, daß, wenn sich erst hinreichend Daten gefunden haben würden, jenes Unternehmen weniger abschreckend seyn dürfte.« Billig möchte man fragen, in welcher von den mehreren gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er sich nennt, der Verfasser diesen bejammernswerthen Stand der Forschungen über das Mittelalter kennen gelernt habe, und wie es mit seiner eigenen Kenntniß vom Mittelalter stehe, wenn eine treue Darstellung des Zustandes der Dinge im funfzehnten Jahrhunderte ihm eine zu beschwerliche Aufgabe dünkt, als daß sie bisher zur Genüge hätte gelöst werden können.

Es bedürfte doch nur, wir sagen nicht einmal der genaueren Bekanntschaft mit den größeren Werken und Quellenschriften über Kirchen- und Staaten-, Literatur- und Kunstgeschichte des funfzehnten Jahrhunderts, sondern nur mit dem ersten besten leidentlich geschriebenen Geschichtskompendium, um sich zu überzeugen, daß die Schwierigkeit, worüber der Verfasser seufzt, und zu deren Beseitigung er Hoffnung gibt, in unsern Tagen in dem Grade gar nicht mehr vorhanden ist, am wenigsten für Leute, welche das Mittelalter aus den Quellen zu studiren pflegen.

In der Einleitung, wo Horky unter Andern von den Wirkungen der taboritischen Unruhen auf die intellektuelle Bildung der Nation handelt, liest man, »daß die Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Bildung zu jener Zeit (des Hussitenkrieges) in Deutschland bloß ein Monopol der Geistlichkeit, in Böhmen hingegen ein Gemeingut der ganzen Nation gewesen.« Ob der Verfasser wohl nachgedacht, als er das schrieb? Wo sind denn die vielen Bücher und gelehrten Schriften, welche die böhmische Nation während des Hussitenkrieges geschrieben, und wodurch sie, man will nicht sagen die deutsche Nation, sondern sogar die Geistlichkeit in Böhmen und Mähren, die rechtgläubige nämlich, beschämte? Das Erstaunen der Basler Väter über die gelehrten böhmischen Ritter war nicht viel von dem unterschieden, da man sich z. B. wundert, wie Jemand mit dem Degenknopfe schön schreiben zu können vermeint, und so ziemlich gleich dem Erstaunen, womit wir in Horky's Buche S. 9 gelesen, daß dem Böhmen der Haß gegen die Deutschen angeboren sey. — »Und nun das häufige Lesen der Bibel selbst!« ruft der Verfasser triumphirend aus. Ja wohl, das war eben das scharfe Messer, womit die Fanatiker den Pöbel bewaffneten, um gegen die einfältigen Leute, Klostergeistliche u. s. w., zu wüthen; das war die Urkunde, daraus man sich das Recht zur Empörung, zur Anarchie, zu wildem Heugabelkriege in dem biblisch umgetauften Lande eben so konsequent interpretirte, als dieß hundert Jahre später in einigen deutschen Ländern geschehen, da man die Gewissensfreyheit zum Feldgeschrey in den Bauerkriegen machte, und zwar in Folge des reinen Wortes Gottes, das Jeder nach Gutdünken sich ausgelegt hatte. O! der goldenen Früchte jener biblischen Zeiten!

In der zweyten Nummer handelt der Verfasser von der Stammburg und dem böhmischen Edelgeschlechte der Rozmitale, unter denen wir jedoch bis auf den reiselustigen Löw und dessen Sohn wenig Männer von historischer Bedeutung fanden.

Es ist charakterisirend für die Rozmitale, daß sie sich nach Horky's eigenen Worten während der goldenen Zeiten Karls IV. in stilles Privatleben zurückgezogen, daß sie aber sogleich unter den Vordermännern erschienen, als es galt, den Beschlüssen der Konstanzer Kirchenversammlung zu widerstreben.

In der dritten Nummer tritt Löw von Rozmital selbst auf. Seine Schwester heiratet den Emporkömmling Georg Podiebrad, und verwendet ihren Einfluß, um ihre Brüder zu bereichern und ihre Familie zu heben. Unter andern meint H., jene, durch vorschnelle Aufklärungsversuche herbeygeführten eisernen Zeiten hätten eiserne Männer, und die Denkfreyheit, wie noch lange nachher, die Gewalt der Waffen gebraucht, um nicht zu erliegen. Wir hingegen meinen, es hätte der eisernen Männer viel weniger bedurft, wenn unberufene Aufklärer nicht das Volk verführt und dasselbe nach einer solchen Denkfreyheit lüstern gemacht hätten, welche eiserne Zeiten herbeyführte. Mit geheimnißvoller Miene erzählt H. ferner, der Tod des nachgebornen Königs Ladislaus sey kein natürlicher, sondern das Werk eines unbezähmten Ehrgeizes gewesen (wenn ihn seine Schlüsse nur nicht trügen!), und es habe sich in den Krönungseid, den Georg Podiebrad ablegen mußte, die bisher noch nie gebrauchte Klausel eingeschlichen, der römischen Kirche und dem jeweiligen Papste unbedingten Gehorsam zu leisten. Wir unsererseits wollen König Georgen den Ruhm lassen, daß es ihm mit der Ruhe Böhmens Ernst gewesen, und daß er jenen Eid weder aus Leichtsinn, noch aus Gelust nach dem Throne, sondern aus Ueberzeugung geleistet habe. Auch enthalte derselbe einen damals heilsamen Zusatzartikel zu den Kompaktaten durch welche die böhmische Nation sich wieder mit der allgemeinen Kirche vereinigt hatte. Ohne diese Klausel wäre der so sehnlichst gewünschte und so mühsam zu Stande gebrachte Friede bey der Unruhe der Kelchner und der Zweydeutigkeit so mancher Großen ein leerer Schall gewesen. Dazu war die Partey der Utraquisten damals ja die schwächere, sonst würde sie gewiß nicht paktirt haben. Der Verfasser ist auf den heil. Stuhl überhaupt nicht gut zu sprechen, weil die Kompaktaten nicht nur nicht bestätigt, sondern sogar aufgehoben wurden. »Es lag einmal, schreibt er, in der Politik der römischen Kurie, nicht nachzugeben, selbst wenn sie dadurch gegen ihr eigenes Interesse handeln und über dem minder Wichtigen das Wichtigste versäumen sollte.« Die Kompaktaten waren eine liebevolle, dem Glauben unschädliche Akkommodation des h. Stuhles, um die trotzigen und rechthaberischen Gemüther der Utraquisten für die Kirche zu gewinnen und zugleich zur Pflicht gegen den ange-

stammten Herrscher, den Kaiser Sigismund, zurück zu führen. Als man utraquistischer Seits diese Akkommodation für eine, der allgemeinen Kirche abgezwungene Nachgiebigkeit, für ein Geständniß der Schwäche ansah, sich damit brüstete, und diesen Beweis friedfertiger Weisheit mit Hochmuth und lieblosen Neckereyen vergalt, da war der heil. Stuhl im Falle, zu zeigen, daß, was sie für gutes Recht ausgaben, nur eine gefällige Vergünstigung sey, welche zurück zu nehmen dem Oberhaupte der Kirche sogar die Pflicht gebot, damit die Utraquisten nicht länger die irrige Meinung nährten, die allgemeine Kirche habe mit ihnen in Glaubenssachen kapitulirt, ja diese Kirche habe im Wesentlichen nachgegeben.

In der fünften Nummer redet H. von den Versöhnungsversuchen des böhmischen Königs mit dem heil. Stuhle und von dem Benehmen der deutschen Reichsstände, unter denen Georg ein solches Ansehen behauptet haben soll, daß er auch wohl die Absicht nicht verhehlte, einst seinem Geschlechte die deutsche Kaiserkrone zu sichern. Uns scheint, daß die deutschen Reichsfürsten doch Anstand genommen haben dürften, Georgen dem ritterlichen römisch-katholischen Kaisersohne Maximilian, das Geschlecht der Kunstädter dem Hause Habsburg vorzuziehen. Aber wir zweifeln, ob König Georg auch nur einen solchen Gedanken gehabt habe. Ja wir glauben nicht einmal, daß der utraquistische Böhmen-König so unehrerbietige Ansichten von der christkatholischen Kirche und ihrer Macht gehabt habe, als der Verfasser S. 54 in ein Paar entlehnten Versen zur Schau gelegt hat; denn wozu sonst die angestrengten Bemühungen für die Aussöhnung, wozu selbst die Reise seines Schwagers an die westeuropäischen Höfe? Oder sollte Löw von Rozmital in Deutschland, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien vielleicht die Macht entwurzeln helfen:

»Die an der Völker frommen Kinderglauben,
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt?« —

Was nun diese Reise selbst betrifft, deren diplomatischen Zweck H. so ziemlich auseinander gesetzt hat, so würde man sich irren, wenn man hier eine treue Uebersetzung des alten lateinischen Druckwerkes oder des Pawlowskyschen Kommentars erwartete, was bey der typographischen Seltenheit dieses Buches ein sehr verzeihlicher Wunsch gewesen wäre, besonders da bey Reisebeschreibungen der Art die Sprache des Erzählers, seine Art zu sehen, seine Bemerkungen, eigentlich dasjenige sind, was den Leser, der sonst in der Welt oder auf der Landkarte nicht ganz

fremd ist, am meisten anspricht. Horky hat sich begnügt, über den Reisebericht nochmals auszugsweise Bericht zu erstatten; nicht einmal die interessanten Urkunden sind vollständig gegeben worden. Und so haben wir denn hier nicht den Reisebericht, wie er aus der Feder des lateinischen Uebersetzers geflossen ist sondern Horkysche Auszüge daraus, mit Horkyschem Kommentar und Anordnung mit Hinweisung auf den lateinischen Text, davon jedoch einzelne Stellen hin und wieder besonders unter den Anmerkungen vorkommen, was um so mehr zu bedauern, als im umgekehrten Falle, wenn H. nämlich den Reisebericht selbst in einer treuen Uebersetzung, seinen Text aber als Anmerkungen und Erläuterungen vorgelegt hätte, das Buch sicher auf bleibenden Werth würde haben Anspruch machen dürfen.

Die Reise der böhmischen Ritter ging, nachdem Löw von Rozmital den unter dem 7. September (nicht, wie H. meint, den 7. November) 1465 von Kaiser Friedrich ausgestellten Reisepaß erhalten hatte, zuerst über Pilsen, Eger nach Nürnberg.

Da es der Zweck dieser Anzeige nicht seyn kann, aus Horkys Buche einen diplomatisch genauen Auszug zu geben, so begnügen wir uns mit Nennung der vorzüglichsten Orte, durch welche die Reise ging, und mit einigen Bemerkungen über Stellen, darin der Verfasser seine eigenen Ansichten zur Schau legt. und den gelehrten Cicerone macht. So schreibt er bey Gelegenheit, wo sich die böhmischen Ritter die heil. Reliquien zu Nürnberg zeigen ließen: »daß Löw auf seiner Reise viel Zeit darauf verwendete, die berühmtesten Reliquien zu besehen (war) ein Betragen, welches ihm die gute Meinung der gläubigen Menge sicherte, und den weit verbreiteten Wahn, als seyen die Böhmen sammt und sonders Ketzer, widerlegen sollte.« Von dieser gleisnerischen Absicht Löws meldet der lateinische Reisebericht keine Sylbe. — Der Weg führte die böhmischen Reisenden sofort über Anspach, wo eben Turnier war, und Löw vom Markgrafen von Brandenburg, Albert, ein Empfehlungsschreiben erhielt, über Schwäbisch-Hall, Heidelberg, wo sich der Pfalzgraf verläugnen ließ, nach Frankfurt. Dort blieb die Gesellschaft über die Weihnachts-Tage, und wurde auf dem Rathhause sehr wohlfeil gespeiset. In Mainz wurde nur ein Nachtlager gehalten, weil, wie Horky sich einbildet (denn der Reisebericht sagt kein Wort davon) die Zwingherrschaft des dortigen Churfürsten von einem längeren Aufenthalte abgeschreckt haben mochte. — Von Mainz reiste die Gesellschaft am rechten Rheinufer nach Koblenz, und von da zu Wasser nach Köln. Daß sie zu Ingelheim das von K. Karl IV.

gestiftete Oratorium der lieblichen böhmischen Zunge besucht, ist wieder nur Vermuthung, denn im Reiseberichte steht nichts davon. In Köln soll es den Böhmen behagt haben, wiewohl sie auch dort viele Heiligthümer andächtig besuchen mußten, um (nach Horky) eine gute Meinung, wie in Nürnberg, von sich zu erwecken und »die Gastfreyheit des Churfürsten durch diese Aufmerksamkeit zu belohnen« Denn der Letztere hatte nichts gespart, um seinen Gästen den Aufenthalt recht angenehm zu machen; selbst Frauen und Jungfrauen wurden zu den Festlichkeiten beygezogen und begleiteten die böhmischen Fackeltänzer sogar bis zu Löws Absteigquartiere. — Wenn H., wie schon gesagt wurde, sich begnügt hätte, uns den lateinischen Kommentar in einer gefälligen deutschen Uebersetzung wieder zu geben, wir würden ihm dafür weit mehr Dank wissen, als für vorlaute und sehr wenig geistreiche Anmerkungen über die Kölner und Aachner Heiligthümer. Zum mährischen Voltaire ist der Verfasser nach vorliegenden Proben keineswegs geschaffen!

Weil der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, so eben wider Geldern und Lüttich Krieg führte, war es den Reisenden schwer, bis Brüssel vorzudringen. Ihr achtzehntägiger Aufenthalt in dieser Stadt gehört mit zu den interessanteren Partien der ganzen Reisebeschreibung. Ueber Gent ging es nach Brügge, wo der Karneval die Reisenden acht Tage fesselte; dann nach Calais, um sich nach England einzuschiffen So lange H. dem lateinischen Reiseberichte treu bleibt, läßt sich sein Buch so ziemlich lesen; wie er aber seine eigenen Betrachtungen einwebt, wird das Bemühen, seine Belesenheit auszukramen und am Köhlerglauben zum Ritter zu werden, allzu sichtbar, obwohl er selten etwas vorbringt, das man nicht längst schon irgend wo anders besser gelesen hätte. So unter andern auch bey der Lebensgeschichte des heil. Thomas Becket, weiland Erzbischofs von Canterbury. Im mehr genannten Kommentare liest man: In eo templo occisus est Diuus Thomas Cantuariensis Archiepiscopus ideo, quod iniquis legibus, quos Rex Henricus contra Ecclesiae Catholicae libertatem rogabat, sese constanter opposuit. Qui primum in exilium pulsus est, deinde cum revocatus esset, in templo sub vespertinis precibus a nefariis hominibus, qui regi impio gratificari cupiebant, Deum et sanctos invocans, capite truncatus est. Diese schlichte Notiz von dem Martyrtode des heil. Thomas genügte Horky nicht, und so beginnt er denn mit einem Seitenhiebe von William Cambden, »daß man zu Canterbury den Dienst Christi, dem doch die dortige Kathedral-Kirche gewidmet ist, über jenem

des h. Thomas vergaß,« und gibt hierauf die Lebensgeschichte des Heiligen ganz im oben angedeuteten, vielbekannten, obwohl heut zu Tage bereits schal und unschmackhaft gewordenen Tone.

Von London reisten die Böhmen über Windsor, Reading, Andover nach Salisbury und von hier nach Pool, wo sie zu Schiffe gingen, um nach Bretagne hinüber zu segeln. Weil H. sich zuweilen erlaubt, von der Ordnung abzuweichen, die der Kommentar in Erzählung der Reisebegegnisse beobachtet, so ist geschehen, daß er bey der Station Pool erzählt, was er eigentlich bey Salisbury hätte anführen sollen. Denn von Pool wird im lateinischen Kommentare, Fol. (nicht pagina) 49 nur gesagt: Sarisburia uiginti quatuor milliarum itinere Polla distat: opidum est, nullis moenibus cinctum. Tunc rursus ad mare peruenimus, ibique octiduum ventos in Britanniam flantes operiri coacti sumus; dagegen heißt es auf der vorhergehenden Seite desselben Blattes unter dem Artikel Sarisburia: Sacrifici missam administrantes, nullis luminibus in altaribus utuntur, eoquod ter a religione Christiana defecerint etc. Warum also auf ganz England ausdehnen, was die Böhmen nach dem Konterte nur zu Salisbury beobachtet hoben dürften? — Die Seereise war nicht ohne Gefahren. Zu St. Malo ausgeschifft, setzte die Gesellschaft ihren Weg fort über Rennes nach Nantes, wo sie sich zwölf Tage aufhielt. Der letzte Herzog von Bretagne, Franz, gab Löwen von Rozmital ein herzliches Empfehlungs-Schreiben auf den Weg zum Exkönige von Sicilien, Renatus, der sich damals zu Angers aufhielt.

Die Reisenden hatten sich über Clisson nach Saumur begeben, von wo aus kleine Ausflüge gemacht wurden, bis Renatus sie zu sich nach Angers einlud. Von hier ging die Reise über Tours, Amboise nach Meunny an der Loire, wo sich eben der französische König Ludwig II. aufhielt. Von diesem sehr leutselig empfangen und mit einem Geleitsbriefe versehen, kehrte Löw nach Tours zurück und schlug den Weg nach Spanien ein. Zu Chatelleraud hielt er sich bey dem dortigen Gouverneur, Karl von Anjou, Bruder des Exkönigs Renatus, einige Zeit auf. Aber sodann ging es über Poitiers, Lusignan nach Blaye. Der Fluß, den der lateinische Kommentar Caranta nennt, ist kein anderer als die Charente. — Ueber Johanna d'Arc sind wohl die Franzosen längst im Reinen, und die Variante in dieser böhmischen Reisebeschreibung würde, da sie sich nur auf mündliche Tradition der Bewohner von Blaye gründet, der historischen Glaubwürdigkeit wenig bey-

fügen, wenn diese letztere nicht ohnedem schon außer allen Zweifel gesetzt wäre.

Auf dem Wege von Bordeaux nach Bayonne hielten sich die Reisenden einige Zeit in dem Warmbade zu Acqs auf; und eilten sodann der spanischen Grenze zu. Der Anblick der gewaltigen Höhen des Grenzpasses von Beobid soll Löwen von Rozmital, besonders aber den Reisebeschreiber Schaschko in eine eigene Stimmung versetzt haben, »denn mit (zu) denselben gesellte sich ein unbehagliches, ängstigendes Vorgefühl einer beschwerlichen und mühsamen Alpenwanderung.« Davon sagt der lateinische Kommentar wieder nichts, denn dort heißt es nur: montes imminent, quos nobis superare necesse fuit. Wo ist da das unbehagliche, ängstigende Vorgefühl, und wie mag der Weg längs einer Hauptstraße, führe sie auch über das Gebirge, eine so beschwerliche und mühsame Alpenwanderung, besonders für Leute zu Pferde, genannt werden? Die interessante Bekanntschaft, welche die Böhmen zu Burgos machten, ist in der lateinischen Uebersetzung viel besser als von H. erzählt; auch dürfte im Jahre 1435 n. Ch. zu Aquileja kein Patriarch gestorben seyn, der früher Bischof von Burgos gewesen, denn vom Jahre 1412 — 1439 saß Ludwig von Tech oder Teck auf jenem Patriarchen-Stuhle. Die inneren Unruhen in Kastilien waren Schuld, daß Löw ohne königlich spanischen Geleitsbrief über Lerma, Roa bis nach Segovia unter manchen Unannehmlichkeiten reisen mußte, und, hier angelangt, nicht einmal Unterkunft fand, bis der König an der Spitze des Heeres fortgezogen war. Bey Gelegenheit der goldenen Standbilder der kastilianischen Könige in dieser Stadt macht H. die etwas gewagte Anmerkung, daß vor etwa dreyßig Jahren nur noch bemalte hölzerne Figuren zu sehen waren, »denen wahrscheinlich unter K. Piilipp II. die goldenen Platz machen mußten, also, daß in der Historie Kastiliens auf das goldene ein hölzernes Zeitalter gefolgt sey.« Solcher Witz dürfte eher jugendlichen Muthwillen als historischen Ernst verrathen.

Zu Olmedo, am Hoflager des Königs Heinrich von Kastilien, machten die Böhmen so unangenehme Erfahrungen, daß sie eilten, aus diesem Orte fortzukommen. Die Reise ging nun über Medina del Campo nach Salamanka. Zu Canta la Piedra erfuhr man, daß sich einige Leguas seitwärt ein Einsiedler aufhielte, der einst polnischer König gewesen, und von dem die Sage ginge, daß er in einer Schlacht gegen die Heiden umgekommen sey. Löw von Rozmital mit Einigen seiner Gefährten, darunter auch ein polnischer Pilger war, begab sich zur Stelle, und es zeigte sich an den sechs Ze-

hen am Fuße des Eremiten, daß er wirklich jener unglückliche Jagellonide Wladislaw sey, der in der Schlacht bey Warna geblieben seyn sollte. — Die ganze Episode ist von H. gut erzählt, und wir stimmen vollkommen mit ihm überein, wenn er schreibt: »Für jeden Fall bleibt diese Entdeckung ein interessanter Pendant zu den Legenden von den Königen Swatopluk in Großmähren, Salomon in Ungern, Boleslaw in Polen und Sebastian von Portugal.« Die Reise durch das nördliche Portugal, Traz os Montes, war für die Böhmen, besonders da sie wegen des Ungeziefers gerade in den heißesten Stunden des Tages reisten, mit vielen Beschwerden verbunden. Allein der Aufenthalt zu Braga, am Hofe des Königs Alphons V., dem Löw ein eigenhändiges Schreiben der römisch-deutschen Kaiserin Eleonore, Schwester des Königs, überbrachte, entschädigte sie reichlich für alles überstandene Ungemach. Ueber den Handel mit Maurischen Sklaven, der dem portugiesischen Könige große Summen eintrug, schreibt H. mit aller Entrüstung, und schildert die Wehmuth, womit Löw von Rozmital das Elend jener Menschenklasse soll angesehen haben. Wir wollen solches gern glauben; wenn H. jedoch bey dieser Gelegenheit sich ausläßt, »Böhmen habe die Gräuel der Leibeigenschaft erst in späteren Zeiten kennen gelernt,« so irrt er sich, denn die Leibeigenschaft bestand in Böhmen lange vor Löw von Rozmital; ja der gefeyerte böhmische Achill Brzetislaus schämte sich im eilften Jahrhunderte selbst des Menschenhandels nicht, sondern verkaufte die überwundenen und gefangenen Polen (also ein Slave den andern) mit Ketten gebunden schaarenweise nach Ungern.

Von Braga aus wallfahrtete die Gesellschaft nach St. Jago zum Grabe des heil. Jakob, und kehrte nach einem Abstecher bis an das Cap Finis terrae auf demselben Wege zurück. Die weitere Reise ging über Oporto, Coimbra nach Evora, wohin sich inzwischen der portugiesische Hof begeben hatte, sodann quer durch Spanien über Badajoz, Talavera, Toledo, Madrid, Alcala des Hanares, Guadalarara, Siguenca, Calatayud nach Saragossa, der Hauptstadt Arragoniens. Bürgerkrieg beunruhigte dieses Land; demungeachtet wurden die Böhmen von König Johann II. sehr gütig aufgenommen und mit den Insignien des Ritterordens unsrer lieben Frau beehrt. In Katalonien fehlte es wieder nicht an Unannehmlichkeiten: Borzita, einer von dem Gefolge, ging verloren, und Schaschko, der Reisebeschreiber, hätte bald ein ähnliches Loos gehabt. Daher eilte die Gesellschaft aus diesem Lande hinaus zu kommen, woraus sich die Czechen einst (nach

Wenzels III. Tode) einen König sollen erbeten haben. Ueber Hostalrich, Gerona, Figueras gelangten die Böhmen nach Frankreich, sahen Perpignan, Narbonne, Nismes und Avignon, in welcher letztern Stadt sie jedoch schwerlich über Petrarcha, weil er von Karl IV. glorreichen böhmischen Andenkens, geschätzt wurde, und über die daselbst ruhende Laura so süß und hinschmelzend geschwärmt haben dürften, als H. in seinem Reiseberichte gethan hat. Die Reisebemerkungen über das Dauphiné, über Piemont, über Turin, sind kurz und flüchtig. Dagegen wurde Löw v. Rozmital durch die zuvorkommende Artigkeit des Herzogs Galeazzo Maria acht Tage in Mailand gefesselt, setzte dann seine Reise durch das Venezianische fort, und gelangte über Brescia, Verona, Vicenza und Padua nach Venedig.

Auf dieser Reise sahen die Böhmen einen Haufen Landleute auf einem nahen Hügel tanzen, und erfuhren, daß dieß keine freywillige Lustbarkeit sey, sondern daß sie dieß aus Strafe thun müßten dafür, daß sie einst bey Vorbeytragung des hochwürdigsten Gutes sich in ihrer gewohnten Lustbarkeit nicht hatten stören lassen. (?) Zu Verona interessirte die Böhmen ganz vorzüglich der Palast des großen Ostgothen-Königs Theodorich. (?) Von Padua schickte Löw das Reisegepäcke nach Treviso voraus; er selbst bestieg das Schiff, das ihm der Doge entgegen geschickt hatte, und fuhr im Dezember 1466 auf der Brenta herab nach Venedig. Acht Tage dauerte sein Aufenthalt in dieser merkwürdigen Stadt. Den Böhmen wurde nicht nur alles Sehenswürdige gezeigt, wie der Schatz und das Grab des heil. Markus, die Rüstkammer, die Schiffswerfte u. a. m., sondern sie durften auch die Wahl eines Proveditore mit ansehen. Am 19. Dezember verließen sie die Stadt, fuhren nach Mestre und gingen dann zu Fuße bis nach Trevigo. Der Weg durch Friaul führte sie über Sacile, Spilimberg, St. Daniel (nicht St. Helena), Gemona (Glemaun, Clema) in Carnien, und so gelangten sie durch die Chiusa nach Pontafel, oder an die Grenze von Kärnten. Weiter kamen sie durch Malborghetto, Villach, Klagenfurt, Völkermarkt nach Unter-Drauburg. Zu Gratz, wo sich eben der Kaiser aufhielt, war Turnier, daran Herr Zehrowsky sogleich Theil nahm, auch wurde Schaschko, der Reisebeschreiber, dort in den Ritterstand erhoben. Die Böhmen hätten gern die zu Grätz aufbewahrten Schätze des Kaisers gesehen, allein es wurde nicht erlaubt, »und sie mußten sich, schreibt H., nicht wenig über diese Engbrüstigkeit bewundern.« (sic.) Im lateinischen Texte heißt es nur: In

hac arce pretiosiores Caesaris thesauri custodiri dicuntur, sed ii non sunt nobis commonstrati uti apud alios reges praeter unam vestem Damascenam rubeam etc. Von Grätz eilten die Reisenden über Wienerisch-Neustadt, wo Löw der Kaiserin Eleonore einen Brief von ihrem Bruder, dem Könige von Portugal, einhändigte, und Wien, der Heimat zu, also daß diese Reise in den ersten Monaten des Jahres 1467 (nicht 1466) beendigt war; denn am 26. November 1465 fanden sich die Reiselustigen in Pilsen zusammen, den 19. Dezember 1466 verließen sie Venedig, wie können sie dann in den ersten Monaten desselben Jahres die Reise beschlossen haben? —

Was nun folgt, von Nummer sechzehn bis zwey und zwanzig sind die ferneren Denkwürdigkeiten Löws von Rozmital bis zu dessen Tode. Horky erzählt, wie der utraquistische Böhmenkönig den 8. Dezember 1465 neuerdings aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen worden, wie sich für ihn die Könige von Frankreich, Polen, Dänemark, der Doge von Venedig, Christoph Moro, die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, sonderheitlich die Mährer verwendet, wie aber Papst Paul II. für alle diese Vorstellungen taub geblieben. Die Darstellung aller darauf gefolgten Ereignisse ist antikirchlich, der päpstliche Nuntius Rudolph, Bischof von Lavant, wird einem Dämon des Hasses und der Zwietracht verglichen und ein wüthender Prälat gescholten; Georg Podiebradsky dagegen unter die größten Männer gezählt, die Pikarditen nennt Horky (S. 191) eine harmlose Sekte. Uebrigens gesteht der Verfasser selbst, daß sich in seiner Geschichte Löws noch bedeutende Lücken finden.

Beygegeben ist die Monographie: Leben und Thaten Zdenko Löws von Rozmital und Blatna Oberstburggrafen von Böhmen, ein historischer Versuch von demselben Verfasser. Dieser Zdenko war der Sohn des Löw von Rozmital in dem vorhergehenden Werke, und Horky schildert ihn als einen Mann, »der zwar nicht in den Reihen gewaltiger Herren der böhmischen Vorzeit erscheint, dahingegen aber die Leitfäden (?) der Regierung allgemach in seinen Händen versammelt (!), sie nur zu eigenem Vortheile benützte, und wenn es ihm auch nicht glückte, zu dem ungetheilten Besitze der höchsten Macht zu gelangen, dennoch unter drey ganz verschiedenen Königen, bey den bedenklichsten Umständen einen Einfluß behauptete, durch den er selbst den Landesfürsten gefährdete, und dessen Mißbrauch von seinen Nachkommen schwer gebüßt wurde.« — Der Verfasser gibt jedoch mehr, als der Titel besagt, denn die Geschichte der Rozmitale wird in dieser Monographie bis in das achtzehnte Jahr-

hundert herabgeführt, und so können diese beyden Werke eigentlich als ein Ganzes über besagtes Geschlecht angesehen werden. Möge H. in Benützung des mährischen Landesmuseums mit unverdrossenem kritischen Fleiße fortfahren, möge er aber auch die hier nur sehr unvollständig gerügten Mängel verbessern, und sich zu jener Mäßigung und Reife des Urtheiles erheben, ohne welche in unseren Tagen kein Geschichtswerk einen bleibenden Werth ansprechen kann.

Art. VIII. **Private and original Correspondence of Charles Talbot, Duke of Shrewsbury, with King William, the leaders of the Whig Party, and other distinguished Statesmen; — illustrated with narratives historical and biographical: from the family papers in possession of her grace the Duchess of Buccleuch. Never before published. By William Coxe. London, printed for Longman etc. 1821.**

Es ist unstreitig eine sehr willkommene und zweckmäßige Bereicherung der neueren Geschichte, welche außer den zahlreichen Mémoires, auch nach Weise der Engländer durch thunlichst vollständige Herausgabe schriftlicher Dokumente und des Briefwechsels ausgezeichneter Männer über öffentliche Angelegenheiten, mit beygefügten historischen Nachweisungen und Erläuterungen gegeben wird. Nicht leicht aber möchte auch wohl eine andere Epoche in der englischen Geschichte der letztern Jahrhunderte vielfältige Aufschlüsse mehr wünschen lassen, als jene der Revolution von 1688, mit den ihr vorhergehenden und nachfolgenden, in engerer Beziehung zu derselben stehenden Begebenheiten — Nicht als sähen wir jene Revolution an und für sich selbst als eine solche an, welche die innere und äußere Entwicklung und Bedeutung Englands ausschließlich oder ganz vorzüglich bestimmt hätte, wohl aber hing sie auf das genaueste zusammen mit dem eigenthümlichen Gange, den jene Entwickelung der brittischen Nationalmacht genommen hat. Die eigentliche Natur dieser Nationalgröße wird der schärfer eindringende Blick des Geschichtforschers von denjenigen Eigenschaften und Bestimmungen derselben unterscheiden, welche auf die Rechnung des besonderen und mehr zufälligen Entwickelungsganges geschrieben werden müssen, den das oft so stark hervortretende Uebergewicht des aristokratischen über das monarchische Prinzip, den der entschiedene Sieg des Protestantismus, und die Hebel puritanischer Unbeschränktheit zur Emporhebung der parlamentarischen Freyheiten, den endlich das in erfolgreichen Augenblicken stattgefundene Uebergewicht der Whigs über die Torys bezeichneten. Die eigentliche Entfaltung der brittischen Nationalgröße brach, so scheint es, aus der

Blüte eines politischen Gemeingeistes hervor, welcher in Stärke, Dauer, Frische und Innigkeit, aber zugleich auch in einer alles überherrschenden, in sich umwandelnden, ja tyrannisirenden Unbedingtheit, wohl nirgendwo sonst in Europa wieder vorkömmt; in sich die Anlage enthaltend zu der größten Kraftäußerung und vielfacher Tugend, aber auch zu gefahrvoller Ausartung und zum Mißbrauch des Gesetzes für mannigfaltige Gewaltthat.

Eben die besondere Richtung und Gestalt, welche die innere Geschichte Großbritanniens in Folge der erwähnten einwirkenden Umstände annahm, modifizirte auch in ganz eigenthümlicher Weise jene vermittelnde und das Gleichgewicht erhaltende Stellung, welche in dem europäischen Staatensysteme dem Inselreiche natürlich angewiesen war. — Die tief eingreifende und oft erneuete Spaltung zwischen den großen katholischen Hauptmächten des Festlandes, welche beyderseitig, obwohl in sehr ungleicher Art und Verhältniß, als Bollwerke und Schutzwehren der allgemeinen Kirche betrachtet wurden, und welche einander gegenseitig im Bunde mit protestantischen Mächten bekämpften, bot unstreitig in mancher Beziehung ein verderbliches und unnatürliches Schauspiel dar. Es war dieselbe Macht, welche im Streben vergrößerungssüchtigen Ehrgeizes sich sehr früh mit allem dem verbunden hatte, was Angreifendes und Auflösendes in der damaligen Politik protestantischer Staaten gelegen hatte, welche auch jetzt, unter immer erneuerten Angriffskämpfen wider die einfachere Staatskunst und redlichere Frömmigkeit ihres Gegners, indem sie ihrerseits die Gefühle der Ehre sowohl, als der Glaubensvertheidigung einer inneren Verfälschung preisgab, die Kaisermacht nöthigte, Beystand in solchen Allianzen zu suchen, wie eine wahre Nothwehr sie gebieterisch vorschrieb. — Auch in früheren Jahrhunderten hatte sich zwar das Bedürfniß einer Allianz zwischen dem deutschen Reich und England gezeigt, dieselbe war gegen ein zu großes Uebergewicht und herrschsüchtige Bestrebungen Frankreichs in der Natur der Dinge gegründet; es gehörte aber dennoch wohl nichts Geringeres, als jener tiefe Unfriede dazu, in welchen sich Ludwigs XIV Macht mit den alten Grundlagen der Ordnung in Europa gesetzt hatte, um die auffallende Erscheinung zu begründen, daß Großbritannien auch nachdem es eine lange Zeit hindurch Hauptstütze des Protestantismus gewesen, und denselben mit Vertreibung seines gesetzlichen Herrscherhauses, eben jetzt entschiedener als je zur Basis seiner inneren Verfassung machte, — der wesentlichste Hauptalliirte jener alten Ordnung und ihrer politischen Grundfesten geworden war. — Die eigenthümliche Gestalt und Form, welche die oben erwähnten besonderen Umstände und hinzu kommenden Einwirkungen sowohl der inneren Ent-

wicklung der brittischen Nationalgröße, als ihrer Wirksamkeit nach außen gegeben haben, treten bey dem Helden der Revolution von 1688 in lichtester Art zu Tage; während in diesen beyden großen Beziehungen dieselbe Epoche einen der wichtigsten Entwicklungspunkte bildet.

In den hier vor uns liegenden Dokumenten hat der durch viele historische Werke rühmlich bekannte Coxe einen abermaligen Beytrag zur genaueren Kenntniß jener folgenreichen Begebenheiten und ihrer nächsten Ursachen, so wie der darin verflochtenen Personen geliefert. Shrewsbury, welcher im Jahre 1679 die protestantische Religion angenommen hatte, war einer von denen, welche einen Hauptantheil an derselben gehabt, dessen Haus, wie er selbst schreibt, ein Versammlungsort für die Beförderer der Sache gewesen *), und er war einer der Sieben, welche die Assoziation vom Juny 1688 unterzeichnet hatten. (Die übrigen waren die Lords Devonshire, Danby, Lumbey, der Bischof von London, Admiral Russel und Mr. Sidney,) Von Natur zurückhaltend, timid, den Geschäften abgeneigt und oft kränklich, behauptete er in gewisser Weise als gemäßigter Whig eine unabhängige Stellung zwischen den Parteyen, und verweigerte wiederholt die Annahme von Staatsämtern. König Wilhelm nannte ihn seiner Popularität wegen König der Herzen. — Bey Anfang seiner Regierung gab König Wilhelm die einflußreichsten Staatsämter den Häuptern der Whigpartey. Es entstanden aber bald Rivalitäten, und der König wurde der Partey abhold, weil er für seine Prärogative fürchtete. Kaum ein Jahr verging, daß der König eine große Abneigung gegen jene zeigte, welche einen Hauptantheil an seiner Thronbesteigung hatten; Shrewsbury, der mit den eifrigsten Whigs Partey gemacht hatte, zog sich zurück, und als später der König sich 1693 genöthigt sah, wiederum ein Whig-Ministerium zu bilden, ließ jener sich lange bitten, ehe er die Stelle eines Staatssekretärs wiederum annahm, und an die Spitze der Administration trat. Seine Nachgiebigkeit wurde mit dem Herzogtitel belohnt. — Später bey Veranlassung einer ungegründeten Beschuldigung von

*) Er schrieb aus Rom an Lord Sommers, 5. July 1704: — Wenn man dort sagt, wie Sie erwähnen, daß ich entfernt bleibe in kritischen Zeitpunkten, so mögen Sie bedenken, daß ich nicht fern war bey weit kritischeren und gefahrvolleren Prüfungen — als ich, die Freyheit und Religion meines Landes zu bewahren, mein Leben mit so großem oder größerem Muthe wagte, als irgend Jemand, indem mein Haus der Ort war, wo die meisten bedeutenden Versammlungen gehalten wurden, um den verstorbenen König (Wilhelm) zu berufen.

Theilnahme an Verbindungen zu Gunsten der Jakobiten (1697) faßte er abermals den Entschluß, niederzulegen, ließ sich aber wieder bestimmen, auf seinem Posten zu bleiben; und in den nachfolgenden Mißhelligkeiten der regierenden Parteyhäupter unter einander und mit dem Könige wurde seine Vermittlung von den verschiedenen Theilen gesucht und mit Erfolg angewendet. Später 1698 resignirte er wirklich; nahm bald darauf abermal eine Stelle in einer neu gebildeten Administration an; unter den Verhältnissen aber, welche sich während des Tory-Parlaments 1700 entwickelt hatten, zog er sich völlig zurück, und brachte mehrere Jahre auf dem Kontinente, besonders in Italien zu. 1705 heiratete er die Marquise Paleotti, welche ihm von Rom nach Augsburg gefolgt war, nachdem diese ebenfalls vom katholischen Glauben sich losgesagt hatte. Während seines Aufenthaltes in Deutschland hatte er mehrmals Zusammenkünfte mit Marlborough, mit welchem er auch einen nicht uninteressanten Briefwechsel unterhielt, und eine Zeitlang in engeren Verhältnissen blieb. — Im Jahre 1706 nach England zurückgekehrt, täuschte er die Hoffnungen, welche die Häupter der Whigs auf seine kräftige Mitwirkung gesetzt hatten, dadurch, daß er sich längere Zeit hindurch allen Staatsämtern entzog. — Später zerfiel er, nicht bloß mit den Whigs, sondern auch mit Marlborough und Godolphin, ward das Werkzeug ihrer Entfernung, und der veränderten Politik in den vier letzten Jahren der Königin Anna. Nichts desto weniger war er es, der in Irland als Gouverneur das protestantische Interesse aufrecht erhielt, auch als Gesandter in Frankreich die Bemühungen des Jakobitischen Theils im Ministerium vereitelte, und als Lord Schatzmeister nach dem Tode der Königin wesentlich zur Thronbesteigung des Hauses Hannover beytrug. — Die vorliegende Sammlung enthält in ihrem dritten Theile eine für die Geschichte des Parteyenwechsels in den neunziger Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts und für persönliche Charakteristik manches Interessante, in der Korrespondenz mit den Häuptern der Whigpartey, Lord Sunderland, Sommers, Orford, Wharton, Halifax u. s. w.

Um die Leser durch einige Auszüge mit Inhalt und Gegenstand der Sammlung etwas genauer bekannt zu machen, glaubten wir bruchstückweise einen Theil der Korrespondenz mit dem König Wilhelm selbst, dann mit Lord Villiers und andern wählen zu sollen, welche auf die Feldzüge in den Jahren 1694 bis 96 und auf die Friedensverhandlungen von Ryßwik Beziehung haben.

König Wilhelm schrieb an seinen Staatssekretär Shrewsbury, während des Feldzugs von 1694 bis 95.

Loo, 1694, 14. May. — — Die Feinde ziehen ihre Truppen aus allen Quartieren zusammen, und ich bereite mich, um in drey bis vier Tagen zur Armee abzureisen. Die lange Dauer der Parlamentssitzung in England hat mich eine günstige Gelegenheit verlieren lassen, um den Bewegungen der Feinde zuvorzukommen. Das sagte ich auch vor meiner Abreise, und nun, da ich an Ort und Stelle bin, seh ich deutlicher die Wahrheit davon. Gott weiß wann wir wieder eine so gute Gelegenheit haben werden, als diese, deren Verlust wir während des ganzen Feldzugs werden zu beklagen haben.

1. Juny. — — Ich bin in großer Sorge, daß unser Geschwader zu spät im Mittelmeere eintrifft. Wenn ihr diese Sache beeilen könnt, durch Schreiben an Admiral Russel oder durch Nachsendung der zurückgebliebenen Schiffe, so wird das von der äußersten Wichtigkeit seyn.

Lager bey Rosebeck, 18. Juny. — — Ihr könnt euch leicht mein Leidwesen vorstellen, als ich erfuhr, wie unsere Truppen nach der Landung bey Brest zurückgeschlagen worden, und wenn der Verlust gleich sehr unbedeutend ist, so ist doch allemal im Kriege verdrießlich, etwas zu unternehmen, was nicht gelingt. Ich gestehe euch, daß ich nicht geglaubt hätte, daß man den Versuch gemacht haben würde, ohne die Verfassung des Feindes, uns zu empfangen, wohl erforscht zu haben; denn diese hatten längst Kunde von unserer Absicht des Angriffes, und wirksame Zurüstungen zur Vertheidigung gemacht, und was ausführbar war vor zwey Monaten, das war es nicht mehr jetzt. — Ich habe an die Königin geschrieben (diese stand während der Abwesenheit des Königs an der Spitze der Regierung) und ich erlasse an euch durch Blathwayte (einen der geheimen Sekretäre des Königs), daß wenn es möglich ist, ich eine andere Unternehmung gegen die französische Küste gemacht wunschte, obwohl ich keinen bestimmten Plan darüber angeben kann, weil ich hier nicht mit Seeoffizieren Rath zu halten im Falle bin, die natürlich in diesen Dingen die besten Richter sind.

Ich werde gewahr, daß man sich nicht mit hinlänglicher Macht vorgesehen hat, für eine bedeutende Unternehmung; — aber wenn wir eine Landung machen könnten an einer Stelle der Küste, so würden wir den Feind mindestens allarmiren. — Gebe Gott, daß Russel noch zeitig im Mittelmeere eintrifft, denn davon allein können wir einen Erfolg in diesem Feldzuge erwarten. Möge Gott uns diese Gunst erweisen!

Lager von Rosebeck, 1. July. — — Ich bin wahrlich sehr betrübt um den Verlust des armen Tollemache (des bey Brest umgekommenen Generals Talmash oder gemeinhin Tollemache), denn ob ich gleich nicht lobe, was er gethan, so halte ich doch dafür, daß sein zu feuriger Eifer, sich hervor zu thun, ihn verleitet habe, etwas Unausführbares zu unternehmen.

Ebendort. 5. July. — — Ihr erfahrt durch Blathwaytes Brief den Bericht von dem unglücklichen Ereignisse mit dem Geschwader von Jean de Barth *). Ich begreife nicht, wo die Schiffe gewesen

*) Eine große Zufuhr nach dem belagerten Dünkirchen war von dem Vizeadmiral von Friesland genommen worden, wurde aber andern

sind, die zu den holländischen hätten stoßen sollen; denn dann wäre dieser Verlust sicher nicht erfolgt, und wir hätten Frankreich wehe gethan, durch Abschneiden dieser Zufuhr, deren sie so sehr bedürfen. Es scheint, es ruht ein eigenes Mißgeschick (some curse) auf allen Anordnungen der Admiralität.

Ebendort, 15. July. — — Betreffend was ihr mir in eurem letzten wegen Lord Marlborough schreibt, kann ich nichts mehr sagen, als daß ich es nicht gut achte, für das Beste meines Dienstes, ihm den Befehl über meine Truppen anzuvertrauen [1]).

Lager von Mont St. André. 6. August. P. S. Der Kourier hat den Bericht des Sekretärs vom 2. gebracht. Ich weiß nicht, ob ich ihn recht verstehe, aber es scheint, daß die Commitee (der Admiralität) der Meinung ist, daß Admiral Russel allerdings bey Kadix überwintern soll, aber nicht wagt, ihre Meinung auszusprechen, aus Furcht wegen des Erfolges verantwortlich zu seyn. Ich wollte, sie hätten bey dieser Gelegenheit sich deutlicher erklärt, um vorzubeugen, daß es nicht das Ansehen gewinne, als handelte ich hierin allein nach meiner (persönlichen) Meinung; da aber nicht Zeit zum Ueberlegen ist, so bin ich in der Nothwendigkeit zu einem Entschluß zu kommen, und ich habe demnach beschlossen, den Admiral Russel anzuweisen, daß er bey Kadix überwintern soll, mit seiner ganzen Flotte. Möge Gott geben, daß dieß einen guten Erfolg habe, für das Beste dieses Königreichs und das Wohl unserer Verbündeten [2]).

Lager von Wannighem, 30. August. Es ist mir lieb, daß ihr den Entschluß gut heißt, den ich gefaßt habe, daß Admiral Russel mit seiner Flotte im Mittelmeere bleiben, und bey Kadix überwintern soll; aber es macht mir Sorge, daß die letzten von der Königin gesendeten Befehle ihm eine so große Freyheit lassen, zurückzukehren, wenn er das zu thun wünscht, wie ich denn nicht zweifle, daß er es wünscht, was aus seinem Briefe an den Sekretär hervorgeht. Ich denke jedoch, daß das Privatschreiben, was ihr an ihn erlassen habt, ihn bestimmen wird, daß er hierin nicht seiner Neigung folgt; denn wo immer Ungeneigtheit vorwaltet, eine Sache zu thun, da findet man leicht Gründe, um das als unmöglich zu zeigen, was es in der That nicht ist. Können daher Mittel gefunden werden, wodurch er selbst von der Wichtigkeit überzeugt wird, daß er im Mittelmeere verbleibe, so wird es sehr nöthig seyn, sie anzuwenden.

Lager von Rousselacr, 9. September. Was ich Blathwayte auftrug, euch zu schreiben wegen der ostindischen Kompagnie, war in Ge-

---

Tages von dem französischen Admiral de Barth mit Verlust für die Holländer wieder befreyet.

1) Der Staatssekretär hatte berichtet, daß man allgemein sich Nutzen davon verspräche, wenn der König den Lord Marlbourough in seine Gunst aufnähme, und daß dieser seitdem bey ihm gewesen sey, seine Dienste anzubieten, mit aller erdenklichen Bezeugung von Pflicht und Treue.

2) Der König legte großen Werth darauf, daß Admiral Russel bey Kadix überwintern solle, um desto rascher im kommenden Jahre den feindlichen Unternehmungen im Mittelmeere zuvorzukommen. Es handelte sich von dem Zweifel, ob es den Schiffen schaden werde, und ob sie, ohne nach England zurück zu kommen, gehörig ausgebessert und aufs neue mit allem Nöthigen versehen werden könnten.

mäßheit desjenigen Rathes, den ich von England aus erhielt, und ich sage es euch im Vertrauen, daß es mir angegeben worden war vom Großsiegelbewahrer; ihr mögt mit ihm von der Sache reden. Hieraus seht ihr wie falsch das Gerücht war, daß dieser Rath von Holland aus insinuirt worden sey. Ich weiß gar wohl, daß ich allzeit, obwohl unverdient, solchen Verleumdungen ausgesetzt bin. Ich bin euch sehr verbunden, mich davon in Kenntniß gesetzt zu haben, und ich schärfe euch ein, mir fortwährend mitzutheilen, was euch über diesen Gegenstand zu Gehör kömmt *).

Diemen, 12. Okt. Es wird nöthig seyn, diesen Winter ein großes Geschwader in Bereitschaft zu setzen, zur Beschützung unsers Handels und unserer Küsten. Ueber diesen Gegenstand wollet auf das Ernstlichste mit der Admiralität sprechen und sie ermahnen, daß nichts verabsäumet werde, ja, daß zu dem Ende die angestrengtesten Bemühungen Statt finden. Ihr könnt euch darauf verlassen, daß die Holländer wenigstens zwanzig Schiffe werden ausgerüstet haben, und ich werde vor meiner Abreise nach England Sorge tragen, daß die Schiffe in so gutem Stande seyn sollen, um im Frühlinge zeitig in See gehen zu können.

Nachdem der König im folgenden Winter unter manchen, durch den Tod der Königin (28 Dez.) wesentlich vermehrten Verwicklungen, eine mächtige Opposition der Tory's im Parlemente zu bestehen gehabt hatte, beschleunigte er seine Abreise auf den Kontinent, um seiner Herrschaft neue Stärke durch militärische Erfolge zu geben. Aus der Korrespondenz während des folgenden Feldzuges möge Nachstehendes mitgetheilt werden:

1695. Lager bey Erstle. Ich kam hier an Montags in der Nacht, und heute hielt ich Revue über die Infanterie, und fand sie durchaus in guter Verfassung, mit Ausnahme einiger englischen Regimenter, welche vielmehr schwach zu nennen sind. Ich kann noch für jetzt nicht sagen, was wir vornehmen werden, aber ich hoffe, wir werden nicht unthätig seyn. Da wir dem Feind an Zahl überlegen sind, so müssen ihre Bewegungen die unsrigen bestimmen, und in wenig Tagen werde ich sehen was gethan werden kann, und bin Willens, morgen oder übermorgen zu marschiren.

Lager von Beßelaer, 8. Juny. Ich bin seit drey Tagen hier, in einem Dorfe vierthalb Meilen von den Linien zwischen Comines und Ypern. Gleich nach meiner Ankunft, die spät Abends erfolgte, und nach einem langen Marsch über schlechte Straßen, ritt ich die Linie zu rekognosziren. Weil noch nicht die ganze Infanterie heute Abends eintreffen konnte, und die schwere Artillerie nur sehr spät, so konnte ich sie damals nicht angreifen, obschon ich wohl gewahr ward, daß ich sie des andern Tages sehr verstärkt finden würde, und so geschah es; denn beym Rekognosziren in der Frühe des andern Morgens, während der Anstalten

*) Im vorhergehenden Jahre hatte die ostindische Kompagnie ihren Freybrief durch unterlaßne Taxenzahlung verwirkt. Bey diesem Anlasse waren große Anstrengungen gemacht, die alte Kompagnie zu unterdrücken, was viele den Handelsinteressen vortheilhaft hielten; einer Entscheidung des Königs zu Gunsten derselben, hatte man nun mit der bekannten damaligen Eifersucht der Engländer die Deutung gegeben, als wenn sie auf holländische Einflüsterung gegeben worden sey.

zum Ueberfall sah ich die Armee von Villeroy eintreffen, und hielt es nun nicht rathsam, an dem Tage anzugreifen. Aber ich habe dem Churfürsten von Baiern Ordre gegeben, zwischen der Schelde und Lys gegen die neuen Linien vorzurücken; und gestern entsandte ich den Herzog von Würtemberg, das Fort Knock wegzunehmen, mit einem bey Dixmunde gestandenen Korps, und so hoffe ich, daß wir auf einer oder der andern Seite Erfolg haben werden, oder zum wenigsten etwas Bedeutendes unternehmen können.

Heute erhielt ich euer Schreiben vom 4. und ersehe daraus, daß der Angriff auf Dünkirchen durch Admiral Allemonde gemacht werden muß [1]), weßhalb ich die nöthigen Befehle erlassen werde; aber er muß zugleich von England unterstützt werden, in dem was er begehrt. Die Wahrheit zu gestehen, verhehle ich euch nicht, daß ich nicht mit Lord Berkley's [2]) Schreiben zufrieden bin, er scheint lediglich Schwierigkeiten zu machen, denn obgleich ich nicht Seemann bin, so schmeichle ich mir doch, zu wissen, was mit Recht zur See geschehen soll.

Lager zu Beßelaer, 17. Juny. Ich habe bloß die Zeit, euch zu benachrichtigen, daß die Feinde alle ihre Streitkräfte hier in Flandern vereinigt und sich so stark verschanzet haben, daß ich keine Gelegenheit gefunden habe, etwas Wichtiges zu unternehmen. Ich habe deßwegen den Vorsatz gefaßt, Namur zu belagern, und alle nöthigen Anstalten zu dieser Belagerung getroffen. Es ist, ich gestehe es, ein sehr großes Unternehmen; Gott gebe, daß es Erfolg haben möge. Ich konnte nicht anders handeln, aus vielen Gründen, die ich jetzt euch näher zu entwickeln nicht Zeit habe.

Lager vor Namur, 11. July. Ich war seit meinem letzten so sehr beschäftigt, daß ich nicht im Stande war, euch zu schreiben; aber ich weiß, daß ihr von allen Vorgängen unterrichtet seyd. Vor zwey Tagen mußte ich die Linien angreifen, welche der Feind aufgeführt hatte, seine Werke zu decken, und wir erstürmten sie in tapferer Weise. Alle Truppen entwickelten löblichen Muth, und besonders die fünf Bataillone Garde, die drey englischen, ein schottisches und ein holländisches, welche auf dem rechten Flügel angriffen, dann auch die holländischen Truppen, welche auf dem linken angriffen Wir verloren eine große Zahl, aber die Feinde nach Verhältniß mehr. — Jetzt sind wir daran, die Breche-Batterien aufzuführen, und ich hoffe, daß wir bald der Stadt Meister sind. Die Belagerung der Citadelle würde größere Schwierigkeit machen, und längere Zeit kosten; aber wenn wir uns erst in der Stadt festgesetzt haben, so kann keine Verstärkung mehr hinein gebracht werden.

Ebendort 28. July. Hier gehen die Sachen leidlich gut, obschon nicht so schnell zum Ziele, als ich wünschte. Gestern setzten wir uns in der Kontreskarpe, und ich schmeichle mir nun, daß wir bald von der Stadt Meister sind. Die Ausdauer und Tapferkeit der Truppen kann ich nicht genug loben. Es ist sehr peinlich, so manchen braven Mann zu verlieren; es kann aber nicht anders seyn bey einer Belagerung, wie diese.

Ebendort 4. August. Wenn ihr gleich die Uebergabe von Namur bey Empfang dieses Schreibens schon werdet erfahren haben, so wollte

---

1) Den holländischen Admiral.

2) Der das Jahr die englische Flotte im Kanal kommandirte.

ich doch nicht unterlassen, euch selbst zu melden, daß wir den Platz seit heute Nachmittag besetzt halten. Blathwayte übermacht euch die Kapitulation. Morgen, übermorgen eröffnen wir die Laufgräben vor der Citadelle, und ich hoffe, Gott wird auch diesem Unternehmen Gedeihen geben, und wir werden bald derselben Herr seyn.

Lager zu Waterloo, 11. August. — Ich traf gestern hier ein, weil der Feind eine Bewegung gegen Brüssel machte, und ich ungewiß war, ob sie selbes nicht links liegen lassen, und gegen Namur vorrücken wollten. In dieser Lage hielt ich für gut, ihnen mit der Hauptarmee zu begegnen, wo meine Anwesenheit nöthig war. Gestern lagerten sie bey Halle, und heute nach mancherley Bewegungen, nächst Anderlecht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie einige Bomben nach Brüssel hinein werfen, was wir nicht hindern können: die ganze Armee, unter dem Prinzen von Vaudemont ist in der Nähe der Stadt gelagert. Morgen denke ich zur Belagerung der Citadelle von Namur zurückzukehren, und wir werden das Möglichste thun, sie zu nehmen.

Der Earl von Portland an Shrewsbury, 15. August. Der König befiehlt mir, da er die Nacht wenig geschlafen hat, und den ganzen Tag zu Pferde gewesen ist, Ihnen zu melden, daß es ihm nicht möglich sey, diesen Abend zu schreiben. Die Dinge sind hier in einer großen Krisis. Die Belagerung der Citadelle rückt rasch vorwärts, die Breche fangt an gangbar zu seyn, und ich hoffe, wir sind in kurzer Zeit der Citadelle Meister; es wäre denn, daß der Feind ihr zu Hülfe käme durch eine gewonnene Schlacht, da sie mit sehr zahlreicher Heeresmacht nahen. Wir werden suchen, dies Unternehmen ihnen so schwer zu machen als möglich.

Lager von Boquette 5. September. — Ihr erfreuet euch unstreitig bey der Nachricht von dem Erfolge, den wir durch die Einnahme der Citadelle von Namur gehabt haben. Mit allen begleitenden Umständen ist es unstreitig ein großes Ereigniß, und wir können Gott nicht genug Danksagungen darbringen für diesen Erfolg, woraus uns unbezweifelt beträchtliche Vortheile zufließen müssen [1]).

Vor Kurzem erhielt ich ein Schreiben für euch von Admiral Russel. Ich habe es geöffnet, und finde es so außerordentlich, daß ich es bey mir behalten werde, bis zu meiner Zurückkunft, um mit euch über den Inhalt zu sprechen. Es kam durch Frankreich, und ich weiß nicht, ob seine Absicht war, daß es hat sollen geöffnet und gelesen werden; war das aber nicht seine Absicht, so war es doch unbegreiflich unvorsichtig [2]).

---

1) Dieser der Thätigkeit und dem Feldherrntalente von König Wilhelm zuzuschreibende Erfolg, da Namur von einer starken Besatzung vertheidigt wurde, und eine Armee von 100,000 Mann eine andre Wendung des Feldzuges zu erzwingen suchte, entschied denselben und war eine der wichtigsten Begebenheiten des ganzen damaligen Krieges.

2) Dieses Schreiben datirt von der Rhede von Barzellona, wovon zugleich dem Hrn. v. Shrewsbury ein Duplikat zugekommen war, enthielt Aeußerungen von Unzufriedenheit über den Befehl des Königs, mit der Flotte länger in den dortigen Meeren zu bleiben; was er argwöhnisch holländischem Einfluß zuschreibt, damit die Holländer weniger Schiffe zu stellen brauchten, und mit einer Freyheit der Ausdrücke rügt, die wohl, wie manches andre, Folge des Verhältnisses war, worin die Häupter

Mit Vergnügen werden die Leser die Einfachheit des Ausdruckes und die Ruhe des Gemüthes bemerkt haben, welche sich in diesen mitten in den größten Bewegungen des Krieges geschriebenen Briefen aussprechen. Die Korrespondenz aus dem folgenden Feldzuge, der besonders aus Mangel an Gelde und außerdem durch überlegne Stärke der feindlichen Streitkräfte erfolglos blieb, ist merkwürdig, weil sie zeigt, in welchem Grade damals England an finanziellen Hülfsmitteln im Vergleiche mit der späteren Entwickelung derselben zurück war, an welcher freylich der innere Parteyenkampf und die mit der stattgefundenen Revolution verbundene innere Lähmung einen Hauptantheil haben mochte.

Haag, 12. May 1696. Wie ich fürchtete, so ist es gekommen, die Feinde sind uns zuvorgekommen, und früher als wir ins Feld gerückt; ein sehr ungünstiger Umstand, der sehr leidige Folgen haben und machen kann, daß wir einen ganz erfolglosen Feldzug thun. Der Marschall Villeroy ist mit seiner Armee gelagert zwischen der Lys und Schelde, sein linker Flügel bey Deiniß, und der Marschall Boufflers bey Goßeliers, diesseits der Sambre, unweit Charleroy. — Unsere Truppen rücken zusammen, so gut sie können; es wird ihnen aber schwer, weil die Feinde schon so weit, und mit so großer Macht vorgerückt sind.

Zwey Ursachen sind, die unsere Armee in Brabant und Flandern gehindert haben, bälder sich zu ordnen. Die erste, daß die brandenburgischen Truppen nicht zum Marschiren zu bringen waren, und dann sind die Soldaten in Flandern so vom Gelde entblößt, daß sie kaum in Bewegung gesetzt werden können. Wenn die Schatzkammer nicht schlennig Mittel findet, um Gelder aufzubringen, so sehe ich keine Möglichkeit zu handeln. Ihr beurtheilt gewiß vollständig die Wichtigkeit dieses Punktes, daß ihr von selbst alles anwenden werdet, damit was irgend möglich ist, schleunig geschehe.

---

einer Partey, die den König auf den Thron erhoben hatte, zu diesem standen. Er sagt z. B. in diesem Schreiben: dem Könige möchte beliebt haben, mir Beschwernisse aufzulegen wie es ihm gut dünkte (und eine Winterreise nach England zu machen, ist eine große), ich hätte nichts dagegen gehabt, aber die ganze Flotte einer so großen Gefahr auszusetzen, aus keinem andern Grunde (so weit ich sehen kann), als um den Holländern ihre Thaler zu sparen, wovon ich schon manche Beyspiele in diesem Feldzuge gehabt habe, das muß mich verdrießen, und thut es in einem Grade, der mir alle gedenkbare Unruhe macht. Es ist nicht schwer zu sehen, daß dieser Rath vom Sekretär von Wieldy kommt, von der Admiralität zu Amsterdam, und ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß ein holländischer Sekretär die englische Flotte regieren soll, — — — Ich bin gar nicht frey von der Sorge, daß ich den Befehl bekomme, hier den ganzen Winter zu bleiben; wenn aber so etwas geschehen sollte, so will ich lieber die Gefahr von Sr. Majestät Mißvergnügen bestehn, als hier bleiben; denn ich bin schon jetzt herunter mit meiner Gesundheit und nicht minder, wie auch die Leute das Gegentheil meinen möchten, ein weit ärmerer Mann in meinem Vermögen, als da ich England verließ; auch hege ich nicht die mindeste Erwartung oder Hoffnung, daß mir das vergütet werden sollte, durch des Königs Güte oder Großmuth. Doch vergeben Sie diese Ausdrücke, da das Dinge sind, die mir keinen Kummer machen« u. s. w. — Shrewsbury antwortet ihm begütigend, und verweist ihm in milden Ausdrücken die Unvorsichtigkeit, daß er das Schreiben an den Sekretär des Königs eingeschlossen hätte, da dieser es doch eigentlich nicht hätte lesen sollen. — Gegen den König entschuldigt ihn Shr. in würdiger und wohlgewählter Weise.

Breda, 4. Juny. — Ihr stellt euch leicht vor, wie peinlich es für mich ist, zu sehen, daß wir wahrscheinlich auf ein solches Aeußerstes gerathen, wenn wir nicht in einigem Maße noch den Uebeln abhelfen, in die wir durch den Verlust unseres Kredits fallen müssen, — und wo wir deutlich sehen, daß wir im Irrthume waren, da ist es, je schneller wir das anerkennen, um so besser. Ich gestehe, ich war der festen Meinung für Reduktion der Guinee auf 22 Schillinge; jetzt aber seh ich zu spät, daß ich irrig meinte, und es scheint kein anderes Mittel, Kredit zu erhalten, als die Guinee von der Schatzkammer anzunehmen, zu 24 oder 25 Schilling und eine Prämie oder Zinse zu geben, wie es ohne direkte Verletzung des Gesetzes geschehen kann. Aber in solcher äußersten Noth müssen wir nicht zu ängstlich seyn, denn alles geht verloren, wenn wir nicht schnell Kredit finden, um Flotte und Armee zu bezahlen; vor allem die Truppen hier in diesen Gegenden. — —

P. S. Als ich den Brief siegeln will, erhalte ich Euer vom 12. und erfahre, daß die neue Bank einige Vorschläge gemacht hat, Geld zu verschaffen, obschon sehr ungünstige. In unserer gegenwärtigen Noth müssen wir nicht ängstlich seyn, sondern nur die Mittel ergreifen, welche am wenigsten ungünstig sind. Im Namen Gottes, entscheidet euch schleunig um einigen Kredit zu finden für die hiesigen Truppen, oder wir sind verloren *).

Lager von Waveren, 18. Juny. — — Wenn man in England die Sachen so deutlich sähe, als ich hier, man würde ganz gewiß alle Mittel, die nur immer in unserer Macht stehen, anwenden, ohne zu scharf die Schwierigkeiten zu erwägen. Die größte Schwierigkeit ist der Untergang, und darein müssen wir gerathen, wenn wir nicht schleunig Kredit erlangen, um die Truppen in hiesiger Gegend zu zahlen. Es ist

*) Der Herausgeber bemerkt, daß die damalige Geldnoth Großbritanniens, und die Mittel, die man dagegen anzuwenden suchte, zu den wichtigeren Punkten der englischen Geschichte gehören. Die Verschlechterung der Münze war ein so tief und seit lange gefühltes Uebel, daß im vorhergehenden Jahre durch Parlamentsbeschluß eine Umprägung der Silbermünze angeordnet war. Diese Maßregel machte, obwohl vorübergehend, das Uebel noch größer: eine gänzliche Stockung des Umsatzes und Handels fand Statt, die öffentlichen Gelder kamen nicht ein, die Guineen (bekanntlich Goldmünzen zu 20 Schilling) stiegen auf 30 Schilling, und Papiergeld erlitt einen außerordentlichen Diskonto, Banknoten fielen um 20, Gouvernementspapiere (Steuer, oder Schatzkammerschein ?) um 60 p. Ct. — Unter den Mitteln, die man gegen die daraus entstehende Noth vorschlug, war auch das einer Landbank, von den Torys und dem Interesse des Grundbesitzes begünstigt; es handelte sich davon, eine Subskription von 2 Millionen Pfund für den Gebrauch der Regierung gegen 7 p. Ct. zu Stande zu bringen und mit der ferneren Bedingung, daß den Theilnehmern jährlich eine gewisse Summe auf Grundhypothek vorgeschossen werden solle. Der Entwurf war durch einen Parlamentsschluß gut geheißen, und man versprach sich viel davon; als aber der 1. August, der bestimmte Termin für die Leistung der Subskription, kam, waren die Unternehmer unfähig, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, und die erwartete Hülfe schlug gänzlich fehl. — Gegenentwürfe scheinen unterdessen von der Bank von England, die damals neu gegründet war, gemacht worden zu seyn, und diese Gesellschaft lieh wirklich endlich 200,000 Pf. dar, welche Summe freylich nur für die allerdringendsten Zahlungen hinreichte. — Damals schrieb der Minister an den Admiral Russel: »Sie haben uns in der traurigsten Lage verlassen, in der sich je ein Volk befunden hat, eine Armee draußen, eine Flotte und Armee daheim zu unterhalten, und weder Freunde noch Geld, das zu können.«

mir nicht möglich, in dieser Entfernung in Einzelnheiten einzugehen; alles was ich sagen kann, ist, daß Noth thut, ohne einen Augenblick Zeitverlust zu entscheiden, was das Beste ist, und nicht zu erwägen, ob vernünftig, ob schwierig, sondern über solche Dinge hinauszugehen, die wir nicht unbeachtet lassen dürften zu jeder andern Zeit: denn hier ist kein Drittes, wir müssen zu Grunde gehen, oder Kredit finden.

Lager vor Altere, 20. July. Das Schreiben der Lords justices vom 14ten trifft eben ein, und ich weiß nicht, wie ich daran bin, da ich gegenwärtig kein Mittel sehe, die Armee von Empörung und gänzlicher Desertion abzuhalten; denn es ist noch unmöglicher hier Geld für ihren Unterhalt zu finden, als in England. Wenn ihr kein Mittel ausfindig machen könnt, Gelder zu senden oder uns Kredit zu verschaffen, so ist alles verloren, und ich muß nach Indien gehen u. s. w.

Lager von Gemblours, 23. July. — — Ich bin auch sehr mißvergnügt, daß ich euch keine Hoffnung geben kann, daß in diesem Feldzuge etwas Bedeutendes gethan werde; die Feinde verhindern mich mit zu starker Macht eine Belagerung zu unternehmen, wenn ich nicht zu viel wagen will, was nach meinem Dafürhalten jetzt nicht rathsam ist, es wäre denn, daß in Folge der Bewegungen, die ich gegenwärtig mache, die Feinde mir noch eine günstige Gelegenheit gäben. Ich fürchte sehr, daß dieser Feldzug so recht friedlich hingehen wird, was für mich kein kleines Leidwesen ist.

Lager vor Altere, 31. July. In der bedrängten Lage, worin wir sind, bin ich gemüssiget, den Earl von Portland nach England zu senden, mit dem Auftrage, insbesondere euch es vorzustellen, und mit euch darüber zu berathen, ob in dieser großen Noth kein anderes Mittel ist, als die Einberufung des Parlaments. Ist das, so gebe ich meine Einwilligung, wenn ich gleich die Schwierigkeit, ja die Gefahr wohl weiß, es zu versammeln während meiner Abwesenheit; denn lieber als daß wir zu Grunde gehen, muß alles andere gewagt werden.

* * *

Dieser Feldzug verging ohne Resultat. Indessen hatte das Austreten des Herzogs von Savoyen aus der Allianz (der Vertrag mit Frankreich war am 29. August gezeichnet) viele Alliirte geschreckt, in England fing man an, den Frieden dringend zu wünschen, wie es auch in den Briefen von Shrewsbury häufig gesagt wird, und die Generalstaaten publizirten eine Erklärung im September, die den Wunsch der Seemächte nach dem Frieden ankündigte. Die ersten Schritte waren von Ludwig XIV. gemacht worden, welcher den König von Schweden bewog, seine Vermittelung anzubieten *). Wilhelm, der

*) Es hatten in Stockholm von Seiten des französischen Gesandten schon im Verlaufe des Jahres 1694 wichtige Eröffnungen in Bezug auf den Frieden Statt gefunden.

Avaux unterschrieb daselbst am 20. Juny einige Punkte, auf welche sein Herr Frieden zu schließen bereit sey, in Betreff auf den Kaiser, Reich und Lothringen; — und später, weil man kaiserlicher

die ungünstige Lage Englands, den Krieg fortzusetzen, fühlte, ergriff ernstlich diese Stimmung zum Frieden. Im Herbste 1696 eröffnete Ludwig XIV. eine direkte Unterhandlung in Holland durch Callieres; englischer Seits wurde das Geschäft

Seits darauf bestand, auch in Betreff anderer Alliirten. Jene Artikel treffen sehr mit denen überein, auf welche später der Frieden wirklich zu Stande kam. Unter andern enthalten sie: Que pour compensation de la ville de Strasbourg et des forts dont le roi T. C. est en possession et qu'il retiendra incommutablement tant pour lui que pour ses successeurs à la réserve du fort de Kehl, le roi T. C. rendra:

1) Mont-royal et Trarbach rasis au Prince, à qui ils appartiennent sans qu'on puisse jamais fortifier ni l'un, ni l'autre de ces deux postes. 2) Que les ouvrages du fort Louis et de Hünningen, qui sont au-delà du Rhin à l'égard de la France seront pareillement démolis. 3) Qu'il rendra Philipsbourg fortifié avec le fort du côté d'Allemagne à condition que le pont sera détruit (et jamais le roi T. C. fera raser le fort qui est du côté de la France) sans qu'on puisse le rétablir, ni en faire un autre, en même lieu. 4) Le roi T. C. rendra Fribourg à l'Empereur en l'état où il est avec les villages de sa dépendance. 5) Il fera raser le fort de Kehl et y fera seulement construire une demie-lune (qui ne sera pas revêtue) pour la garde du pont de Strasbourg. 6) Il remettra l'Electeur Palatin en possession de Heidelberg et de toutes les dépendances du palatinat et se chargera de dédommager entièrement Mdme la duchesse d'Orléans sa belle soeur de tous les droits, qu'elle a à cause de la succession des deux derniers Electeurs le pére et frère sur plusieurs terres et fiefs du Palatinat.

* * *

Qu'on nommera des Commissaires de part et d'autre pour faire une réunion de toutes les réunions, qui conviendront de bonne foi de celles qui appartiennent à la France en vertu des traités de Münster et de Nimègue, ou qu'elles n' y appartiendront pas; et à l'égard des points contestés, dont les commissaires ne pourront demeurer d'accord, il s'en remettront à la décision d'arbitres.

Eine umfassende Gegenerklärung von Seiten des kaiserlichen Hofes für sich und seine Alliirten, deren Interesse mit großer und umfassender Sorgfalt auch in Bezug auf die Form der gemachten oder zu machenden vorläufigen Erklärungen im voraus gewahrt worden war, erfolgte zu Stockholm nicht, und es kam von dem Versuche dort zu führender Friedensverhandlungen ab; der König von England hatte nicht bloß im Verlaufe der Sache bemerkt, daß der Gang der Verhandlung zu weitläufig sey, wenn alles von Stockholm erst nach Wien und von da an die Alliirten zurück wieder nach Wien und so nach Stockholm gelangte, weßhalb vielmehr eine direkte Mittheilung an den englischen und holländischen Gesandten Statt haben müsse, — sondern auch bald erklärt, daß er einen guten Er-

vorzugsweise durch Lord Villiers geführt, der als englischer Gesandter in Holland auftrat; neben ihm wurden später ernannt der Earl von Portland und M. Williamson. Der Friedenskongreß begann förmlich im May 1697. Von Seiten des Kaisers waren Gesandte, der Graf Kaunitz und Staatmann, und der Baron Sailern. — Als die Verhand-

---

folg auf diesem Wege bezweifle. Es sprach sich in mehr als einer Weise der Wunsch der beyden Seestaaten aus, die Leitung des Friedensgeschäftes wo möglich selbst in Händen zu haben. — Eine auf den getrennten und eigenthümlichen Interessen dieser Staaten beruhende besondere Stellung machte sich allerdings bemerklich, wie sie auch später in der Art und Weise, wie zu Ryswik der Friede wirklich zu Stande kam, sich kund gab. Wie man dieselbe zum Theil damals beurtheilte, ergibt sich aus einem gleichzeitigen uns bekannt gewordenen Aufsatze, welcher unstreitig solche Ansichten über die damaligen politischen Verhältnisse enthält, in welchen manche Beurtheiler an den größeren Höfen übereinstimmten. Man wird denselben, wie er hier seinem größeren Inhalte nach folgt, nicht ungern mit den im Texte erwähnten Ansichten vergleichen:

»Man ist billig verwundert, daß so mächtige Armeen, welche in den spanischen Niederlanden Alliirterseits alle und jede Kampagnien aufgeführt worden, und noch aufgeführt werden, bishero das Verlorne wiederum zu rekuperiren nicht allein, sondern auch mehrerem Verlust zu steuern, nit genuasamb gewesen seyn sollen; gewiß ist es, daß zu ein so anderem, weder an der Macht noch Verstandt und Kriegserfahrenheit diejenigen Kriegshäupter, so bemelte Armeen kommandiren, ermangelt: und hat man fast bey allen Kampagnien wahrgenommen, daß man Alliirterseits, da man gleich große avantages dem Feindt aberhalten können, solche gebührend jedoch nicht beobachtet, sondern fast willkührlich auß Handen gehen lassen; waß nun dessen aigentlich in Uhrsach, wird sich darob ergeben, daß man derjenigen Potenz, welche an Seiten der Alliirten in Brabant das primum mobile bey gegenwärtigem Krieg ausmachet, nemblich der Cron Engellandt hirbey vorgesetzten Hauptzweck etwas genaueres und in dem Grundt erwägt. Ihr kön. Maj. in Großbrittane scopus hierinfalls ist unlaugbar kein anderer als die Conservation und Befästigung der dem König Jacobo aberhaltenen Cron, so weit nun die avantages, so wider die feindliche Cron Frankreich, oder zu Behuf der Alliirten insgesambt oder ein oder des anderen in particulare, nach Gelegenheit der Umbstände zu erhalten vorträglich, oder nothwendig sind, sothanen scopum zu erreichen, ist nit zu zweiffeln, Ihr kön. Maj. werden solche als media ad finem hunc conducentia keineswegs außer Acht lassen, in so weit dieselbe hingegen hierauf nit einschlagen, werden dieselbe als adiaphora angesehn, derentwillen man nit Ursach viel oder wenig umb Andrer Vortheile zu hazardiren, und obschon J. k. Maj. stabiliment in den Königreichen vornehmlich ab Schwach- und Demütigung der Cron Frkr. dependiret, so khan aber der Cron Frkr. Schwach- und Demütigung auf zweyerley Art, entweders wie dieselbe unmittelbar oder aber nur mittelbar zu J. kön. Maj. in Großbritanien, haupt-

lungen nicht so rasch, als es im Wunsch der Seemächte lag, vorrückten, machte König Wilhelm dem Könige von Frankreich den Vorschlag einer abgesonderten und vertrauten Unterhandlung, wozu dieser die Hand bot, weil sein Versuch, dem Prinzen von Conti die polnische Krone gegen den Churfürst August von Sachsen zu erwerben, fehlgeschlagen war, und weil er von

---

sächlich aber zur Cron Spanien oder anderer hohen Alliirten Vortheil gereichen mag, konsiderirt werden. Und gleich zu der ersteren Art die Cron Frkr. aperto Marte durch Erhaltung einer siegreichen Bataille, worzu es die Franzosen so leichterdings nit kommen lassen werden, zu schwächen, Ihr britt. kön. Maj. bis hero vielleicht keine sichere Gelegenheit gehabt. Also hat es das Ansehn, umb die andere obbesagte Ahrt, daß nemblich eine ansehnliche Vöstung durch eine schwähre Belagerung zu rekuperiren, wovon nit Ihnen, sondern Andern das commodum principaliter zukäme, thun sich J. k. Maj. nit sonders bekümmeren, und werden sich dieselbe außer allem Zweiffel eben derjenigen Weg und Mittel bey Cron und Szepter zu mainteniren vornemblich gebrauchen, durch welche sie hiezu gelangt, nehmblich einer engen heimblichen auf mehrere Empor-Erhebung der protestirenden Religion gegründeten Verständniß und genauen Zusammensetzung der protestirenden Potentien; folglichen, was zu dieser Aufnehmen, nit aber eben, waß bloß und allein zu der Catholischen Potentien Restabilirung geraichig, sorgfältig beobachten: woraus allen und jeden, welche obige momenta und der Cron England hierauf einschlagende bisherige Conduite, bey sich reiflich erwögen, sattsamb unter Augen leuchten wirdt, weßen sich die katholische Alliirte Potentien bey jetzt fürwehrenden Krieg und bevorstehender Friedens-Handlung von bemellter Cron England Aßistenz zu versprechen. Ohne ist zwar nit, daß man jetzt gedachter Cron vornemblich zuzuschreiben, daß Holland nit bereits abermahls wie ehedeßen, von den hohen Alliirten sich separirt, und einen particular Frieden gemacht, nachdeme aber nunmehro ermehnte Cron eine wiedrige Resolution gefaßt, u. die Generalstaaten (durch welche als Instrumenta dieselbe Ihre intentiones so in Religions- als andern odiosen Sachen gemeiniklich ohnvermerkt bewürkhen zu laßen pflegt) nit allein in heimbliche Conferenz mit einigen feindlichen Ministris des Friedens halber jüngstens zu Mastricht tretten, sondern secrete Correspondenz hierunter wirklich fortführen laßt, kann man vernünftig sich keine andere Gedanken machen, alß daß man ehender als etwan vermuthet wird, einen Partikularfrieden zwischen England und Holland wird geschloßen sehen, dabey diese Potentien, was zur Ausbreitung des dominii maritimi, Beförderung des commercii, und Aufnehmen der protestirenden Religion zulänglich, mit aller Vorsichtigkeit und mit freywilliger Aufopferung alles übrigen eiffer'gst besorgen werden. Ob Casale und Pignerol, woran gantz Italiens Ruhestand hafftet, dem Feind wiederum abgerißen, Lottringen, Straßburg und Luxemburg, sambt den so genannten Reunionen und anderen ungerechten Conquisten, Ihr kais. Maj. dem Reich, der Cron Spanien, dem Herzog zu Lothringen u. übrigen rechtmäßigen Eigenthümbern wieder re-

einem zeitweiligen Frieden den Gewinn hoffte, die große Allianz zu trennen, und seine Absichten auf die spanische Sukzession für sein Haus dem Ziele näher zu bringen. Diese besonderen Unterhandlungen (im July 1697) hatten den Frieden mit den Seemächten zur baldigen Folge, welchem sodann auch nach einigem Zögern das Reich und der Kaiser folgte. — Ueber diese Ver-

stituirt werden, wird gedachter Potentien geringste Sorge hiebey seyn, und um Dunquerke der Kron England wieder zu recuperiren, das Edictum von Nantes in Frankreich zum favor der Protestirenden zu restabiliren, u. dabenebenst noch mehr andere vantaggi zum Behuf des Dominii maris, commercii et religionis protestantium zu erhalten, gar gern theils obige importanten Ort, oder wohl auch alle, dem Feind von demselben nachgegeben werden. Wie sie denn von Aequitantien, so die Cron Frkr. vor Luxemburg zu geben, dergleichen jedoch, so vil die Cron Span. und die hiebey hauptsachlich interessirte benachbarte Kurfürsten zu Trier, Cölln und Pfalz wegen der Güligschen Lannd anbetrifft, nimmermehr auszusehen, bereits zu reden angefangen, ein gleiches auch ohne Zweiffel wegen Strasburg gethan hätten, dafern sie hierinfalls auf die Evangelischen Potentien, welchen dieser Verlurst ihrer Religion halber allzu schmerzhafft vorkhommen, folglichen deßen Nachgebung unzeitiges Mißtrauen erwekhen würde, nit einige reflexion gemacht hätten. Eß ist zwar nit unbekhannt, daß die Cron Frankr. zwischen Haupt- und Gliedern und diesen unter sich, Mißtrauen und Mißverstandt zu erweckhen, und zu unterhalten, die Protestirende im heil. röm. Reich Jeher und allezeit haubtsächlich fomentirt, derentwillen es daß ansehen, man könne von derselben vor die kathol. Religion im Reich wenig Aufrichtig- u. Vortheilhaftiges bei künftigem Friedenstraktate sich versprechen. Nachdem sich aber die Conjunkturen dahin geendert, daß durch Vertreibung der Protestanten aus dem Königreich Frkr. der Protestirenden Potentien gemüether von selbiger Cron, und zwar odio quodammodo implacabili abalienirt und gedachte protestirende Potentien vornemblich bemühet, wie sye durch restabilirung des Edicts v. Nantes Ihre Glaubensgenossen, auch gegen des Königs in Frkr. Willen, in sothanes Königreich wieder einführen, u. darin behaupten mögen — ist ohnschwer zu ermeßen, weil ged. Königreichs innerlicher Ruhestand ab uniformitate religionis hauptsächlich dependirt, das Mißtrauen zwischen beiderseits Religions-Verwandten in dem Reich auch ohne dem so hoch schon gestiegen, daß es fast keinen Zuwachs mehr erleidet, — es werde gemellte Cron, zu Dero selbst aigenen Gueten und sicherheit, denen durch ihre politische Maximas geflißentlich bißheer geschwechten katholischen Potentiis, vermittelst billich mäßiger Friedens Conditionen, einige wenige ressources lieber gönnen, alß denen an Macht ohnedieß schon weit praeponderirenden Acatholischen Potentiis noch mehreres zulegen, und sich sogar in die Schranken redigiren laßen, die Protestanten gegen Willen in selbiges Königreich wieder einzunehmen, viperas in sinu zu foviren, und durch sothane Wieder-Einnahmb der Protestanten unter Engellandt und anderer prote-

handlungen, welche größtentheils auch für das englische Ministerium ein Geheimniß blieben, und vom Könige unmittelbar geleitet wurden, enthält die vorliegende Korrespondenz interessante Bruchstücke, wovon wir Einiges ausheben.

---

stirenden Potentien Protection, welche alsdann mehrere Dependenz von diesen alß der Cron Frankreich haben würden, mit immerwehrender Sorge innerlicher Empörungen, quasi statum in statu formiren zu laßen.

Die sogenannte reuniones wieder abzutreten ist die Cron Frkr. erbietig, so wirdt es ein gleiches mit denen während dieses Kriegs in Catalaunien gemachten Conquisten, dem Herzogthumb Lottringen u. Savoyen thun; wegen Casale werden sich hoffentlich auch Mittel finden; und ob es schon mit Straßburg und Luxenburg härter halten wird, so wird sich doch Frkr. ehender zu deren Abtretung an das Reich und die Cron Spanien, als Dunquerken an England abzustehen, daß Ediktum von Nantes zu restabiliren, und noch mehr andere nachdenkliche avantages den protestirenden Potentiis terra marique einzuräumen sich verstehen; — khombt also die größte Diffikultät auf die Restitution der Spanischen Niederlande nach dem pirenäischen Fuße hauptsächlich an, alß welche wiewohlen sy von der Cron Spanien inständig verlangt wird, bey gegenwärtigem der Sachen Zustand jedoch fast nit zu verhoffen, woran auch Engld und Holld in particulartraktaten sich einzulaßen, guten Theils Anlaß wenigstens Vorwandt hernehmen; diese zu überwinden, möchte das nechste Mittel seyn, daß neben restitution obiger Ohrt, in den spanischen Niederlanden vornemblich auf Restitution Turnes, Ypres, Tournay, Condé, Mons, Valenciennes, Cambray, Namur, Charleroi, Maubeuge, Dinant, bei den Friedenstractaten angetragen, und hiedurch sowohl vor die Cron Spanien, als andre benachbarte Potentien, gegen die Cron Frkr. eine hinlängliche Barriere verschafft wurde. Allenfalls und es falle di Sach vor die Cron Spanien und selbige Niederlande aus, wie sye wolle, so wirdt es vor gedachte Cron ein großes Glückh seyn, wan sie die englisch und holländische Truppen, welche an der See und in den Niederlanden dero vornehmste Plätze successive occupiren, und inaudito hucusque de domo austriaca exemplo[.] daß publicum religionis heterodoxae Calvinianae aut Reformatae exercitium, wie sye es nennen in den katholischen Kirchen diesen verwichenen ganzen Winter hindurch, biß anjezo üben, und gahr sich nit entstehen, selbiges in Brüssel selbsten gleichmäßig hartnäckig zu prätendiren und Ihr Kurfürstl. Drchlcht in Bayern als dermaligen gubernatori mit der größten Impudenz und Vermeßenheit zuzumuthen, so leichterdings als sye hereingeschlichen, seiner Zeit wiederumb hinausweißen und nit zu gewahrten haben wirdt, daß sich wie gemeiniклich zu geschehen pflegt, die angemaßte Protectores in Dominos daselbst erigiren, derentwillen dan höchst nöethig, daß J. kais. Maj. und königl. katholisch Maj. diesen obschwebenden gemeinen Gefährlichkeiten nach Notthurft zu steuern sich hierinfalls wohl mit einander verstehen und de concerto gehen.«

Shr. an Lord Villiers, 28. July 1696. Jedermann ist in großer Erwartung wegen des Erfolges von Verhandlungen zum allgemeinen Frieden, wovon hier viel Rede ist. Wenn etwas zu E. Herrlichkeit Kenntniß kommt, das sich eignet, mitgetheilt zu werden, so bekenne ich sehr neugierig zu seyn, und die Mittheilung würde sehr verpflichten. rc.

Lord Vill. an den Herzog v. Shr. Haag, 10. August. —— Callieres ist zu Rotterdam, und so lange er in hiesiger Gegend bleibt, ist Grund zu hoffen, daß ein Frieden zu Stande gebracht wird. Hätte ich irgend eine gewisse Kenntniß von den Bedingungen, so sollte das kein Geheimniß für E. Gnaden seyn. Im Allgemeinen habe ich gehört, daß die große Schwierigkeit wegen Straßburg obwaltet; einige sagen, die Franzosen wollen es nicht aufgeben; andere, sie wollen das zwar, aber demolirt; das eine sowohl, als das andere ist nicht von Folgen genug für England, um uns zu hindern, nicht lieber den Frieden anzunehmen, als einen Krieg fortzusetzen, unter dessen Last wir, fürchte ich, so tief herab sinken müßten, daß wir nicht mehr das Haupt wider unsere Nachbarn empor heben könnten.

Lord Villiers an denselben. Gamaries, 25. August. —— Ich bin versichert, daß die Hindernisse in unserem Geldwesen den Entschluß Sr. Majestät begründet haben, den Frieden anzunehmen; aber ich nehme wahr, durch alles Schreyen der Alliirten gegen den Frieden, daß England wird dafür verantwortlich seyn sollen, da seine Bedrängniß es ist, die ihn veranlaßt.

Shr. an denselben, 4. Sept. Wenn die Alliirten das Geschrey erheben daß unsere Bedrängniß den Frieden nöthig macht, und uns deßhalb verantwortlich für die Folgen machen wollen, wenn der Friedensschluß nicht gut würde; so sind unsere hiesigen Hindernisse so augenfällig durch unseren Eifer, ihnen auch über unser Vermögen beyzustehen, verursacht, daß, wenn ihnen dieß nicht für eine triftige Entschuldigung gilt, dieß offenbar unbillig ist, und für uns in dem Falle nöthig würde, ein andermal uns besser vorzusehen.

Lord Villiers an denselben, 31. August. —— Die Bedingungen sind in der Hauptsache auf die Traktaten von Münster und von Nimwegen gegrundet; was Straßburg insbesondere betrifft, so ist der einzige streitige Punkt, ob das Reich die Befugniß haben soll, es neu zu befestigen, wenn sie es zurückbekommen haben. Ich denke wohl, das ist kein Streitgegenstand, der England etwas angeht, und ich hoffe, wir werden einen Frieden, der uns Noth thut, nicht verlieren, um einer deutschen Lapperey willen (for a german trifle).

Shr. an Lord Villiers 11. Sept. —— Ich hoffe, man wird Sorge tragen, daß alles was auf uns Bezug hat, wohl in Ordnung gebracht, und erklärt ist, so, daß keine Möglichkeit mehr sey, nachdem die öffentlichen Traktate begonnen haben, daß dieselben abgebrochen und der Frieden weiter hinausgesetzt werden möchte, durch einen Streit über den Titel des Königs, oder über andre Artikel, worauf wir zu bestehen haben.

Lord Villiers. Haag, 18. Sept. —— Ich höre der Kaiser will darauf bestehen, daß der Ort der Friedenstraktate im Reich gelegen sey, worein die Franzosen nicht willigen werden. Solche Punktilien sind nicht des Aufschubs von einer Viertelstunde werth, in einem Geschäft von solcher Wichtigkeit, aber ich glaube, es wird Mühe genug kosten, bis sie beseitigt sind.

Derselbe an denselben. Haag, 25. Sept. Die Antwort des Kaisers ist jüngst eingetroffen, mit denselben Hindernissen und größeren, als ich neulich voraussagte Er bezeichnet direkt Aachen als den Platz für die Friedensverhandlung, er verlangt die gänzliche Herstellung von Lothringen, und beruft sich auf den Reichsrezeß von Nürnberg wegen Zurückgabe der zehn Reichsstädte, welche die Franzosen aus dem westphälischen Frieden in Anspruch nehmen. — — Die, welche das Geschäft hier betreiben, wünschen, der König möge schleunig hierherkommen, um durch irgend einen kraftvollen Entschluß die Verzögerungen abzuschneiden, welche durch solches Verfahren des Kaisers nothwendig entstehen müssen, und welche uns die Ausgaben eines neuen Feldzuges kosten können. Ich kann nicht sagen, wie weit der König auf ein solches Vorhaben gegen einen Alliirten eingehen wird. Ich kam diesen Morgen von Loo. Ich finde, dort hält man es nicht für gerathen, einen Schritt in dieser Sache zu thun, als nur im Einverständniß mit dem Kaiser, und meint (was mir mehr mißfällt), daß England nichts als der gute Wille fehlt, den Krieg fortzusetzen. Dieß aber ist, was ich keinem Lebenden jemals anvertrauen möchte, als Euer Gnaden, der, wie ich gewiß bin, keinen Gebrauch davon machen wird, als für das Beste der Nation.

Shr. an Villiers. Sie kennen meine Meinung so gut, daß Sie leicht glauben werden, wie wenig mir die Schwierigkeiten gefallen, die sich dem Frieden entgegenstellen; wenn es aber, nachdem alles gethan ist, doch nicht seyn kann oder soll, so müssen wir den Krieg führen, so gut es uns möglich ist, und wenn wir gleich nicht so reich oder so im Stande dazu sind, als Manche meinen oder uns schildern, so werden wir doch, so hoffe ich, mehr Vermögen und bessere Neigung dazu haben, als sie es sich zu Paris einbilden.

Einige der Schwierigkeiten schwanden zwar durch gegenseitige Annäherung, doch schien während des Winters durch einige Zweydeutigkeiten von Callieres sich die Besorgniß zu bestätigen, daß man in Frankreich auf ein ernstes Vorhaben gegen England sinne. Man hatte ein Komplott in England gegen König Wilhelm entdeckt, welches von den Anhängern K. Jakobs ohne sein Vorwissen geschlossen war; es fanden Anklagen und Verdächtigungen Statt, selbst auch gegen die ersten Häupter der Whigpartey, man schrieb diese Störungen zum Theil französischen Machinationen zu, und erwartete eine hiemit in Verbindung stehende Landung in England. Hierher gehören unter andern die folgenden Aeußerungen:

Shrewsbury an den König. 3. Nov 1696. Ein Schreiben sah ich aus Frankreich von einem neuen Datum, welches Meldung macht von frischen Hoffnungen und einem neuen Geist am Hofe des letztgewesenen Königs (nämlich Jakob II.). Die Person selbst macht die Bemerkung, daß dieses entweder von einer Zusicherung herrührt, die ihnen der König von Frankreich gemacht hätte, daß er keinen Frieden mit England schließen wolle, oder aber von der Aussicht auf eine Invasion. Der Schreiber sagt, daß der König von Frankreich niemals gütiger und höflicher gegen König Jakob und seine Gemahlin sich erzeigt habe,

als eben jetzt; daß ihr Hof, welcher in der letzten Zeit verlassen war, gegenwärtig von französischem Adel und den fremden Ministern umringt ist. — — Derselbe Brief gibt Winke darüber, als hätte man am französischen Hofe einige Hoffnung gefaßt, mit Hülfe des Papstes und des Herzogs von Savoyen einen abgesonderten Traktat zu Turin zu beginnen, für einen Separatfrieden mit dem Kaiser und mit dem König von Spanien; wodurch es zu einem Religionskriege kommen würde, was lange schon die Absicht der bigotten Partey war.

Shr. an Lord Portland. 10. Nov. Ich erhalte eben jetzt Nachrichten, wodurch in hohem Maß bestätiget wird, was ich seit einiger Zeit befürchtete, daß frische Anschläge gemacht worden sind, sowohl gegen das Leben des Königs, als für einen Einbruch ins Königreich. Laß uns für den ersten Sorge tragen, und mit letzterem wird es, so hoffe ich, keine Gefahr haben. Der Bericht, den ich habe, besagt, daß Sir George Barkley zuverläßig in England ist, daß er neulich um ein Schiff geschrieben hat, ihn wieder abzuholen, daß man ihm aber zumuthete, zu bleiben und Weisungen abzuwarten, und daß König Jakob hoffe, im Kurzen hier zu seyn, daß Sir George, mit einigen Wenigen von denen, welche das letzte Mal den Mord versuchen wollten, und noch jetzt in England weilen, nunmehr abermals die Weisung erhielten, ihn zu unternehmen; daß Mr. Carryl neuerlich einem Korrespondenten geschrieben hat, er solle nur an den Frieden nicht glauben, sondern versichert seyn, daß er ihn bald sehen werde. Um Gottes willen Lord, bitten Sie den König, daß er Sorge für sich selbst trage, und lassen Sie ihn wissen, daß dieses von einer Hand kommt, auf die ich mich verlassen kann.

Lord Villiers an Shr. Haag, 23. Nov. 1696. Mir ist es leid, E. Gnaden sagen zu müssen, daß die Franzosen täglich chikaniren, und mehr und mehr von Tag zu Tage. In dem einzigen Punkt, der England betrifft, nämlich die Art und Weise der Anerkennung Sr. Majestät, hatten sie früher allezeit gesagt, daß sie dem Vermittler in den Präliminarien erklären wollten, sie würden den König im Traktate anerkennen, — nunmehr bleibt Callieres zwar noch dabey, daß er den König im Traktate anerkennen wolle, weigert sich aber, dieß in den Präliminarien zu erklären. — —

Ich bin von Frankreich her sehr wohl unterrichtet, daß, obgleich sie jetzt wirklich ihre Bevollmächtigte für den Frieden ernannt haben, Grund zu glauben da ist, daß sie nichts Geringeres im Schilde führen, als ein ganz besonderes Unternehmen wider England.

Shr. an Villiers. 21. Nov. Ich setze voraus, Callieres hat Instruktion, Chikane zu machen, damit sein Herr Zeit habe, abzusehen, was wir hier thun können oder wollen; mit dem Letzteren ist er wohl jetzt schon zufrieden, das Erstere wird längere Zeit erfordern, ehe es sich mit Gewißheit zeigt. Ich glaube Sir John Fenwicks Komplott wie alle übrigen, die wir gehabt haben, ist halb französisch und halb englisch; möge es entstanden seyn, wo es will, so ist ein gutes Theil Unverschämtheit und Niederträchtigkeit bey solchem Kunstgriff. Ich bin schon seit einiger Zeit der Meinung E. Herrlichkeit, daß wir von Frankreich vor dem Sommer etwas zu erwarten haben rc.

Admiral Russel schrieb an Shr. unterm 15. Dezr. — — Ich halte dafür, es ist gar keine Frage länger, daß die Franzosen mit

einem furchtbaren Vorhaben gegen England umgehen. Ob das, was wir thun, und was der König wird gethan haben, der Weg ist, um dem vorzubauen, muß der Erfolg lehren — nämlich, daß wir ein Schiffsgeschwader ausschicken, um an den französischen Küsten zu kreuzen, und gegen Brest. Meines Antheils, so besorge ich, daß sie durch Stürme unnütz gemacht werden, und England dann entblößt gelassen wird; und wenn sie nicht auslaufen sollten, und die Franzosen landen, so weiß ich nicht, wer dafür bürgen kann, daß sie nicht in Spithead lagern. Aber was noch schlimmeres bedeutet, wir können die Schiffe nicht ausrüsten, die übrigens fertig da liegen, noch hat die Regierung irgend Geld für den Seedienst, oder nur Kredit für eine Tonne Bier. Das sind düstre Aussichten, und ich meines Theils sehe wenig Hülfe anderswo, als bey der Vorsehung.

Lord Villiers an Shr. 11. Dezember. — — Callieres hat seine Sprache geändert, und bekennt Befehle zu haben zur Anerkennung des Königs, und tritt mit unseren Unterhändlern zusammen, um eins zu werden, in was Weise er es gegen den Mediator thun soll, bey Erklärung der anderen Präliminarpunkte. — — Dennoch bin ich der Meinung, daß wir noch nicht sobald an einen Ort der Unterhandlung gehen. Der König und die Generalstaaten wünschen, so viel vom ganzen Geschäft, als sie können, auf diesem Privatwege abzuthun, denn die Wahrheit ist, daß unser Mediator zu französisch ist, als daß irgend etwas seinen Händen anvertraut werden sollte, was ohne ihn geschehen kann.

In einigen anderen Briefen beklagt sich Lord Villiers über die von dem kaiserlichen Hofe wegen des Ortes des Kongresses und anderer minder wesentlichen Punkte noch gemachten Anstände, wodurch Zeit verloren werde, und kein großer Eifer für den Frieden sich zeige*).

---

*) Die Gesinnungen des kaiserlichen Hofes über den Frieden ergeben sich unter andern in schlichter Entschiedenheit aus einem schon im Jahre 694 erstatteten, und vom Kaiser Leopold bestätigten Deputations-Gutachten, woraus hier Folgendes mitgetheilt werden mag:

Den Krieg zu kontinuiren thun nachfolgende Ursachen bereden: 1) daß Frankreich aus eigenen und diesseits unbekannten Ursachen, welche sich mit der Zeit bey selbem vermehren dürften, des Friedens benöthiget zu seyn scheinet; daher wann mit dem Krieg gegen solches fortgefahren wird, die Noth des Friedens bey selbigem wachsen, verfolglich mit der Zeit bessere conditiones zu erhalten seyn mogten;

2) Scheinet daß die Cron Frankr. durch die gehäufte mediatores, worüber man alliirter Seits nicht einig, und durch so verschiedene in materia et forma expressionis da und dort publizirte propositiones mit arglistiger Vorbildung des Friedens mehr die Alliirte zu separiren oder in der kostbaren Kriegsrüstung einzuschläfern, als wahrhaft den Frieden zu machen trachte;

3) zeiget die Experientz, daß Frkr. aller geleisteten Juramente unerachtet keinen Frieden noch Stillstand gehalten, sondern nach erholten Kräften denselben mala mente gebrochen, und doch der König sein zu der Universalmonarchie abziehlendes Absehn nachdrücklicher fortgesetzt. Daher zu einem reputirlichen und sichern Frieden zu gelangen kein sicherers Mittel, als durch gegenwärtigen Krieg, die Kräfte des Königs in Frkr. dergestalt abzumatten, daß er aus eigener Unvermögenheit zur Ruhe und Friedenshaltung gezwungen werde, worzu nach geendigtem gegenwärtigen Kriege zu gelangen, nicht mehr so bald oder leicht die Gelegenheit und Mittel sich ereignen dürften.

Herentgegen sind pro pace contra bellum nachfolgende Ursachen:

1) Die schwere Last des doppelten kostbaren Kriegs, welchen allem Ansehn nach in die Länge mit reputation und Mühe zu ertragen und auszu-

Shrewsbury bezeigt seine Besorgniß, daß bey einer so zusammen gesetzten Allianz eine sich in die Länge ziehende Unterhandlung Nachtheile bringen möchte, und wünscht entweder einen festen Entschluß zu einem mit Kraft geführten Kriege, oder den schleunigen Abschluß des Friedens.

Am 9. May 1697 erst, wurde der förmliche Friedenskongreß zu Ryßwick eröffnet. Lord Villiers schrieb unter andern an Shr. am 21. Juny: Englands Interessen sind jetzt an der Tagesordnung, und in den Händen unserer abgesendeten Unterhändler; die Schwierigkeit ist, von den Franzosen zu erwirken, daß sie namentlich versprechen, dem

führen so viel unmöglicher zu seyn bekannt ist, als täglich mehr und mehr der hiezu behörigen Mittel Abgang, und die Unmöglichkeit, damit aufzukommen, hervorscheint.

2) Die Beschaffenheit der Alliirten, welche soviel Engld u. Holld anbetrift, ihre absonderliche von E. k. M. und Dero Erzhause zerschiedene Interesse bei Fortsetzung dieses Krieges führen, was aber die Alliirten Churfürsten und Stände des Reichs betrift, selbige in den unter einander habenden diffidentien, Eifersuchten und Aemulationen, auch Competentien dergestalt beschaffen, daß nicht allein wegen des Commando der zusammenführenden Truppen sich fast allezeit unüberwindliche difficultäten hervorthun, sondern auch die Truppen mehreres mit Absehen, selbige auf der schwächeren Stände Unkosten zu konserviren, als selbige in den Operationen zu hazardiren und zu schwächen, zusammengebracht werden, zu geschweigen, daß durch solche Reichsallianzen und Bedingnissen die kaiserl. Autorität und Macht immerhin mehr und mehr geschmälert, als nicht in gebührendem Stand erhalten, precario alles abgehandelt und dem Feind hingegen, deßen kräftige Machina von einem einzigen Kopf dirigirt wird, mit praevention und geschwinden Operationen ob den alliirten Waffen der Vortheil fast allzeit in Händen gelassen werden muß: —

3) Daß für E. kais. Maj. u. dero Erzhaus in diesem Kriege kein praemium effectivum, d. i. durch occupation einiger Oerter die Vermehrung dero potenz, sondern blos commodum passivum, d. i. die Erhaltung der Sache in statu quo vorzusehen scheine, hingegen die oesterr. monarchia in Ttschld jährlich in augenscheinliche Gefahr dadurch gesetzt wird, daß wan der Feind sive ab oriente, sive occidente einmahl in die Erbländer durchdringen sollte, alles sodann ohne Vermittelung hinliegen würde:

4) Ist es mit Engld und Holld ein gefährliches Spiel, und dabey das eigene Capital E. k. Maj. Königreich und Landen aufzusetzen, dan wan Frkr. endlich aus Ermüdung des Krieges oder aus Mangel der Mittel mit billigen Conditionen hervorbrechen und zumahlen auch die kostbaren Waffen vom König in Engeland nicht mit mehrer prosperitaet geführt werden sollten, ist zu besorgen, daß nicht bei denen democratischen Engelländ. und Holld. Regierungen, da zumahl die meisten Mittel von den kriegshäßigen Kaufleuten her kommen müßen, ein gefährliches schisma ob der Continuation des Kriegs und des Sie drückenden Contributionslasts, wie man es zu Nimwegen wirklich erfahren, entstehen, und die Sache jähling in einen gefährlichen Stand gesetzet, wo nicht gar aufeinmahl zerfallen dürfte!

5) So scheint auch ein Gewißens Sach zu seyn, den vom Feind offerirenden Frieden, cujus causa bellum geritur, ohne Versuch, wie weit damit zu gelangen, nicht anhören, noch die Vergießung so viel christlichen Blutes und Verwüstung so köstlich- und schöner Länder durch einen reputirlichen Friedensschluß hemmen zu wollen; da bevorab auch

6) das kathol. Religionswesen bei dieser großen armatur der Unkatholischen und heydnischen Potentien in fast augenscheinlicher Gefahr steht, denn sollten die Türken einmahl die Oberhand in Hungarn gewinnen, so dürfften nicht allein die alldort gemachten Conquisten, sondern auch die übrige Erbländer verlohren gehen. Da aber Frkr. respectu des Reichs den kürzern ziehen sollte, stehet dahin, was endlich von denen praepotenter armirten Unkatholischen zu gänzlicher oder doch merklicher Unterdrückung der Catholischen zu erwarten wäre, da bevorab bekannt — was für Jalousien bey einigen kathol. Chur- und Fürsten die Zusammenfahrung so vieler unkatholischen Völker am Mittelrhein allschon erweckt hat.

König Jakob keinen Beystand zu leisten; sie bieten an, das in jeder sonstigen Ausdrucksweise zu thun, die nur erdacht werden mag; und zum Beweise, daß sie Willens sind, ihn aufzugeben, haben sie bereits beschlossen, ihn nach Avignon zu senden.«

2. July. — Der Artikel, worin die Franzosen versprechen, den Feinden Seiner Majestät keinen Beystand zu leisten, ist (in das mitfolgende Projekt) nicht eingerückt, weil wir darauf bestehen wollen, daß König Jakob darin genannt werde, was wir aber, wie ich glaube, nicht erreichen werden. Ihrerseits verlangen sie, daß jene, welche König Jakobs Partey ergriffen haben, in ihre Güter hergestellt werden sollen, was unsere Gesetze nicht gestatten.

19. July. — —. Die Franzosen haben uns bestimmt versprochen, morgen ein Friedensprojekt einzureichen. Die statt gefundene Zusammenkunft zwischen Lord Portland und Marschall Boufflers wird hoffentlich beytragen, daß es vernünftig sey. (Der übrige Inhalt des Briefes betrifft Gegenstände jener Zusammenkunft, welche durch die Erklärung König Wilhelms veranlaßt worden war: er höre, daß Frankreich ihm die Schuld beymesse, daß der Friede nicht zu Stande komme, er wünsche ihn ehrenvoll und dringend, wünsche aber die Gesinnung des Königs von Frankreich zu wissen; denn wenn derselbe den Frieden nicht wahrhaft wünsche, so könne er zur Fortsetzung der Unterhandlung die Hand nicht bieten, welche seinen Alliirten nachtheilig werden müßte. Boufflers hatte in der zweyten Zusammenkunft den ernstlichen Wunsch seines Herrn bekräftigt, daß der Friede zu Stande komme u. s w.)

25 July. (In diesem Briefe meldet L. Villiers wie und in welcher Form der vermittelnde Gesandte das französische Projekt für den Frieden mit Kaiser und Reich, mit Spanien und mit Holland, dem Grafen Kaunitz übergeben habe — in welchem Projekte die Herstellung von Lothringen die Zurückgabe der Reunionen, für Straßburg und Luxemburg aber Aequivalente angeboten wurden, namentlich für Straßburg: Freyburg, Alt-Breisach, Kehl und Philipsburg. — Dann heißt es:) Wir haben noch nicht Zeit gehabt, zu erfahren, was die verschiedenen Betheiligten davon sagen; aber im Allgemeinen finde ich, daß man urtheilt, Frankreich sey dem, was vernünftig ist, näher gekommen, als man bey diesem ersten Schritte erwartet hatte, und das wird der so ganz rechtzeitigen und weisen Erklärung des Königs beygemessen, die ihm gefällig war, durch Lord Portland an Herrn von Boufflers zu machen, welche, wie wir es deutlich wahrnehmen an dem Pulse der Welt um uns herum, eine sehr gute Wirkung hervorgebracht hat, und in hohem Maße vortheilhaft

---

Zu geschweigen 7) die Gefahr, so von der im Reich angesponnenen dritten Partey hervorscheinet, da Sie bey Gelegenheit eines dem Feinde gelingenden glücklichen Streiches leicht die Oberhand nehmen, und einen disreputirlichen und schädlichen Frieden, wiewohl zu ihrem eigenen künftigen Schaden, erzwingen dürfte;

Bey diesen pro pace angeführten rationibus, findet die gehorsamste Deputation mehreres Gewicht und Sicherheit, und ist in alle Wege der Meinung, daß man ohne Unterlassung aller möglichsten Kriegsbereitung als des besten Mittels zu einem ehrlichen und beständigen Frieden, die tractatus nicht auf die Seite zu setzen, sondern dazu so viel thunlich den Weg bereiten und öffnen soll.

geworden ist für die Ehre und Wohlfahrt Seiner Majestät in mehrfacher Hinsicht.

Auf die mitgetheilten Artikel, über welche man in den Konferenzen zwischen Lord Portland und Marschall Boufflers einig geworden war, antwortet Shrewsbury mit ganz besonderem Interesse in Betreff alles dessen, was auf König Jakob Bezug hat, und auf die Art und Weise der Anerkennung des Königs Wilhelm und der protestantischen Sukzession. Er dringt darauf, daß das Versprechen von Seiten Frankreichs, »den König von Großbritannien nicht in seinem Besitze zu stören,« namentlich auf Wilhelm III. lauten möge; dann auch, daß wegen Entfernung König Jakobs von St. Germain vorgesorgt werden möge; — besonders ernstlich aber auch, daß die Garantie, nichts gegen König Wilhelm zu unternehmen, auch ganz ausdrücklich für die beyderseitigen Nachfolger gegeben werden möge. Wegen des vorgenannten Punktes schrieb er an Lord Villiers:

27. July. »Ich bin sicher, es würde von sehr gefährlicher Folge für des Königs Sache dahier seyn, wenn König Jakob gestattet würde, in einem diesen Königreichen so nahe gelegenen Orte zu leben, daß Briefe und Botschaften häufig hin und her gehen könnten, und daß Personen von Ansehen Vorwand nehmen könnten, an Orte zu gehen, von wo sie leicht Gelegenheit hätten, mit ihm zu sprechen, ohne daß es sichtbar wäre, daß dieß ihr Geschäft sey. Um sich von der Wichtigkeit dieses Umstandes zu überzeugen, braucht man sich nur daran zu erinnern, welchen Vortheil der jetzige König, als Prinz von Oranien, von solchem freyen Zwischenverkehr, als damals zwischen London und dem Haag statt fand, gezogen hat.«

Wegen des letztgedachten Punktes schrieb er an den König selbst unterm

27. July 1697. —

(Nach Erwähnung dessen, was er in derselben Nacht an Lord Portland geantwortet, fährt er fort):

»Was aber diese Behelligung meines Schreibens veranlaßt, ist eine andere Bemerkung, über dieselben Artikel, welche mir so geartet scheint, daß ich sie Niemanden, als Ihnen selbst vertrauen möchte, auf daß, wenn solches aus Nichtbeachtung hervorging, es verbessert werden möge; wenn aber aus anderem Grunde, es begraben bleibe in Euer Majestät Brust, wie ich gewiß bin, daß mein Kenntnißnehmen davon es ewig in der meinigen bleiben wird. Was ich meine, ist, daß in dem Artikel, wodurch Euer Majestät sich verpflichten, für sich selbst und Ihre Nachfolger mit dem König von Frankreich in Frieden zu leben, dieser für sich und seine Nachfolger sich zu dem gleichen gegen Euer Majestät verpflichtet; aber weder Euer Majestät noch der König von Frankreich sind durch diesen Artikel gebunden, so, wie er jetzt da steht, in Frieden zu leben, mit den beyderseitigen Nachfolgern.«

Der Angelegenheiten der Alliirten in der letztern Lage der Friedensverhandlungen wird noch in folgender Weise erwähnt:

In einem Schreiben von Williamson, 9. August, einem der Gesandten, an Shrewsbury, meldet er die Schwierigkeiten, welch der französische Vorschlag von Entschädigungen für Straßburg und Luxemburg bey Kaiser und Reich fand, bey weitem am meisten aber der letztere Gegenstand. — — »Wir finden diese letzten Tage her, daß das große Geschrey auf Luxemburg sich richtet, worüber alle, die vom Reiche sind, sagen, es sey von so entscheidendem Verhängnisse für sie, daß wenn Luxemburg aus irgend einer Rücksicht in den Händen der Franzosen gelassen würde, sie verloren wären, und ganz verdorben in ihrer Freyheit und ihrer Sicherheit; und daß sie in solchem Falle gezwungen seyn würden, die Gewährung derselben allein bey Frankreich zu suchen. Dieses wurde uns von der kaiserlichen Gesandtschaft gestern mit Strenge eingeschärft (worüber ich den Bericht, wie er aus der Erinnerung abgefaßt werden konnte, an Herrn Sekretär Trumbull sende), und heute Nachmittag, so sagt man uns, werden wir eine gleiche Attacke vom Körper der Gesandten des Reichs haben, mit dem Antrage, ihre Vorstellungen Seiner Majestät zu übersenden zur ferneren Erwögung, als eine Sache betreffend, die sie als von der äußersten Erheblichkeit und Wichtigkeit für sich betrachten.«

Shrewsbury antwortet hierauf:

»Eben erhalte ich Euer Excellenz Schreiben vom 9ten, woraus ich ersehe, daß eine der Hauptschwierigkeiten, welche noch übrig bleiben für Abschluß des Friedens, ist, ob Frankreich soll Luxemburg zurückgeben, oder ein Aequivalent dafür; der Kaiser und das Reich werden für ersteres seyn; einige von den andern Alliirten möchten vielleicht mehr Sicherheit durch letzteres finden. Es ist unmöglich, wo die Interessen so verschieden sind, gänzlich einverstanden zu seyn über einen Punkt von solcher Natur, wenn nicht alle großmüthig dem zustimmen möchten, was als am meisten mit dem allgemeinen Besten von Europa in Einklang erscheint, worüber niemand ein so parteyloser und genauer Beurtheiler seyn kann, als unser Herr, dessen Name so ruhmvoll ist wegen seiner so vieljährigen Anhänglichkeit an die allgemeine Sache.

Williamson an Shrewsbury, 3. August 1697. Dem Mißvergnügen unserer deutschen Bundesgenossen über das proponirte Aequivalent für Straßburg und Luxemburg muß gestattet werden, sich freye Bahn zu machen; — und wir tragen Sorge, so gut wir können, ihren Haß und Heftigkeit in diesen Angelegenheiten schonend zu behandeln, nun und dann sie erinnernd, wie wenig das, was sie vorher ausgeführt haben, uns und der Koalition Hoffnung zu geben vermag, daß wir unsere Lage durch Fortsetzung des Krieges verbessern, und daß es deßhalb auf allen Seiten, und ganz besonders auf Seiten des Reichs, nothwendig geworden sey, an den Frieden zu denken. Diese Erwägungen machen, wie wir deutlich sehen, den geeigneten Eindruck; nur muß man einige Geduld haben, bis diese Minister (die sich in langen Depeschen gefallen) ihren Herren Beweise davon darlegen können, welchen Eifer und Beredsamkeit sie in diesem Falle angewendet haben. Am Ende aber wird die Sache so geschehen; und wirklich drängen uns die Franzosen alle Tage hitziger dazu, es innerhalb des Monats zu thun; bis zu dem Termin nämlich, wovon sie behaupten, daß sie ihn gegen den Mediator

für den ersten und peremtorischen Termin erklärt haben, worin die Alliirten die französischen Vorschläge annehmen oder ablehnen müßten.

Derselbe an denselben. 6. August. — Die Schwierigkeiten werden sich, so hoffen wir, alle auf die einzige zurückführen lassen wegen des Aequivalents für Luxemburg (denn was jenes für Straßburg anlangt, so ist klar, daß die Kaiserlichen vielmehr wünschen müssen, daß ein Aequivalent genommen wird (?), — und was jenes für Luxemburg betrifft, so dauert die Opposition der Reichsfürsten zwar sehr hoch fort: obwohl wir finden, daß sie doch täglich hierin traktabler werden, und in einiger Weise vorbereitet sind, nachdem sie alles, was sie können, gethan und gesagt haben, der Nothwendigkeit der Umstände nachzugeben. Alles, was wir hierin zu sagen haben, ist nur, sie zu überzeugen, daß, was auch immer des Königs, unseres Herrn, Meinung in dieser, oder was immer sonst für einer Angelegenheit seyn mag, die zur Sprache kommen kann, in Beziehung auf das Gesammtbeste und Gemeinwohl der Allianz — in welchem Theile von Europa auch der Gegenstand liegen möchte, wovon es sich handelt — sie nicht verdächtig seyn kann, auf irgend eine andere Rücksicht gegründet zu seyn, als darauf, was das Beste und Gedeihlichste seyn könne, um den Frieden und die Freyheiten von Europa gegen die herrschbegierigen Absichten des gemeinschaftlichen Feindes zu sichern. Und daß insbesondere in diesem Punkt wegen Luxemburg Seine Majestät selbst als Haupt dieses Staates (Hollands nämlich) als höchst betheiligt betrachtet werden müsse, und folglich als der verläßlichste Beurtheiler der Gründe gegen und für das befragte Aequivalent. Diese Vorstellungen mit etwas Geduld, werden, hoffen wir, den mächtigen Haß besänftigen, den diese Sache zuerst in ihnen erregt hat ꝛc.

Mehreres übergehend, weilen wir noch bey Einigem, was auf die am 20sten und 21sten zwischen Spanien, England und Holland einerseits, und Frankreich anderseits unterzeichneten Friedenstraktate und die Schwierigkeiten Bezug hat, die den Friedensabschluß mit Kaiser und Reich noch länger verzögerten.

Der Earl von Portland an Shrewsbury 14. September. Ich wünsche Ihnen aufrichtigst Glück, daß der Frieden endlich gemacht ist, so wie er ist: denn, meiner Meinung nach, möchten wir, obgleich er nicht sehr zum Vortheil Frankreichs ist, welches denselben theuer genug erkauft, ihn doch in einer besseren Weise zu Stande gebracht haben, ohne Frankreich zu erlauben, das hochfahrende Benehmen anzunehmen, welches es seit dem August gezeigt hat, wenn wir nicht ein übermäßiges Verlangen nach Frieden, ja die Unentbehrlichkeit desselben für uns hätten sehen lassen. Jedoch wird er unsere Lage in England erleichtern, wenn wir nur nicht zu sehr darauf bauen und uns verlassen, sondern uns in die Verfassung setzen, ihn zu sichern und zu bewahren, so wie es seyn muß: was der Himmel geben möge.

Lord Villiers an Shrewsbury. 2. September. — Zuletzt kam der Friede zu Stande, gegen den Willen unserer meisten Alliirten, obwohl es gewiß ist, daß diese letzten Bedingungen dem Kaiser angenehmer waren, als die früheren: aber der Friede war nie die Absicht der Deutschen, sondern England und Holland in einem kostspieligen

Kriege zu erhalten, während sie den thunlichst besten Markt mit ihren Truppen machten [1]). Ein Ehrenpunkt hätte uns fast zu ihren Einfaltsdienern gemacht, aber die Vorsehung hat bessere Sorge für uns getragen. Die Deutschen, die zu allen Dingen mit großem Lärme gedrängt werden müssen, haben zu einem Waffenstillstande am Rhein ihre Zustimmung gegeben, und während seiner Dauer werden sie, glaube ich, ihren Frieden machen. Es wäre zu wünschen, daß sie das Gleiche auch in Ungern thäten, was ihre neulichen Sukzesse ihnen leicht machen würden.

Shrewsbury an L. Villiers. 6. Oktober. — Ich hoffe doch, sie (die Deutschen nämlich) werden den Frieden ergänzen in jenen Theilen von Europa, und daß der König und seine Alliirten diesen Krieg beschließen werden, in so guter wechselseitiger Zufriedenheit mit einander, daß sie zur Aufrechthaltung des Friedens, wenn sie möglich ist, im Einklange bleiben, und wenn das nicht mehr wäre, daß sie in Bereitschaft seyen, den Krieg wieder zu beginnen, ohne den Nachtheil von Spaltungen unter sich.

Der Earl von Jersey (Lord Villiers) 22. Oktober. — Unsere Deutschen sind noch nicht fertig (have not yet done). Es bleiben noch die Ansprüche von Madame [2]) auf die Pfalz zu erledigen. Die Franzosen bestehen darauf, daß die Länder, welche sie prätendiren, mit Sequester belegt werden sollen, bis das Ganze entschieden ist, was der Churfürst, Philipp Wilhelm, von der Linie Pfalz-Neuburg, nicht zugeben will, weil er eine solche Sequestrirung als eine Entsetzung aus dem Churfürstenthume betrachtet. Was diese Sache noch unbilliger erscheinen läßt auf Seiten der Franzosen, ist, daß sie vormals angeboten hatten, daß der Kurfürst im Besitz der Länder bleiben, und daß Madame ihre Ansprüche vor den ordentlichen höchsten Reichsgerichten ausführen solle. Ich wünsche dieser Angelegenheit einen guten Ausgang; die Franzosen zeigen, indem sie von ihrem gegebenen Worte abgehen, was sie thun würden, sobald sie Gelegenheit hätten, und wie wenig wir auf irgend einen Traktat mit ihnen länger uns verlassen können, als wir in der Verfassung sind, uns selbst helfen zu können. Ich halte dafür, daß die Nothwendigkeit der Sache die Deutschen bestimmen wird, ein Bündniß mit uns zu wünschen, zweifle aber, daß irgend etwas sie hinlänglich einig unter sich selbst machen wird, um dieses Bündniß nutzreich für uns zu machen, wofern nicht der Kaiser Frieden mit den Türken schließt u. s. f.

von Bucholtz *).

---

1) Richtigere, und in würdigerem Sinne brittische Gesinnungen und Ansichten über die Bundesgenossenschaft mit Deutschland werden in den folgenden Schreiben geäußert.

2) Charlotte Elisabeth, Schwester des letzten Kurfürsten von der Pfalz, von der Linie Zimmern, bey deren Ausgang ihr Gemal, der Herzog von Orleans, in ihrer Vertretung die Allodialerbschaft in Anspruch nahm, und vom Könige kräftig unterstützt wurde. Es währte insbesondere der Streit wegen Zimmern, Lautern und Sponheim.

*) Ich zeige bey dieser Gelegenheit an, daß ich bisher für diese Jahrbücher bearbeitet habe: im Jahrgang 1819: die Anzeige von Merkel, und Darstellung unserer Zeit; — 1820: über die Staatswirthschaft und Sartorius über Deutschland; — 1821: Kieler Blätter und historische Werke von Heeren; — 1822: Les séductions politiques und Menzel; — 1823: Die Artikel: Görres und Fievée. Lowe; Tschirner (Erste Anzeige). Schmitt, und im Anzeigeblatt: das vorrömische Italien; — 1824: Cicero's Fragmente vom Staat; — 1825: Religionsgeschichte von Kerz; Rubichon; Deby; und im A. B. die Schreiben aus Paris.

Art. IX. Berthold des Franziskaners deutsche Predigten aus der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts, theils vollständig, theils in Auszügen. Herausgegeben von Christian Friedrich Kling. Mit einem Vorwort von Dr. A. Neander. Berlin, 1824. XVI und 466 Seiten.

Bruder Berthold, dessen Wort vor nun bald sechshundert Jahren wie eine Fackel in Deutschland leuchtete, von dem noch lange die Linden, auf welchen er gepredigt, den Namen führten, war seit der Zeit in völlige Vergessenheit gesunken; seine der Aufbewahrung und Betrachtung überaus würdigen Werke lagen in den Bibliotheken begraben, die neue Buchdruckerkunst überging sie und befaßte sich doch mit so manchen theologischen Schriften des Mittelalters, für die es heut zu Tage keine Leser mehr gibt. Ich wüßte nicht, daß von dem reichbegabten Berthold früher irgend etwas gedruckt worden wäre, außer zu Paris durch Johann Gourmont ohne Jahrzahl, vermuthlich im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts: F. Berthold. Teutonis horologium devotionis circa vitam Christi, in Sedez, angeführt von Panzer annal. typ. vol. VIII. p. 214. Nr. 2769, wenn dieß mir nie zur Hand gekommene Buch anders wirklich von ihm herrührt. Desto lebhaftern Dank verdient Hr. Dr. Kling, daß er einen bedeutenden geistlichen Schriftsteller, dessen in der jüngsten Abhandlung über die Homileten der Vorzeit (Augusti Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie, Band VI. Leipzig, 1823. S. 308, 309) nicht mit einem Worte gedacht ist, nunmehr wieder in unsere Literatur einführt. Ehe ich von seiner Beredsamkeit und Sprache handle, wird es nöthig seyn, seine Lebensumstände zu erörtern; der Herausgeber scheint, was er darüber vermuthet, bloß aus dem Werke selbst zu schöpfen, und mit allen sonstigen, ziemlich reichhaltigen Nachrichten unbekannt. Eben dieß hat ihn zu einigen unvollkommenen Schlüssen verleitet.

Der Ruhm Bertholds und der Eindruck, den er auf das Volk machte, war zu groß, als daß ihn die gleichzeitigen und nachfolgenden Chronisten mit Stillschweigen hätten übergehen können. Sie gedenken seiner sämmtlich zwischen den Jahren 1250 und 1272; letzteres war sein Todesjahr. Hermanni Altahensis annales (bey Oefele 1, 675[a]) ad ann. 1250: Bertholdus minor de *Ratispona*, declamator insignis, LX millia auditorum habuisse fertur. Henrici Steronis annales (bey Canisius T. IV. p. 188, 189) ad ann. 1251: his diebus quidam frater Bertholdus de ordine minorum fratrum de domo *Ratisponensi* tantam gratiam habuit praedicandi, ut saepe ad eum audiendum plus quam sexaginta millia hominum con-

venirent. Ad ann. 1253: eodem tempore, mense scilicet novembri, famosus ille praedicator frater Bertholdus in *Lantzhut* praedicationis officium exercebat et morabatur in castro etc. Dieselbe Veranlassung berichtet auch Herm. Altah. ad ann. eund. (Oefele 1, 676[a]). Annales Dominican. ad ann. 1255: frater Bertholdus de ordine minorum solenniter praedicat. Andreas presbyter ratispon. de monasteriis Bavariae (wahrscheinlich aus dem vierzehnten Jahrhundert, die Stelle ausgehoben in Matth. Rader Bavaria sancta. Monaci, 1615. T. I. p. 152 — 154, und daraus in Wadding annales minorum Romae, 1732. Tom. 4, ad ann. 1272): anno domini 1251, frater Bertholdus natione *ratisponensis* ordinis fratrum minorum praedicare *coepit*, ad cujus praedicationem dicuntur aliquando centum millia hominum confluxisse. Hic sepultus est *Ratisponae* apud fratres min. hoc habens epitaphium: MCCLXXII. IX. Cal. Jan. obiit Fr. Bertholdus magnus praedicator, hic sepultus in die Luciae virginis, wobey aber ein Irrthum im Tage steckt, denn da Lucia auf den 13. Dez. fällt, so kann der Tod nicht am 24. Dez. erfolgt seyn. Inzwischen liest bloß Wadding IX. und Rader XIX, wodurch der Fehler vermindert, nicht aufgehoben wird, da der Sterbetag eben so wenig der 14. Dez. gewesen seyn kann. Anonymus Leobiensis (aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bey Pez script. austr. I, 827[b]) an ann. 1062: frater Bertholdus venit in *Austriam* et *Moraviam* praedicando, juxta cujus sermonem quandoque CCM. hominum cernebantur, qui non nisi in *campis* et *sylvis super eminentia propugnacula* voluit sermocinare. Chronica Saxoniae ms. (ausgezogen bey Wadding l. c.) obiit hoc anno 1272 frater Bertholdus de *Ratispona* praedicator magnus, super caput ejus, cum in *Thuringia* aliquando sermonem faceret, a fide dignis utriusque sexus religiosis plures coronae fulgidae volitare videbantur. So wie er außerhalb Baiern in Thüringen das Volk erbaute, hat er auch in Böhmen gepredigt und zugleich eine Weissagung ausgesprochen, deren Ottokar von Horneck in seiner Reimchronik Kap. 774, col. 770[a] gedenkt: der minner prueder orden het erzogen ainen man, dem het got getan gnaden genuoc, an pfellicher chunst was er chluoc; man jach auch daz er waere ain gar guot predigaere christenlicher ler, und waz an siner predig er chunftiger dinge seit, daran hat man die warheit sit genzlichen funden...., do man nach christes geburt der jarzal spurt zwelfhundert jar und funf u. funfzic forwar, do fuor er hie durch diu lant, *pruoder perchtold* was er genant; von dem ich han

vernomen, do er hinze *Pehem* was chomen, do truoc gewalticliche in demselben chunicriche wol und schone zepter und chrone der chunic mit dem ainen augen, An siner predig sunder laugen der selb pruoder do jach: we dir Pehem und ach! etc. Die Weissagung geht uns hier nichts an, der einäugige, 1255 herrschende König von Böhmen war Wenzel I., dem auf der Jagd ein Baumast das Aug ausgeschlagen hatte. Da er aber schon 1253 (oder 1254) starb, muß sich Horneck in der Angabe von 1255 oder sonst irren. Eine andere, von Rader a. a. O. beygebrachte handschriftliche Chronik erzählt ad ann. 1256: his temporibus frater Bertholdus de *Ratisp.* ordinis nostri eximius praedicator exsequens injunctum sibi praedicationis officium tantum profecit universitati tam populi quam cleri, ut omnium *in cordibus et auribus fuerit admirandus.* Woher Kaspar Brusch in seinem Buche de monast. Germ. folgende, auch in Crusius ann. suev. p. III. lib. 2. cap. 12 wiederholte Nachrichten habe, kann ich nicht sagen: sub Rudolpho a Bernang (abbate Sabariensi) venit eo (nach Pfeffers, in Graubündten) minorita quidam Bertholdus nomine, tempore quo adhuc vixerit imp. Fridericus II. (das wäre also noch vor 1250 gewesen). Hunc didicimus minoritam habuisse concionem contra omnis generis peccata et injurias atrocissimam ac de vindicta Dei in eos certissimo gravissimam. Kam er von Rom? oder reiste er bloß aus Baiern nach Bündten? ließ er sich erst 1251 zu Regensburg nieder? Aventin läßt ihn aus Regensburg gebürtig seyn, ann. Bojor. lib. 7 (ed. Basil. 1580. p. 551): Berchtoldus tum (zur Zeit, wo Ottokar pro Stiria cum Bela Ugrorum rege disceptavit) franciscanus, *Reginoburgio ortus*, clarus integritate vitae atque christianae eloquentiae orator insignis fuit, sexaginta amplius millia hominum ejus conciones frequentasse literis proditur; ejus sepulcrum adhuc non solum incolis, sed et Ugris venerabile Reginoburgio in templo Franciscanorum ostenditur. Die deutsche Ausgabe hat die Stelle nicht. Udalr. Onsorg chron. Bavar. (geschrieben 1440 bey Oefele 1, 362): ad ann. 1251: frater B. *natione* ratisponensis ord. min. praedicare *coepit*, — obiit ann. 1272 Luciae. Auch Rader gibt Regensburg als den Ort der Geburt und des Todes an: natale et fatale solum habuit Bertholdus *Ratisponam*, er fügt, wahrscheinlich aus kirchlichen Papieren und Erkundigungen andere Umstände hinzu, welche der weitern Untersuchung wegen hier ausgehoben werden müssen: magistro virtutis usus viro pari religione B. *Davide*, quem

ab urbe vocabant de *Augusta* [1]). Anno 1271. XVII. cal. dec. obiit reverendus et religiosissimus pater frater *David*, in *Augusta* sepultus, *socius* fratris Bertholdi de *Ratispona*, qui (nämlich David) scripsit libellum de interiore et exteriore hominis compositione etc. Hora obdormitionis ejus revelata fuit fratri Bertholdo, actu Ratisponae praedicanti, qui recommendans eum populo hunc versum

> qui pius, prudens, humilis, pudicus,
> sobrius, castus fuit et quietus,
> vita dum praesens vegetavit ejus
> corporis actus,

in ejus laudem dixit et sequenti anno 1272 in festo S. Luciae obiit (hiernach also 13. Dez. gestorben; ist der Grabstein noch vorhanden und leserlich?) etiam feliciter ipse frater Bertholdus de Ratispona, praedicator magnus, *in diversis provinciis*, videlicet in *Thuringia*, in *Bohemia*, ubi *habuit interpretem* fratrem cognomento *Oderinchium*, sepultum in *Glaz*, et ibidem praedicavit frater Bertholdus in campo *sub tilia, quae usque hodie dicitur Bertholdi* [2]), quam ego (Rader? oder der ältere Aufzeichner?) oculis meis vidi prope *Glaz* (welches bis 1280 zu Böhmen gehörte). Huius praedicatoris verba utilia et magnifica facta, ut alterius Heliae peccatores convertentia ad dominum fuerunt, nam *multos Ungaros convertit*, cum infideles Cumani multos seduxissent; *verbum ejus quasi facula ardebat*. Posuit enim Deus os ejus quasi gladium acutum. — Hic sepultus jacet in ecclesia fratrum min. Ratisponae juxta murum, versus ambitum et pluribus miraculis a die transitus sui claruit, sicut latius continetur in majori chronica. Ebendorfer von Haselbach (aus dem funfzehnten Jahrhun-

---

1) Ueber diesen Lehrer und Gefährten Bertholds, der auch bloß David Teutonicus genannt wird, kann ein Aufsatz von Jakob Brucker (mus. helvet. partic. VI. Turici 1747. 8. p. 265 — 279) nachgesehen werden. Davids geistliche Schriften wurden zu Augsburg 1595 (ad insigne pinus) vermuthlich auf eines der Welser Betrieb, gedruckt, und der Seltenheit dieser Ausgabe halben, in der bibl. max. patr. (ed. Lugdun. T. XXV. p. 867 — 936) wiederholt. In ihrem frommen, erbaulichen Inhalt sind Bertholds Grundsätze eher wieder zu finden, als sein Geist. Die formula noviliorum hat David dem Berthold zugeeignet, der ihm dafür bey seinem Ableben die obenstehenden Verse zu Ehren dichtete, aber bald nachstarb. David scheint viel älter geworden, als Berthold, und dieser in den besten Jahren verstorben zu seyn.

2) Ist es die auch in andern Sagen berühmte Eisersdorfer Linde? vgl. deutsche Sagen 1, 409.

dert) scheint zwar den Anon. Leobiens. auszuschreiben, fügt aber noch eine eigenthümliche Nachricht hinzu; die ganze Stelle lautet (bey Pez 2, 732b.): his diebus frater B. — in *Austriam* ingreditur praedicando ibidem pariter et *Moraviam*, quem ad ducenta millia hominum secuti sunt, ubi a *simplicibus* (vom einfältigen Volk) ut propheta de futuris eventibus arbitrabatur. Quem mei progenitores ferebant praedicasse: dum Roma ante fores domus veniet, videatis periculosa tempora adesse. Hinc et in *silvis*, *campis* aut altis propugnaculis praedicabat anno 1263.

Aus den vorgelegten Quellen geht wohl ohne Widerspruch hervor, daß Berthold zu Regensburg begraben liege und daselbst seit 1251 seinen gewöhnlichen Aufenthalt gehabt habe. Seine Geburt in dieser Stadt bezeugen indessen erst die späteren Onsorg, Aventin und Rader, wie es scheint, nach bloßer Vermuthung. Eher möchte ich aus seinem Verhältniß zu David folgern, dessen Unterweisung und Lehre der Jüngling Berthold unstreitig in Augsburg empfangen hatte, daß er aus letzterer Stadt oder Gegend (aus dem sogenannten Rieß) gebürtig, mithin schwäbischer, nicht baierischer Herkunft war, wozu vielleicht stimmt, daß er erst 1251 in Baiern als Prediger auftrat (praedicare coepit), vor 1250 aber in dem Allemannien näher liegenden Graubündten. Auch mag er späterhin noch zuweilen herübergekommen seyn, und zu Augsburg Reden gehalten haben. Im Cod. pal. 33 (Wilkens Katalog p. 321) findet sich eine, wahrscheinlich von Ulrich Fugger (der seine Handschriften der pfälzischen Bibl. schenkte) beygeschriebene freylich sehr viel spätere Nachricht, welche folgendermaßen lautet: »Anno 1240, ist Bruder Berchtolldt in leben vnnd in grosser achtung gewesen, dan er gar glert vnnd in grossen verstandt vill gutzs hie in augspurg gebredigt hatt, er hatt auch wider den Romischen Applaß gebredigt, wan derselb von rom kom, so soll man seckhell vnnd deschenn darvor woll verstrickhen« *). Hieraus scheint sich Bertholds früherer Aufenthalt in Augsburg zu bestätigen, obgleich die Jahreszahl 1240 fast zu weit hinaufgeht, und Fugger in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts darüber falsch unterrichtet seyn konnte, so wie er sich augenscheinlich darin irrt, daß er die Notiz einem Buche einschreibt, das einem andern und spätern Berthold angehört, worauf ich unten zurückkommen werde. Wie dem sey, Bertholds Aufenthalt in Augsburg

*) In wie fern dieser Zusatz auf richtiger oder falscher Sage und Meinung beruhte, ergibt sich aus dem unten Mitgetheilten. S. 81, 82.
Anmerk. d. Red.

bezeugen unter den hier abgedruckten Predigten drey ganz ausdrücklich. Die sechste nimmt ihren Eingang von der heil. Afra, die zu Augsburg verehrt wurde.: (S. 387) var hin Narisco gein einem lande, daz heizet daz *Riez*, do ist ein stat inne, diu heizet *Auguspurc* (lieber Augespurc), da inne ist ein frouwe, diu heizet *Afra*, die soltu mir bekêrn. Die achte Predigt wurde auf den Tag des heil. Ulrich, also wieder eines Augsburgers (S. 398, er was bischof hie ze Augespurc) gehalten; in der zwanzigsten wird der Unterschied zwischen Fegfeuer und Vorhölle erläutert (S. 439): wie diese Stadt inner und außerhalb der Mauern Augsburg heißt, innerhalb aber ist man härter gefangen, als außerhalb. In keiner, wenigstens der bisher abgedruckten Predigten wird ein anderer Ort genannt, außer einmal auch (S. 326) Regensburg; und in der vierten (S. 122) heißt es, daß der dritte Wochentag (dies martis) *ergetac* »in dem lande *hie ze Beigern*« heiße, folglich muß diese Rede auf baierischem Grund und Boden gehalten worden seyn. Es ist übrigens bekannt, daß die Benennung Erchtag über die Grenze des eigentlichen Baierns hinaus geht, und auch in allemannischen Urkunden vorkommt, wiewohl ich bezweifle, daß er sich über ganz Schwaben erstreckt haben könne. Man hat die Namen der Monate und Tage zwar hin und wieder unordentlich gesammelt, aber noch nicht gehörig für die Unterscheidung der Völkerschaften genutzt. Berthold wird nicht bloß in Schwaben und Baiern, sondern auch in Thüringen, Oesterreich, Mähren und Böhmen, und welche deutsche Gegenden noch sein Fuß betrat, an vielen Orten dem zuströmenden Volke gepredigt haben. Alle diese Stellen lassen also nicht auf seinen Geburtsort schließen. Wichtiger scheint ein anderes Datum, das uns mit dem Familiennamen des Geistlichen bekannt macht, und in Gemeiners Regensb. Chronik S. 396 enthalten, daraus in von Langs baierische Jahrbücher von 1179—1294, p. 149 geflossen ist. Er hieß nämlich Lech oder Lechs, denn der necrologus fratrum minorum hat: 6. Idus Jun. 1293 obiit Elisabet Lechsin, soror fratris Berchtoldi. Hiernach scheint freylich sein Geschlecht aus Regensburg selbst, wiewohl es auch sein Ruf und Wunsch aus der Fremde dahin könnte gezogen haben. Die Schwester überlebte ihn um ein und zwanzig Jahre.

Wenn uns nur Bertholds Todesjahr gewiß, sein Geburtsjahr unbekannt ist, und etwa sein Schülerverhältniß zu David, welcher ein einziges Jahr früher verstarb, das weit längere Leben der Schwester die Folgerung rechtfertigt, daß er kein hohes Alter erreicht haben möge; so darf doch die Zeit seines Ruhms und seiner Wirksamkeit sicher zwischen 1247 — 1272 gesetzt werden.

Er gehört in das dritte Viertel des dreyzehnten Jahrhunderts. Diese Bestimmung ist genauer, als wenn Hr. Kling ihn auf Titel und Seite XI der Vorrede in die zweyte Hälfte desselben Jahrhunderts weist, und mit der Angabe des Todesjahrs bey den Chronisten unvertraut anzunehmen scheint, daß er noch unter dem Kaiser (seit 1273) Rudolph von Habsburg gelebt habe. Keiner der in der sechsten (nicht sechzehnten) Predigt S. 391 angeführten Zeitumstände reicht so weit hinunter. Die Heiligsprechung der Landgräfin Elisabeth erfolgte 1235, trifft also in Bertholds Lebzeiten, aber wohl noch in seine jüngeren Jahre, ehe er irgendwo gepredigt hatte: er gedenkt der Heiligen S. 19, 128, 351. Wichtiger und seiner eigentlichen Periode näher sind die in jener Predigt, indem er von dem Todschlag (manslaht) als einer ruofenden (schreyenden) sünde redet, berührten Begebenheiten. Das gräuliche Blutvergießen, sagt er, hat nun allgemein in der Welt angehoben, und führt nachfolgende Beyspiele an: 1) Den Streit der Könige von Ungern und Böhmen, womit die Schlacht gemeint wird, die sich Ottokar und Bela 1260 an der March lieferten, vgl. Meister Friedrich von Suonenburg MS 2, 212ᵃ. 2) Den großen Streit des Königs von Frankreich jenseit des Meeres, d. i. Ludwigs des Heiligen ersten Kreuzzug 1248 — 1254. 3) Die Fehden Grafen Peters von Savoien; sie heben um 1240 an und währen über zwölf Jahre; Peter starb 1268. 4) Die Fehden Rudolfs Grafen von Habsburg; beginnen um 1242, an die Kaiserwahl damals noch kein Gedanke. 5) Grafen Hermanns von Henneberg und des Bischofs von Würzburg, vermuthlich im Jahre 1254; Hermann erscheint seit 1250 in würzburgische Händel verwickelt, eines spätern Streites erwähnen die Chroniken beym Jahr 1266, vgl. Siffridus presbyter ad h. a. comes de Hoenlo et cives wirzburgenses conflixerunt cum comite Hermanno de Hennenberg apud civitatem Kitzingen juxta Mogum. 6) Des König Prinze (d. i. Przemysl, Primislaus, gen. Ottokar von Böhmen) Zug mit dem deutschen Volk, d. i. der für den deutschen Orden im Jahre 1254 — 1255 nach Preußen unternommen wurde. Keines dieser Daten leitet also über 1260 (1266?) hinaus, und die sechste Predigt der Handschrift scheint nicht später gehalten worden zu seyn. Die in der neunten und fünf und zwanzigsten (S. 394 und 302) vorkommenden Ketzernamen, von welchen ich unten näher handeln werde, treffen zwar gleichfalls mit Bertholds Zeitalter zusammen, sind aber schon vor 1240 entsprungen, und dienen noch weniger zur Widerlegung der Annahme, daß die jüngste dieser Predigten bereits vor Rudolfs Erhebung auf den Thron

verfaßt worden ist. Das Jahr der fünf und zwanzigsten vermag ich sogar astronomisch zu bestimmen. Seite 300 nennt der Prediger unter den Gegenständen, die dem Menschen bisweilen das Licht der Sonne entziehen, den Mond: ist uns daz wol kunt, daz etewanne der mâne dem sunnen sînen schîn under gêt, daz wir des sunnen diu zwei tail kûme gesehen, alse vernemt (ein arger Druck- oder Schreibfehler, l. vernent, d. h. voriges Jahr) an sant Oswaldes tage, dô het der mâne daz wirdige (l. vierdige) teil wol verdecket, daz man sîn (der Sonne) niht gesehen mohte. Und ouch eins andern mâles, an der mitewochen in den criuzetagen vor den pfingesten. Er führt hier zwey Sonnenfinsternisse an, deren Tage ihm im Gedächtniß haften (die Geistlichen pflegten sie häufig aufzuschreiben). S. Oswaldstag ist der 5. August, der Mittwoch der Kreuzwoche unbestimmt in jedem Jahre, aber immer der neun und dreyßigste Tag nach Ostern, oder der Tag vor Himmelfahrt. Zufolge der art de vérifier les dates fallen nun in Bertholds Lebenszeit grade zwey Sonnenfinsternisse auf den 5. August, nämlich 1263 und 1244. Meines Dafürhaltens ist hier unbedenklich die erstere gemeint, die Predigt also im Jahre 1264 gehalten. Gegen 1244 spricht nicht allein das Zusammentreffen aller übrigen vorhin bemerkten Daten, sondern es läßt auch die zweyte von Berthold berührte Verfinsterung nicht ermitteln, wenn man jene nicht in das Jahr 1263 setzt. Diese zweyte, glaube ich, wird die vom 3. May 1250 seyn müssen, in welchem Jahre Ostern auf den 27. März fielen, der neun und dreyßigste Tag nach Ostern also der 4. May war, die Differenz beträgt bloß einen Tag. Der Tag der Eklipsis war der acht und dreyßigste nach Ostern, nicht der Mittwoch, sondern der Dienstag der Kreuzwoche. Wie leicht hatte sich der Prediger beym Aufzeichnen um einen Tag geirrt. Außer 1250 wüßte ich kein Jahr in diesem Jahrhundert nach jenen Angaben für die Finsterniß zu finden. Ist aber 1250 richtig, so kann die in der Predigt als jünger bezeichnete nicht auf 1244 treffen, sondern beyde bestärken einander, meine Bestimmungen angenommen. Die Wichtigkeit der Finsternisse für die Chronologie ist längst anerkannt, ich bin, um sie durch ein neues Beyspiel zu bestätigen, hier ausführlicher gewesen, und füge hinzu, daß die Minoriten und Predigermönche dieser Zeit vorzüglich auf astronomische Beobachtungen gehalten zu haben scheinen, vgl. annales domin. colmar. ad ann. 1267; eclipsis solis vigilia Urbani *praedicta* a fratre Godfrido *astronomo* ordinis praedicatorum in Vormatia (Sonnenfinsterniß vom 25. May). Und eben jene vom 5. August 1263 wird in andern Chroniken erwähnt, compilatio chronologica ad ann. 1263 (Pistorius 1,

1104) : nonas Augusti post horam nonam fuit eclipsis solis generalis ut videtur in ista Teutoniae regione. Wie frey war Berthold und seine öffentliche Lehre von dem Aberglauben, der sich noch in die folgenden Jahrhunderte verbreitet hat: und wânden, setzt er hinzu, die ungelêrten liute, diu werlt wolte zergên; daz habent die meister wol experimentet, die von den sternen dô lesent, daz des nû nieman vorhten darf.

Bruder Berthold war, den angeführten Zeugnissen nach, einer der popularsten Männer, die vor ihm und späterhin in Deutschland gelebt und gewirkt haben. Die Angabe von 60,000, oder gar 100,000 Zuhörern mag übertreiben. Wenn man auch das Herbeyströmen einer so großen Menge von Leuten und die Möglichkeit, ihnen Lebensmittel zu schaffen, in jenen weit geringer bevölkerten Zeiten, deren wenige Polizeyeinrichtungen für außerordentliche Fälle gar nichts taugten, zugeben wollte; so kann doch die lauteste Stimme eines Redners kaum von tausend, gedrängt und im Freyen stehenden Menschen vernommen werden, geschweige von vielen Tausenden. An dem Zulauf von Tausenden, überall wo sich der berühmte Minoritenprediger zeigte, ist aber nicht zu zweifeln, und wo vermochte irgend in unsern Tagen geistliche Beredsamkeit dergleichen? Konnte auch nicht alles Volk, das sich eingefunden hatte, seine Worte wirklich hören, so war es einmal aus der Gegend versammelt und begnügte sich vielleicht damit, von ferne die Gestalt des Predigers zu sehen, oder konnte ihn an einem der folgenden Tage im engern Kreise zu hören hoffen. Denn er scheint oft täglich gepredigt zu haben, S. 286: gît mir got die gnâde, sô sage ich morgen und übermorgen aber mê. Daß solche Predigten nicht in dem eingeschränkten Raume der Kirchen geschehen konnten, versteht sich. Es waren nach altchristlicher Weise Berg- und Wiesenpredigten unter Gottes freyem Himmel *). Der Papst hatte den Predigermönchen und Minoriten außer der Kirche, auf Straßen und Gassen zu predigen erlaubt (Augusti a. a. O. S. 335), und selbst diese Vergünstigung muß damals auf das gemeine Volk von gewaltigem Eindrucke gewesen seyn. Der Redner überschaute von der Anhöhe die ganze ringsum im Grün gelagerte Menge; Bilder, die er vom Himmel und der Gegend hernehmen konnte, gewan-

*) Auch der bekannte Konrad von Marburg hatte (in den dreyßiger Jahren des dreyzehnten Jahrhunderts) ungeheuern Zulauf, und mußte im freyen Felde predigen: cum eundum esset *in campum* ad praedicationem magistri Conradi de Marburc (Kuchenbecker anal. hass. IX, 117. vgl. Gerstenbergers Chronik bey Schmirke II, 326).

nen besonderes Leben. Die Chroniken versichern ausdrücklich, daß Berthold auf der Linde *), auf Wiesen predigte und einige Stellen aus dem hier gedruckten Buche beweisen es ohnehin. Er will S. 358 die Furcht des Menschen vor dem schauderhaften Anblick des Teufels schildern. Wie wir sterben würden vor Freude, wenn wir Gott sähen mit fleischlichen Augen, also vor Furcht, wenn wir die Teufel sähen. Ginge er jetzt dort her vor dem Walde und wäre diese Stadt ein glühender Ofen, alles würde sich in diesen drängen. Ein mächtiges, ergreifendes Bild. Seite 173 wird die alles übertreffende Heiligkeit des verwandelten Brotes in Priesters Händen vorgestellt, bey dessen Begegnung jedermann mit Hintansetzung aller andern Rücksichten zu Füßen fallen solle: ich wil ein grôz dinc ieze sprechen, und warez, daz ein dinc mügelich wære, daz unser frouwe, min frouwe sancte maria gots muoter, daz sie iezunt *dâ ûf der schœnen wisen wære*, und alle die heiligen und alle die engele, die wurden, obe daz müglich wære, daz sie dâ die wîten hæten (Raum fänden?) und ich des wert wære, daz ich daz selbe himelgesinde dô sehen solde, und ich gienge des endes, und ich wolte sie harte gerne sehen (und wizzet, daz ich sie harte gerne und âne mâzen gerne wolte sehen) und ich ûf dem wege wære, daz ich mîne frouwen sant Marien gerne wolte sehen, und ein herre, ein priester gienge gein mir und truege unsern herren, als er dô ze dem siechen mit gêt, so wolte ich mich gein dem priester kêrn, der unsern herren truege und wolte gein im an mêne venie vallen ûf mên knie, ê danne gein mêner frouwen sanct marien und allen heiligen und allem himelischen her. Ueber die dem Priester schuldige Ehre ist auch S. 175 und 347 zu vergleichen und eine Stelle im Parcifal 122a.

Der große, Bruder Berthold zu Theil gewordne Beyfall darf nicht verwundern. Seine Beredsamkeit ist die wahre, welcher Gedanken und Worte beynahe nie versagen, die in natürlicher kräftiger Einfalt zu den Herzen dringend ihrer Wirkung sicher ist.

*) Der Ausdruck *sub* tilia kann nicht bedeuten: unter der Linde, was zweckwidrig gewesen wäre, sondern *super* (Du Cange v. *sub*), wie auch die Stelle aus dem Anon. Leobiensis erläutert; auf dem Gipfel des Baums wurde ein Gerüste gebaut, das der Prediger bestieg; eine Waldkanzel. Das meinen auch wohl des Anon. Leob. eminentia propugnacula. Man versieht noch jetzt hohe Eichen und Linden mit Geländern zur freyen Aussicht in die Weite und vielleicht ist auch Sigunens auf der Linde sitzen (Parc. 60a) so gemeint.

Seine Bilder sind nicht gehäuft, aber immer an der rechten Stelle gebraucht und aus dem Leben gegriffen. Wie er den innern Widerwillen des Menschen vor dem bösen Feind zu schildern weiß, ist schon ausgehoben worden. In der Hölle, sagt er S. 370, ist auch die geringste Qual unsäglich. Wie einem wohl wäre, wenn die ganze Welt ein Feuer wäre, und er mitten drin im bloßen Hemde, so ist einem dort. S. 244 soll die Nichtigkeit des weltlichen Reichthums gegen den himmlischen gezeigt werden: du maht wol ein wîle genuoc haben. Daz ist aber gein der êwigen rîcheit, als dà einer ûf einem snellen rosse für einem krâm wol balde rêtet, und dem niumen (nur) in den krâm wirt ein blig mit den ougen u. er sâze hant diu augen wider ûz dem krâm wirfet. Alle Weltherrlichkeit ist der Blick eines schnellen Reiters in eine flimmernde Krambude. Das Leben, welches von früher Jugend an, bis ins Alter, den Verführungen des Feindes ausgesetzt ist, vergleicht er S. 219 einem Walde, mit folgender epischen Wendung: als der durch einen walt vert, der vindet von ersten kleine stûden und darnach vindet er aber baz gewahsen boume; und alsô wirt der walt ie baz und baz zuo nemende, biz er in den rechten walt kumet; dà stênt danne niuwer (nur) einvaltige grôze boume und dar under vert er danne, biz er durch den walt kumet und jensìt wider ûz vert. Und alsô legent uns ouch die viende ein ander lâge, dô man in den walt vert und dan mitten in dem walde u. dô man wider ûz dem walde vert. Aufschieben der Reue, heißt es S. 368, ist so mißlich als das, daß ein Mann, der immer ganz blind gewesen, mit dem ersten Schuß einen Vogel treffe. S. 330, 331 von der Gedankenlosigkeit beym Gebet. Manche lassen in der Kirche die Lippe auf und niedergehen und haben keinen guten Gedanken. Besser aber ists doch so, als gar nicht zu beten. Denn wie das wilde Geflügel durch Gewöhnung allmählich zahm wird und zutraulich, so mag einem solchen das Paternoster allmählich heimlich werden und Gott in dem Herzen, und: darumbe sult ir den hôhen edelen adelar von dem hôhen himelriche ofte gewonlichen locken mit dem pater noster u. mit anderm gebete, der daz kan, ob du halt nicht grôzer andâht hâst. (Sinn des letzten Satzes: mit anderem Gebet, das ihr gelernt habt, und solltet ihr es auch ohne große Andacht thun. Die Freyheit der alten Sprache springt hier von dem Pron. *ir* auf *der* und *du* ab.) S. 281, 282: Gottes Anschauung ist also wonniglich und süße, daß man ihrer nie gesättigt und müde wird. Sô wart nie deheinre muoter ir kint nie sô liep, und solte sie ez drîe tage ane sehen ân underlâz, daz sie anders nicht enpflæge, wanne eht sie

ir liebez kint solte ane sehen, sie æze an dem vierden tage vil gerne ein stücke brôtes. Jede irdische Neigung bedarf der Abspannung, von Gott möchte aber im Himmel keiner die Augen nur so lange, als man die Hand umkehrt, abwenden, um aller Welt Güter nicht. Wir sagen iu etewenne ein glîchnisse, wie schœne got sî. Seht, alles daz wir iemer gesagen künnen oder mugen, daz ist rehte dem gelîche, als obe ein kint uns solte sagen, ob ez muglich wære, die wîle ez in sînre muoter libe ist beslozen, und daz solte sagen von aller der wirde u. von aller der gezierde, die diu werlt hât, von der liehten sunnen, von den liehten sternen, von edelre gesteine kraft und von ir maniger slahte varwe, von der edelen wurze kraft und von der rîchen gezierde, die man ûzer sîden und ûzer golde machet in dirre werlte u. von maniger hande suezen stimme, die diu werlt hât, von vögelîn sange u. von seiten spil und von maniger bluomen varwe. Und 285 wird hinzugefügt von der Nichtigkeit aller weltlichen Freude, gegenüber der himmlischen: alliu diu êre u. diu fröude und daz gemach, die disiu werlt ie gewan von keisern oder künigen, wider der fröude, diu im himelrîche ist, als widerzæme einem wære ein diep an einem galgen, als kurz einem diu wîle dâmit wære, daz er einen erhangen man triuten solte wider aller der Fröude, die diu werlt hât, alse widerzæme ist mir diu fröude aller der werlte, wider der êwigen fröude. Ei, wol iuch wart, daz iuch iuwer muoter ie getruoe, die sô getâne fröude sülen besitzen.

Bertholds Homilien sind das, was im Mittelalter sermones de tempore hieß, und wie man sie auch bey dem heil. Bernhard antrifft. Von dem Feste oder dem Heiligen des Tages wurde ein Bezug genommen im Eingange oder im Verlaufe der Rede; oft wird auch gleich der evangelische Text zum Grunde gelegt. Die Anlage des Ganzen erscheint in der Regel passend und verständig, und sollte bisweilen die Zergliederung verunglücken, und in den Uebergängen Zwang verrathen, so weiß der natürliche Fluß der Rede alles auszugleichen, und die vorherrschende praktische Richtung des Geistlichen überall auf eindringende, warme Vermahnung einzulenken. Die Liebe Gottes und der schönsten Tugenden, die Meidung aller Laster wird als die Hauptsache empfohlen, und nicht leicht unter den hier abgedruckten Predigten eine angetroffen werden, die nicht von irgend einer Seite auch noch heute das menschliche Herz rühren würde, wenn schon für unsere Zeit einzelne Wendungen

und Beweisführungen unschicklich seyn sollten. Die eigentliche, in nichts dem reinen katholischen Glauben widerstrebende Theologie des Homileten mögen folgende Stellen bezeichnen. S. 59: Der Mensch soll getreulich von Gott glauben, was ihm das Christenthum sagt: Du solt niht ze vil und ze tiefe gedenken in dime heiligen glouben, wie dem und dem si, u. wie daz und daz gesîn müge. Wanne nû der liehte sunne den heiligen cristen glouben bezeichent, sô sult eht ir niht vaste in die sunne sehen. Ez enhât nieman sô starke ougen u. wil er ze lange u. ze vaste in die sunne, und in daz brehende rat der sunnen sehen, er wirt als unmâzen kranc an sinen ougen, daz erz niemer überwindet, oder er wirt gar blint, daz er niemer stich gesihet. Dieses wird in einer andern Predigt fast mit denselben Worten (solche Wiederholungen der Lieblingsideen des Redners sind begreiflich, da er häufig und oft täglich und an verschiedenen Orten auftrat) eingeprägt: swer faste in die sunnen sihet, in den brehenden glast, der wirt von ougen sô bœse, daz er ez niemer mêr gesiht. Zeglicher wise als stêt ez umbe den glouben, wer ze faste in den heiligen cristenglouben sihet, alsô daz in vil gewundert u. zetiefe darinne rumpelt mit gedenken. S. 4: Jeder habe Gott und seinen Nächsten lieb von allem seinem Herzen: swer daz tout, der gan im selber (gönnt sich selber) guotes wol und aller sælicheit, des zerinnet im halt niemermêre. Ich wil ein groz wort sprechen, er hât halt allez, daz got selber hât. S. 830: Wer aber tödtlichen Haß hat, ist ein Mörder. Haß gegen einen, der dir kein Leid gethan, ist teuflisch; aber wenn dir auch einer Vater und Kind erschlagen hätte, sollst du dennoch sein Freund seyn. S. 209: Jedem Menschen, ohne Unterschied der Religionen, hat Gott eine unsterbliche Seele verliehen, und läßt ihn durch Engel behüten: als das kint lebende wirt an sîner muoter libe, sô giuzet im der engel die sêle în, der almehtige got giuzet dem kinde die sêle mit dem engel în. Und als ez nür als lange gelebet, als ein hant mag umbe gekêrt werden, sê muoz ez iemer u. iemer leben als lange als got lebet und mac niemer ersterben an der sêle. S. 16: Jedermann hegt seinen Acker, und hütet seinen Schatz. Gott umfing seinen Acker (die Menschheit) mit zwey Mauern, und setzte ihm die Schaar der Engel zur Hüte. Er muoste einem herren ein lieber acker sîn, der ze ieglîchem orte (in jede Ecke) einen hueter setzte, der muesten vier ze einem acker sîn. So wær im aber der ein gar lieber acker, der ze einem ieglîchen

eher (für jede Aehre) einen hueter satzte. Das hat Gott gethan, und ze ieglichen menschen einen sunderlichen, ez sì junc oder alt, getouft oder ungetouft, einem ieglichen cristenmenschen sunderlichen einen hueter und einen engel gegeben, und halt ieglichem *heiden* und *ketzer* und *jüden* und *slafenen* und *tataren* (Slaven und Tartaren werden hier, den damaligen Volksbegriffen gemäß, noch hinter Ketzer und Juden geordnet); ez sin jene oder dise, die nàch menschen gebildet sint, der hât iegelichez sìnen engel, der sin huetet. S. 140: ez sprichet ein heilige, ez ensì nieman so arger, ern habe eteliche tugent, dui zem himelrìche gehœre. S. 189, 190: Die Engel hatte Gott schnell und edel geschaffen, daß sie desto ringfertiger an ihrer geistlichen Lauterkeit wären, weil sie sich aber überhuben ihrer großen Schönheit, so gab er dem Menschen den Leib (den horwigen, irdenischen sag, den kothigen, irdischen Sack), daß er demüthig wäre, und nicht in Hoffart verfiele; der Leib ist der Seele wie eine schwere Rüstung und ein Berg auf dem Rücken. — Innere Güte und Frömmigkeit geht über äußerliche Religionsübungen. Jà nû sitze, wird S. 329 der Zuhörer apostrophirt, und mach ein criuze für dich. Und hætest dû ein guot herze, daz wære dir vil bezzer, danne alliu criuze, diu dû machest. S. 319: Ihr Herren, ihr thut mir gar Leid darum, daß ihr manchmal zu St. Jakob laufet und reitet, so daß ihr leicht in zwölf oder zehen Wochen nicht zehen Messen höret. Das sage ich nicht darum, daß ich St. Jakob seine Pilger entführen wollte, da wäre er mir zu hoch, ich rede es um der Gerechtigkeit willen. Ihr laufet dorthin und verkaufet daheim, daß eure Kinder und Hausfrauen immerfort desto ärmer seyn müssen, und ihr selber »nôthaft u. gültehaft« (in Noth und Schulden steckt). Und ein solcher mästet sich, daß er viel feister zurückkommt, als er ausfuhr, und hat dann viel zu sagen, was er gesehen, und läßt (durch sein Geschwätz) niemand hören in der Kirche und Predigt. Was fandest du dort? St. Jakobs Haupt. Das ist ein todtes Bein und ein todter Schädel; das bessere Theil ist im Himmel. Da kannst du mehr Gnaden finden an deinem Hofzaun (in deiner Heimat), so der Priester in der Kirche Messe singt u. s. w. S. 387: Manche hätten gerne sichtbare Zeichen vom Herrn. Er thut auch täglich große Zeichen, man will es nur nicht dafür halten, aus Gewohnheit. So ist ein großes Zeichen die Sonne, nur daß ihr es gewohnt seyd, daß man nun Korn wirft in die Erde, und daß Gott es verfaulen läßt, und aus dem faulen Korn anderes wachsen läßt, daß alle Welt gespeiset wird. So macht er edlen Wein aus saurem Wasser. Denn die Reben

ziehen ihren Saft aus der Erde, und er versauert in ihnen. Und täglich thut er das Zeichen, daß die Erde auf nichts schwebt. S. 364: Jedes Erschaffene hat Wesen und Namen, aber nicht jedes hat Wesen und Leben und Empfindung und Vernunft. Der Stein hat nur Wesen; die Gewächse der Erde Wesen und Leben, aber sie empfinden nichts, der Baum zappelt und ruft nicht, wenn er abgehauen wird, aber er hat Leben; denn wenn man ihn abhaut, so dorret er, weil ihm die Kraft genommen ist, wovon er lebt. Aber die Thiere alle haben Empfindung dazu, denn sie fürchten und fliehen Schmerz und Tod. Den Menschen hat Gott über alles geadelt, weil er auch noch vernimmt. Der almehtige Got (S. 113) hât iu zwei grôziu buoch gegeben, dâ ir an lesen und lernen sulet alle die wîsheit der iuch nôt ist an libe und an sêle, die iuch in daz himelrîche wîsen suln. Daz ist der himel und diu erde. Verständet ihr es nur zu machen alse der guote sant Bernhart. Do man den frâgete, wo von er sô wîse wære, do sprach er: ich lerne an den boumen. Eine (S. 165 wiederholte) bekannte Aeußerung Bernhards: was er in Erklärung der heil. Schrift vermöge und in der Erkenntniß der göttlichen Dinge, habe er besonders in Wäldern und auf Feldern durch innere Betrachtung und Gebet erlangt, und keine anderen Lehrer gehabt, als die Buchen und Eichen (der h. Bernhard, dargestellt von Neander, Berlin 1813, S. 6). Glaube meiner Erfahrung, schrieb Bernhard an einen andern Lehrer, du wirst etwas mehr finden in den Wäldern, als in den Büchern, Holz und Stein werden dich lehren, was du von den Meistern nicht vernehmen kannst (daselbst S. 45). Die Stelle von den zwey großen Büchern der Natur (S. 112. 161) erinnert mich an ein noch ungedrucktes Gedicht Strickers (bey Pez des Anonymus Mellicensis; die Handschrift dieser schönen Gedichte liegt nämlich zu Mölk, Abschriften davon jetzt zu Dresden und sonst; einzelne Stücke daraus auch in Heidelberger Mss.), welches beginnt: Got hât den leyen gegeben, die christenlichen wollen leben, *driu buoch*, daran sie sulen sehen, waz ist u. waz sol geschehen; der himel ist der bouche einez, rehtez u. vil reinez etc. Unter dem zweyten Buche wird aber nicht die Erde gemeint, sondern das Gemälde mit Abbildungen aus der christlichen Geschichte; unter dem dritten Buche das Leben der Geistlichen. Die Idee ist also anders gewendet. Uebrigens hätte Berthold mit Strickers, der ihm um zwanzig Jahre vorangehen mag, Dichtungen leicht bekannt seyn können.

Wenn alle Minoriten und Prediger des dreyzehnten Jahr-

hunderts in Deutschland Bertholden in Lehre und Wirksamkeit ähnlich waren, so leidet die Behauptung Neanders in der Vorrede keinen Zweifel, daß die Bettelmönchsorden als Anregungsmittel eines lebendigen Christenthums einen wichtigen, nicht gehörig anerkannten Platz einnehmen. Die ungemeine Schnelligkeit, womit diese kaum erst gestifteten, bekanntlich den Regeln des Franciskus und Dominikus folgenden Bruderschaften im Verlaufe eines Menschenalters gediehen, beweist, wie sie zeitgemäß waren. Zwar griffen sie, da ihnen aller Orten zu predigen gestattet war, in die bestehende Parochialverfassung vielleicht hier und da störend ein; es mag jedoch mit dieser Seelsorge nicht durchgängig wohl bestellt gewesen seyn: waz der heiligen guot heizet, klagt Berthold (S. 18), daz hânt die herren alse gar vil an sich gezogen, daz nû vil wunderlicher kûme etewâ *ûf vier kirchen ein priester sitzet,* wanne sie mugen eht sich dâvon niht begên (können von den schmalen Einkünften nicht leben). Was aber hauptsächlich anzuschlagen ist, die allgemeine und vielseitige Regsamkeit des Jahrhunderts war einer in das Leben aller Stände greifenden praktischen, geistigen Leitung bedürftig, und daher höchst empfänglich. Beynahe keine Chronik der Zeit von 1220 bis 1270, die nicht der Einführung und Bestiftung eines oder beyder dieser Orden in jeder bedeutenden Stadt gedächte. Beredte und erweckte Dominikaner sowohl als Franciskaner mußten bald großen Einfluß auf die Denkungsart und Richtung ihrer Zeit gewinnen. Vincenz von Beauvais, Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Bonaventura und Andere. Von Bertholds für Deutschland gewiß größerer (?) Wirksamkeit hat man nur weniger geredet; er muß bey dem gemeinen Volke und den Fürsten gleich wohlgelitten gewesen seyn, die oben angezogenen Stellen zum Jahre 1253 lehren, daß er Beichtiger Herzogs Otto von Baiern zu Landshut war, der in demselben Jahre starb. Matth. paris ad ann. 1289: facti sunt eo tempore *praedicatores* et *minores* regum consiliarii et nuntii speciales. Ich werde hernach noch einen in der altdeutschen Literatur nicht zu übersehenden Minoriten aus Regensburg anführen. Der überraschende Wachsthum der Predigerorden und einzelne Mißbräuche, die sich auch bey ihnen einschlichen, mögen ihnen schon damals Gegner zugezogen haben. Eine solche Stimme vernehmen wir zum Beyspiel aus dem Munde eines nicht unausgezeichneten deutschen Dichters, der mit Berthold ungefähr gleichzeitig gewesen seyn kann. Boppo, Mſ. 2, 235ᵃ:

Schamt iuch, *minner orden*,
iuwer fluz der hât den hindergane,
iuwer orden hinkent alle, ir tret in simonien schranc;
ir würket fremdiu gotes reht; ir lêret guot u. minnet valsche tât.

ir sît verkoufet worden
der kristenheit, ôwê der nôt!
den wolf nemt ir ze gesellen, ob er daz schâf iu bringen tuot;
ir riubet sleht und slichtet rûh, haz u. nît den treit nû geistlich wât.

iuwer bruoderschaft sich hœnet,
glîhsenheit, die gôt verbôt, diu ist mit iu gekrœnet,
diu treit nû geistlich wæte
und wülvet ûz des herzen tunst,
lêrt iuch *Franciscus* solhe kunst,
sô pflac sant *Augustin* ouch solher ræte.

Diesen Klagen wird es hin und wieder nicht an Grund gebrechen, ohne daß sie im mindesten gegen das Ganze zeugen; die politischen Spaltungen jener Zeit drängten nicht wenige Menschen, für das weltliche oder geistliche Uebergewicht lebhafte Partey zu ergreifen. Wegen einzelner Fehler der Geistlichen nimmt Berthold selbst kein Blatt vor den Mund. Ueber die Pfennigprediger eifert er heftig (S. 149. 150. 225. 289. 384. 395.), an einer dieser Stellen heißt es: Pfennicprediger, dem tiuvel ein der liebste kneht, den er iergent hât. Pfî pfennicprediger, morder aller der werlte, wie manige sêle du mit dînen valschen gewinnen von dem wâren sunnen wirfest an den grunt der hellen, daz ir niemer mêr rât wirt! du geheizest alse vil aplâzes umb einigen helbelinc oder umb einigen pfennic, daz sich manic tûsent menschen drân lât, und wænent, sie haben alle ir sünde gebuezet mit dem pfennige oder mit dem helbelinge, alse du im für snerest. Sô wellen sie fürbaz niht buezen und varent alse hin ze helle, daz ir niemer rât wirt. Und dâ von wirfet man dich an den grunt der helle u. wirfet alle die ûf dich, die du dem almehtigen gote enpfueret hâst und verkoufet ie die sêle umb einen pfennic oder umb einen helbelinc. Du morder der rehten buoze, du hâst uns die rehten buoze ermordet, die der sieben heilicheite eine ist, der hôhsten, die got hât. Gegen welche Art von Predigern sind diese wiederholten Ausfälle eigentlich gerichtet? will der Minorit den Dominikaner heruntersetzen, oder einen Unfug tadeln, der keine von beyden Regeln, sondern nur einzelne Mißbräuche trifft? Die Pfennigprediger sind neulich auferstanden, heißt

es S. 384. Da ich ein kleines Kind war, war nirgends einer derselben *). Er fährt aus unter die einfältigen Leute, und predigt und ruft, daß alles weint, was vor ihm ist. Und er sagt, er habe vom Papste die Gewalt, daß er dir alle deine Sünden abnehme um einen Helbeling oder Heller. Und er lügt, daß man damit ledig sey gegen Gott, und krönt den Teufel alle Tage mit viel tausend Seelen. Ihr sollt ihnen nichts geben, dann müssen sie abstehen von dem Betrug. — Ein Hauptgegenstand der heftigsten und wirklich schonungsloser Aeußerungen des geistlichen Redners, der sich selbst über die Juden duldsam ausspricht (S. 11. 12), sind die Ketzer; und da Berthold hier einzelne, für die Kirchengeschichte nicht unbrauchbare Daten beybringt, so scheint es mir angemessen, davon etwas ausführlicher zu handeln. Dieselbe Geistesrührigkeit, die im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte das Emporkommen neuer Mönchsorden, als neuer Versuche und Mittel zur Läuterung und Auferbauung der christlichen Völker begünstigte, that auch den aus dem Orient in das westliche Europa allmälich eingedrungenen, unter vielfacher Gestalt wuchernden Sekten mancherley Vorschub. Die Waldenser (einige ihrer geistlichen Dichtungen hat kürzlich Raynouard im Originale bekannt gemacht; ihr sittlich-reines, strenges Leben wird selbst von den Gegnern zugestanden) waren zwar um die Zeit, wovon hier die Rede ist, meist beschwichtigt, was aber mit ihnen durch unzählige Fäden zusammenhing, noch in steter Bewegung, die in die folgenden Jahrhunderte fortwirkte. Der Abt von Ursberg ad ann. 1212 knüpft sogar den Ursprung der Bettelmönche unmittelbar an jene Ketzereyen: eo tempore, mundo jam senescente, sagt er, exortae sunt duae religiones in ecclesia, cujus ut aquilae renovatur juventus, quae etiam a sede apostolica sunt confirmatae, videlicet *minorum fratrum* et *praedicatorum*. Quae factae hac occasione sunt approbatae, quia olim duae sectae in Italia exortae adhuc perdurant, quorum alii *humiliatos*, alii *pauperes de Lugduno* se nominabant. Die ganze Stelle muß nachgelesen werden. Die Ketzer, Anfangs ihrer Lehre

*) Hieraus folgt schon, wie auch aus andern angeführten Stellen, ganz ausdrücklich, daß Berthold nicht wider den Ablaß selbst im allgemeinen eifert, und daß daher seine Angriffe wohl nur von solchen Predigern zu verstehen sind, welche Schuld daran waren, daß das Volk nicht Reue und echten Bußgeist als die unerläßliche Bedingung zur Sündenvergebung ansah.

Anmerk. d. Red.

ganz sicher, seyen selbst nach Rom gegangen, sich Bestätigung zu holen; der Papst habe aber ihre Irrthümer erkannt, sie abgewiesen und geächtet. Um ein Gegengewicht für sie zu finden, seyen jene gesetzlichen Regeln, die das Taugliche, das sich mit dem Ketzerthume gemischt hatte, beybehielten, aufgekommen. Daher das gleiche Gelübde der Armuth und der nähere Umgang mit dem Volke. Das beschauliche geistige Leben, das unter gemeinen, unwissenden Menschen zum Verderbniß auszuschlagen drohte, sollten die gelehrten, der Kirchensatzung kundigen Mönche zügeln. Wenn auch diese Vorstellung unrichtig seyn sollte, und vielleicht umgekehrt aus einer entarteten Unterabtheilung der Mönchsregel die ihnen äußerlich nicht unähnliche Ketzerey entsprungen seyn könnte, oder noch lieber, wenn das beyden zum ersten Grund liegende in dem Geist der ganzen Zeit gesucht werden muß; so läßt sich, schon weil nah an einander stoßendes desto greller von einander abstößt, begreifen, warum die Minoriten und Prediger eben die erbittertsten Ketzerfeinde waren. In der Geschichte des dreyzehnten Jahrhunderts erscheinen sie immer so, voraus noch die Prediger, und durch ihren Einfluß wurden auch in Deutschland Fürsten und Volk zu manchmal grausamer Verfolgung armer, verführter Menschen aufgeregt. In Teutonia multae haereses deteguntur et haeretici flammis puniuntur (annales Godefridi monachi ad ann. 1232). Wie, ketzer, bist du iergent hie (jetzt unter meinen Zuhörern)? fragt Berthold: Nû wolle der almehtige got, daz deheiner für mir (in meiner Gegenwart) sî. Sie gênt ouch niht ze frumen steten; sie gênt *ze den wîlren* und *ze den dorfern* gerne und halt *ze den kinden, diu der gense huetent an dem velde.* Und etewanne giengen sie gar in *geistlichem gewande* und swernt (besser wohl swuoren) niht durch dehein dinc, dâ bî wart man sie erkennen. Nû wandelnt si ir leben und ir ketzerîe, rehte als der mâne, der sich dâ wandelt in sô manige wîse. Alsô tragent nû die ketzer *swert* u. *mezzer, langez hâr, langez gewant* und swernt die eide nû. Sie hæten etewanne den tôt ê geliten; wanne sie sprâchen, got der hæten die eide verboten. Und ir meister habent sie in nû erloubet, daz sie eide swern (S. 304. 305). Was er von der Tracht und Bewaffnung der umstreifenden Ketzer sagt, ist merkwürdig; mit ihrer Trennung von den Rechtgläubigen wurde auch die Abweichung im Aeußern hervorstechender, und der Tonsur entsagt. Aus dem Eidschwur haben sich vor- und nachher manche Dissentienten ein Gewissen gemacht. Cavent a juramento nec dicunt vere

vel certe, et similia, quia haec reputant juramenta (de moribus Valdensium in Flacii Illyr. catal. test. ver. Basil. 1556. 8. p. 757). An sieben Hauptstücken sind nach Berthold (V. 308. 309) die Ketzer zu kennen: 1) die Verwerfung des Sakraments der Ehe (sacramentum conjugii damnant. Flacius. l. c pag. 743); 2) die Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe (davon wird noch in einer andern Predigt, S. 14, gehandelt; dicunt maleficos non damnandos, Flacius l. c. pag. 755); 3) die behauptete Unkraft der sieben Heiligkeiten und des Weihwassers; 4) der Grundsatz, daß ein sündhafter Priester keinen der Sünde entbinden könne; 5) die Unerlaubtheit des Eides; 6) der Satz, daß auch Ungelehrte die Schrift lesen und erklären dürfen (ûz der schrift reden); 7) wer zween Röcke hat, soll um Gottes willen den einen hergeben. Die überstrenge Auslegung dieses an sich schriftgemäßen Satzes (Lucä, 3, 11) bekämpft der Minorit mit vorzüglichem Eifer: pfî, unsæliger ketzer, sô mohte halt nieman behalten werden, weder geistliche noch werltliche liute; jâ, fügt er naiv hinzu, ist einem etewanne nôt, daz er den dritten dâzuo habe. Auch S. 5 predigt er über den Ausspruch: dû solt dînen ebenkristen minnen alse dich selben. »ô wê, bruoder bertholt,« läßt er sich einwenden, »jâ tuostû des selbe niht; nû bin ich dîn ebenkristenmensche, und hâst zwên guote röcke und hân ich einen vil bœsen und læst mich doch ê mangeln, danne dich selben.« Daz ist vil wâr, antwortet er, ich hân die röcke, ich engibe aber dir dekeinen; ich wolte gerne, daz dû einen alsô guoten hætest, oder einen zwirunt (zweymal) alsô guoten. Wahre Nächstenliebe besteht in Abwesenheit alles Neides, nicht in unverständiger Selbstberaubung. Die dem Mondwechsel verglichene Vielgestaltigkeit der Ketzerey (Hauptschutzwehr gegen sie; auch im Freygedank, 2ᵇ, steht der Spruch:

> swie vil der ketzer lebendic sî,
> ir deheiner stât dem andern bi;
> gloubten si alle gelîche,
> sie twungen ellin rîche)

gibt dem Prediger Anlaß, einige der (nach ihm wohl anderthalb hundert) verschiedenen Arten näher zu nennen: (S. 302) wanne ie einer hât funden ein iteniuwe ketzerîe und swelhe derselbe ie nâch im hât brâht in dieselben ketzerîe, die ketzerîe heizet danne alse jener, der sie von erste vant. Ein heizent *poverlewe*, und eine *arriani*, und *rünkeler* und *manachei* und *sporer* und *swirder* und *arnolder*, wozu aus einer andern Predigt (S. 394) folgende Aufzählung zu nehmen ist:

manachei, patrine, poverlei, runkeler, sporer, sifrider, arnolder. Unter diesen Namen sind einige auf den ersten Blick sogleich, andere etwas schwerer zu erklären. Ueber die Arianer, Manichäer, Patarener (auch Paterini genannt) und Arnolder (Anhänger des Arnold von Brescia) waltet kein Zweifel ob. Aber wer sind die poverlewe (poverlei), rünkeler oder runkeler, die sporer, die swirder (sifrider)? Die nächste Auskunft gewährt eine Stelle der Ketzerverordnungen Friedrichs II. Der Papst Innocenz IV. bestätigte oder erneuerte den 22. May 1253 (Asisii XI. kal. jun. anno pontificatus XI.) die kaiserlichen Verordnungen, von welchen man nicht genau weiß, wann sie erlassen sind. Wahrscheinlich fallen sie, schon ihrer Schärfe wegen, in die frühere Regierungszeit dieses Fürsten, dem später der römische Hof Milde gegen die Ketzer, und selbst ketzerische Gesinnungen vorwarf (Raumers Hohenst. IV. 30—42), und wohl noch in die zwanziger, auf allen Fall wenigstens in die dreyßiger Jahre, vor dem Bannspruch (1239). Sie finden sich in des Petrus de Vinea epist. I. 25 — 27 (wohin sie nicht gehören, vergl. Pertz ital. Reise, S. 445. 446), und in der dritten Verordnung werden die Ketzer aufgezählt. Nach der edit. amberg p. 181 folgender Gestalt: incipiunt capitula constitutionis contra Patarenos, Speronistas, Leonistas, Arrianistas, Circumcisos, Passaginos, Joseppinos, Carracenses, Albanenses, Franciscos, Bannaroles, Comistas, Valdenses, Burgaros, Barrinos et Ortolevos et cum illis de aqua nigra. In der Kasseler Handschrift lautet die Stelle: Patarenos quoque Sporonistas. Arrianos leonistas circumcisos passaginos Joseppinos. Cancoreñ albaneñ francisinos. Bagneolos camistos. Waldeñ. Burgaros Comunellos Varrianos. et Ortolenos. cum illis de aqua nigra Schröckh, Th. XXIX, S. 514, theilt die Liste mit aus Philipp. von Limborch hist. inquis. Amst. 1692, p. 50 (auf welche Hs. des Petrus de Vin. sich die Varianten gründen mögen?): Cathari, Patareni, Speronistae, Leonistae, Arnaldistae, Circumcisi, Passagini, Joseppini, Saratenses, Albanenses, Francisci, Begardi, Commissi, Waldenses, Romanoli, Varini, Ortuleni, cum illis de aqua nigra, unter welchen allen, fügt Schröckh hinzu, nur wenige deutlich beschrieben werden können. Die Berichtigung des Textes aus Innocenz IV. Regesten (anno XI. litt. curiales Nr. 47) verdanke ich Pertz: Patarenos, Speronistas, Leonistas, Arnaldistas, Circumcisos, Passaginos, Joseppinos, Garratenses, Albanenses, Franciscos, Bagnarolos, Comistos, Waldenses, Runcarolos, Communellos, Warinos et Ortolenos

cum illis de aqua nigra. Auf die Erläuterung aller dieser Namen ist es hier nicht abgesehen. Zur Deutung der Bertholdischen Anführungen werden sie aber, nebst des Reinherus (eines mit Berthold gleichzeitigen Predigermönchs, der früher selbst Ketzer gewesen war) tractatus contra Valdenses (bibl. max. patr. Tom. XXV. Lugd. p. 262 ff.) hinreichen. Berthold hat ohne Zweifel von den kaiserlichen Gesetzen oder der päpstlichen Bulle genaue Kunde gehabt. Seine Poverlewe sind die Leonistae, welche der Abt von Ursp. in der oben ausgezogenen Stelle die pauperes de Lugduno nennt, Reinher c. 5 secta pauperum de Lugduno, qui etiam Leonistae dicuntur. Will man in dem lewe oder lei nicht Lion erblicken, so könnte es vielleicht die niederdeutsche, flandrische Aussprache von Leben (vita) seyn, und pover leve das lat. fraterculi de *paupere vita* übersetzen, wie dieselben Ketzer auch genannt wurden. Die Franciskaner hießen gleichfalls fraterculi, fratricelli, d. i. fratres minores oder minimi, folglich Minoriten Vom Thomas v. Aquino wird in den act. sanct. mart. T. I. p. 666 gesagt: destruxit errorem, cujus sectatores simul et inventores se nominant *fraterculi de vita paupere*. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erließ Johannes XX. die 22. Extravavagante contra nonnullos profanae multitudinis viros, qui vulgariter fraticelli, seu fratres de *paupere vita* (romanisch de povera vita, pauvre vie, halbdeutsch pover-leve?) bizochi (Sackträger) et beguini nuncupantur. Das Buch von den neun Felsen (liber de novem rupibus) wird dieser Sekte beygelegt. Bertholds Runkeler, wer würde sie in den Burgari der Verordnung erkennen? Die hergestellte Lesart Runcaroli, der das Romanoli schon näher kam, laßt keinen Zweifel. Reinher, cap, 4 und 6, heißt sie Runcarii. Du Cange h. v. leitet die Benennung vom Orte Roncalia ab, oder daher, daß sie an wüsten Oertern (runcariis) hausten. Wie, wenn sie vom Tragen der Messer genannt wurden, deren Berthold gedenkt? runco bedeutet ein langes Messer. Sie scheinen sich vorzüglich nach Süddeutschland verbreitet zu haben (qui Alemanniam veneno pravitatis haereticae infecerunt). Bertholds Sporer sind wiederum unverkennbar die Speronistae oder Sporonistae, denn beyde Lesarten führen auf dasselbe, den Namen nimmt er selbst (S. 305) so, daß ein Spornmacher (ital. spronajo, speronajo) Stifter der Sekte gewesen sey: welch der tiuvel gap im den gewalt, einem *schuochsuter* (Schuster) oder einem *wöber* (l. weber) oder einem *spörer*, der dîn meister ist? Bekannt und sehr begreiflich ist, daß sich viele Abirrungen in Glaubenssachen zuerst in dem Gemüth einfältiger, zu geistlicher

Betrachtung geneigter Handwerksleute entspannen; in Frankreich wurde *tisserand* (Weber) zu einem allgemeinen Ketzernamen. Die Swirder oder Sifrider passen auf keinen der lat. Namen; da mir kein Ketzer Sifried bekannt ist, ziehe ich die erste Lesart vor, der aber doch auch ohne die Annahme einer Entstellung nicht zu helfen ist. Reinher gedenkt, cap. 6, der *Siscidenses*? oder wären gemeint die *suestri*, *suestriones*, fratres et sorores liberi spiritus (Schröckh XXIX, 658, 659), welches Wort einige aus dem deutschen Schwester, andere aus dem lat. su-estri (qui more suo vivunt) deuten, vgl. Du Cange v. suestri. Nur muß die letzte Deutung dem Berthold unbekannt gewesen seyn, der, indem er die allgemeine deutsche Benennung Ketzer von dem Thier Katze ableitet, hinzufügt (S. 302), daß man sie nicht miuser, vogeler, swîner, geizer nach Maus, Vogel, Schwein und Geiß nenne. Ohne also über Swirder zu entscheiden, will ich einiges über das Wort Ketzer anmerken. Die Ableitung von Katze hat der Prediger schwerlich ersonnen, auch andere haben sie vorgegeben, z. B. Alanus libro 1, contra Valdenses: *catari* dicuntur *a cato*, quia osculantur posteriora cati, in cujus specie, ut dicunt, apparet eis Lucifer, welche abgeschmackte Ursache Berthold nicht berührt, sondern wirklich sehr sinnreich den Namen aus dem heimlichen schleichenden Wesen und dem schädlichen Athem der Katze, mit treffenden Nutzanwendungen erläutert. Selbst wie sie in die Schüssel niest oder giftige Dinge beleckt, hat er der Natur dazu abgelauscht. Diese Ansicht war wohl damals allgemeiner verbreitet. Sie stimmt zu einer schönen Stelle über die Ketzer im Freygedank (2_b, vgl. Liedersaal 2, 565), die verdient ausgehoben zu werden:

Swer cristes lêre welle sagen,
der sol sîn lêre ze liehte tragen,
sô muoz der ketzer lêre sîn
in winkeln unde *vinsterîn*;
hie sol man erkennen bî,
wie ir lêre geschaffen sî!
Got hât geschaffen manigen man,
der glas von eschen machen kan,
und schepfet daz glaz, wie er wil,
nû dunket die ketzer gar ze vil,
daz got mit sîner geschepfede tuot
allez, daz in dunket guot.
Sie enwellen nicht glauben hân,
daz ieman nach tôde müge erstân;
daz got den man geschaffen hât,
daz ist græzer, dan daz er erstât.

Der Ideengang des Dichters ist: Menschenhände können Glas aus der Asche in beliebigen Formen hervorbringen, und Gott schafft den Menschen aus Nichts hervor, das Geheimniß der Schöpfung ist größer, als das der Auferstehung aus dem Tode (gleichsam aus der Asche), woran die Ketzer nicht glauben wollen Von der Verhärtung des Ketzers sagt Berthold (S. 271) weniger gelungen: er gleicht dem Krystall, wie dieser von Wasser zu Stein geworden ist, so ist er aus einem Christen zum Ketzer geworden. Der Krystall kann nicht wieder in Wasser zurückkehren, eben so wenig der Ketzer wieder in einen Christen gewandelt werden »er sî denne kürzlich in die ketzerie komen.« — Uebrigens bedarf es kaum der Anmerkung, daß jene Etymologie Ketzer aus Katze grundfalsch sey. Schon ihre Verbreitung eben wohl durch die romanische und slavische Sprache zeigt, daß das Wort nicht deutsch seyn könne (ital. gazaro, mittellat. gazarus, gazerus, böhm. kacyr, poln. kacerz); unsere Sprache kennt es erst seit dem dreyzehnten (zwölften?) Jahrhundert. Früher gebrauchte man ka-tuolo, gi-tuolo (angelsächs. ge-dvola) für haeresis, wörtlich: Irrthum. Notker hat 24, 16 geloubirron (haereses) 73, 15 irrâre (haeretici): Irrglaube, Irrgläubige. Uber den Ursprung des Wortes Ketzer haben die Kirchenhistoriker zwey Meinungen aufgestellt, die beyde nicht unwahrscheinlich sind. Einmahl könnte bey *cazari*, chazari an die Herkunft einer Sekte aus der Chazarey (chersonesus taurica) gedacht werden, wie auf ähnliche Weise Bulgaren (Bugari) allgemein für Heiden, Unchristen gebraucht wurde. Dann aber kommt das griech. *Καθαροί* in Betrachtung, wozu die Formen *cathari*, catari besser passen. Die Sektierer hießen sich Reine im Sinne der heutigen Puritaner (Reinher l. c. cap 6 cathari, *propter munditiem*) und dafür streitet die Nebenbenennung *boni homines*, los bos homes (Pagi critica in Baron. ad a. 1179. p. 656) vgl. Petrus Sarnensis hist. Albigens. cap. 2: sciendum autem, quod quidam inter haereticos dicebantur *perfecti*, sive *boni homines*, und cap. 4, haeretici a fautoribus suis *boni homines* dicebantur. Der Ausdruck boni homines war nun freylich von Alters her in allen Ländern romanischer Zunge im besten Sinne gebraucht und ist auch nachher durch jene schmähliche Zwischenbedeutung nicht daraus verdrängt worden; welcher Franzose denkt sich bey bonhommie etwas Unrechtes? Aber es ist mir doch auffallend, daß in unserm Parcifal Wolfram den Einsiedler Trevrizent, der seine ganz eignen Grundsätze zu haben scheint, beständig den *guoten man* nennt (Parc 110[c] 111[b. c] 115[c] 118[c]). — Berthold macht noch einen Unterschied zwischen

Ketzern und hoffärtigen, frechen Menschen, die er (S. 325) Gottesschelter (wir sagen jetzt Gotteslästerer, blasphemos) nennt, sie wollen nicht Ketzer seyn und sind noch schädlicher, sie predigen wider alle Predigt von Gott, von Sünden und Tugenden. Er führt einige solcher Meinungen an, die damals unter den Leuten Umlauf hatten und die Freygeisterey des Zeitalters beweisen. Den Satz, daß Gott von jeher alles voraus gewußt, drückten sie so aus: (S. 325, 298) dô got den ersten menschen geschuof, dâ sach er dem jüngesten under diu ougen (einem unter die Augen sehen, heißt: einen ins Gesicht fassen), woraus gefolgert wurde, daß kein Mensch verloren ginge. Eine andere solcher Behauptungen war (S. 298): ich wolte niht, daz min sêle ûz des besten menschen munde fuere, der hiute lebet, d. h. ein Mensch ist werth was der andere, ich will mit meiner Natur auskommen und dem, den man für den Heiligsten hält, die seine lassen, ich enweiz niht, wie ez umbe sîn herze stêt. Umgekehrt versichert Berthold: ich wolte mit gar guotem willen, daz ich an eins guoten menschen stat stürbe, d. h. ich traue andern zu, daß sie gerechter sind, als ich, und tauschte gern mit ihnen. Jâ zewâre, reden andere von dem jüngsten Gericht, ich triuwe mich dâ wol verbergen under alle die werlt, d. h. unter der großen Menge übersehen zu werden. So freche Leute, sagt der Prediger, werden die wahre Sonne nie erblicken.

Die Tugenden, worauf er bey aller Gelegenheit dringt, sind innere Demuth und Reue und Wiedererstattung jegliches unrechten Erwerbs, ohne das seyen alle äußerliche Bußen und Reinigungen von gar keinem Erfolg. Wer unrechtes Gut wissentlich bey sich behält, den kann nichts von der Verdammniß retten. (S. 385) Das kannst du nicht büßen mit einer Fahrt über Meer. Man gibt dir jetzt das Kreuz von dem Papst übers Meer zu fahren für zehn Seelen. Aber wenn du auch hinüberfahrst mit diesem Kreuz und mit dem, woran S. Peter und S. Andreas gemartert wurden und das heil. Grab wieder gewinnest und die Heiden fern und nahe bezwingest und erschlagen wirst im Dienste Gottes, und wenn du dich dann legen ließest in das heil. Grab, worin Gott selber lag und auf dich legtest alle diese Kreuze und das dazu, woran Gott selber starb, und stände Gott (Christus) zu deinem Haupte und S. Maria zu deinen Füßen und alle Engel auf der einen und alle Heiligen auf der andern Seite und nähmest du den h. Gottes Leichnam in deinen Mund, die Teufel brechen dir die Seele aus dem Leibe und führen sie hinab an den Grund der Hölle. Wie dem Könige Saul, heißt es S. 395, der böse Geist keine Ruhe ließ, außer so lange David die Harfe spielte,

so läßt der Teufel dem Geizigen keine Ruhe, außer so lange er hört das süße Wort des allmächtigen Gottes. Da gedenkt er ans Wiedererstatten, aber hernach martert ihn der Teufel wie zuvor. Du sagst, ich bin in der Brüder Rath und beichte ihnen alle Jahre, und sie sind oft in meiner Herberge, ich habe mich in ihre Brüderschaft und in ihr Gebet gekauft, daß sie meine Vigilie begehen sollen mit Singen und Lesen, wenn ich sterbe. Das ist recht gut und das mag dir Gott vergelten, was du uns zu Gute thust, und wir sollen dein gerne gedenken frühe und spat bis an deinen Tod und hernach gar schön singen und lesen die langen Vigilien und schönen Seelenmessen und laute requiem aeternam und wir holen dich gar schön von deiner Pfarre mit unsern Processen (Prozessionen) und bestatten dich in unsern Münster und legen dich vor den Altar. Aber die Teufel haben seine Seele gleich, wie sie aus dem Munde fuhr, zum Abgrund der Hölle geführt. Und wären alle Tropfen, die je regneten, graue Mönche und schwarze Prediger, und meine Brüder Patriarchen und Propheten, Märtyrer und Bekenner, Witwen und Jungfrauen und läsen und sängen sie immer und weinten blutige Thränen zu Gott um deine Seele bis zum jüngsten Tage; es hälfe dir nichts. Willst du einen Schilling nicht erstatten und du weist, wem du ihn schuldig bist, so geh in ein Kloster, sey wie ein keusches und reines Turteltäublein, fleug mit den Brüdern zu den Metten, faste alle Tage, fleug mit den andern Täublein ein und aus zu den sieben Zeiten von dem Chore in Rebenter, von da in das Schlafhaus, die Teufel nehmen dein wahr, bis die Seele aus dem Leibe fährt und führen sie dann in den Grund der Hölle. Jetzt ist ihm ein wenig sanft (Berthold wendet sich gleichsam an den verstockten Geizigen), dieweil er die Harfen Gottes hört. Laß heute das unrechte Gut, so will ich dir rühren die süßen Saiten, die zehen Chöre der h. Engel, daß sie dir heute und immer zum Heile erklingen! — So kühn Berthold in solchen Stellen mancherley vermischt, was nicht immer neben einander gehört, zeigen sie doch klar, wie eingreifend und beredt er die Nothwendigkeit guter Werke predigt, und wie fern er davon ist, seinem Orden und der Geistlichkeit weltliche Güter zuzuwenden.

Seinen Sinn bezeichnet auch eine merkwürdige Vergleichung, die er S. 188, 189 zwischen den Heiligen und den Menschen anstellt. Die Heiligen stehen in dem Himmelreich fest, sie haben alles erlangt und ihr Zustand leidet keine Verbesserung; der Mensch auf Erden, wenn er gottselig und tugendhaft lebt, ist einer unendlichen Perfektibilität fähig: und ich wolte, daz ich sicher wære, daz ich himelriche niemer verlieren mohte, so

wolte ich gerner ein tugenthaft mensche sîn ûf ertriche, danne ein heilige in dem himelriche; wanne sô wolte ich von wile ze wile, von tage ze tage, von jâr ze jâre ie heiliger u. heiliger werden. Hiermit ist eine ähnliche Behauptung S. 313 zu vergleichen. Seltsam aber scheint die Vorstellung von dem Haß der Engel gegen die sündigen Menschen (S. 18, 20): »dà von sprechent die engel alle tage, so in der mensche ungehôrsam ist und in die sünde vellet, seht, sô sprechent die engel: *herre, herre, lâz uns sie tœten.* Wanne sie sint uns allensamt unmâzen vient für daz der mensche in tôt sünde gevellet, daz sie in herzeclichen hazzent und sprechent alle: herre, lâz sie ertœten! Niht, nit, sprichet er, lât mir sie miteinander wahsen; das Unkraut soll unter dem Weizen stehen, bis er zeitigt und dann erst gesondert und ins Feuer geworfen werden (S. 127), und alsô der mensche die tœtlichen sünden getuot, sâ zehant ist fride ûz zwischen dem engel und dem menschen; wanne die engel minnent got als vesteclîchen und dâvon werdent sie den menschen als herzeclîchen vìent, daz ir wider got tuot und sie tœtent iuch vil wundern gerne. Es wird hier den Schutzengeln ein voreiliger, die tiefern Rathschläge Gottes nicht durchschauender Zorn zugeschrieben, ungefähr wie heutige Volkssagen den heil. Petrus vorschnell im Verdammen schildern und seine Hitze durch die göttliche Milde in ihre Schranken weisen lassen. Wie sich Berthold den ersten Abfall der Engel denkt ist S. 32, 33, 183, 185 nachzulesen (vgl. Parcifal 112[b]).

Beynahe aus allen Predigten sind Aufklärungen über die Sitten und Meinungen des dreyzehnten Jahrhunderts für alle Stände zu schöpfen. Ich hebe folgende Beyspiele aus, die zugleich meistentheils den freymüthigen, manchen Gebrechen und Vorurtheilen seines Zeitalters überlegnen Charakter Bertholds weiter beleuchten werden.

S. 140, 141 erwähnt er des Kriegs, den die Meister zu Paris über den Vorzug der verschiedenen Heiligen führten, welches er einen nützlichen und leutseligen Krieg nennt, weil dadurch die Liebe zu den verschiedenen Tugenden gefördert werde. Ez kriegent zwêne meister mit einander. Da krieget einer, sant *johannes baptiste* wære hœher ze himel. Da krieget einer, ez wære sant *johannes evangeliste*, der wære hœher. Und sie erzalten ietweders liebe und minne, die got an ir ietwederm hæte begangen. Der eine der jach, daz sant johannes baptiste dâvon billîche ze himelriche hôher solte sîn, daz er heilic wære in sînre muoter lîbe. Dô sprach der ander: dô entslief aber dieser ûf unsers herren brüsten

und unser herre liez in trinken den brunnen der wisheit, siner götlichen suezckeit. Dieser Streit war ganz im Geiste der Zeit und es ist nicht zu verwundern, daß sich die Dichter ihrerseits des Gegenstandes bemächtigt haben. Wir finden ein hübsches Lied über die beyden Johannse, von Heinzelin, von Costenz, abgedr. im Mus. f. altdeutsche Lit. II, 34—51, worin außer den von Berthold erwähnten Argumenten noch viele ähnliche beygebracht sind, durch die Erscheinung der Heiligen selbst der Krieg aber auf das angemessenste geschlichtet wird. — S. 442, 443 ist über das Taufzeremoniell Folgendes gesagt: der da tauft, soll Andacht haben, daß er gedenkt, ich will dir gerne zu deiner Taufe nach christlichem Rechte helfen. Es sollen nicht junge Leute ein Kind in Gespötte und Gelächter taufen, oder thörichte Leute einen Juden ins Wasser stoßen wider seinen Willen. Das hat keine Kraft. Sodann soll man das Kind taufen in einfachem Wasser, nicht in Wein, Milch, Bier, oder gar Sandhaufen, wie einige thun. (Diese und noch andere Materien zur Taufe sind lehrreich abgehandelt von Augusti a. a. O. VII, 197. ff.; von der Sandtaufe s. J. A. Schmid de baptismo per arenam. Helmst. 1697. 4.) Drittens soll nur Lebendiges getauft werden, nicht Todtes, noch Silber, Gold, Wachs. Viertens sollen bey einer Gähtaufe die Worte nicht geändert werden, nichts dazu und davon gethan, und man soll sie sprechen in der Zeit, da die Hände taufen. Den Namen (des Kindes) mag man wohl vergessen, wegen der Eile. Gott gibt ihm einen guten im Himmel. Ihr Frauen, fürchtet ihr, daß es nicht lebendig zur Welt komme, so tauft ihm zuvor das Häuptlein auf die Gnade des Herrn (dafür entschieden hatte Urban II. ann. 1088 epist. ad Vital.: super quibus consuluit nos dilectio tua, hoc videtur nobis ex sententia respondendum, ut et baptismus sit, si instante necessitate femina puerum in nomine trinitatis baptizaverit). Wenn eure Kinder ohne Taufe bleiben, oder nicht recht getauft werden, so kommen sie nie zu den himmlischen Freuden (vgl. in einer andern Predigt S. 210). Sie fahren mit den Juden- und Heidenkindern, die vom Unglauben noch nicht wissen, in den Limbus, wohin die Altväter fuhren. Da haben sie keine Pein, nur die Marter des Schadens, daß sie nicht ins Himmelreich kommen. (Nach dem heutigen Volksglauben einiger Gegenden kommen ungetaufte Kinder unter das wüthende Heer.) Durch die Taufe wird das Kind lichter, als die Sonne. Darum geben wir ihm nach der Taufe eine brennende Kerze in die Hand, statt der Sonne, die wir nicht haben können (cerei baptismales, Augusti a. a. O. VII, 315, 316). — S. 445 von dem heil. Got-

tesleichnam. »Mancher, der an der Hinrichtung ist, meint Gottes Leichnam zu empfahen, wenn er Brosamen oder ein Stück Erde in den Mund nimmt. Aber damit hängt er nur desto schwerer an dem Galgen.« In den Gedichten des Mittelalters kommt zuweilen vor, daß todtwunde Helden in der Einsamkeit sich der Erde oder des Grases zum Kommunizieren bedienen. So in dem altfranzös. roman de Garin le Loherens f° 53:

trois feilles derbe prent por conmenijer,
lame sampart, li cors chei arrier.

S. 445, 446 *daz olei* (die Oelung) mag man öfters empfangen, aber nur, wenn ein Mensch Sorge hat, daß er sterbe. Stirbt er, so wird sein Fegefeuer dadurch gemindert und sein Lohn gemehrt. Bleibt er leben, so nimmt es einen Theil der Sünden weg und er wird kräftiger an Leib und Seele. Daß eines nachher nicht mehr bey seinem Gemahl liegen dürfe, oder kein Fleisch mehr essen, oder nicht mehr auf die Erde treten, oder niemand auf dem Leilachen liegen, darauf er geölt worden, das ist lauter Lüge, und soll niemanden davon abhalten (das Sakrament zu verlangen); auch nicht die Furcht, daß der Pfarrer etwas dafür will. Bitte ihn, daß ers umsonst thue; will ers nicht, so begehre es fleißig vor Gott mit rechter Andacht und stirb eher ohne Oelung. Denn dingest du mit ihm, das wäre ihm eine große Hauptsünde. — S. 58 von abergläubischen Meinungen der Leute: so gloubent eteliche an *bœsen aneganc*, daz ein *wolf guoten aneganc* habe, der aller der werlte schaden tuot und ist halt sô unreine, daz er die liute anstinket, daz nieman bî im genesen mac, und daz ein *gewîhter priester* bœsen aneganc habe, an dem aller gloube lit. So gloubent eteliche an *bœse handgift*; sô gênt eteliche mit bœsen *bathanien* umb, und mit bœsem zouberlehe umb, daz sie wænent eins gebûren sun oder einen kneht bezouberen. Pfî, du rehte tœrin! warumbe bezouberest dû einen grâven oder einen künic niht? sô wærest dû eine küniginne. So gloubent eteliche an den *miuse arn*; sô ist dem der *hase* übern wec geloufen. Als ist ir unglouben als vil, daz sîn nieman ze ende komen mac. Der Prediger stellt den Aberglauben des gemeinen Haufens als ungereimt dar, und die Zauberey als unwahrscheinlich, weil die ungeheure Kunst immer nur auf geringfügige Zwecke gerichtet werde. Kann eine Hexe sich die Liebe eines Bauern zu Wege bringen, warum bezaubert sie nicht einen Vornehmen? davon würde ihr Vortheil größer seyn. Mit solchen Waffen ist der Aberglaube von jeher bekämpft worden; sie sind nicht stumpf zu nennen und haben ihn doch nicht ausgehauen. Der

aufgeklärten Ansicht folgt auch Wirnt in folgender Stelle des Wigalois, die ganz hieher gehört (S. 229). Der Held zieht aus:

dehein ungeloube (Aberglaube) in muete
in dem hûse, noch ûf dem wege,
er lie ez allez an gotes pflege.
Swaz im des morgens *wider lief*,
ode swie vil diu *krâ gerief*,
swie vil der *mûsære* umbe geflouc,
der ungeloube in niht betrouc;
wander niht dâr ûf ahte.
Wir haben maniger slahte
bôsheit unde gelouben,
dâ mit wir uns nû rouben
aller unser sælecheit.
Ez ist vil manigem manne leit
swenne im ein *wîp daz swert gît*.
Daz lie der riter âne nît,
ern ahtet niht dâr ûf ein hâr,
ez wære gelogen oder wâr;
er het in gotes gnâde gegeben
beidiu sêle und leben.
swaz im des morgens *wider gie*
daz engeflôch der riter nie,
wan guoten gelouben het er ie.

Und in dem noch ungedruckten Gedicht von dem Feldbauer (cod. pal. 341, 161 — 164), heißt es:

dârzuo sâhe wir einen *hasen*,
der *wider four* uns an dem wege,
dô dâhtich daz ez niht eben (unglücklich) læge.
er tet uns den ersten *aneganc*
war daz er snelle für mich spranc.

Wahrscheinlich hält das Volk hin und wieder noch heut zu Tage die Begegnung eines Wolfs für ein glückhaftes Zeichen beym Ausreisen, die des Hasen für ein unglückliches; vgl. gestriegelte Rockenphilosophie, Chemnitz, 1729. Zweytes Hundert, S. 236: »wenn einer über Land reiset, und begegnet ihm ein Wolf, Hirsch, Wildschwein und Bär, so ists ein gut Zeichen; lauft aber ein Hase übern Weg, ein böses.« Das hieß im dreyzehnten Jahrhundert einen guten oder bösen Angang haben. Hat sich dieser Wahn in den fünf letzten Jahrhunderten nicht ausrotten lassen, so zweifle ich nicht, daß er sonst fünfhundert Jahre vor Berthold und länger eben so bestanden haben muß. Es wäre belehrend, die deutschen Paganien zu sammeln und zu erklären. Die sogenannten indiculi superstitionum zu Grunde gelegt (aber manche liegen noch unherausgegeben); was sich zerstreut bey geistlichen und profanen Schriftstellern vorfindet hinzugetragen und den Volksglauben der jüngsten

Jahrhunderte zur Erläuterung gebraucht, würde ein Werk voll fruchtbarer Aufschlüsse über das Heidenthum unserer Vorfahren liefern. Da sich die Vorstellung, daß ein Geistlicher schlimmes vorbedeutet, auf einen heidnischen Priester zurück bezieht, so ließe sich vielleicht vereinbaren damit, daß eine alte Frau und eine Spinnerin bösen Angang haben (Rockenphil. 1, 99; 2, 249), worunter ein heidnisches kluges Weib, das den Schicksalsfaden spinnt, zu verstehen scheint *). Wie statthaft die Zusammenstellung sey, kann ein anderes Beyspiel darthun. Der

---

*) Dieser Volksaberglaube wird allerdings erwähnt bey zwey Schriftstellern des zwölften Jahrhunderts. *Joh. Sarisberiensis* im Policraticus, sive de nugis curialium lib. 1. cap. 13 (de variis ominibus): *sacerdotem* obvium aliumve *religiosum* dicunt esse infaustum; *feminam* quoque, quae capite disco operto incedit, infelicem crede; und vorhergeht: quid *cornix* loquatur, diligenter ausculta; *leporis* timebis occursum; *lupo* obvio congratulaberis. Und *Petrus Blesensis* epistola 65: Somnia igitur ne cures, nec te illorum errore involvas, qui occursum *leporis* timent, qui *mulierem* sparsis crinibus, qui hominem orbatum oculis aut mutilatum pede aut *cucullatum* habere obviam detestantur; qui de jucundo gloriantur hospitio, si eis *lupus* occursaverit, aut columba; si a sinistra in dexteram avis S. Martini volaverit; si in egressu suo remotum audierint tonitrum; si hominem gibbosum obviam habuerint aut leprosum. Joh. von Salisbury, dessen reichhaltige Zusammenstellung vielleicht Berthold en vorschwebte, und vollständig nachgelesen werden muß, schöpft freylich manches aus den römischen Schriftstellern, was aber noch nicht beweist, daß der deutsche, gallische und britannische Volksglaube von dem römischen (zumal etrurischen) herzuleiten sey. Ueberraschende Aehnlichkeit kann hier, wie in andern Dingen des Alterthumes, Statt finden. Einiges scheint sogar unrömisch und ganz eigen gestaltet. Dahin gehört außer der Scheu vor Begegnung eines Priesters und der Frau mit fliegendem Haar, wovon ich in den röm. Augurien keine Spur entdecke (vgl. Jul. Caes. Bulenger de auguriis im fünften Th. des Grävischen Thes.), auch die vorwiegende Anwendung des Vorbedeutenden auf Menschen und vierfüßige Thiere, während in Etrurien die Beobachtung der Vögel Hauptsache ist. Zwar das günstige Zeichen des Wolfes meldet auch Plinius (hist. nat. VIII, 22): inter auguria ad dexteram commeantium praeciso itinere, si pleno id ore lupus fecerit, nullum omnium praestantius; der unglücklichen Begegnung des Hasen wird aber nirgends gedacht. Und überhaupt, wie sollen etrurische Lehren, die schon die ersten Christenbekehrer auszurotten fanden, so früh unter das ganze deutsche und gallische Volk gerathen seyn? Eine der älteren Erwähnungen ist in der vita S. Eligii (geb. 588. gest. 659), die bald nach seinem Tode Audoenus verfaßte, Lib. 2, cap. 16 (bey d'Achery II, 97): similiter et auguria vel sternutationes nolite observare, nec in itinere positi aliquas aviculas can-

noch dauernde Aberglaube lehrt, zur Erforschung des unbekannten künftigen Geliebten Folgendes zu thun: das Mädchen decke Weihnachten um zwölf Uhr heimlich einen Tisch, besetze ihn mit neunerley Speisen, mit Messern, Gabeln und Tellern; der künftige Liebhaber wird erscheinen, sein Messer mitbringen, niedersitzen und essen, ohne ein Wort zu reden; das Mädchen muß sich ohne Entsetzen neben ihn niederlassen, zeigt es Furcht und geht zurück, so entflieht der Jüngling und wirft mit dem Messer (vgl. hierüber deutsche Sagen 1, 172 — 174). Daß auf diese Weise nicht eigentlich die Jünglinge eingeladen wurden, sondern Zukunft weissagende Göttinnen, die dann auch über den Geliebten gefragt werden können, zeigt eine merkwürdige Stelle aus einem Poenitentiale im Cod. vindob. univers. 633, der im XII. Jahrh. geschrieben scheint, aber sicher ältere Sachen enthält. Es heißt daselbst: fecisti, ut quaedam mulieres in *quibusdam temporibus anni* facere solent, ut in domo tua *mensam praeparares*, et tuos cibos aut potum cum *tribus cultellis* supra mensam poneres, ut, si venissent *tres illae sorores*, quas antiqua posteritas et antiqua stultitia *parcas* nominavit, ibi reficerentur et tulisti divinae pietati potestatem suam et nomen suum et diabulo tradidisti; ita dico, ut *crederes*, illas, *quas tu dicis esse sorores*, *tibi posse* aut hic aut *in futuro prodesse*. So wandeln die Mythen sich, bey haftendem Grunde. Auch in den Kindermärchen (3, 8, 25, 360, 367) erscheinen diese Wesen bald spinnend, bald als alte Mütterchen. Den Anflug des Maushabichts (miusear) und der Krähe erläutert das erwähnte Poenitentiale gleichfalls: credidisti quod quidam credere solent, dum iter aliquod faciunt, si *cornicula* ex sinistra eorum in dexteram evanuerit, inde se sperant habere prosperum iter; et dum anxii fuerint hospitii, si tunc avis, quae *muriceps* vocatur, eo quod mures capiat, et inde pascatur, nominata, viam, per quam vadant, ante se transvolaverit, se illi augurio et omini magis committunt, quam Deo. Diese Beobachtungen des Vogelflugs waren echt deutsch und nicht aus den römischen entnommen. Wegen des Betoniengrabens verweise ich auf den zweyten Band altd. Wälder S. 56, 68. Berthold bringt nicht allein christliche und abergläubische Gebräuche bey, sondern auch einige

---

tantes attendatis; und weiter nachher: nullus observet egrediens aut ingrediens domum, quid sibi occurrat, vel si aliqua vox reclamantis fiat, aut qualis avis cantus garriat vel quid etiam portantem (?) videat, quia qui haec observat ex parte paganus dignoscitur.

gerichtliche. S. 87, geschieht der Eideshelfer Erwähnung, welche früher gieidon, conjuratores, consacramentales heißen: sô sprechent eteliche »gevater, oder wie er danne wil, *hilf mir mit einem eide* und wizze (daz) ist sicherlichen wâr; wes ich swere, des maht dû ouch wol swern; ich naeme dehein guot, daz ich swuere ihtes, ez waere danne wâr.« Das widerräth natürlich der Prediger: und swerst dû darüber, sô bist dû slehtes meineide. S. 13, 14 wird gedrungen auf strenges Verhängen der gesetzlichen Strafen mit folgender Abstufung 1) für Vornehme: ze banne getuon, in die ahte tuon, êlôs und rehtelôs sagen, den lîp nemen; 2) für Niedere: hängen, Haupt abschlagen, radbrechen, brennen, an der Säule schlagen, an den Kirchzaun binden. Letzteres wird auch sonst als bäurische Strafe genannt, z. B. in der Kaiserchronik, da wo von Karl des Großen Gesetz die Rede ist (beym Kirchzaun dem Bauer Haupt und Haar abschlagen); oder in der vita Heimeradi cap. 7 (bey Leibnitz Tom. I.). Ausführlicher schildert er S. 291, welche unehrliche Behandlung dem Geizigen, der überhaupt bey jeder Gelegenheit als einer der strafbarsten Sünder dargestellt wird, nach seinem Ableben angedeihen solle: ir sult sie niemer bestaten an deheiner stat, diu gewîhet sî, noch sol sie niemer halt dehein getoufte hant anrueren. »bruoder Bertholt, wie suln wir in danne tuon?« Dâ sult ir nemen ein seil, u. machet einen stric daran und leget im den stric an den fuoz mit einem haken und ziehet in zer tür ûz. »bruoder Bertholt, ob diu swelle danne hôch ist; wie suln wir im danne tuon?« da sult ir *durch die swelle graben* und sult in dar durch ûz ziehen, daz eht niemer getoufstiu hant an in kume, und *bindet in einem rosse an den zagel* und fueret in ûz *an daz gewicke* (die Wegscheide), dar die erhangen und die erslagen ligent. Fueret in eht gegen dem galgen und gegen des galgen gesinde. Des ist er dannôch kûme wert. Das Ziehen des Leichnams unter der Schwelle her wurde schon damals an den Missethätern schwerlich noch vollstreckt, sondern ist bloß der traditionell fortgepflanzte uralte Gebrauch. Dahin gehört z. B. auch das Aufhängen von Wölfen oder Hunden neben die armen Sünder. Inzwischen berichtet der Predigermönch Herp. (annales Francofurt. ad a. 1499. b. Senckenberg sel. II, p. 26) wirklich: comes de Hanauw *judaeum* propter furtum *solenniter inter duos canes capite transverso* suspendi fecit apud Dörnicum (Dörnigheim). Die Glosse zum Sachsenspiegel II, 14 bestimmt für Vatermörder: die sol man erst lassen schleifen und danach nähen in ein Haut mit einem Hunde und mit

einem Affen und mit einer Nattern und mit einem Hahnen. Das hohe Alterthum solcher Rechtsgebräuche ist zu erweisen. In den altnordischen Gesetzen, die König Frode gegeben haben soll, steht die Strafe, aber nicht auf den schwersten Verbrechen, vielmehr auf dem bloßen Diebstahl: furem in furcam agi jussit, tum praeterea *lupum vivum juxta eum alligari*, qui cadaver varie dilaceraret (Torfaeus hist. Norveg. I. 355). Daß der Wolf lebendig seyn, und den Leichnam zerfleischen solle, scheint hierbey unrichtig, und Suhm (nord. Fabelzeit, III. 181) führt auch das Gesetz so an: ein Dieb soll mit eisernen, durch die Arme geschlagenen Nägeln und ein Wolf an seine Seite gehangen werden, anzudeuten, daß sie beyde an Raubgier einander gleich seyen. Das ist ohne Zweifel die wahre Ansicht, die auch Saxo grammat. in der Erzählung ausdrückt, daß Jarmerik auf diese Weise die gefangenen Slaven aufhängen ließ (ed. steph. p. 155, lib. VIII): quorum quadraginta captos, *applicatis totidem lupis*, laqueo adegit; quem supplicii modum *olim* parricidis debitum ob hoc circa hostes peragere voluit, ut quantae in Danos rapacitatis extiterint ex ipsa atrocium belluarum communione videntibus perspicuum foret. — (S. 21. 22) eine gute Vergleichung der Schildknechte mit den Heuschrecken. In den Gedichten findet man mehr das Leben und die Sitte der Ritter geschildert als das der gemeinen Knechte. Die Heuschrecke liegt unthätig im Grase, und verdirbt es. Der Schildknecht zerstreut den armen Leuten Futter und Heu ohne Noth, und wirft seinem Rosse mehr vor, als es fressen kann. Er hätte an einem Huhn genug, und würgt ihrer zehne; an einer Gans genug, und würgt ihrer viere. Und (nach diesem Worte, welches S. 21 schließt, ist die erste Zeile von S. 20, und nach ihr die erste Zeile von S. 22 zu lesen; ein Setzfehler) alsô tuot er dem allem samet. Des die guoten liute ein ganzez jâr leben solten, mohte er daz einiger (so lese ich für einigez) für bringen, daz taete er. Und eben so wenig gedeihts an ihm; die Heuschrecke, so tief sie im Grase liegt, wird nimmer feist (vergl. S. 360), bleibt allzeit mager, langbeinig und »snachelt« (ein sonst nicht vorkommendes Wort, dessen Sinn sich rathen läßt). Alsô bist dû schiltkneht ein höuschrecke; dû hopfest (hüpfst) ûf dînem *gürrelîn* (elenden Pferdchen) und *hangent dir die schuohe von den fuezen* vor armuot und wirdest selten iemer (d. i nie) wol berâten und muost ze jungest eins schentlîchen tôdes warten, als der höuschrecke, den vertretent die liute u. daz vihe in dem grase oder in versnîdet diu sense, sô man daz gras mêwet, kumet er des hin (entgeht er dem) sô gezzent in die vogele. Dû schilt-

kneht höuschrecke, dû wirdest versniten oder erhanget. In einer anderen Predigt heißt es nochmals (S. 252): eteliche den wol sol sîn, die waenent in sî gar wol und in ist wê. Ez rident die schiltkneht *mit zerbrosten schuohen in kaltem weter*, daz im sin marc in sînem gebeine erfriuset und vert als ein höuschrecke in einem (? einer) dünnen wât und enweiz hin zenaht, wâ sîn herberge ist, und gelit niemar warm und gizzet selten iemer wol und muoz des lîbes alzît vorhten, daz er eht niht enweiz, wâ die liute ûf im sîn und wenne er daz leben hât und wanne er an lîbe und an sêle stirbet. Lauter Züge, die nach allen Veränderungen noch auf den heutigen Soldaten passen. — In der zehnten Predigt werden die verschiedenen Handwerker und ihre Betrügereyen aufgezählt. Berthold theilt sie in sechs Klassen, deren jede unentbehrlich ist, und nicht zu verachten. (S. 39): Got hât ieglîchem sîn ampt geordent, als er wil, niht als dû wilt. Dû woltest lihte ein rihter oder ein herre sîn, sô muostû ein schuochsüter (Schuster) sîn, oder ein weber oder ein gebûre, wie dich got danne geschaffen hât; also beynahe Kasten; es hielt damals sicher noch schwerer, sich aus einem Stande in den anderen empor zu schwingen. In die erste Klasse (er sagt: chôr) setzt er alle, die Gewand wirken (sîdîn oder wüllîn oder lînîn oder pelzîn, oder schuohe oder hentschuohe oder gürtel) Gewand begreift folglich den Anzug oder die Bekleidung überhaupt. Folgende Betrüge werden (S. 40) erwähnt: hâr under wollen mischen, das Tuch ûzer einander zerdenen und zerziehen, daz ez dester langer werde. (S. 41): sô enmac ein man (niemand) einen guoten huot vinden vor dînem valsche, im gê der regen zetale in den buosen. In der zweyten Klasse sind die Schmiede, Zimmerer, Steinmetzen, alle die mit Eisen wirken. Beyde letztere arbeiten auf doppelte Art, entweder tagewerk oder fürgrif, jenes wenn sie tagweise, dieses wenn sie für die einzelne Arbeit bezahlt werden. Die Tagwerker pflegen träge zu seyn, damit die Arbeit desto länger währe; die die Arbeit einzeln übernehmen, pflegen schlecht zu arbeiten, damit sie nicht lange halte, und bald von neuem geschehen müsse. Das Wort fürgrif fehlt in allen Glossaren, soviel ich weiß. Es muß etwa bedeuten, was vor den Griff kommt, was vor der Hand liegt, einzelne Arbeit auf Akkord, im Gegensatz zu Tagwerk. Pictorius hat zwar das Adj. fürgriffig (alienis commodis inhians), d. i. vorgreifend, vorwegnehmend; allein das schickt sich nicht hieher. Den Schmieden wird vorgeworfen: du slehest etewanne ein îsen an ein ros, daz ist itel kis (Kies, Sand, die Wurzel von Kisel, Kie-

sel, Sandstein) und gêt (das Roß nämlich) lihte daruffe kûme ein mile, unz daz ez (das Eisen) zerbrichet, und mac davon (das Roß) erlammen (für erlamen, wie himmel für himel), oder er (der das Roß reitet) mac davon gevangen werden oder der lip verliesen; oder einem armen manne (beschlägst du das Roß) der ez tegelichen ment und triben muoz in wagen und in pfluoge. Eine Art Schmiede ist aber verdammt, sie mögen betriegen oder nicht, theuer oder wohlfeil verkaufen, nämlich: die die *langen mezzer* slahent, dâmite man die liute libelôs tuot (ums Leben bringt); ihrer Seele wird nimmer Rath Zur dritten Klasse gehören die **Kaufleute**. Sie führen aus und ein was in dem einen Lande wohlfeil, im anderen theuer ist. Sô fuerent uns die von *Ungern*, die von *Kerlingen*; die ûf schiffen, die ûf wegenen; die trîbent, die tragent. (S. 44): dû gebest dînen kouf mit mâze oder mit wage oder mit simmern oder mit eln, daz sol allez gewis und gewaere sin. Und ist danne der koufschaz, daz er weder wage noch mâze noch simmern niht bedarf, noch ein, sô soltu niemen niht anders dran geheizen, danne daz daran u. daz dû daran weist, Sie sollen nicht schwören und betheuern. S. 45, 46: Redensarten, womit sie die Leute zum Kauf beschwätzen. Die vierte Klasse bestehet aus denen, die Essen und Trinken feil haben, Becker, Fleischer, Brauer, Methsieder, Fischer, Käse-, Eyer- und Heringträger. Da geschieht Trug: mit muterinem (modrigem) oder fûlem fleische, oder: daz niht gesunt ist, sô dû ez abnimest (schlachtest) oder unzitic an dem alter, und gist es den liuten, daz sie ez zuo ir reinen sêle ezzen, die dem almehtigen got ein sô lieber hort ist. S. 48: Trug mit faulem Wein, Bier, ungesottenem Meth; Verbacken schlechtes Korns. *Versalzen brôt* daz ist gar ungesunt. Wir lesen daz niht, daz salz in deheiner slahte wise sî in spise sô ungesunt und als jemerlich, als in brôte; und ie baz gesalzener, ie nâher grôzem siechtuome oder dem tôde. Fünfte Klasse: **Landbauer**. Durch ein biblisches Beyspiel wird den Herrn milde Behandlung der Bauern eingeschärft (S. 49, 50). Dagegen Trug der Bauern: sô fuerest dû (Bauer) holz dâ her in; daz ist dâ mitten krump (krumm geladen) und dû (Käufer) köufest den luft für holz. Und daz höu, daz legest dû sô trügenlich ûf den wagen, du legest ouch schœne korn oben in den sag (Sack) und danne unden daz bœse. Sechste Klasse: alle, die mit Arzney umgehen. — Auch S. 91 ist von trügerischen Handwerkern die Rede, zum Theil mit ähnlichen Wendungen: der *brôtbecke* swemmet den

teic mit hefel; sô dû wænest, dû hâbest brôt, sô hâstu den luft für brôt kouft. Und der *pfrâgener* (der im Kleinen mit Speise und Trank für die tägliche Nothdurft handelt) giuzet etewanne bier oder wazzer in daz olei. Und der *fleisch slahter* hât veil etewanne kelberîn fleisch und giht, ez sî drier wochen alt oder gît müterîn fleisch für bergînez (schweinernes, von barg, porcus). Er mag etewanne ein kranker (krankez?) mensche ezzen, daz ez den tôt dâvon hât odr ein frouwe, diu in kintbette lit. — Daß bey einem Strafprediger, wie Berthold, die Eitelkeit der Frauen nicht leer ausgeht, versteht sich von selbst, er theilt bey der Veranlassung Nachrichten über damalige Trachten mit. Neue Moden sind wohl in jedem Zeitalter den Geistlichen anstößig und unanständig erschienen: führen sie sich nichts destoweniger ein, und gerathen selbst wieder in Abgang, so wird in der nächsten Generation dieselbe vorher verschriene Tracht die Tracht der Ehrbarkeit. Heftig eifert Berthold wider die *gilweriune* (Gelberinnen) mit dem gelwen gebende (S. 19, 121, 249, 294, 401), und stellt ihnen die heilige Elisabeth mit dem demüthigen Gewande entgegen; Jesabel sey eine »bœse hût und gilwerin« gewesen. Die gelben Schleyer und Bänder (gebende ist der Kopfputz) müssen damals in Baiern von leichtfertigen Dirnen getragen worden seyn (S. 253, 359, 383); diesen, so wie den Jüdinnen und Pfäffinnen soll man die gelben Bänder überlassen. S. 401: Ihr Frauen sollt den Männern nicht gelbe Bänder vortragen, sie sollen sie euch nicht anhängen. Eine solche Frau heißt nach Salomo (eher nach Marcolfischer Genealogie) Schendela, und der Mann danach mit Recht Schandolf. Ich wüßte nicht, daß in den Gedichten die gelbe Farbe so verunehrt würde. In dem von den sechs Farben (Fragm. XXIV — XXVI, und Liedersaal I, 153) wird sie zuletzt aufgeführt, und die Farbe glücklicher Minne genannt, man sehe sie selten tragen: Nach unseren heutigen Sitten ist es sehr ungewöhnlich, sich in hohes, reines Gelb zu kleiden, und nur jugendlich blühende Frauen dürften es wagen; außerdem erweckt die Farbe den Begriff des Jüdischen, Neidischen (Freygedank 725). Das gemeine Volk schätzt sie höher; in der Gegend von Göttingen liegen Dörfer, wo sich alle Bäuerinnen reichlich gelb bebändern. Jüdinnen sollen gelbe Tracht lieben, die gelben Judenhüte im Mittelalter sind bekannt. — Nächst dem Gelben haßt Berthold die Schminke (S. 19): pfî, wie sitzest dû dâ vor mînen ougen, *mâlerin*? wiltû dich baz mâlen, danne dich der almehtige got hât geschaffen? (S. 249): pfî ir *verwerîn* und ir gilwerîn, wie gerne ir ze

dem himelriche möhtet komen, ir sît aber gar fremde geste dâ; ihr werdet ewiglich mit iurem *verwen* oder *gilwen* dâ ze helle brennen. Nib. 6629. gevelschet vrouwen varwe. Wolfram im Parc. 133ᶜ gestrichen varwe ûfez vel ist selten worden lobes hel, swelch wîplich herze ist stæte ganz, ich wæne diu treit den besten glanz. — Vordrängen und Geschwätzigkeit der Frauen (S. 342). Keine Frau soll zur Zeit, so man Messe singt, bey dem Altar zu thun haben, noch sonst in dem Chore seyn. Leicht können sie da an dem Priester ihre Seligkeit verwirken. Es ist ein schädliches Ding, daß die Frauen sich immer hinzudrängen, wo man Gott dient. Im alten Bunde standen sie besonders, daß andere Männer sie nicht sahen (S. 343). So sprechen sie in der Kirche, wie auf einem Jahrmarkte, hin und her, was jeglicher gesehen in fremden Landen auf der Meer- oder Romfahrt oder zu St. Jakob. Und die Frauen lassen ihren Mund nie stehen von unnützem Gespräche. So sagt die von ihrer Dirne, sie schlafe gern und wirke ungern; die von ihrem Kinde, es sey »muelich« und nehme nicht zu, statt daß sie Gott klagen sollten ihr Ungemach an Leib und Seele, vor allem aber die Sünde mit reuigem Herzen und mit schöner Zucht stille schweigend, bey sich selber. — Verhätschelung der Kinder (S. 349). Daß reicher Leute Kinder weniger zu alten Leuten werden, als der Armen, das kommt von der Ueberfüllung und Verzärtelung: sô machet im diu swester ein mueselin und strichet im eht in. Sô ist sin hevelin klein sin megelin und ist vil schiere vol worden, sô püpelt ez im her wider ûz; sô strichet eht sie dar. Sô kumet danne diu muome, diu tuot im daz selbe. Sô kumet danne diu amme und sprichet: ô wê mins kindes! daz enbeiz hiute nihtes. Diu strichet im danne als ie von erste in, sô weinet ez, sô zabelt ez. — Höfische Sitten der Weltleute. Die wahre Zucht und Tugend besteht nicht in ängstlicher Beobachtung dessen, was man den guten und feinen Ton heißt (S. 187). Er meinet aber niht die tugent, daz eteliche liute tugent heizent. Sô einer ein boteschaft hövelichen gewerben kan, oder ein schüzzel tragen kan, oder einer einen becher hövelichen gebieten kan und die hende gezogenliche gehaben kan oder für sich gelegen kan, sô sprechent eteliche liute: wech, welch ein wol gezogen kneht daz ist oder man und frouwe! daz ist gar ein tügentlicher mensche, wê wie tügentliche er kan gebären. Sich, die tugent ist vor gotte ein gespötte und gefellet got ze nihte (S. 323). Sô rücket einez diu gürtelin höher (Zeichen der Hoffart) S. 389. Kann eines nicht

mehr, so rückt es den Gürtel höher, oder krümmt den Hut auf; vgl. spreuzen hôh ûf ir gebende Ms 2, 222ª und viele andere Stellen bey den Dichtern. Wir stellen uns heut zu Tage kaum vor, wie gemessen und bestimmt in dem äußeren Benehmen zu jener Zeit manche Dinge waren. Die Uebereinstimmung der Bilder in Handschriften bis in fast unmerkliche Nebensachen legen davon Zeugniß ab. Das Stellen der Füße und Verschränken der Beine, die Lage und Bewegung der Arme, Hände und Finger hat nach dem Stande oder Affekte der Menschen eine übereingekommene Regel, wovon wir noch jetzt unter Bauern und Landstädtern Ueberbleibsel antreffen. Damals zeichnete es aber die feine Welt aus, und in vielem lag wirklich bewunderns-werthe Zierlichkeit und Naivetät. In dem Manessischen Kodex zu Paris haben alle Umarmungen, der fehlerhaften Zeichnung ungeachtet, eine ausgezeichnete Anmuth, aber in Wendungen der Häupter und Schlingungen der Arme beynahe gleichen Typus. Die Scheidung zwischen mannlichem und weiblichem Geschlechte war in Sitten und Gebräuchen noch weit sichtbarer; eine fein gebildete Frau scheute sich etwas anzurühren, was unmittelbar vorher ein Mann angegriffen hatte. Gawan (Parc. 124ᶜ) bittet Orgelusen, ihm sein Pferd zu halten: Sô nam mîn her Gawan den zügel von dem orse dan, er sprach: nû habt mirz frouwe. »Bì tumpheit ich iuch schouwe, sprach si, wan dâ lac iuwer hant, der grif sol mir sîn unbekant.« Dô sprach der minnegernde mân: frouwe, ine greif nie vorne dran. »nû, dâ wil ichz enpfahen,« sprach sî. — Unkeuschheit und Unzucht. Trüllerinne nennt er die alten Kupplerinnen (S. 126, 225, 384, wo Müllerin verdruckt ist, 395, 420, 427, 454) pfi trüllerin, wie stêt ez umbe dinen fride, den du an trühsest (?) und trüllest. Din fride heizet des tiuvels fride. Trüllen für betrügen kommt außer dem Titurel bey den Dichtern selten vor. Diu trüllerin git dri sêle kûme umbe zwêne schuohe oder vier pfennige. Dû *wahtelbein des tiuvels*, dâmit er manige sûle væhet (Lockpfeife des Teufels, Bein, worauf man den Wachteln pfeift). Dû bist verworfen von dem volke, die dâ striten sulen umbe daz êwige leben. Sie verschlägt manche Seele, die sich sonst rein erhalten würde, aus der Huld Gottes. Ihr Bürger solltet sie aus der Stadt schlagen, ihr habt ja ehrbare Frauen. Der Trullerin genüget nicht, daß sie alle ihre Tage genascht hat, bis sie nicht mehr kann, sie verführt andere, Sünde mit einander zu thun. Wer einen Thoren fragt, dem gelingt es selten wohl. So haben die Frauen Rathgeber, die ihnen Seele und Ehre verrathen, wenn sie sie zu Hause laden,

die Trüllerinnen. Die sollte man mit Hunden aus der Stadt hetzen. Er nennt sie auch zuotrîberinne (S. 313, 384), weil sie zutreiben. Eitelmacherinnen (itelmecherinne). S. 389, 454 scheinen aber die verlornen Dirnen selbst (weil sie die Beutel leeren, itel machent?), sonst umschrieben: die bösen Häute, die auf dem Graben gehen (S. 253, 359, 384). Gibt es zu Regensburg oder Augsburg eine Straße dieses Namens? wahrscheinlich in allen größeren Städten eine Gasse um die Burg (S. 421 mùrhûs, lupanar, an der Mauer). Der edlere Ausdruck gemeine frouwe S. 143 bey Gelegenheit der Maria Magdalena. Noch eine Benennung, die er aber mehr von den Männern gebraucht, ist nescher und neschèrin (S. 135, 177, 438), vergl. geneschelin S. 403; naschen gilt eigentlich von der heimlichen Lüsternheit nach verbotenen Speisen (altd. Wäld. 2, 3, genasch, Leckerey), man sagt aber Lecker ganz im Sinne des Bertholdischen Näscher. — Gemeine Spielleute und Possenreisser werden als Sünder dargestellt, ihrer Lügen und Falschheit wegen. S 35: *gumpelliute*, *gîger* und *tambûrer*, swie die geheizen sint, alle die guot für êre nement. Er redet einem daz beste daz er kan, die wile daz erz (der andere) hœret und als er im den rücken kêret, sô redet er im daz bœste, daz er iemer mê kan oder mac und schiltet manigen, der got ein gerehter man ist und ouch der werlte und lobet einen, der got und der werlte schedelichen lebet. Allez ir leben habent sie niuwan nâch sünden und nâch schanden gerihtet und schament sich deheiner sünden noch schanden; und daz den tiuvel versmâhet ze redene daz redest dû und allez daz der tiuvel in dich beschüten mac, daz læzest dû allez vallen ûz dinem munde. S. 92: diu fünfte lügen ist, der (wenn einer) einen schiltet, der ze lobene ist und lobet einen, der ze scheltenne ist, als der *loter* und der *spilman*. S. 313: Verdammlich sind, die ihr Gut *lotern* und *gumpelliuten* gebent durch lop oder durch ruom. Beyde Benennungen, deren sich Berthold hier bedient, sind auch sonst bekannt. *Lotar*-sprâhha, leichtfertige Lieder, gl, doc. 223ᵇ.; *loter* bey Notker vanitas, scurrilitas, ps. 11, 3. 11, 7 (wo olter versetzt für loter) 35, 4. 118, 39; louf umbe *loterholz*, fragm. 15ᶜ und Oberl. h. v.; auch altnordisch loddari (nequam). Zu gumpelliute ist zu vergleichen *gumpelman*, MS. 2, 240ᵃ *gumpel spil* MS. 1, 122ᵇ, 2, 97ᵃ, *gumpelwise* MS. 2, 72ᵃ; wahrscheinlich auch Parc. 126ᶜ *gumpelher* für gampelher zu lesen, denn es heißt da selbst völlig auf Spielleute passend, man soll sie, die niht sint mit manlicher wer, mit Stäben walken.

Eines höfischen, gebildeten Dichters, an welchen zu seiner Zeit und in seiner Gegend kein Mangel war, thut Berthold in den hier abgedruckten Predigten nicht Meldung, er mochte sie und ihre Werke wohl kennen. Wenn es S. 215 heißt: und dâ von *singet man* von den mertelern: unser sêle sint enbunden, als der spar von dem stricke der jagenden, so ist aber ein kirchlicher Spruch, der recitirt wird, gemeint, kein Gedicht. S. 229 führt er einen Leisen (ein Kyrie eleyson) wörtlich an:

> nû bitten wir den heiligen geist
> umbe den rehten glouben allermeist,
> daz er uns behuete an unserm ende
> sô wir heim suln varn ûz disem ellende.
> Kyrieleis.

Dieses Lied steht noch fast wörtlich so in heutigen evangelischen Gesangbüchern (z. B. dem Porstischen Nr. 180). Er war ein wiser man, sagt Berthold, der daz selbe liet von erste vant. Wenn es aber so alt ist, so kann Luther, dem es beygelegt wird (Wetzels Hymnopœographia, Thl. I. S, 120 ff.) wenigstens den ersten Vers nicht gedichtet haben, übrigens bestätigt sich die Genuinität der Lesart *umbe* den rehten glouben und nicht *in* dem r. gl. Merkwürdig ist S. 308 die Erwähnung ketzerischer Lieder. Ez war ein verworhter ketzer, der mahte *lieder von ketzerie* und *lêrte sie diu kint an der strâze*, daz der liute dester mêr in ketzerie vielen. Und dâr umbe sæhe ich gerne, daz man lieder von in sünge. Berthold erkennt die Eindringlichkeit ketzerischer Gesänge in der Landessprache, und wünscht, daß ihnen rechtgläubige entgegengedichtet würden. Ich wolte halt gerne, daz man lieder dâvon (von den Irrthümern der Ketzer) sünge. Ist iht *guoter meister* hie, daz sie *niuwen sanc* davon singen, die merken mir disiu siben wort (die vorhin angegebenen sieben Kennzeichen der Ketzerey) gar eben und machen lieder dâvon; und machet sie *kurze* und *ringe* (kurz und leicht verständlich), daz sie kinderlich (jedes Kind) wol gelernen müge. Wan sô gelernent sie die liute algemeine diu selben dinc und vergezzent ir dester minner. Wenn jene ketzerische Poesie so gewirkt hat, daß ein geistlicher Redner sie mit gleichen Waffen zu bekämpfen auffordert, so muß sie von mehr Gehalt gewesen seyn, als die Leisen der Geißelfahrer, von welchen einiges auf die Nachwelt gekommen ist. Bertholds gemuthmaßte Bekanntschaft mit weltlichen Dichtungen stützt sich mehr auf seine innere Lebendigkeit, die ihm ein so wesentliches Element des damaligen Zeitgeistes nicht verbergen konnte, als auf gelegentliche Aeußerun-

gen, wie nachfolgende, die ein Gemeingut des Jahrhunderts seyn mußten. S. 241: fröude die diu werlt hât, von der sumerwunne und von vogelsange und von seitenklange und undern suezen stimmen; S, 323: sô hôhfertiget einez (ist mancher stolz) von sinem wolsingen. Die vorhin angeführte Erklärung des Krystalls aus Wasser gemahnt an eine bekannte Stelle im Titurel (wie wazzer sich kristallet), aus dem er auch den S. 445 erwähnten Aberglauben von der Nachtigal haben könnte: hat sie ein Ey gelegt, so sitzt der Vater davor, und singt mit seiner süßen Stimme gegen das Ey, bis ein schöner Vogel darin wächset. In Sigunen's Klage die Strophe:

wær ich dem suezen dône
des nahtegals gepflihtet,
der sîniu eiger schône
mit sange sunder brut ze leben rihtet,
und daz mîn houpt mit stachen wær gebunden,
daz würd enzwei gesungen,
obe dâmit din leben würd erfunden.

Er weiß noch anderes aus der Naturgeschichte, das nicht im Titurel vorkommt, und die S. 376 erzählte Fabel vom Molch entsinne ich mich nicht irgendwo sonst gelesen zu haben. Der molle ist ein kleines Thierchen, das in den Wäldern geht. Es ist nicht der Maulwurf (mulwehfe, so stehet geschrieben, wenigstens gedruckt, man wird aber mûlwelf zu lesen haben, vergl. MS. 2, 236.[b]), der die Erde höhlt und aufwirft; es ist nicht größer, als ein Finger, hat mancherley Farben, ist giftig und schwer anzugreifen, Es kriecht immer vorwärts, bis es kommt in eines Königs Haus. Ohne Zweifel gemeint wird der Salamander (lacerta salamandra), die spannenlang, schwarz und gelb gefleckt ist, und noch jetzo Molch, Moll, Mollwurm heißt. — Bey der in der dritten Predigt (S. 220 — 228) höchst lebendig dargestellten und trefflich angewandten biblischen Erzählung von Gideon erwartete ich in Rudolfs Weltchronik dieselbe Erweiterung des Stoffes zu finden. Denn das Buch der Richter K. 6, 7 enthält nicht alle Umstände, die hier vorgetragen werden. Die Stelle verdient, als eine der bezeichnendsten für Bertholds Art und Weise ausgehoben zu werden. Ez was ein fürste in der alten ê, und der pflac des israhêlischen volkes und hiez *her Gedeón* (Herr wird beynahe jedem männlichen Namen vorgesetzt, so her Adam, und selbst her pharao, her judas, ja her lewe, S. 363; eben so Frau allen weiblichen). Mit dem urliugeten die heiden, die hiezen die philistêi, die heten einen künic, der hiez her

Madiân (aus dem Lande Midian ist ein gleichbenannter König geworden). Und der heiden was sô vil, daz sie daz lant fulten und ir nieman kein ahte wiste, hundert tûsent und fünve und drìzic stunt tûsent (135,000). Her Gedeôn und sin volc fluhen abe wege, wan ir gar lützel was gein den heiden. Und her Gedeôn verslouf sich selber abe wege, der der juden herzoge was Und unser herre gestuont eht ie den sinen gerne und kam für daz hol, dà her Gedeôn inne was und rief im und sprach alsô: pfi, wie hâst dû dich versloffen! Ganc herfür und samene din volc und dine liute alesament und var ze velde und strìt mit den heiden! »ô wê, herre, nû ist ir gar ze vil.« Enruoche, ich wil mit dir sin und volge miner lêre, sô gesigest dû in an. Her Gedeôn besamenet sine liute alesament, dô heter zwei und drìzic tûsent. Dô sprach er ze unserm herren: »ir ist noch gar ze lützel.« Dô sprach unser herre, nein, ir ist halt gar und gar ze vil. Dô sprach her Gedeôn: wie sol ich danne tuon, herre? Dô sprach er: heiz einen ruofer ûf stên und heiz in daz her ruofen, alle die ein zagehaft herze haben, daz die wider kêren (heimkehren). Gedeôn tet alsô. Dô wâren dà zwei und zweinzig tûsent, die dâ wider kêrten und zagehaft wâren. Und ir wâren niu wan zehen tûsent, die dà manhaft wâren. Dô sprach unser herre: Gedeôn, heiz die zagehaften alle wider kêren, wan der fueget einer niht ze minem strite. »ô wê! sprach her Gedeôn, herre, ir ist nû gar ze wênic.« Nein, sprach unser herre, ir ist noch gar ze vil. »Jâ herre, wie sol ich nû tuon?« sprach her Gedeôn. Dû solt für dich varn, sprach unser herre, bis an diu wazzer, diu fliezen *ze den suezen rietehen* (so lese ich statt ritigen) und *ze den kalten brunnen;* sô werdent sie alle trinken. Und alle die sich in daz wazzer legent als daz rint und als daz phert, die stelle mir einhalp; und alle die daz wazzer mit der hant in den munt werfent, die soltû mir ouch sunder ûz merken, sô sage ich dir wol, welhe dû dannen fueren solt. Und alsô fuere sie ûz. Und dô sie kâmen ze den wazzern, dà wurden sie trinkende. Und der, die daz wazzer in den munt wurfen mit der hant, wâren niht mêre danne driu hundert. Dô sprach unser herre: sich, die soltû fueren, mit den gesigest dû den vienden an. Diu siben und niunzig hundert kêrten alle wider, die gevielen got an sinem strite niht. Von dem Verstecken Gideons in die Höle, und wie ihn Gott hervorruft, weiß die Bibel nichts, die Heimsendung der Feigen und die Prüfung durch das Wassertrinken

kommt zwar vor, aber die nähere Bezeichnung: zu dem süßen Riedicht und dem kalten Brunnen, mangelt. Woher hat Berthold diese Umstände? Wie es scheint, nicht aus Rudolfs Weltchronik (cod. cassell. 144[b] Schützes Ausg. 1, 36), worin alles der heiligen Schrift gemäßer erzählt wird. Doch stimmt Rudolfs Ausdruck: daz wazzer in den munt uf werfen mit der hant, zu Berthold, wobey die Vulgata (qui manu et lingua lambuerint aquas, sicut solent canes lambere) nicht zu Grund liegt, Rudolf und Berthold lassen das: »wie die Hunde,« weg, und das Aufnehmen des Wassers mit der Hand ist heldenähnlicher, als das hündische Lecken. Die Zaghaften, die sich im Buche der Richter bloß knien, läßt Berthold sich gleich Pferd und Rind ins Wasser legen, was bey Rudolf fehlt. Jene Einstimmung nöthigt, wie mir scheint, anzunehmen, daß Berthold entweder aus einer älteren deutschen Bearbeitung der Bibel mit Rudolf gemeinschaftlich geschöpft habe, oder aus einer vollständigeren Recension des Rudolfischen Textes. Vielleicht hat er auch daher den König Madian? denn bey Rudolf findet sich madiânes riterschaft, her, liute (cassell. 144[d]) madiân mit sînen scharn fliehende kam zuogevarn (145[c]), doch so, daß in einigen Stellen deutlich das Land gemeint wird. — Sprichwörter finden sich zuweilen angeführt. S. 215: swaz mit dem ersten in den niuwen haven kumet, dâ smacket er iemer gerne nâch. S. 356: mit sehenden ougen blint. S. 217 mit einigen andern Worten wiederholt. S. 216: swes daz kint gewont daz selbe im nach dont; daz ist ein *altgesprochen* Wort und ist ouch wâr. Zu lesen: dônt f. dœnet, und zu erklären tönet, hindert der Reim (denn es ist gewiß einer, und ein alter, richtiger), man muß also das seltene Verbum donen in Bezug setzen mit Conrads ge don tuon (z. B. troj. 30[c] 45[c] 53[a] 110[b]) und auslegen: das hängt ihm an, schleift ihm nach. Ottokar von Hornek hat nicht nur gedon tuon, sondern auch das Verbum donen (629[a] kâmen gedonet, herbeygezogen). S. 356: alter gürre bedarf wol fuoters. Redensarten und Vorstellungen, die noch in heutigen Kindermärchen umgehen, lassen auf das hohe Alter dieser Erzählungen Schlüsse ziehen. S. 366: Die Idee vom Spiegelberg, als einem Orte der Wonne und Freude, ein himmlischer Saal, hat nichts Biblisches, es ist der Glasberg der Volksmärchen (Kinder und Hausm. 3, 47, 92, 93, 175, 219). Auch die Goldberge (S. 68, 411) passen dahin ((daselbst 2, 38, 3, 265) vgl. Parcifal 126[b], S. 239: ez ist nieman, er næmez für alle dise werlt, ob sie güldîn wære, daz er hæte *wunsches gewalt* (der Aus-

druck steht eben so S. 191) und daz daz mit gotes willen wære, wanne er wünschete etewez, daz er begert, vergl. Kinderm. 3, 152. — Der astronomischen Einsichten Bertholds ist schon oben gedacht worden bey Gelegenheit der Sonnenfinsterniß. S. 287 theilt er seine Vorstellung von dem ganzen Weltgebäude mit. Die Erde ist ihm der Dotter im Ey, die Luft das Eyweiß, der umschließende Himmel die Eyschale. Das Firmament läuft um, wie eine Scheibe, von Osten gen Westen, es würde der ungeheuern Weite und Schwere wegen in der Kraft seines Umlaufs zerbrechen, wenn ihm nicht die von Westen gen Osten laufenden sieben Planeten das Gegengewicht hielten. Die Gestirne, die jetzt ob uns sind, die sind zu Mitternacht unter uns. Einige Leute sprechen, es sey eine Welt unter uns, und die haben die Füße gegen uns gekehrt, das ist in keine Weise nicht. Die Welt schwebt auf nichts, als auf der Kraft Gottes. Wäre es möglich, daß eine Grube durch und durch das Erdreich gehauen würde, so könnte man jetzo am Tage unten die Sterne am Himmel stehen sehen, und wann es Nacht bey uns ist, leuchtet unten die Sonne. S. 299: der Mond ist der allerunterste und niederste Planet; er ist so breit, als ein Dreyßigstel der Erde (ob daz alsô ist, daz lâzen wir hin ze den meistern, die dâvon lesent). Volksmäßiger ist, daß er S. 144, 145 die Mondflecken aus den Thränen Maria Magdalenas deutet. Die Sonne bezeichnet Maria, Gottes Mutter. Der Mond aber Maria Magdalena: daz sie so gar vil geweinde daz bezeichent ein dinc, daz ir sehet in dem mânen, daz ist gar dunkel und truebe. Und wie er dieser Flecken ungeachtet dennoch leuchtet, so benehmen auch die bereuten und beweinten Sünden der Heiligen ihr Licht nicht. Ich habe eine ähnliche Deutung noch nie gelesen (es gibt sonst ganz andere, vgl. Irische Elfenmärchen S. 225), unstreitig ist sie nicht von Berthold erdichtet worden. Viel alter heidnischer Volksglaube von den Gestirnen wurde auf christliche Heiligen übertragen. S. 181: Gott hat auch eine schöne, mit Sternen gezierte Krone an den Himmel gesetzt (geschriben), sie stêt niht verre von dem wagen. Dâ stêt sie als gezeichenlîche und alse schône und stêt ein *rise* dâbî mit einem grôzen kolben, den hât er in der hant, und der rise ist grôz und gar michel und *huetet der krônen*, in solicher wise, als ob man sie welle nemen. Er meint das Sternbild Bootes, der als Riese mit Kolben dargestellt wird, nach der griechischen Ansicht aber nicht die Krone, sondern den Bären hütet (*ἀρκτοφύλαξ*). Wohlgefällig und neu ist die Auslegung der beyden Wagen (ursa major

und minor), S. 168, 169. Die Menschen sollen bey Nacht an den »oberen buochen« lesen, und sich erbauen. Das Siebengestirn heißt der Wagen. (Schon Otfried V. 17, 57 thaz sibunstirri ioh *thero wagono* gistelli; Dichter des dreyzehnten Jahrhunderts mehrmals der wagen oder die himmelwagene.) Vier Sterne daran sind gestaltet als vier Räder am Wagen, damit man über Land fährt. Die vier Räder bezeichnen vier Haupttugenden, ohne welche man nicht in den Himmel fahren kann, sonst fällt der Mensch von dem Wagen in den Abgrund der Hölle. Wer den Wagen erkennet, der mag ouch *ein hleines wegelin* wol erkennen. In ihm fahren die kleinen Kindlein auf gen Himmel, die noch keine Tugend haben außer den vier Tugenden der Taufe (beschrieben S. 442), geschieht die Taufe unordentlich, so gebristet ihnen auch eines der vier Radlein, und sie gelangen nicht zur Seligkeit. Nû sehet, ruft Berthold seine Zuhörer an, wie ir ûf *dem micheln wagen* ze dem himelriche sület komen, des kleinen wagenes bedürfet ir niht. Man sieht, welche Menge jetzt untergegangener Ideen über das Verhältniß der Natur zu dem inneren Menschen jene frühere Zeit belebten, und darf eingestehen, daß selbst unrichtige und abergläubische das Gemüth und die Phantasie reich machen konnten; heute wird der gemeine Landmann zwar frey gehalten von vielen offenen Irrthümern, aber er sieht die Natur ziemlich stumpf an. Die Anfangsgründe des reinen, unvermischten Wissens haben etwas unpopuläres, und erst ein gewisser Zusatz von Dichtung vermag sie unter das Volk zu bringen. Der Vorrath von Begriffen, der das dreyzehnte Jahrhundert befriedigte, kann nicht mehr für uns zum Muster dienen, allein er war für damals nicht unangemessen, und füllte einiges aus, was jetzt leer steht. — Am ähnlichsten zu allen Zeiten bleiben sich die Fehler und Leidenschaften der Menschen. Was Berthold wider die Verletzung der Sonntagsfeyer predigt, hätte sich in allen folgenden Jahrhunderten wiederholen lassen. S. 64: sô varnt sie nû an dem heiligen suntage und an den heiligen zwelf boten tagen mit wagenen und mit karnen und mit rossen und mit eselen über velt und über lant, ûf die merkte, in die stete und in diu dorf. *Dû kneht*, dir tuot dîn herre unreht, der dich an den ruowetagen deheiner arbeit muotet fürbaz danne dû im sîn vihe uz und în trîbest an die weide oder ez im dâheime etzest und trenkest, wan daz enmac man niht ûf geschieben unz an den andern tac. Und *dû dierne*, dîn meister tuot dir unreht oder dîn herre oder dîn frouwe,

zwanne sie dich ihtesiht heizent wirken an dem ruowetagen, danne ein ezzen machen und kint besehen oder ein vihe; des mac man niht geràten. *Röslin*, dir tuot dìn meister unreht, kündest dû ez gemerken und gemelden, swanne er dich des ruowetagen arbeitet, wan dû soltest ruewen. Ir sult ouch niht tanzen an dem ruowetagen oder spiln oder toppeln. »Wie, bruoder bertholt, dû wilt uns den wec gar enge machen. Suln wir nù nihtesniht ze ampte hàn, weder niergen varn, noch ander dinc tuon, weder tanzen noch spiln? Sè, wie suln wir danne tuon, daz wir den tac vertriben?« Mit Kirchenbesuch, Gebet, zu Haus essen und ruhen, Almosen geben, Kranke besuchen und laben, ir sult ouch gên, dâ gevangen liute ligent und sult die trœsten (wohl weniger Sitte der Zeit, als christliche Lehre; Matth 25, 36, 39). Deß ist gar viel, was ihr in Gottes Ehre und Liebe thun könnet, wollt ihr mir anders folgen. »bruoder bertholt, rede waz dû wellest, wir enmugen ungetanzet niht sin.« Ihr sollt Sonntags weder ackern noch tanzen. Der Ackergang ist nütze, so ist das Tanzen niemand nütze. Was man den Feyertag erarbeitet, bleibt und gedeiht nicht, Räuber nehmen es, oder der Hagel schlägt es, oder es verbrennt von dem Donner. — S. 352: Veruntreuung durch Knechte und Dirnen. Sie stehlen Salz und Schmalz, Mehl und Korn, Ey und Käse, Brot und Braten. Und doch heißest du êhalt, daß du den Leuten, die in der Ehe sind, Ehre und Gut getreulich behüten und bewahren sollst. So geht hinter der Schnitterin ein junges Dieblein her, dem drückt sie eine Handvoll nach der andern in die Furche. — S. 216: Kinderzucht und Haushalt. Hoher Herren Kinder erhalten Zuchtmeister, die Jungfrauen Zuchtmeisterinnen, die alle Zeit bey ihnen sind, und sie Zucht und Tugend lehren. Ihr armen Leute könnt sie euren Kindern nicht halten. Da ihr aber und eure Kinder das Himmelreich eben so nöthig habt, sollt ihr sie selber ziehen. Wan sìn in nieman sô wol schuldic ist als ir. Wan für die zit, als ez eht bœse wort sprichet, sò sult ir ein kleinez ruetelin nemen bì iuch, daz alle zìt ob iu stecke in dem diln oder in der want, und als ez ein unzuht oder ein bœsez wort sprichet, so sult ir im ein smitzelin tuon an blôze hùt. Ir sult ez aber an blôz houbet niht slahen mit der hant, wan ir mohtet ez wol ze einem tôren machen. Niuwan ein kleinez rêselin, daz vorhtet ez und wirt wolgezogen. Tuot ir des niht, so müget ir leiden blig an im werden sehen (werdet ihr Kummer an ihm erleben). Am jüngsten Tage müsset ihr darüber Rede stehen. S. 358, 359: Die Frauen sind zum Himmel-

reich geschaffen, wie die Männer; ja sie würden eher dahin kommen, weil sie barmherzig sind, und lieber zur Kirche gehen, und zu Predigt und Ablaß, und Gebet lieber sprechen, als die Männer. Ihr Strick heißt Hoffart und eitle Ehre. Da machen sie alles so zierlich und nöthlich, nur daß man sie darum lobe. Das ist leere Ausflucht, daß sie es thun ihrer Wirte (Ehmänuer) wegen, damit diese andere desto weniger ansehen. Ihr Männer solltet es ihnen tapfer wehren, zuerst mit guten Worten, und dann herzhaft mit Gewalt, bis sie es aufgeben. Der Mann soll doch der Frau Meister und Herrscher seyn. Werden dann die Frauen alt, so üben sie Hoffart an den Töchterlein und Großtöchterlein, »diu zepfelnt sie und swenzelnt sie ûf, sô siu dannoch vier jâr alt sin.« Und das treiben sie, bis es versteht Gutes und Böses, und bringen es in die Gewohnheit der Hoffart, daß es hernach an ihm selber zweymal so viel macht. — G e v a t t e r s c h a f t e n, Namengeben, Pflichten der Pathen, S. 212, 213, auch 230 — Wahrnehmung bey n e u g e b o r n e n Kindern. S. 165: swanne ein kint geborn wirt, sô grifet ez dar mit der hant und tuot den munt zuo; wan ez wirt geborn mit offenem munde. S. 407: T o d e s z e i c h e n: 1) Daß der Kranke sich gegen die Wand kehrt, und die Leute ungern ansieht. 2) Daß die Augen gespitzt sind. 3) Daß die Ohren kalt und gelb sind. 4) Daß der Kranke die Achseln auf und nieder zieht mit dem Athem. 5) Daß ihm der Mund kurz ist und aufgekrümmt. 6) Daß die Zähne wackeln und gelb sind. 7) Hin- und Herwerfen der Arme. 8) Daß Hände und Nägel schwarz anlaufen. 9) Erkalten der Füße, und daß sie der Kranke von und zu sich zieht. S. 229: In Frauen- und Mannesklostern: als einez zem tôde grîfende wirt, sô hât man des site, daz man *an ein tâveln slehet*, sô kument alle die in dem klôster sint, die sprechent im den glouben vor. Einer solchen Tafel geschieht im I w e i n 3ª Erwähnung. — S. 408: A e r z t e, Aussatz und fallende Sucht: Vom Aussatz, S. 392: Auch die besten Meister können ihn nur so heilen, daß die Kraft mit weggenommen wird, und der Mensch kürzer leben muß. S. 53, 54: Von C h i r u r g e n, die sich auch mit inneren Krankheiten befassen: die aber niht sint gelêret, die wollen sich der erzenîe und niht enkunnen dan mit einer wunden (die sich nur auf Wunden verstehen) und nement die innern kunst dâvon und nement sich der an und wollen den liuten trenke geben, dâ huete dich vor. Ez sint mörder âne dich genuoc; ganc mit dinen wunden umbe. Ez sî wunden oder geswer oder gestôzen oder geslagen, des mahtu dich wol unterwinden. — J u d e n und J u d e n d u l d u n g, zum

Theil merkwürdige Aeußerungen, S. 11, 12, 67, 301, 324. — Aeußerungen über die deutsche Sprache, S. 118: in latin und in welschen landen und in franceriche heizent die sieben sternen als die siben tage und ouch die siben tage sam die sternen; hie ze diutschem lande heizet man sie niht sô gar dârnâch. *Und ist mir daz vil leit* (weil sich keine erbauliche Auslegung daran fügt, und sich die Leute nichts dabey denken). Die deutschen Namen lauten hier: 1) suntac. 2) mântac. 3) ergetac; wære niuwan ein buochstabe mêr dâ, ein R, so hieze er nâch dem sternen (wie so? Der Herausgeber muthmaßt M für R, doch steht auch mergetac ab von mars, martis; oder meint Berthold ergentac, erkentac, althochd. erchan.? Die Bedeutung des Tags ist ihm: Stärke des Geistes). 4) mittewoche oder mittich. 5) dunrestac oder phinztac (mit diesem Namen ist er zumal unzufrieden: wie glîch daz ist jovis dies oder jupiter! welches bedeuten soll: ein helflich vater. Ich wæne diu tugent, nämlich Milde und Nächstenliebe, hie ze lande tiuwer ist und fremede). 6) frîtac; venretac sol er ze rehte erziugen (erklärt werden?), warum aber: in diutscher zungen heizet er *ein wênic* dâr nach? Ist das Wort ein zu streichen? 7) samztac. Ueber die deutschen Tagnamen, denen hier eigentlich sehr Unrecht geschieht, werde ich mich anderswo umständlicher auslassen. Noch merkwürdiger ist folgende Stelle (S. 320): daz wort daz dâ sprichet stipendia, daz ist rehte als vil gesprochen, alse dâ ein riter wol gestriten hât, dem gît man daz lôn. Wan wir haben vil wort in der latine, diu wir in diutsche niemer ûz künnen gelegen, wan mit gar vil umberede. Wir sin in latînischer sprâche gar riche, und haben vil rede mit kurzen worten begriffen, *dâ man in diutscher sprâche vil muoz gereden.* (Jede genaue Uebersetzung zwingt zu umschreiben; aber auch abgesehen davon, hat unsere Sprache von jeher eine ihr eigenthümliche Weitläuftigkeit, die theils mit unserem Charakter überhaupt zusammenhängt, theils sogar mit einigen Vortheilen der Sprache). S. 315 eine Beurtheilung der deutschen Hauptdialekte, die damals schwerlich in Sachsen, Westphalen und Brabant gefallen hätte, und die alteingewurzelte Parteylichkeit der Stämme zeigt. Der Himmel ist das obere Land, die Hölle das niedere (oberlant für Himmel brauchen die Dichter gleichfalls, z. B. Frauenlob Ms. 2, 214[b] der smit von oberlande, d. h. Gott; der Teufel bedeutet schon dem Notker deorsum fluens, niderfal, niderris), eine unläugbar den Niederdeutschen ungünstige Wahrnehmung. Verschieden, sagt Berthold, sind Ober- und Niederländer an Sprache und

Sitten, die von Zürich und vom Bodensee, und die von Sachsen kann man daran wohl unterscheiden. Manchmal aber nimmt der Niederländer die Sprache des Oberlanders an, wie der Gleisner und der Pfennigprediger, der so viel von Gott und seiner Marter redet, und dazu weint, daß man schwören möchte, er sey ein rechter Oberländer. Auch durch die Kleider kann ein solcher tauschen, aber nie in die Länge durch die Sitten. Er will im Grunde unter den Oberländern die Frommen, unter den Niederländern die gottlosen Menschen schildern, und gibt den wirklichen Sprachunterschied nur zum Beyspiel.

Die Untersuchung wird hierdurch zu unmittelbar auf Bertholds Sprache selbst geführt, als daß sie sich noch langer bey dem aufhalten könnte, was sonst in den bekannt gemachten Predigten außer den angefüorten Gegenständen Bemerkenswerthes vorkommt. Die grammatische Wichtigkeit des vorliegenden Werkes fordert eine ausführliche Berücksichtigung.

Für die Verhältnisse der Laute und Buchstaben ist indessen, wegen Beschaffenheit der Handschrift, wovon hernach die Rede seyn wird, nichts sicheres zu entnehmen; auch in den Wortbewegungen habe ich nichts unbekanntes angetroffen. Reiche Ausbeute hingegen für die Wortbildung, sowohl in Ableitungen als Zusammensetzungen.

Substantivableitung. Feminina mit bloßem Vokal aus Adj. gezogen selten, aber zuweilen: gelphe (splendor) 144; aus andern Subst. urstende (resurrectio) 26; aus Partikeln gegene (regio) 212, wo doch der Partikel selbst ein altes Nomen unterliegt. Die Masc. auf -ære zeigen durchgehends -er (Gramm 2, 130): abbrecher 129, 130, 131; gertener (hortulanus) 156); nescher (libidinosus) 200; meineider 38; trügener, lügener 91; pfrägener (propola) 61, 91; wörfeler 42; hördeler (thesaurarius, avarus) 132; manslahter (homicida) 78, 177, bluottrinker 19, 77, 89; prediger; gesuocher (foenerator) 85; wuocherer 224; was bedeutet satzunger 123, 224? Offenbar auch einen, der im Handel und Wandel betriegt. Man sieht, der Umlaut folgt bald, bald nicht, es wird kaum zu bestimmen seyn, ob Berthold wuocherer oder wuecherer gesprochen hat. Auf -ser (althochd. -isâri, z. B. durstesâre des pluotes, Blutdürster, Notker Capella 73) finde ich bloß gewaltser (21, 403, 410), worunter er einen gewaltsamen, rohen Krieger versteht, den er mit dem Diebe zusammenstellt. Die Bildung -isôn, -isâri scheint überhaupt auf das Heftige hinausgehend, vergl. richi sôn, herri sôn (herrschen, dominari). Auf -isal (Gramm. 2, 107) das

Neutr. getwangsal 155, 156. Viele Diminutiva auf *-elin*: gürrelin (equa vilis) 22, 67; rösselin (equus parvus) 64; vröudelin 285; mueselin, megelin, 416; knehtelin, dirnelin 218; hôhfertelin 294; smitzelin 216; stiudelin 220; tætelin (kleine That, Unthat, Fehler) 359; geneschelin (luxuria) 403; oft ist ihm aber die Verkleinerungsform nicht genug, und er verstärkt sie: ein kleinez stündelin 194; kleinez vörhtelin 82; ein wênec guetelins 3. Fem. auf *-ede* (Gramm. 2, 246): erbermede 6, 90, 235; glübede 81; siechede 82; versmæhede 100, smæhede 190; geschopfede 115; im Ganzen auch nicht häufig. Neutra auf *-ede* (Gramm. 2, 248): gemechede (conjux) 80, 98, 451; geswistride (fratres sororesque) 155. Neutra auf *-ech* (Gramm. 2, 313 nachzutragen): liutech (complexus plebis) 194ª (die Bezifferung 193, 194 ist aus Versehen zweymal gesetzt); löbelech 294, unverständlich, von lop (laus) schwerlich zu leiten, vielleicht löubelech Laubwerk, Kränze), oder zöbelech (Pelz-, Zobelwerk)? rietech (arundinetum) 221, nach meiner vorbemerkten Verbesserung; tuechelech (Tuchwerk) 294; volkelech (was liutech) 294; zouberlech (veneficium) 58. Das *-ech* drückt aus: Masse, Anhäufung, und hat leicht verächtlichen Nebensinn, armez liutech, volkelech 220; zouberlich schändliche Zauberey. Zu Gramm. 2, 331 gehört schandolf 56, 401, etwa das heutige Schandgesell, das Masc. zu Schentela (wie gellolf zu gella), die Stelle S. 56 ist merkwürdig wegen der andern, damals für schimpflich und teuflich gehaltenen Namen: du heizest nâch den tiuveln und bist halt nâch in genennet. Du heizest *lasterbalc* (auch sonst Schimpfwort, z. B. im Rosengarten), sô heizet dîn geselle schandolf, sô heizet der hagedorn (vgl. Trist. 17865, so heizet der *hellefiuwer* (Name oder Beyname eines Dichters, das heutige Höllenbrand), sî heizet der *hagelstein* (der Teufel und Zauberer hageln). Masc. auf *-inc* (Gramm. 2, 353): zentrinc (Braten) 242 (an einem galgen, Galgenbraten); neben schillinc und helbelinc 203, 204, 243, 289 aber durchgehends pfennic (nie pfenninc), nach Analogie von künic für küninc, vgl. Gramm. 1, 387. Wenig Feminina auf *unge*: wegunge 98, olejunge 98, hoffenunge 175, wuestenunge 113; mehrere auf *-nisse*: getwancnisse 23; gevencnisse 26; bekantnisse 140; erkantnisse 96, verdampnisse 69, 226, 227, vinsternisse 144, 462.

Adjektivableitung, auf *-în*: bergîn (porcinus) 91; kelberîn (vitulinus) 91; espîn (populeus) diu espînen löiber 165; statt der Zusammensetzung espîn-löiber (Gramm. 2, 647); müterîn (lutosus) 47, 91, wir sollten demnach

Motter schreiben für Moder; fiulerin (putridus) 148, ein Subst. fiuler, füler? voraussetzend. Wenige auf *-el*; wankel 231; snachel, wenn so für snächelt 22 zu lesen ist? Auf *-ec*, *-ic*: bennic 12; sihtic (sichtbar) 37, 290; hezzic 140: geturstec 296; gescheffic 47; aplaezic, antlaesic 88, 92. Auf *eht*: tôreht 50; hogereht (gibbosus) 250. Auf *isch*: irdenisch (terrenus) 32; buochisch, was den Büchern gemäß ist, S. 230: die ungelêrten liute die sulen den glouben in *tiutsche* lernen und die gelêrten in *buochischem*, d. h. in lateinischer Sprache. Notker im Boethius S 213 bedient sich der Redensart: in altiskûm (auf althergebrachte. Weise), von altiska (mos veterum), Gramm. 2, 374 nachzutragen.

Eigentliche Zusammensetzung: wahtel-bein, gumpelman, bider-man 297; künic-stuol 295; trut-kint 279, kirch-ganc 149; acker-ganc 66; sùnt-fluot 388 (Gramm. 2, 554); muoter-barn 286; sonderbar âdem-schal 103 f. Athemzug, oder vielmehr Ausblasen des Athems, Hauch. Mit *-heit*: ungestalt-heit 282; laz-heit 14; fràz-heit 18; gîtecheit 18; lihtsenftic-heit 422; lügenheit 46; glihsen-heit 134, 135, 150; erbarmherzec-heit 140; betrogen-heit 295; manne-heit 296 u. a. m Mit *-tuom* wenige: cristentuom 45; siech-tuom 48, herzoge-tuom 11. Adjektiva: herze-liep 8, 9, 178; hant-lanc 75; selb hêre 326 (Gramm. 2, 638); glase-öuge 415; swer-öuge l. sûr-öuge (lippus) (Gramm. 2, 656); star-blint 415; gickel-vêhe (Gramm. 2, 559); witschen-brûn 293; tôt-unrein 303 (Gramm. 2, 551) merkwürdig wegen des zwischentretenden un-; ite-niuwe 291, 295; dank-næme (Gramm. 2, 572); rincvertic 189; rinc-verteclîch 240; lanc-peinic 22; ende-haft 81, 124, 242, 426 schalc-haft 218; wizzent-lich 70; pfeffen-lich 43; kindic-lich (jedes kind) 308. Verba: volle-sâhen, volle hôrten 96; und die schwachformigen: rade-brechen 14, 23; gris-grammen 233, 234, vgl. troj. 89ᶜ 92ᶜ wint-halsen (den Hals abwenden) 75; mort-beten (todbeten, durch Zauber, nach dem Glauben des Mittelalters) 158, 389, 432; lobe-lachen (schmeicheln, hoffärtig seyn?) 122; raste-lachen? 214 (wohl zu lesen: vaste lachen). Die sonderbaren Mannsnamen Gerst-lacher, Rosen-lacher sind mir noch dunkel.

Uneigentliche Komposition: eides-helfer 87; dinges-geber und das daher geleitete dinges-geben 69, 124, 129, 224, 271, 289, 418, die Stellen erläutern, welcher Wucher darunter zu verstehen ist. ougen-blic 191; sterrenschin 241; für unsere Kindes-kinder unzusammengesetzt: kint der kinden 70. Partikelkomposition: über-liebe 146 (Gramm.

2, 773); über-tür (superliminare) 383; über-grôz 27, 257; über-wunder 27; bi-seze (obsidio) 410; der lange Vokal folgt mir aus dem geschriebenen i (Gramm. 2, 721), ap-lâz und ant-lâz 194, schwankend; für-grif 41, 42 (s. oben); hin werf (abjectio) 198 (Gramm. 2, 757); â-wehsel (cadaver) 94 (Gramm 2, 707); ane-ganc 58 (Gramm. 2, 713); ver-gift (venenum), weiblich, 52, 53 (Gramm. 2, 725); in-durstic (maxime sitibundus) 302 (Gramm. 2, 761). Verba: mite-spisen 172; an-stinken 58; an-bökzen 67; über-ern 49; über-varn 49; über-schalken 88; über-meinsamen 88; beschalken 192 (Gramm. 2, 803); sich ver-werfen 87; ver-warlôsen 36, 230; ver-reizen 95; ver-ballen, ver-tanzen 312, 313; ver-siechen 66; ver-erzenien 245. Ein kühngebildetes Verbum ist ge-jâherren 421 (zu allem ja sagen, aus der gewöhnlichen Formel ja-herre.)

Einzelne Wörter, Wortfügungen, Redensarten. daz güse (flumen, inundatio) 231, 232 (Gramm. 1, 171; 2, 22); diebe und düpen? 289; laften (lambebant) 20, eher von laffen als von leffen; scherzen 233, vom Blöcken der Kälber, ein ganz ungewöhnliches Wort in diesem Sinne; grênen, vom Bellen der Hunde, wie es auch Ms. 2, 228b. und Trist. 15890 gebraucht wird, ja der Hund heißt im Gedicht von dem Hausrath v. 110 grin; anderwärts steht grinen vom Wiehern der Pferde (Parc. und troj. 89c.) und Grunzen der Ferkel (Fragm. 38b.); grisgrammen, vom Brüllen der Löwen, wie auch sonst, vgl. troj 89c.; herûz pulzen 78, 123, herausquellen, brechen, althochdeutsch ûz arpulzan (Gramm. 2, 630); koufen umbe 45 habe ich Band XXVIII dieser Jahrb. S. 23 erklärt; sie bitterten gein einander als die gellen 111, zankten sich wie Kebsweiber; mit den gedanken rumpeln 119 ist schon oben angeführt, ein schicklicher Ausdruck für die Rumpelkammer menschlicher Weisheit; an dem blate stên 77, 82, 136, vorgenommen werden, auf der Seite des Buches stehen, die heute gelesen wird; ruofende sünde 203, 204, wir sagen jetzt schreyende, das Blut des Erschlagenen ruft zur Rache auf, daher mag sich schreiben was in Märchen oft wiederkehrt, daß gefallene Blutstropfen reden, Berthold hier, S. 78: sin bluot, den dû ermordet hâst, daz ruofet ze allen zîten über dînen lîp und über dîne sêle mit lûter stimme vor dem almehtigen gote; klaffende bletter, statt des heutigen: rauschende; zwei türlîn an der nasen 164 (Nasenlöcher); der gehiure 162, d. i. Gott, der Gütige, Milde, wie der Teufel noch jetzt der Ungeheure; die boume uebent sich mit bluote 163, treiben Blüte, unser üben hat sehr enge Grenzen

gegen das alte; Bertholds häufige adverbialische Redensart: den worten (eâ mente) 24, 27, 52, 82, 106, 169, 186, 227, 237, 241, stimmt zu Notkers: in dien worten; S. 93 setzt er: in der andâht gleichbedeutig; dîn pfluoc ist ûf der verte, ez witter übel oder wol (du pflügest bey schlechtem wie gutem Wetter) 273; den schrîn vol legen, die stangen vol hangen 130, die Frauen verschlossen also ihre Kleider theils in Kisten, theils hingen sie sie auf; einer der von *kriechen* ist, 248, 335, ein Wildfremder, mit dem man sonst keine Gemeinschaft haben will?; der tiuvel hât einen torn mit den kinden ûf dich gemûret 167, der Teufel hat festen Grund bey dir, bezieht sich wohl auf den Aberglauben, Kinder oder Thiere in das Fundament zu mauern?; mêr danne stoubes in der sunnen 208, 236, vgl. Parc. 5891, klein sô daz in sunnen vert; einen kropf frezzen 195, vgl. Parc. 46ª. überkrüpfet; die Redensart *wol dich, wê dir* hat das Verbum im Prät. bey sich: wol dich nû wart, daz dich dîn muoter ie getruoc an dise werlt! 200; wol iuch wart! 129; ei wol iuch wart, daz iuch iuwer muoter ie getruoc 285; wê dir wart, daz dich dîn muoter etc. 165, so schon Otfried I. 11, 77; wola wart thiô brustî thio krist io gikusti! und gleicherweise konstruirt die alte Sprache ergaz dir got! gesach mich got! vgl. hier: pfî, daz dich diu erde niht verslant! 273; pfî dich, daz ie toufwazzer ûf dich kam! 432. Das Verbum seyn wird zuweilen ausgelassen, z. B. wer danne frôwer (wäre) 215, 244; danne daz daran (ist) 44; wie guot ez (ist) 44, was der Aufmerksamkeit des Herausgebers nicht entging; häufig das Part. Präs. zu werden: wirt schinende 228; ze tôde grifende wirt 229; zuo sîgende werden 232; kniende werden 163: der Gen. Pl. steht gern voran, besonders von Superlativen (Gramm. 2, 677): aller sünden wirste 131; aller wunder grœste 184; aller milte liebeste 205; aller dinge beste 185; aller tugende beste 122; aber auch sonst guoter röcke zwene 154; aller gnaden eine 90; aller untœte ein niht 248; aller wâren riuwe einige niht 82, 69; zwischen ein geworfen werden häufig die Partikeln *eht* und *halt*, wie bey den Dichtern, namentlich Wolfram; auch der Dativ mir: habt ir *mir* den hungerigen zezzen geben 195, wie noch heutiges Tags; *wan* mit dem Nom. bedeutet: wäre nicht (Benecke Vigal. 740), wan diu huote des engels 17; wan iuwer engel 17; wan tugent 189; verschieden davon ist das wünschende wan oder wande: wan got der beschirme mich vor allen sünden 157 (möge Gott mich behüten); Adj. dem Geschlechte nach auf einen vorausstehenden obliquen Casus bezogen: *sie* ist der heiligen

einer 139, 142, weil der heilige männlich; überhaupt freye Stellungen des Adj. und Pron.: ze der zeswen siner siten 284 (etwa wie N. Cap. 41 lieba sin wirten); ein der liebste kneht 289; welch der tiuvel 305; dû armer mensche tumber! 295; ir friheit der jugende diu gelimpfe in baz (ihre jugendliche Freyheit stehe ihnen wohl an) 197; der Gen. vom regierenden Nomen getrennt: an die stange nagelte des hêren criuzes 25; daz dritte gebot zerbrochen unsers herren 64; doch es können hier weder alle syntaktischen Eigenheiten dieser Prosa angegeben, noch weniger ähnliche Stellen aus den Dichtern und der älteren Sprache mitgetheilt werden. Mit welcher ungemeinen Freyheit, ja Nachläßigkeit die Rede aus direkter in oblique Beziehung überspringe, wie aus dem Pronomen zweyter Person in das der dritten, aus dem Plur. in den Sing., so wie umgekehrt, davon liefern die im Verlaufe dieser Beurtheilung ausgehobenen Stellen hinreichende Beyspiele.

Einiges in dieser Weise mag sogar verbotene Fahrläßigkeit scheinen, die sich wohl Berthold im Flusse seiner unstudierten Beredsamkeit verstatten durfte (und wer weiß es, ob sich verstattete? da mit der Gabe des Redens auch die der Sprachreinheit verbunden zu seyn pflegt), die aber beym Niederschreiben der Predigten unter seiner Hand verschwunden seyn würde. Wiederholungen einzelner Worte und Sätze, wie sie allenthalben begegnen, wären dann auch weggeblieben. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind nicht von Berthold selbst, sondern von einem Zuhörer seine Reden aufgeschrieben worden. Das hat bereits Kling in der Vorrede XI dargethan, wohin ich verweise.

Hinzufügen muß ich jedoch, daß ich die Niederschreibung für höchst treu halte, und daß sie die Eigenthümlichkeit des Redners in Wendungen, Ausdrücken und selbst im Mundartischen genau erfaßt haben wird. Bey eigener Aufzeichnung hätte er vielleicht die Perioden mehr gebildet und zusammengezogen, und ihnen dadurch von ihrer Natürlichkeit benommen, die dem Leser wie dem Hörer doch das Liebste und Anziehendste ist. Die Möglichkeit getreuer, vollständiger Aufnahme einer eben gehaltenen Predigt aus dem bloßen Gedächtnisse durch einen fähigen Zuhörer leidet keinen Zweifel. Es geschieht noch heut zu Tage; um so leichter damals, wo die Gedächtnißkraft im Ganzen schärfer und ungestörter waltete, und die Einübung des Niederschreibens ungleich höhern Werth hatte. In Taulers Predigten (alter Leipziger Druck, bald am Ende) wird das vollständige Aufzeichnen einer angehörten Rede berichtet. Bekanntlich hat noch über zweyhundert Jahre hernach der

gleichbeliebte und gleichfruchtbare Prediger Geiler von Kaisersberg die Feder nicht angesetzt, sondern die Nachwelt verdankt es dem Minoriten, Johannes Pauli, daß sie diese Reden, ohne Zweifel in ihrer ganzen Originalität, besitzt. In einem vorausgeschickten Prolog pflegt Pauli gewöhnlich zu versichern, daß er jegliche Predigt »behalten hat in seinem haubt,« und hernach aufgeschrieben. Ausgeschlossen bleibt hiermit keineswegs, daß einzelne Predigten von Kaisersberg wie von Berthold entweder selbst aufgezeichnet, oder diktirt, oder nachgesehen seyn können; Spuren führen aber nicht darauf, und die vielen Wiederholungen machen es für die vorliegende Sammlung Bertholdischer Predigten, so weit sich aus dem noch sehr unvollständigen Abdrucke schließen läßt, eben nicht glaublich.

Es hat unstreitig mehrere von einander abweichende Sammlungen der Sermonen Bertholds gegeben, aus deren Vergleichung und sorgfältiger Benutzung, wenn sich die Handschriften erhalten haben, manches von dem, was eben vor ihrer Abfassung und im Vorhergehenden insgemein über des Predigers Leben, Charakter und Talent gesagt worden ist, bedeutend ergänzen und berichtigen ließe. Kling kennt nur die einzige von ihm gebrauchte Heidelberger, kürzlich erst aus der Verbannung nach Rom zurückgekehrte Handschrift, welche er Vorr. S. XI beschreibt. Die nicht beygefügte Bibliotheknummer ist XXIV, und man findet sie in Wilkens Katalog S. 318, 319 verzeichnet. Sie begreift zwey und sechzig Predigten, von denen hier nur zwölfe ganz gedruckt und über vier und zwanzig andere ausgezogen werden. Das Verhältniß der Auszüge zu dem vollen Inhalte wird ersichtlich seyn, wenn ich hinzufüge, daß jene zwölf Predigten von 1—309 reichen, die Auszüge von doppelt so viel Predigten nur 310—466 füllen. Die gedruckten und excerpierten Predigten berühren also beynahe die Hälfte der Pfälzer Handschrift gar nicht, und angenommen, daß im Durchschnitte jede ungefähr 25 Seiten des Klingischen Abdrucks braucht, so ist nur wenig über ein Viertel dessen, was der Kodex enthält, bis jetzt herausgekommen. Er ist, wie es bey Wilken heißt, auf sehr schönem Pergament sehr sorgfältig geschrieben, aber erst, wie die Rubrik am Ende lehrt, 1370, folglich 98 Jahre nach des Predigers Tod und über ein Jahrhundert nach der Zeit, wo die meisten dieser Reden gehalten worden sind. Die fromme Pfalzgräfin Elisabeth hat ihn auf ihre Kosten schreiben lassen, das und nichts anderes bedeutet der Ausdruck: hât gezuoget (f. geziuget) diz buoch; ziugen (zeugen) etwas anschaffen, beköstigen (comparavit hunc librum), woraus sich auch die Schönheit und Breite des Pergaments und die äußerliche Gleichheit, wahr-

scheinlich auch große Form der Schriftzüge erklärt. Dieselbe Pfalzgräfin ließ durch einen ihrer Kapellane das Leben der heil. Elisabeth aus dem Latein verdeutschen (Wilken S. 331) und sicher noch andre Bücher sammeln. Eine ältere, wenn auch unscheinbarere Handschrift der Bertholdischen Predigten würde für unsern heutigen Gebrauch wünschenswerther seyn. Hat man nämlich keinen Grund zu zweifeln, daß im Ganzen die spätere Abschrift getreu den älteren folge, und daß selbst Eigenheiten des Bertholdischen Dialekts (z. B. die Form gên, stên, baierisch-fränkischschwäbischer, als das mehr rheinischschwäbische gàn, stàn? vgl. Gramm. 1,944) unverwischt geblieben sind; so lehrt doch der bloße Anblick des Abdrucks, daß die ältere, reinere Orthographie des dreyzehnten Jahrhunderts abgeht; ich habe sie in den ausgehobnen Stellen zurückgeführt, ohne damit für einen künftigen kritischen Herausgeber irgend einen genügenden Maßstab stellen zu wollen oder zu können. Die Heidelberger Bibliothek verwahrt unter Num. XXXV (Wilken p. 323) noch eine zweyte Handschrift, gleichfalls Predigten Bertholds, auf Papier, und geschrieben 1239, auf 105 Folioblätter, also 69 Jahre jünger als die vorige und offenbar weniger, wahrscheinlich größtentheils andere Predigten enthaltend. Aus ihr wird zwar kein reinerer Text zu nehmen, gewiß aber vieles zu lernen und zu vergleichen seyn. Wichtiger scheint mir eine Straßburger Handschrift, welche Oberlin im Quellenverzeichniß, ohne ihres Urhebers Namen zu wissen oder zu rathen, als: sermones sacri sive predigten, bibl. S Joh. Hieros. Arg. A. 100 aufführt und die er bey verschiedenen Artikeln seines Wörterbuches benützt hat. Sie ist auf Pergament (Oberlin S. 402) und enthalt, außer andern Sachen, von Blatt 160 — 207 vermuthlich einige Predigten Bertholds, so weit ich nach den Auszügen urtheilen darf, in älterem Text, als die Pfälzer von 1370. Man sehe z. B. die unter dem Worte lotter (953[a]) aus Bl. 163 der Hs. ausgehobne Stelle: so dv liugest durch das dv den liuten deste bas gevalles, alz der lotter oder der spilman der umbe gabe lobet den der do zvo scheltende ist. Das sind ausgemacht Bertholds Worte und Gedanken (vgl. Kling S. 921; die Rechtschreibung ist auch nicht untadelhaft, sondern verwechselt z und s, wie der Heidelberger Codex. Aber die Benutzung und Vergleichung des Straßburger kann in keinem Fall unterbleiben, wenn die vollständige Herausgabe Bertholds auch in den Augen anderer nöthig scheinen wird. Das Buchstück einer vielleicht noch ins dreyzehnte Jahrhundert fallenden andern pergamentenen Handschrift in Eberts Besitz wird dieser Gelehrte gern mittheilen. Die daraus in den Ueberlieferun-

gen r, 160, 161 geschöpfte Stelle erinnert an Berthold S. 263, ff.

Hierbey zwey Fragen, die in einander greifen: 1) gibt es lateinische Handschriften seiner Reden? Fabricius bibl. lat. med. aet. und andere nach ihm, versichern: praeter *sermones de tempore* et de *sanctis*, qui *Lipsiae* in Paulina et *aliis in locis* manuscripti servantur, scripsit librum de institutione vitae religiosae. Kobolt im baier. Gel. Lexikon, Landshut, 1795 v. Bertholdus de Ratispona schreibt ihm genauer zu: sermones de tempore, handschriftl. zu Leipzig; sermones de sanctis handschr. zu Jena; sermones singulares rusticani, auch zu Jena. Sind das lateinische Titel deutscher Bücher oder lateinisch abgefaßte? Die bloße Ansicht zu Leipzig und Jena wird entscheiden, ich muthmaße, daß sie lateinisch sind; denn auch in einer pfälzer Hs. Num. 454 (Wilken p. 293) stehet unter vielen andern lateinischen Traktaten fol. 241ᵇ — 246 ein sermo de omnibus sanctis M. Bertholdi, 1419 geschrieben. Es wäre leicht nachzusehen. 2) sind lateinische Reden vorhanden, so fragt es sich, welcher von beyden Texten als das Original betrachtet werden muß? Berthold war ohne Zweifel der lateinischen Sprache mächtig. Dieß folgt namentlich aus jener Stelle, wo er die Weitschweifigkeit des Deutschen beklagt, auch aus den angeführten Versen, die er seinem Lehrer David ex tempore gedichtet hat *). Er konnte also vor einer Versammlung gelehrter Geistlicher lateinisch predigen, wie andere Redner seiner und der früheren Zeit. Aber seine eigentliche Beredtsamkeit, die unter dem Volke so große Wirkung that, muß doch sicher deutsch gewesen seyn. Auch sieht man es jedem Satze der hier gedruckten Predigten an, daß sie deutsch gesprochen und nicht aus dem Latein übertragen sind. Ein analoger Fall würde über das Verhältniß der doppelten Sprache aufklären. Ich kann mir kaum, doch noch viel eher denken, daß im zwölften Jahrhundert ein lateinischer Prediger von dem Volke in Frankreich oder Italien nicht ganz mißverstanden wurde (ungefähr wie eine kirchenslavische Rede von dem Volke in Rußland und Serbien), habe aber keine Vorstellung davon, wie ein solcher Redner populär werden

---

*) Er etymologisiert mitunter auf lateinisch gelehrte Weise: S. 306 bringt er aus den Buchstaben homo das menschliche Antlitz, also eine Naturschrift heraus. S. 453 bedeutet witwe wîte wê, weil den Witwen allenthalben weh ist, sie in Druck und Schmach leben. Das ist eben nicht schlimmer als Notkers Erklärung des Wortes binez (Bins, juncus) aus bey naß: der binez pezeichenet immortalitatem, wan da er dô grûone ist fone dero nazi, an dero stât unde dannan er namen habet (Capella 104).

konnte. Ein Mann, der sein Zeitalter mächtig ergriff, wie der heil. Bernhard, in welcher Zunge hat er gesprochen? Seine gedruckten lateinischen Sermone tragen ganz den Schein ursprünglich lateinischer Abfassung, sie sind beständig an die Fratres gerichtet und waren bloß zur Erbauung der Mitgeistlichen bestimmt; sie haben auch keinen populären Schwung. Allein so oft er vor einer großen und gemischten Menge redete, bediente er sich wohl des romanischen (mehr nordfranzösischen, als provenzalischen *) Idioms? Es sind altfranzösische, noch ungedruckte Handschriften vorräthig (Roquefort table des auteurs p. 757), deren Herausgabe von den Franzosen nachgeholt werden wird, sobald sie einsehen lernen, daß sie gerade die für die Geschichte ihres Mittelalters und ihrer Sprache wichtigsten Denkmäler vernachläßigt haben. Roquefort hebt einzelne Proben verschiedentlich aus (z. B. unter natéit, osse, pannir) mit dem entsprechenden lat. Text, woraus man schließen könnte, daß die etwas umständlichere und erweiternde Uebersetzung nicht von Bernhard selbst herrührt. Ohne vollständige Vergleichung wäre es aber voreilig, für oder wider die Originalität des altfranzösischen Textes zu entscheiden. Um wieder auf Berthold zu kommen, so will ich nicht läugnen, daß von ihm selbst lateinisch abgefaßte Predigten existiren, nur keine sermones rusticani; finden sich aber in den lateinischen und deutschen Handschriften dieselben Reden, so wird sich aus dem Zusammenhalten bald ergeben, welche man für die Uebersetzung zu halten hat.

Unter seinen Predigten scheinen sich einzelne theologische Ausarbeitungen anderer Art zu befinden. Der Herausgeber bemerkt mit Recht S. 97, daß die 98—111 abgedruckte geistliche *lére von guotem leben* keine Predigt sey. Sie ist auch in einem edleren, gebildeteren Styl abgefaßt und befolgt einen strengeren Zusammenhang der Gedanken; keine Zuhörer werden angeredet, sondern die Abhandlung ist an eine einzelne Person gerichtet, die ihn darum ersucht hatte (als dû mich dicke gebeten hâst). Leser, die sich minder freuen an der Popularität der übrigen Reden und die Anspielungen auf Sitte und Geschichte geringer anschlagen, wird dieses Stück leicht das ausgezeichneteste des Buches dünken. Es könnte von Berthold selbst niedergeschrieben und etwa die institutio vitae religiosae seyn, die Fabricius meint. Zweifelhaft bleibt, ob das zu Eingang dieser Recension gedachte horologium devotionis unserem Berthold, oder gar einem späteren gleiches Vornamens gebühre? Fugger in der

*) Gebürtig aus Burgund, und Clairvaux lag in Champagne.

angeführten Notiz, oder wer ihr Verfasser seyn mag, vermengt ohne Zweifel den jüngern mit dem ältern. Die in mehreren Heidelberger Hss., namentlich Cod. XXX und XXXIII vorräthige, von einem Bruder Berchtold verfaßte Uebersetzung der *summa confessorum* des Johannes von Freiburg kann nicht dem ältern zugeschrieben werden. Einmal ist Johannes selbst (der auch den Beynamen Teutonicus führt) beynahe um eine Generation jünger, als Berthold; Johannes starb 1314. Und wollte man, des vermutheten frühen Todes Bertholds halber, beyde ungefähr zu Gleichlebenden machen, so ist durchaus unwahrscheinlich, daß ein berühmter Minorit sich dazu hergegeben haben sollte, das Werk eines Predigermönchs, was Johannes war, zu verdeutschen. In seinen Reden kam ja sogar Anzügliches gegen die Dominikaner vor. Der Uebersetzer ist vielmehr ein erst in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebender anderer Bruder Berthold, selbst des Predigerordens, vermuthlich der, den Quetif (script. ord. praedic. 1, 811) Bertholdus de Maisberch (?) nennt. Die Verdeutschung wurde übrigens oft gedruckt und gerade zuerst in Augsburg 1472 (»von latein in teutsch gemacht durch ein hochgelerten man Bruder Berchtold*) predigerordens«), vgl. Panzer Ann. S. 62.

Bertholds Predigten nöthigen mich, eine Vorstellung aufzugeben, die man sich über die Zeit, Art und Weise der Bildung unserer Prosa zu machen pflegt. Die Prosa soll erst nach dem dreyzehnten Jahrhundert entsprungen und hauptsächlich durch die sogenannten Mystiker gefördert worden seyn. Wer nun Notkers Schriften näher kennt, und zumal dessen Uebersetzung und Bearbeitung des Martianus Capella und des Boethius gelesen hat, der weiß, daß schon im zehnten Jahrhundert (und warum nicht früher?) die deutsche Rede auch dichterisch ungebunden es aufnehmen konnte mit allem dem, was man lange Zeiten nachher, seitdem Poesie wie Prosa in größte Verderbtheit gerathen waren, zum ersten Male als etwas völlig neues zu wagen meinte. Der Bildung des Geistes ungünstige Zeiträume verheeren Poesie und Prosa, beyde zusammen. Wie manches von dem, dessen sie früher mächtig waren, ist uns unwiederbringlich verloren gegangen. Warum man aber mit der im dreyzehnten Jahrhundert durch die Dichter gehobenen Sprache nicht auch in Prosa hätte anfangen können, was man wollte, wäre schwer zu begreifen. Es war Sitte, beynahe alles der Niederschreibung würdig

*) Berchtold und Berthold sind ein Name, von dem Adj. berht (clarus) mit dem Formativ -old; daher besser berhtolt als bertholt geschrieben und S. 92, unrichtig bert-holt getheilt wird.

gehaltene, damals in poetische Form zu fassen; an der Gefügsamkeit, Gelenkigkeit und Reinheit der Prosa, deren sich in dem eigentlichen Leben bedient werden mußte, läßt sich doch nicht zweifeln, und so finden wir auch Bertholds Prosa völlig im Einklange mit seiner Zeit und gleich lebendig mit den althochdeutschen Prosadenkmälern, wie die Dichtersprache mit der früheren noch zusammenhängend. In den darauf folgenden Jahrhunderten, als sich die Dichtkunst verschlechterte, geht auch die Prosa rauh und holpericht, und da endlich wieder um 1750 deutsche Poesie aus dem langen Schlafe erwachte, lebte zugleich die Prosa auf. Klopstock und Lessing gehören einem Menschenalter, und wer mag behaupten, daß Göthe weniger unsere Prosa gestärkt und erfrischt hat, als unsere Poesie oder das Umgekehrte? Die Mystiker haben wohl zu jeder Zeit wenig oder keinen Einfluß geübt auf die Bildung der Prosa. Sie schufen sich insgesammt ihre selbst eigene Art des Ausdruckes, ohne je damit unter das Volk zu dringen. Was die Sprache im Großen und Ganzen bilden und emporbringen soll, das bedarf allgemeiner Klarheit; die Mystiker suchten aber für sich selbst nicht mehr als das Helldunkele. Ich wüßte nicht, daß Jakob Böhmes von der Schreibart seines Jahrhunderts so sehr abstechender Styl auf die Prosa der nächsten Zeit irgend einige Wirkung hervorgebracht hätte, und glaube, daß es sich in dieser Absicht mit den frühern, namentlich Tauler und Heinrich Suso, eben so verhält. Ihre Werke verdienen auch von den Sprachforschern beachtet zu werden; aber das, wodurch sie sich auszeichnen, wird sich nie als ein Populares, mit dem Element der ganzen Sprache historisch und nothwendig in Zusammenhang stehendes erweisen. Docen hat im ersten Bande der Misc. S. 140—152 ein Bruchstück aus dem vierzehnten Jahrhundert gegeben, dessen harte und dürftige Darstellungsweise man vergleiche mit der weichen und lebendigen Prosa des älteren Bertholds. Nicht als ob Berthold das vermiede, was an tiefere geistliche Betrachtung streift, man braucht nur die Auszüge S. 460 — 466 über Gottes Wohnung in der Seele u. s. w. zu lesen, und wie glücklich er sich mitunter auch in dergleichen Materien ausdrückt; allein solche Erhebungen des Gedankens und der Sprache, die um so mehr wirken, je sparsamer sie ausgestreut sind, scheinen doch nie die Oberhand zu gewinnen über des Redners eigentliche, auf das klare praktische Leben gehende Richtung. Ich erinnere hier an das geistliche, halb mystische Gedicht eines andern Minoriten, der gerade zu Regensburg und fast gleichzeitig mit Berthold lebte, Bruder Lamprechts Tochter von Sion, wovon Docen in Aretins Beytr. IX, 1207 und Welker in den Heidelb. Jahrb. 1816, S.

713—720 Nachricht gegeben haben. Die Giesser Handschrift verdiente näher benutzt zu werden.

Der Herausgeber (Vorr. III, IV) stellt Bertholden in die Mitte zwischen Bernhard und Abraham a Sancta Clara, und führt treffend aus, wie und wodurch er sich von beyden unterscheide. Ueber Bernhards Styl und Sprache können wir erst dann vollständig urtheilen, wenn der erwähnte altfranzösische Text herausgegeben seyn wird. Mit Abrahams zwar lebendiger und volksmäßiger Beredtsamkeit läßt sich, so viel die edle und reindeutsche Sprachform angeht, Berthold kaum vergleichen, er steht eben so weit über jenem, als der Geschmack und die Volksbildung des dreyzehnten Jahrhunderts über denen der Zeit, worin Abraham lebte. Ich kann hier nicht mißverstanden werden; von der übrigen geistigen Aufklärung, die das ausgehende siebzehnte Jahrhundert vor jenem früheren voraus hat, ist keine Rede, nur von der damaligen Verderbniß des Elements einer das Volk durchdringenden Dichtkunst und Sprachbildung. Ein geistreicher Deutscher des dreyzehnten Jahrhunderts hätte die Gedichte und den Styl Abrahams und seiner Zeitgenossen ohne Zweifel sehr schlecht gefunden, ungefähr aus dem Gesichtspunkte, der auch gebildete Franzosen und Engländer an deutscher Poesie und Sprache um 1700 keinen Gefallen schöpfen ließ. Näher an Berthold reicht daher Kaisersberg*), dessen bedeutende innere Gaben sich auch noch frey und gefüg in der zwar schon gesunkenen, aber noch nicht versunkenen deutschen Sprache bewegen. Seine Predigten gemahnten uns vorhin durch die Art ihrer Aufzeichnung an Berthold; einer gleich ausgebreiteten Gunst des Volks erfreute er sich nicht, dafür war schon das Zeitalter zu sehr anders geworden. Eine Eigenheit hat Berthold mit Kaisersberg gemein, die, daß er die verschiedenen Stände unter den Zuhörern, nachdem sich das Wort an sie wendet, aufruft, und desto kräftiger ermahnt. Da heißt es bald: ir herren! 2. ir herschaft! 3. 7. 24. ir herschaft alesamet! 95. dû kneht!. dû dirne! ir göuliute! 65. ir junge werlt! 25. 76. 79 (vgl. diu alte werlt 170) und für die ganze Gemeinde: ir lieben kristenliute! 2. ir sæligen kristenliute! 3. ir liebe kristenheit, 3. ir sæligen gotes kinder! 21. ir reinen gotes kinder! 245. u. s. w., wie viel wärmer ist diese Zusprache, als das eintönige: meine andächtigen Zuhörer! heutiger Prediger. Er entläßt aber auch Zuhörer, die etwas nicht zu hören brauchen,

*) Geringern Werth haben die deutschen Predigten eines Nikolaus von Landau (im Waldeckischen), Mönchs zu Otterburg, wovon zwey starke Bände, bereits 1341 geschrieben, in der Bibliothek zu Kassel liegen.

z. B. 452, als er lehren will, wie man in der Ehe leben solle: ihr geistlichen Leute, geht jetzt heim! oder 448: da könntet ihr andere schlafen; oder hört mit ihnen zu; vielleicht seyd ihr auch bald Eheleute! Dafür wird er selbst namentlich angeredet oder angerufen durch scheinbare Einwürfe, die er den vorgetragenen Lehren entgegenstellt. Beyspiele in den oben gegebenen Auszügen. Oder er nimmt wirklich gemachte Einwendungen frisch auf, die ihm zu Ohren kommen, S. 435: man hat mir gesagt, daß gestern einer sprach: »pfi Bruder B e r t h o l d, du predigst so gar schreckenhaft von unrechtem Gut, daß ich beynahe verzweifelt bin.« Das wäre mir Leid, o welche Macht Reue und Buße vor Gott hat! Aber, fügt er hinzu, ihr Unschuldigen laßts euch nicht verdrießen. Wie heilig die Buße sey, Unschuld ist noch tausend Mal besser. Eure guten Werke wachsen euch zum Lohne, darum hütet euch vor Sünden. Ihr junge Welt, h ä t t e m a n e u e r n V ä t e r n s o g e p r e d i g t von dem großen Schaden, sie hätten sich besser behütet. Laßt euch nicht weisen aus euerm linden Wege, und ihr Sünder nicht aus euern harten Wegen! — Mit derselben Lebhaftigkeit werden die Sünder nach ihren einzelnen Verbrechen angefahren, gewöhnlich mit dem Ausrufe *pfi*, der in der alten Sprache einen weit allgemeineren Sinn hatte, als unser jetziges pfui; pfi dû rehte tœrin! 58. pfi simôn! 13. pfi trüllerin! 126. pfi fràz! 196. pfi verràter! 59 und in fast allen Predigten pfi gìtiger! Selbst diese und ähnliche Wiederholungen, wie der nach jedem Verdammungsurtheil mild hinzugefügten Klausel: Buße und Reue ausgenommen! müssen zum Nachdruck beygetragen haben. Dahin gehören auch seine Lieblingsformeln: du mußt so lange zur Hölle seyn, als Gott ein Herr im Himmel ist, 133, 193, 200, und: der Teufel wird dir den Lohn dafür geben, ihm zerrinne dann alles Feuers, das er irgend hat! 70, 126, 307, 319, 382.

Ich bin unvermerkt wieder in die Eigenheiten der Bertholdischen Beredtsamkeit hineingerathen, von denen ich lange nicht alles, doch genug angeführt habe, um auch andere zur Lesung des merkwürdigen Buches zu reizen. Keins unter den verwichenen Jahrhunderten ist in vieler Beziehung unserer Gegenwart so vergleichbar, wie das dreyzehnte, ich meine in Empfänglichkeit für sittliche und geistige Ausbildung. Das feine, gesellschaftliche Leben stand damals in manchen Stücken auf der Spitze, für äußerliches Benehmen und Betragen scheint eine feste Regel gegolten zu haben, die später ganz verwilderte. Und selbst diese Verfeinerung zeigt sich noch deutlich im Zusammenhang mit der älteren rohen Zeit, aus der sie wie eine Blüte hervortrat, während die Lebensart unserer Tage oft aus der Fremde geborgt, und, so gefällig sie dünken mag, undeutsch ist.

Dem Herausgeber dieser Predigten gebührt das ausdrückliche Lob, mit Geschick und Kenntniß dabey verfahren zu seyn. Ohne die alte Sprache gründlich zu verstehen, hat er doch dem Text fast überall sein Recht angethan, und ihn, wie man leicht merkt, im Ganzen wohl begriffen. Einige Verstöße und Versehen habe ich im Vorausgehenden angemerkt. Die Vorrede versprach ein Wörterbuch, das im Laufe des Sommers 1824 erscheinen sollte, aber nicht erschienen ist. Erfreulich wäre, wenn Hr. Dr. Kling Lust und Muße gewönne, vorläufig und bis einmal mehr geschehen kann, noch einen zweyten Band der vorzüglichsten Reden Bertholds nachfolgen zu lassen. Vielleicht hätte er oder ein Dritter mittlerweile auch die Straßburger Handschrift, die zweyte Heidelberger, so wie das eigentliche Verhältniß der lateinischen zu prüfen Gelegenheit. Jakob Grimm.

Art. X. Organon der Heilkunst von Samuel Hahnemann, dritte verbesserte Auflage. Dresden in der Arnoldischen Buchhandlung, 1824.

Bey einiger Aufmerksamkeit auf den reichen Schatz, den Dr. Samuel Hahnemann der Arzneywissenschaft in seiner neuen Heilmethode verspricht, ist es auffallend, wie wenig öffentlichen Antheil die Aerzte des österreichischen Kaiserstaates bisher an diesem Gegenstande genommen. Außer Professor Bischoff *), und wenigen Andern, hat unseres Wissens noch Keiner derselben seine Meinung über diese neue Methode öffentlich bekannt gemacht. Es ist immer besser eine Sache ihrem eigenen ruhigen Gange zu überlassen, als sie vor ihrer weitern Entfaltung mit einem fremden Maßstabe in ihrer Breite und Tiefe auszumessen.

Doch die Sache, wohin sie nun bereits gekommen, fängt an, nicht mehr eine bloße Kontroverse unter Aerzten und Gelehrten zu seyn, sie treibt ihre Wurzel schon in das wirkliche Leben, und wuchert da um so stärker, je weniger sie fruchtbare Saat antrifft, und je mehr das Erdreich für neue exotische und einheimische Setzlinge dieser Art aufgelockert ist. — Der Stand der Dinge fordert ein ernstes Wort, und eine genauere Prüfung des neuen, uns so hochgepriesenen Heilweges, scheint Pflicht für jeden redlichen Arzt zu seyn. Doch darf an die neue Lehre kein fremder Maßstab gelegt werden, sie muß aus ihrem tieferen Schacht

---

*) Ansichten über das bisherige Heilverfahren und über die ersten Grundsätze der homöopathischen Krankheitslehre, von Ignaz Rudolph Bischoff, Professor der medizinischen Klinik, und Primararzte ꝛc. Prag, 1819.

die Goldstufe oder das taube Gestein — gleichviel — selbst zu Tage fördern, wenn sie als Grundlage eines neuen Lehrgebäudes oder Systems sich geltend machen will. Auf diese Art kann uns auch ihr Stifter keiner Unredlichkeit oder vorgefaßten Meinung beschuldigen, wenn wir treu, aber prüfend, wozu er selbst auffordert, nur das wiedergeben, was in seinen Schriften und in der Apotheose der neuen Schule als Heilschatz niedergelegt ist. Reflexion und strenge Konsequenz in Auffassung seiner Lehrsätze wird uns daher Dr. Hahnemann um so bereitwilliger zugestehen, als er selbst nur, nach seiner eigenen Versicherung *), durch vielseitige Erfahrungen und durch Schlüsse zu seiner Fundgrube, und zu den ersten Sätzen seiner neuen Lehre gekommen ist.

Der Trieb nach Wahrheit liegt unmittelbar in dem Wesen des menschlichen Geistes. Je gesetz- und schrankenloser sein Treiben im Gebiete der Wissenschaft und Kunst ist, desto mannigfaltiger sind seine Produkte und Lehrsysteme. Nur in dem Gesetze und der Schranke liegt die Wahrheit für das Endliche. Darum weiset uns jedes Zeitalter neue Produktionen und Formen dieser Art auf, die jedesmal um so abenteuerlicher gestaltet sind, je mehr sich die geistige Thätigkeit darin von ihrem Urtypus des Gesetzes und der Schranke entfernte. So sehen wir auf dem Gebiete unserer Kunst, Dogmatiker und Empiriker, Jatromathematiker und Chemiejatriker, Humoral- und Solidarpathologen auf dem Kampfplatze wehrhaft um die Siegespalme der Wahrheit ringen. Daß auch unsere Zeit dieses Kampfes nicht los werden kann, liegt am Tage. So hatte vor Kurzem England seinen Brown, Italien gegenwärtig seinen Rasori, Frankreich seinen Broussais. Konnten wir in unserem deutschen Vaterlande, das innerhalb dreyer Dezennien drey philosophische Systeme erlebte, wohl erwarten, daß diese Nebelbänke so ruhig über und neben uns hinziehen würden, ohne wenigstens den deutschen Forschungsgeist auch anzuregen? Der Gegensatz ruft immer nach der Einrichtung des menschlichen Denkgeistes einen andern hervor, ohne daß darum immer die Wahrheit schon in letzterem enthalten wäre. Wenn Brown sich an den heiligen Gesetzen der Natur schwer versündigte; wenn Broussais seine Kranken blutlos sterben läßt; wenn Rasori durch ungeheure Arzneygaben die letzte Anstrengung der Natur vernichtet: ist darum die bloße Unterlassung dieser schweren Sünden das Einzige, was für die Rettung des Kranken gethan werden kann, und vom redlichen, wissenschaftlich gebildeten Arzte auch wirklich unzählige Mal gethan wird? Wenn Hahnemann mit seinem Billiontel- und Dezilliontel-Gran Arzney seinen Kranken die noch mögliche

*) Organon §. 56.

Hülfe zu seiner Rettung versäumen läßt; wenn er, statt das Heilbestreben der Natur zu befördern, solches vielmehr eine qual- und jammervolle Selbsthülfe derselben nennt, der man durch seine echte Heilung ein Ende machen müsse [1]); wenn er seine Kranken mit immer neuen Versicherungen und Tröstungen bis zu ihrem letzten Athemzuge täuscht; handelt er hierdurch schon gewissenhafter und weiser an dem seiner Obhut und Pflege anvertrauten Menschenleben, als die Andern? Nicht an den Polen, sondern in der Mitte der Achse liegt der Schwerpunkt. Kommt der Mensch aber bey seinem Forschen darauf, die Wahrheit in den Extremen zu suchen, so erregt er unseren gerechten Verdacht, daß er nicht einmal recht wisse, was er eigentlich zu suchen habe, oder daß er das Wahre nicht finden wolle, indem er im Wahne des eigenen Wissens der Natur andere Gesetze zu unterschieben sucht, die sie gar nicht anerkennt, noch weniger sich von ihm nach denselben meistern läßt.

Neue Grundsätze und neue Lehren gewinnen aber oft schon bey Hohen und Niedern einen großen Schein der Wahrheit, wenn sie im innigeren Bande mit dem herrschenden Zeitgeiste einem gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, Hoffnung geben; wenn Leute von Ansehen und Kompetenz für die Sache, stillschweigend oder laut, erkennen lassen, daß sie ihr nicht abgeneigt, oder wohl gar selbst damit einverstanden seyen; wenn endlich das Neue selbst einen scheinbar guten Erfolg hat, oder es wenigstens nicht schwer macht, solchen von ihm zu behaupten. Daß dieses aber alles noch kein Beweis für die Richtigkeit und Wahrheit einer neuen Sache und Lehre selbst sey und seyn dürfe, weiß der, welcher die zahllosen Verirrungen des menschlichen Geistes im Gebiete der Wissenschaft und Kunst auch nur in allgemeinen Umrissen kennt. Es gibt keine Absurdität, keine Thorheit, ja nicht einmal im Moralischen ein Laster, das nicht seine Vertheidiger und Anhänger gefunden. Um nur auf dem Gebiete unserer eigenen Kunst zu bleiben, was ist nicht, seitdem es Arzneykunde gibt, alles schon gelehrt, behauptet, bestritten und wieder vergessen worden? — So ließ schon nach dem Zeugnisse des Celsus [2]) und Galenus [3]) der vom wahren Hippokratischen Heilwege abgekommene Arzt Petron seine Kranken in hitzigen Fiebern mit Kleidern überdecken, und vor Durst verschmachten; sobald das Fieber anfing nachzulassen, gab er ihnen kaltes Wasser, um den Schweiß zu befördern, und nach der Entscheidung desselben Schweinefleisch und Wein, so

[1]) Organon §. 63. Anmerk.

[2]) Celsus, Libr. III. c. 9.

[3]) Galen. Coment. I. in Libr. de victu acutar.

viel sie nur wollten. Dieser im Alterthume berühmte Arzt hatte großen Zulauf und viele Anhänger unter seinen Zeitgenossen. Was erzählt uns nicht Plinius *) von dem Unsinn eines gewissen Charmis aus Massilien, den er mit kalten Bädern und Waschungen zu seiner Zeit trieb? Das Muster und Vorbild aber von allen späteren Charlatans, Thessalus von Tralles, erwarb sich durch seine Verachtung aller vor ihm gemachten Entdeckungen und Erfahrungen großes Ansehen. Mit der Grobheit eines Wollkämmers und Fuhrmannes lästerte er die Alten, und nannte sich einen Ueberwinder der Aerzte (ἰατρονίκης). Dieser Mann ohne alle gelehrte Kenntniß und ohne nur das Geringste für die Arzneykunst gethan zu haben, zog mit seiner clinique ambulante durch die Straßen des alten Roms, und versprach, seinem Trosse innerhalb sechs Monaten die ganze Medizin zu lehren, und ihm das Privilegium zum Kurieren zu ertheilen. Zu den Zeiten Trajans galt der Dialektiker Archigenes für ein solches Muster großer Gelehrsamkeit, daß er einen eigenen ganz neuen Sprachgebrauch in die Medizin einführte, der selbst dem gelehrten Galen nicht mehr verständlich war. Besonders gab er sich, hierin ähnlich unserm deutschen Reformator, alle erdenkliche Mühe, die Abstufungen des Schmerzes durch Worte deutlich zu machen. Man sieht aber wohl, daß die griechische Sprache so wenig als die deutsche diese unbestimmten und dunkeln Gefühle in bestimmten Wort- und Begriffsformen zu bezeichnen vermochte. — So könnten wir noch sehr viele andere Beyspiele von Abgeschmacktheiten, Aberglauben und Unsinn anführen, die alle über die jedesmalige Denk- und Handlungsweise der Zeitgenossen die größte Herrschaft ausübten, und mit ihren Riesenschatten von Zeit zu Zeit die lichtern Regionen der Wissenschaft und Kunst verdunkelten, wenn wir nicht fürchten müßten, dadurch zu weit von unserem eigentlichen Gegenstande abzukommen. Wie hat nicht seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften eine medizinische Theorie, ein System das andere verdrängt, von denen das nachfolgende jedesmal der Antagonist des vorhergehenden war? Und doch stand jedes eine Zeitlang in Ruhm und Ansehen, die Schulen vertheidigten es, der Troß der Aerzte kurirte nach ihren Vorschriften. So ist demnach die allgemeinere Verbreitung und Annahme einer Sache noch kein Beweis für ihre Wahrheit, die neue Heilmethode theilt diese Verbreitung und den ihr zeitlich gewordenen Beyfall mit den größten Thorheiten und Absurditäten der alten und neuen Zeit.

Die homöopathische Heilmethode sucht den Zweck und die Lö-

*) Plinius libr. VII. c. 29.

fung ihrer Aufgabe auf eine doppelte Art zu erreichen: durch eine eigenthümliche Lebensordnung oder Krankendiät und durch Arzneyen. Was den Punkt der ersteren betrifft, so ist solche aus den Grundansichten der neuen Schule abgeleitet, und muß darum auch in ihrer Eigenthümlichkeit ein gleiches Schicksal mit derselben haben. Wir sind übrigens weit entfernt, den großen und wichtigen Einfluß einer einfachen, der Natur gemäßen Lebensordnung bey Heilung der Krankheiten in Abrede zu stellen; vielmehr erkennen wir sehr gerne an, daß die neue Heilmethode alles, was sie leisten kann, und was sie nach den Lobpreisungen der Schule schon geleistet haben soll, nur allein ihr, ungeachtet ihrer Eigenthümlichkeiten, zu verdanken habe. Darin aber, daß Hahnemann der Erfinder, wohl gar Verbesserer der Diätetik sey, können wir den Neologen durchaus nicht beypflichten. Wir haben hierin schon Muster und Vorbild bey den Alten. Nach dem Zeugnisse des Celsus [1]) war zu seiner Zeit schon die Arzneykunst in drey Theile getheilt Der erste Theil handelte von der Nahrung, der andere von Arzneyen, der dritte von der Chirurgie. Die berühmtesten Männer des Alterthums machten den ersten Theil zum Hauptgegenstande ihrer Forschungen. Von ihnen blieben mehrere, wie Serapion, Apollonius, Glaucias und noch andere im Gebiete der bloßen Erscheinungen: die Beobachtung und der Versuch waren ihnen die Hauptsache. Dagegen suchten wieder andere tiefer in das Wesen der Erscheinungsformen einzudringen. So abenteuerlich und so altklug, wie Hahnemann, hat aber noch kein Arzt des Alterthums und der spätern Zeit die Grenzlinie zwischen Nahrungs- und Arzneymittel gezogen. Er allein scheint tiefer als alle seine Vorgänger und Zeitgenossen in die geheime Werkstätte der Natur eingedrungen zu seyn, um das gefährdete Menschenleben gegen die drohende Gefahr in seine Obhut zu nehmen, die ihm vom Genusse eines Cichorienblattes, oder von einer Scheibe Sellerie- und Petersil-Wurzel erwachsen könnte.

Die Bereitung des Nahrungsstoffes im Körper war von jeher eine Streitsache unter den Aerzten des Alterthums und der spätern Zeit. So behauptete die Schule des Erasistratus [2]), daß das Nahrungsmittel im Magen bloß zertheilt und aufgelöst werde. Dagegen schrieb Plistonicus, der Schüler des Praxagoras, die Bereitung desselben der Fäulniß, Hippokrates aber der eingepflanzten Wärme zu. Alle diese Theoreme über die Entstehung des Nahrungsstoffes verwarf die Schule des Asklepiades, und behauptete dagegen, daß der Nahrungsstoff

---

[1]) Celsus Libr. I.

[2]) Celsus Libr. I.

ohne Kochung und ohne Verdauung, so wie er ist, und vom Magen aufgenommen wird, unmittelbar von da zur Erhaltung und Bildung des organischen Lebens verwendet werde. Diese letztere Ansicht ist ohne Widerrede die materiellste unter allen bisher über diesen Gegenstand bekannt gewordenen Meinungen, und Hahnemann erweckt in uns durch seine genaue Markung der Nahrungsmittel, wobey er jedes Reizverhältniß derselben zum Organismus unbeachtet läßt, den gegründeten Verdacht, daß er der gleichen Meinung des berühmten Bithyniers sey. Bey dieser atomistischen Lebensansicht wurde nun freylich vom Stifter der neuen Schule die lebendige Thätigkeit des Organismus, wodurch das Nahrungsmittel erst im Magen und in der Sphäre aller organischen Wechselbestimmungen den Grundtypus zur Erhaltung und Ernährung des Lebens erhält, in den Hintergrund gebracht. Es mußte darum auch die sich der gemeinsten Natur aufdringende Beobachtung und tägliche Erfahrung von ihm unbeachtet bleiben, daß nämlich unter vielen Lebensverhältnissen bisweilen das beste Nahrungsmittel positive Schädlichkeit, dagegen die in mehrfacher Beziehung sonst arzneyliche Pflanze, zum Theil wenigstens Nahrung gebend, oder doch Ernährung befördernd seyn könne.

Wenn sich Hahnemann um Beweise für unsere Behauptung umsieht, so kann er sie im Einzelleben, wie im Leben ganzer Völker, die bey einer Nahrungsweise, die uns durchaus nicht zusagen und uns krank machen würde, dennoch stark und kräftig sind, zur Genüge antreffen. Das, was nähren soll, muß verdauet werden. Diese organische Funktion erfordert aber Kraft, die durch das Nahrungsmittel selbst, oder durch dessen Zubereitung, manchesmal durch einen Zusatz zu demselben geweckt werden muß, wenn die Verdauung vollkommen und dem individuellen Leben angemessen vor sich gehen soll. Eine höhere dynamische Lebensansicht kann uns demnach allein der Lösung dieser Aufgabe näher bringen. Von einem unmittelbaren Uebergange des Nahrungsstoffes in das Blut und in die übrigen organischen Bildungen kann in ihr keine Rede seyn, so wenig als eine genaue Markung zwischen dem, was dem einzelnen individuellen Leben ersprießlich oder nachtheilig seyn müsse, in der Natur und bey dem in unzählige Formen ausgegossenen Menschenleben aufgestellt werden kann.

Wir müssen demnach die Wichtigkeit des Verdienstes der neuen Lehre, daß sie die Diätetik nach dem Muster der Alten wieder in ihre vorigen Rechte eingesetzt habe, vor der Hand dahin gestellt seyn lassen, weil jedes einseitige Auffassen einer Sache, wenn sie auch noch so gut und löblich an sich selber ist, dennoch zu großen Mißgriffen Veranlassung geben kann, die dann von

ihrer Seite eben wieder so nachtheilig werden können, als es die gute Sache dadurch wurde, daß sie unbeachtet blieb.

Nach Festsetzung des Gesichtspunktes, von welchem aus die neue Heilmethode allein richtig ins Auge gefaßt werden kann, kommen wir nun zum Hauptinhalte derselben. Dieser muß aber nach einer doppelten Seite in nähere Betrachtung gezogen werden. Für's Erste müssen wir das Grundwesen der Hauptlehrsätze in unsere Untersuchung nehmen, weil nur von diesem Punkte aus, das Ganze sein Licht und Verständniß erhalten kann. Dann müssen wir aber für's Zweyte auch sehen, wiefern der Verfasser seinen Lehrsätzen in den Folgerungen getreu geblieben, und wie er sie auf seine Theorie und Praxis angewendet habe.

Wenn wir tiefer in den Ideengang des Urhebers der neuen Lehre eindringen, so lernen wir bald eine doppelte Anschauungsweise der Natur in ihm näher erkennen. Einmal stellt er sich uns in der bloßen Erscheinungswelt befangen, als Empiriker in der gemeinsten Bedeutung des Wortes dar. Theorie und Praxis tragen den Stempel des rohesten Empirismus. Die Gesammtheit der Krankheitssymptome sind das Einzige, was der Arzt von der Krankheit wissen kann, und zu wissen nöthig hat [1]). Hahnemann nennt das Wesen der Krankheit ein nutzloses, ergrübeltes Gedankending und setzt sogar in seinem Beyspiele die Kraft, wodurch die Kugel in ihrer Fortbewegung erhalten wird, unter die Symptome [2]). Diese Gesammtheit der Erscheinungen als äußerer Reflex des nicht zu ergrübelnden Gedankendinges des Wesens der Krankheit ist ihm [3]) darum alles, was der Heilkünstler erkennen und wegnehmen kann; ist er damit in Ordnung [4]), so hat er auch die innere Veränderung als das Totale der Krankheit gehoben, und folglich seine Aufgabe vollkommen und gründlich gelöst [5]). — Auf diese und ähnliche Weise philosophirte schon vor den Zeiten des Celsus die alte empirische Schule [6]).

Sie verwarf gleich unserem Reformator die Aufsuchung des innern Wesens der Krankheit und alles Ursächlichen der organischen Verrichtungen, weil die Natur in ihrem innern Walten ein ewiges Räthsel bleibe. Dieses erhelle auch schon aus den Widersprüchen der Philosophen und Aerzte, die verschieden in ihren Theorien doch mit gleichem Glücke ihre Kranken behandelten.

---

[1]) Organ. §. 6.

[2]) Organ. §. 6. Anmerk.

[3]) Organ. §. 8.

[4]) Ebend. §. 10.

[5]) Ebend. §. 11.

[6]) Celsus, Libr. I.

:se Kenntniß demnach ohne sichere Basis und unerreichbar
o sey es gerathener, sich auch hier, wie bey allen übrigen
n bloß an die Erfahrung zu halten, indem ohnehin die
he Kunst nicht von diesen Forschungen, sondern von der
chtung und Erfahrung ihren Anfang genommen. Uebri-
leibe die Erforschung der Arzneykräfte das Hauptgeschäft
ztes. Gesetzt auch, daß eine neue bisher noch nicht beob-
Krankheit zum Vorschein käme, so könne man nach ih-
ehnlichkeit und den ähnlichen schon bekannten Arzney-
ı durch Versuche die für sie geeignete Hülfe entde-
Die Hauptsache bleibe immer, daß man nur wisse, was
ankheit heile, an der Kenntniß ihrer Ursache liege sehr
; eben so überflüssig sey die Erforschung des innern We-
nd der Ursachen der Verdauung, des Athemholens, des
aufes u. s. w.

Diesen Grundansichten des alten Empirismus hat ohne
rede Hahnemann den Geist seiner neuen Lehre angebil-
Nur sieht man auf den ersten Blick, um wie viel näher
te Schule der Lösung ihrer eigentlichen Aufgabe vor der
n war, da sie ihre Versuche und Beobachtungen unmittel-
Felde der Krankheit anstellte, während Hahnemann
ı gleichem Geiste angestellten Forschungen auf einen ganz
n Lebenskreis richtete, und erst von diesem aus durch einen
g in das ärztliche Gebiet zu kommen trachtete. Zwar
t er noch keiner andern ärztlichen Doktrin, die Pathologie
ommen, gleich dem alten Empirismus, offene Fehde an;
nan sieht, wie stark die Knospe schwillt, und wie schwer
fällt, damit bis jetzt noch zurück zu halten. Da dem
Heilkünstler nach seinem Sinne bloß das Feld der
nungen, und die nach der Schulform gemachte Be-
ı derselben von einem Lebenskreise auf den andern für sein
rk angewiesen ist, so geht daraus klar hervor, daß dem
athischen Arzte die Anatomie und Physiologie ganz über-
und entbehrliche Dinge sind, daß er nicht zu wissen
, ob der Mensch einen Magen oder Herz habe, ob Blut
asser in seinen Adern rinne, wenn er nur Luchsaugen für
gende Spiel der Erscheinungen hat, und ihre Anwendung
jenseitige Beziehung nach dem neuen Schulleisten gründlich
. Wie viel weiter die alten Empiriker, ungeachtet ihrer ein-
Naturanschauung, vor unserem Neologen voraus waren,
ch auch daraus, daß sie sorgfältige Rücksicht auf die Gele-
ursache der Krankheit, als ein nothwendiges Bedingniß
ung nahmen *), daß sie eine sorgfältige Wahl unter den Er-

ılen. de optima Sect. pag. 18.

scheinungen als Gegenstand ihrer Beobachtung anstellten, und durch Unterscheidung der wesentlichen Krankheitszufälle, von dem Zufälligen und bloß Mittelbaren derselben ihre Theoreme bildeten. Außer dem Uebergange zum Aehnlichen [1]) (ἡ τοῦ ὁμοίου μετάβασις), was der neue Empirismus, wiewohl in einem anderen, noch weiteren Sinne, zur einzigen Kurregel abgeborgt hat, hatten sie noch den Epilogismus, den sie den wahrscheinlichen Grundsatz nannten, um durch ihn in schwierigen Fällen von dem Aeußern und Sinnlichen zur Erkenntniß der verborgenen Gelegenheitsursache der Krankheit zu gelangen. Es ist demnach Thatsache, daß der neue Empirismus in seiner Naturanschauung und den daraus für den Heilzweck gewonnenen Kenntnissen noch weiter zurück ist, als es die nämliche Schule dreyhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung war. So sehr wir auch bemüht waren, den alten Geist, wo nicht noch etwas Besseres, darin wieder zu finden, so leid thut es uns, wenigstens von dieser Seite betrachtet, kein anderes Urtheil über die neue Lehre schöpfen zu können.

Nun kommen wir zu der anderen Seite der Naturanschauung Hahnemanns, welche dieser so eben dargestellten geradezu entgegengesetzt ist. Diese Seite zeigt uns, wie geistig der Verfasser des Organons die ganze Natur erfaßt habe, daß selbst alle Erscheinung, Stoff und Masse für den leiblichen Sinn verschwindet, und nur dem geistigen Auge allein ihre Psyche noch sichtbar bleibt. Er nennt die Krankheit eine geistige Verstimmung unseres geistigen Lebens in Gefühlen und Thätigkeiten [2]). Wie ist nun Hahnemann auf einmal zu dieser Definition der Krankheit gekommen? Er, der bloß im Erscheinungsgebiete des gesunden und kranken Lebens befangen, von dem echten Heil-

---

[1]) Der Uebergang zu dem Aehnlichen geschah bey den Alten von den in die Sinne fallenden Erscheinungen auf die Nothwendigkeit einer ähnlichen Behandlung. Der Schluß galt aber nur immer auf gleichem Felde der Erscheinungen, er mochte nun bey den Arzneymitteln oder bey den Krankheitserscheinungen selbst gemacht werden, statt daß Hahnemann diesen Uebergang unbedenklich vom gesunden Leben auf das kranke, und umgekehrt macht. So urtheilten z. B. die alten Empiriker vom Nutzen der Quitten im Durchfalle auf gleichen Nutzen der Mispeln in der nämlichen Krankheit, weil sie in beyden Früchten gleiche sinnliche Eigenschaften wahrnahmen. So bewog sie eine der andern ähnliche Krankheitsform, z. B. des Rothlaufes und der Flechten, zu einer gleichen, wenigstens ähnlichen Behandlung beyder; statt daß die neue Lehre ihre Hauptaufgabe einzig und allein darein setzt, aus der künstlichen Krankheitserscheinung im gesunden Leben die Indikation allein für die jener ähnliche, aber wirkliche Krankheit zu finden.

[2]) Organ. §. 53.

künstler nach seiner Weise nichts anderes forderte, als daß solcher die Erscheinungen in beyden Lebenskreisen gehörig zu deuten, und nach Maßgabe seines jedesmaligen Bedarfs die einen an die Stelle der andern zu setzen verstehe, indem dieses Aeußere des gesunden und kranken Lebens nur das Einzige sey, was der Arzt wissen könne und zu wissen nöthig habe? Was uns hier der Stifter der neuen Lehre auf einmal von dem Wesen der Krankheit sagt, hat er doch nicht mit seinen leiblichen Sinnen wahrgenommen, eben weil es eine immaterielle Verstimmung unseres Befindens ist. Es muß daher ein Produkt seines eigenen Denkgeistes seyn. Nun ist uns aber über das Wesen der Krankheit, als ein von ihm sogenanntes ergrübeltes Gedankending, von dem wir nichts wissen können, verboten, weitere Nachforschungen anzustellen, und der, von welchem dieses Gebot an uns ergeht, thut es nun selber? Hahnemann läßt uns nicht lange hierüber in Ungewißheit. Er bedarf dieser geistigen Anschauungsweise der Natur und des kranken Lebens, die nicht einmal wahr ist, weil Stoff und Masse Grundelemente der Natur und des organisch-leiblichen Lebens sind, um alles zu verwerfen, was der ärztliche Fleiß seit Jahrtausenden sammelte; um uns glauben zu machen, daß es gar keine Krankheitsstoffe gebe [1]), und daß die Fortpflanzung wirklicher Ansteckungskrankheiten gar keines materiellen Vehikels nöthig habe [2]); um uns ferner lächerlich zu machen, wenn wir in Krankheiten bemüht sind, etwas Materielles aus dem Körper wegzuschaffen, oder wohl gar die Natur in diesem Geschäfte zu unterstützen [3]); endlich um uns durch die bloß geistig-dynamische Verstimmung des Lebens im kranken Zustande zu beweisen, daß ein Billiontel und Dezilliontel Gran Arzney noch immer eine kräftige Gabe sey, um allen diesen Verstimmungen wie mit einem Zauberschlage auf einmal ein Ende zu machen. Dieses sind die Gründe, welche den Stifter der neuen Schule veranlaßt haben, die Natur und das Leben auch von ihrer geistigen Seite gegen den Grundtypus seiner Lehre, und mit Aufopferung aller Konsequenz in derselben, aufzufassen. Alles, was demnach im Organon, als dem Kanon der neuen Heilwissenschaft, enthalten ist, schwankt zwischen diesen zwey Extremen einseitig aufgefaßter Naturanschauung, und wird nach dem einen oder andern dieser Gesichtspunkte behandelt, je nachdem er dem Verfasser für seine Beweisführung besser angemessen scheint, und zum Leisten seiner neuen Lehre tauglich ist.

---

1) Organ. §. 55.
2) Ebendas. §. 56.
3) Ebendas. §. 58, 62, Anmerkung.

Der oberste Satz der homöopathischen Lehre ist folgender [1]: »Eine schwächere dynamische Affektion wird im lebenden Organis»mus von einer stärkeren dauerhaft ausgelöscht, wenn diese dem »Wesen nach von ihr abweichend, ihr sehr ähnlich in ihrer Aeu»ßerung ist.« Hier finden wir auf einmal in dem obersten homöopathischen Lehrsatze das ergrübelte, unerkennbare Gedankending, das Wesen der dynamischen Affektion aufgenommen. Wir müßten uns sehr wundern, wie Hahnemann von seinem empirischen Standpunkte aus auf einmal zu einem Wesen der Dinge gekommen, das er doch im Felde der Erscheinungen nicht kennen lernte, wenn wir nicht mit einer andern und höhern Anschauungsweise der Natur von Seite des Verfassers bekannt geworden wären. Da die Erscheinung nach ihm das Einzige ist, was der Arzt von der Natur erkennen kann, und zu erkennen braucht, so sollte man bey gleicher Erscheinungsform zweyer Dinge eher den Schluß auf eine Gleichheit als Ungleichheit ihres Wesens machen. Hahnemann hat aber die Sache umgekehrt. Weil er es zu seiner Beweisführung gerade so nöthig hatte, so postulirte er bey gleicher Erscheinungsform ein anderes qualitativ-verschiedenes Wesen der Dinge, wozu er aber auf bloß empirischem Wege, als seiner einzigen Erkenntnißquelle durchaus nicht gelangen konnte. Er hat uns demnach gerne oder ungerne das offene Geständniß gemacht, daß es außer der bloß empirischen Anschauung noch einen andern Weg zur Erkenntniß der Wahrheit gebe, ja daß erstere nur in Verbindung mit der andern eine höhere Beleuchtung und sichere Basis erhalten könne. Er sagt uns auch, daß er durch Erfahrung und Schlüsse zu seiner Lehre gekommen sey [2]. Wir haben gegen diesen doppelten Weg zur Erkenntniß durchaus nichts einzuwenden, nur verlangen wir, daß uns dasselbe, was er vermöge der innern Einrichtung seines geistigen Wesens zu thun genöthiget war, auch zu thun erlaubt sey, daß wir nämlich die zu einem geistigen Bilde gewonnene Thatsache des empirischen Bewußtseyns vermöge unserer höheren Geistesthätigkeit als Stoff zu höherer Erkenntniß behandeln dürfen, um so in das Gebiet von Wahrheiten zu gelangen, welche nicht unmittelbar bloß aus dem Boden des empirischen Feldes hervorgewachsen sind.

Hahnemann ist zu diesem Feldfrevel im Gebiete der höheren Intelligenz dadurch gekommen, daß er es für absurd und lächerlich, ja für unmöglich hielt, daß zwey in Form und Wesen sich gleiche Dinge eines das andere sollten

---

[1]) Organ. §, 65.

[2]) Organ. §. 65.

aufheben und vertilgen können *). Da diese Aufhebung und Vertilgung des einen durch das andere bey gleicher Erscheinungsform das höchste Prinzip der homöopathischen Heilmethode ausmacht, und er solches unmöglich im Gebiete der bloßen Erscheinungen finden konnte, so postulirte er es vom spekulativen Standpunkte aus, ohne weitere Beweise darüber anzuführen.— Ungeachtet wir dem Grundgesetze des Gegensatzes das Primat im Bestande und Wechsel des höheren und niederen Lebens einräumen, und in diesem Stücke mit dem Verfasser des Organons vollkommen einverstanden sind; so läugnen wir aber das Erforderniß der gleichen Erscheinungsform zweyer Dinge zu ihrer gegenseitigen Beschränkung und Vertilgung als falsch und grundlos, und behaupten dagegen, daß zwey Dinge in ihrer Wechselwirkung auf einander eines das andere in seinem Daseyn und seiner Wirkung beschränken und aufheben könne, ohne daß zu dieser Wirksamkeit gerade eine gleiche Erscheinungsform beyder nöthig sey, ja daß diese Wirkung unter entgegengesetzten Erscheinungen erfolgen könne. Da der Beweis für diese Behauptung das Grundprinzip der homöopathischen Heilmethode in seiner ganzen Blöße darstellen muß, so halten wir es hier für den schicklichen Ort, die Gründe dafür näher aus einander zu setzen.

Es können zwey Dinge in ihrer obersten Erscheinungsform unter einander gleich und ähnlich, in ihrem Wesen aber dennoch von einander verschieden seyn. Dieser Satz wird uns von dem Verfasser des Organons als wahr zugestanden, weil er aus ihm einen Grundpfeiler seiner neuen Lehre selbst gemacht hat. Allein darum, weil die allgemeinere Erscheinungsform der Dinge sich gleich und ähnlich ist, wird der besondere Ausdruck ihres qualitativ verschiedenen Wesens noch gar nicht aufgehoben, vielmehr gehört er wesentlich zur Sache, weil wir sonst vom empirischen Standpunkte aus gar nicht berechtiget wären, bey der Einerleyheit der Form ein verschiedenes Wesen der Dinge zu postuliren. So ist, um die Sache durch ein Beyspiel anschaulicher zu machen, bey den Arzneyen ihre oberste und allgemeinste Erscheinungsform in Beziehung auf das organische Leben, das Reizverhältniß.

Brown, durch dieses allgemeine und richtige Verhältniß getäuscht, erhob es zum obersten Grundsatze seines Systems, das sich wegen seiner Einseitigkeit, wodurch es die speziellern Ausdrücke der Naturpotenzen unbeachtet ließ, ungeachtet aller gegebenen Mühe, nicht lange erhalten konnte. So sind, um noch

*) Organ. §. 21 Anmerkung.

weitere Thatsachen anzuführen, Wein und Mohnsaft in Rücksicht allgemeinerer Lebenserscheinungen, welche bey ihrer Einwirkung auf den lebenden Organismus zu Tage kommen, einander sehr ähnliche Arzneypotenzen, beyde befördern den Herzschlag, beyde machen munter und fröhlich, beyde bringen in stärkerem Grade Betäubung, und beyde lassen in ihrer Nachwirkung Abspannung des physischen und geistigen Lebens zurück. Welcher Arzt kennt nicht die Wirkung verschiedener Neutralsalze, der Rhabarber, der Sennesblätter u. s. w., auf den Darmkanal? und dennoch wie verschieden ist nicht das eigentliche Wesen, die innere Kraft aller dieser Arzneypotenzen ungeachtet ihrer gleichen und ähnlichen Wirkungsweise auf den menschlichen Körper! Aus diesen angeführten Beyspielen ergibt sich klar und deutlich, daß die Erscheinungsform der Dinge in ihren allgemeineren Kreisen durchaus nicht Leitungsprinzip für die Erkenntniß des Wesens oder der innern Kraft derselben werden dürfe, weil oft wesentlich verschiedene Dinge diese allgemeinere Art der Manifestation mit einander gemeinsam haben, und folglich aus ihr weder erkannt noch näher bestimmt werden können, ohne daß nicht Täuschung und Nachtheil verschiedener Art daraus erfolgen müßten.

Allein nicht bloß von der allgemeinen Erscheinungsform der Arzneypotenzen in ihrem Gegensatze mit dem Prinzipe des Lebens kann kein Schluß auf ihre eigenthümliche Kraft und Wirksamkeit gemacht werden; sondern nicht einmal ihre konkretere und spezielle Form ist der Ausdruck ihres eigenthümlichen Wesens, in sofern der andere Faktor der Erscheinungsform, das individuelle leibliche Leben selbst stets ein anderes ist, und folglich die Erscheinung als das Produkt der Wirksamkeit der Naturpotenz auf das Prinzip des Lebens, immer nach der Verschiedenheit des letzteren eine andere seyn muß. Ueber die unbezweifelte Wahrheit dieses Satzes hat Hahnemann vielfältige Erfahrungen selbst gemacht, indem er bey seinen Versuchen mit einer und derselben Arzneysubstanz bey verschiedenen Personen immer wieder auf andere Erscheinungen oder künstliche Krankheitssymptome kam, und demnach das oft so reiche Arzneysymptomen-Verzeichniß eigentlich nichts anderes als der Inbegriff der verschiedenen Erscheinungsformen einer und derselben Arzney bey verschiedenen Personen enthält. Auf dem Wege seiner Untersuchungen ist er auf Idiosynkrasien, auf verschiedene Anlagen und Konstitutionen gekommen, die ihm jedes Mal wieder eine andere Erscheinungsform darboten, so, daß er öfter eine doppelte und mehrfache Arzneygabe reichen mußte, um nur einige Symptome vom Leben zu erpressen. Hiedurch allein hätte er das Wandelbare und Unbeständige der Erscheinungsform als Leitungs-

prinzips zur Aufsuchung und Bestimmung der inneren Kraft und Wirksamkeit der Arzney verwerfen müssen, wenn er anders nicht zu sehr von seiner Lieblingsidee wäre eingenommen gewesen. So sehen wir bey den einfachsten Versuchen, wie eine und dieselbe Arzneygabe anders auf den kindlichen Organismus, anders auf den erwachsenen Menschen, anders im gesunden und kranken Zustande wirksam ist. Die gleiche Gabe Brechweinstein verursacht dem Kinde Erbrechen, der Erwachsene erfährt davon kaum eine leichte Ueblichkeit, gelinde Diarrhöe oder vermehrte Hautausdünstung u. s. w. Es wäre mehr als rabulistische Weitschweifigkeit, diese allgemein anerkannte Wirkungsweise derselben Arzney auf dem empirischen Felde noch mit mehr andern Beyspielen nachzuweisen. Genug, es geht aus den eigenen Beobachtungen Hahnemanns und der täglichen Erfahrung eines Jeden klar und deutlich hervor, daß die Wirksamkeit einer Arzneypotenz durchaus nicht an eine sich gleichbleibende Erscheinungsform gebunden sey, sondern, daß vielmehr letztere mit dem veränderten Faktor des individuellen Lebens jederzeit zugleich verändert werde, und verändert werden müsse.

Die Vergleichung des gesunden und kranken Zustandes kann uns diese Nothwendigkeit einer verschiedenen Erscheinungsweise noch deutlicher machen. Bey dem gesunden Leben zeigt sich der organische Charakter rein und ungetrübt, Erregung und Bildung, Einheit und Mannigfaltigkeit, Zweck und Mittel sind aufs innigste mit einander verschmolzen, die mannigfaltigen Bildungen und Thätigkeiten greifen alle harmonisch in einander. Diese harmonische Wirksamkeit der Naturkraft stellt sich durch eine Reihe von Erscheinungen, durch Form und Mischung und durch den gleichen Typus der organischen Funktionen dar, der in seinem Reflexe auf das Vorstellungsvermögen sich als Zustand des Wohlbefindens offenbaret. Im Zustande des kranken Lebens sind dagegen alle diese Verhältnisse sehr geändert. Der organische Charakter in seiner Identität von Einheit und Mannigfaltigkeit, von Thätigkeit und Bildung ist gestört, an die Stelle des Dualismus, der Gegensätze unter dem Gesetze der Einheit, tritt eine Reihe von Abnormitäten in Thätigkeit und Bildung hervor, die im Gefühle das Uebelseyn, in ihrer mannigfaltigen Modifikation aber den Krankheitsprozeß darstellen. — Daß es über dieses Alles im gesunden und kranken Leben noch unendlich viele Abstufungen gebe, und daß das individuelle Leben eigentlich die Sprossenleiter dieser Abstufungen sey, versteht sich wohl leicht von selbst. Welchen Unterschied machen nicht über dieses noch Alter, Geschlecht, Temperament als besondere Formen des Seyns und der Thätigkeit des besondern Lebens! Und doch ungeachtet aller dieser Ver-

schiedenheit des Lebensfaktors, und gegen seine eigene Erfahrung in der Sphäre des gesunden Lebens, stellt Hahnemann die unerläßliche Forderung, daß dieselbe Arzneypotenz, um wahres Heilmittel zu seyn, ein gleiches Produkt, eine gleiche Erscheinung sogar im kranken Leben allzeit setzen müsse. Eine andere Receptivität, ein anderes Wirkungsvermögen, eine andere Summe der Kraft und doch das nämliche Produkt im Innern sowohl, als in der Erscheinungsform! Wem sollte nicht klar und deutlich seyn, daß gerade das Gegentheil von dem allen erfolgen müsse, was Hahnemann als einziges und unerläßliches Heilbedingniß fordert [1]). Und dennoch behauptet er, daß nur auf diesem Wege die Heilung der Krankheit möglich sey; daß das Arzneysymptom jenes der Krankheit vollkommen decken, das heißt, an seine Stelle selbst treten müsse, wenn letzteres von ersterem getilgt und ausgelöscht werden, und dadurch gründliche Heilung erfolgen solle. Die sogenannte homöopathische Verschlimmerung muß die Urkunde und den Beweis dieser Deckung liefern, indem in ihr nach der Lehre des Meisters die Symptome der Arzney an die Stelle der Krankheitserscheinungen treten, und letztere, um gründlich und wahrhaft zu heilen, noch ein wenig an Stärke übertreffen müssen.

Wenn demnach nach unserem Dafürhalten erwiesen ist, daß eine und dieselbe Arzneypotenz jederzeit nach der Verschiedenheit des Lebensfaktors andere Erscheinungen bey ihrer Einwirkung setzen muß, und nach aller Erfahrung wirklich setzt; wenn nach dem Zeugnisse der letztern von einem und demselben Arzneymittel unter verschiedener Erscheinungsform wirkliche Heilung schon unzählige Mal erfolgt ist; so kann das Prinzip der Heilung nicht in der Erscheinungsform, sondern es muß im Wesen der Arzney selbst liegen, das unter verschiedenen und mannigfaltigen Erscheinungsformen den Akt der Heilung vom spekulativen Standpunkte aus vollbringen muß, und nach mehr als zweytausendjähriger Erfahrung auch wirklich unter den verschiedensten Modifikationen vollbracht hat. Der Schöpfer dieses neuen, aber unhaltbaren Heilgesetzes hat zwar nebst der Fülle seiner angeblich eigenen Erfahrungen hierüber, noch die Erfahrungen von dritthalbtausend Jahren auf seinem Prokrustes-Bette gedehnt, und verkürzt, so gut es gehen wollte, um sie in seinen modernen Guß zu bringen [2]). Allein die Natur vollbringt ihr Heilgeschäft nicht nach dem verjüngten Maßstabe ihres neuen Meisters, sondern nach eigenen ewigen Gesetzen, die nur dem klaren, von keinem

[1]) Organ. §. 29, 155, 162.

[2]) Organ. Einleitung.

Vorurtheile geblendeten Auge offenbar werden. Wir können daher aus dem über diesen Gegenstand Vorgetragenen die vollkommene Bürgschaft erhalten: daß der von Hahnemann zur Heilung postulirte Typus der Arzneywirkung der Natur unterschoben sey, und sie auch unter den verschiedensten Erscheinungsformen echte und gründliche Heilung bewirken könne.

Es wäre aber ein Anderes, wenn die Arzneypotenz an und für sich als solche in bloßer Wechselwirkung mit der äußern Natur, ohne in den Kreis organischer Thätigkeit aufgenommen zu seyn, sich für den Heilzweck schon offenbaren könnte. In diesem Falle müßte ihre Manifestation einfach und gleichförmig nach dem Dualismus ihrer Grundkräfte geschehen, und darum immer dieselbe bleiben. Allein die Erkenntniß der Arzneykraft, in wiefern letztere wirkliche Heilpotenz sey, kann nur aus ihrer Wirkung auf das kranke Leben selbst hervorgehen, so viele Mühe sich auch die Naturphilosophen gegeben haben, diese Erkenntniß auf anderem Wege, aus für die Sinne qualitativ verschiedenen Eigenschaften der Arzneykörper, aus ihren nähern und entfernteren Bestandtheilen, dem Sauer-, Kohlen- und Wasserstoff u. s. w. zu erhalten. Eben so fruchtlos ist darum auch das Bestreben der neuen Schule, diese Aufgabe im Kreise des gesunden Lebens, und zwar aus der wandelbaren Erscheinungsform der Arzneypotenz zu lösen, und durch einen versteckten Epilogismus auf das kranke Leben zu übertragen.

Wir sehen uns demnach genöthiget, den neuen Forschungen ihren so hoch angeschlagenen Werth und ihre Bedeutung für das Heilgeschäft großentheils abzusprechen. Nicht in den Erscheinungen, sondern im Wesen liegt die Heilkraft: jene können und müssen nach dem verschiedenen individuellen Lebensfaktor stets verschieden zur Gestaltung kommen; dieses bleibt dagegen unter jedem Verhältnisse immer eines und dasselbe, und wird als Heilkraft nur aus seinem unmittelbaren Erfolge der Setzung des gesunden an die Stelle des kranken Lebens erkannt. Es soll zwar nach der neuen Schule Arzneysymptome geben, welche vorzugsweise die Arzneykraft offenbaren, und darum von ihr charakteristische genannt werden*). Diese Symptome fand Hahnemann bey seinen Versuchen nicht bloß an einem Individuum, sondern an mehreren, vielleicht an allen, mit welchen er seine Arzneyprüfungen vornahm. Es kann darum in keine Abrede gestellt werden, daß durch diese Art von Arzneysymptomen nicht etwas Gemeinschaftliches und Charakteristisches der Arzneysubstanz selbst kund gegeben sey, das sie einerseits wesentlich von andern Substanzen unterscheidet, andererseits aber

*) Organ. §. 160.

bey aller Lebens-Individualität immer zu gleicher Erscheinung kommt. Wirkungen dieser Art sind uns nicht erst aus der neuen Lehre bekannt geworden, eine mehr als zweytausendjährige Erfahrung hat dergleichen an den Arzneymitteln kennen gelehrt. Daß z. B. der Tartarus emeticus Brechen und Diarrhöe, der Mohnsaft Betäubung und Schlaf, die Rhabarber, um auch ein homöopathisches Mittel anzuführen, leichtflüssigen, reichlichen Stuhlgang, manchesmal kolikartiges vergebliches Treiben dazu, Gefühl von Ueblichkeit im Unterleibe, gespannten Unterleib, Schneiden in der Nabelgegend und Lende u. s. w. verursachen*), ist doch wohl keinem Arzte unbekannt. Dergleichen Arzneysymptome, weil sie beständig und allgemein beym gesunden und kranken Leben beobachtet werden, drücken durch ihr gleichbleibendes Verhältniß zum organischen Leben etwas Eigenthümliches und Besonderes des Inneren der Arzney und ihrer Kraft in Bezug auf das Leben selbst aus. Hahnemann wird wohl nichts dagegen einzuwenden gedenken, wenn wir diese Art der Manifestation der Arzneyen ihre allgemeine und oberste individuelle Erscheinungsform nennen. Ist sie aber dieses, so hat sie auch mit der obersten Erscheinungsform aller Naturpotenzen überhaupt das Gemeinsame, daß aus ihr so wenig das ganze innere Wesen der Arzneysubstanz oder ihre eigenthümliche Kraft schon allein erkennbar wird, als dieses bey der Einerleyheit der Erscheinungsform in Bezug auf die Verschiedenheit des innern Wesens der Naturpotenzen der Fall war, wie wir schon bey dem Reizverhältnisse in der Wirkung narkotischer, ausleerender und anderer Arzneymittel bemerkt haben. Also durch diese eigenthümliche, charakteristische Wirkungsweise der Arzney ist uns nur ein Theil ihres Wesens, und zwar bloß in allgemeiner Form aufgeschlossen, ohne alle andere und nähere Beziehung für den Heilzweck, so daß dieser letztere vielmehr von uns allein so lange bloß hypothetisch in diese besondere Manifestationsform der Arzney hinein gelegt wird, bis wir nicht den wirklichen Erfolg der Heilung davon selbst erfahren haben. Hahnemann machte die Erfahrung, wie unzureichend diese immerhin schätzbaren Bruchstücke der Arzneykraft zum eigentlichen Heilzwecke noch seyen, er suchte darum durch unermüdeten Fleiß und durch genaues Forschen diese Lücke in unserer Kenntniß der Arzneysubstanzen auszufüllen. Mit ängstlicher Genauigkeit bemerkte er in seinem Arzneysymptomen-Verzeichnisse jeden kleinen Umstand, jede auch noch so geringfügige Veränderung an, und glaubte nun der Natur in ihrem Wirken und Walten unmittelbar auf der Ferse zu seyn,

*) Reine Arzneymittl. II. Theil, Artikel Rhabarber.

und das ganze Wesen der Arzneypotenz in ihrem leisesten Wirken erlauscht zu haben. Man erstaunt auch über die Fülle und Reichhaltigkeit seiner Arzneysymptome; so weit hatte es vor ihm noch keiner gebracht, so viele Erscheinungen hat noch nie und zu keiner Zeit der schärfste Beobachtungsgeist zu Tage gefördert, so weit wird es wohl kaum je ein Anderer bringen. Allein nur eines Umstandes hat der neue Lehrer bey seinen Forschungen vergessen, er hat die Eigenthümlichkeit des jedesmaligen individuellen Lebens, dessen Produkt diese besonderen Erscheinungen so gut als der Arzneysubstanz selbst sind, dabey gänzlich aus aller Acht gelassen. Darum fand er auch jedesmal bey dem Einen diese, bey dem Andern wieder andere Erscheinungen, und wird sie so fort finden, so lange es ein eigenthümliches Leben geben, und er Arzneyversuche mit demselben anstellen wird. Das Arzneysymptomen-Verzeichniß kann darum noch immer weiter zunehmen, je mehr Versuche angestellt werden, besonders wenn unsere Fundgrube auch andern Nationen zugänglicher geworden ist. Darum ist aber auch dieses Symptomen-Verzeichniß so wenig der Ausdruck des in den Erscheinungen erschöpften inneren Wesens oder der Kraft der Arzneysubstanz, weil in der Multiplikation ein Faktor immer die unbekannte Zahl bleibt, so wie aus der eigenthümlichen, obersten und allgemeinsten Erscheinungsform nur ein Bruch für das Ganze der Erkenntniß des Arzneymittels gewonnen werden kann. Es ist darum in dem homöopathischen Symptomen-Verzeichnisse noch weniger das Prinzip für irgend eine Heilung enthalten, als dieses schon allein in der allgemeinen aber eigenthümlicheren Erscheinungsform von irgend einer Arzneysubstanz angetroffen wird. Abgesehen von aller Täuschung und jedem fremdartigen Einflusse bey den Arzneyversuchen, müssen wir die sogenannten künstlichen Krankheitsbilder der neuen Schule als bloße Produkte des individuellen, in bestimmte arzneyliche Beziehung gebrachten Lebens betrachten, die wegen der Besonderheit des einen Faktors nie Regel für ein anderes Leben werden, noch weniger aber für den reinen und ungetrübten Ausdruck des Wesens und der Arzneykraft gelten können. In diesen speziellen Erscheinungen ist demnach weder die in der allgemeinen Erscheinungsform vorhandene Lücke ergänzt, noch weniger aber ein neuer Weg zur Erkenntniß der Heilkraft, um die es sich allein handelt, aufgeschlossen. Diese kann sich aber auch nur durch die That allein offenbaren, was weder auf eine andere Weise, noch in einer andern Sphäre, als in dem Kreise des kranken Lebens durch wirkliche Heilung geschehen kann.

Da demnach weder die allgemeine noch besondere Erscheinungsform der Arzneypotenz im Kreise des gesunden Lebens Zeugen-

schaft ihrer Heilkraft und Wirkung für das kranke Leben geben kann; da ferner das homöopathische Arzneysymptomen-Bild, eben weil es ein bloß individuelles ist, niemals die Erscheinungen der natürlichen Krankheit nach den Dimensionen der neuen Schule zu decken im Stande ist; so sah sich der Reformator genöthiget, das natürliche Krankheitsbild, wozu ein mehr als tausendjähriger Fleiß die einzelnen Züge sammelte, und in immer engere und bestimmtere Gestaltung zusammen zog, in seine ursprünglichen Elemente wieder aufzulösen, damit jeder nach seiner Art sich eine eigene Figur daraus zusammen setzen könnte, wie er sie gerade braucht und zu seinem Hausbedarfe nöthig hat. Diese Umstürzung des ganzen Heilwesens, wo zum Arzneysymptomen-Bild erst ein natürlicher Krankheitsriß, statt umgekehrt, gesucht werden muß, macht es auch nicht schwer, bald damit ins Reine zu kommen, und letzteren nach dem Musterschnitte nach Gefallen zuzustutzen. Man darf nur, was erlaubt und geboten ist, das eine Mal zum Grundzuge des Risses machen, was man ein anderes Mal als unbedeutend verwirft *); jetzt, was Individualität, Idiosynkrasie, Lebensverhältnisse, Anlage Besonderes geben, zum allgemeineren und beständigen Typus machen, dagegen ein anderes Mal alles dieses wieder in dem Hintergrunde des Gemäldes unbeachtet stehen lassen. Den Griff in diesen Zettelkasten kann darum bald Jeder thun, wenn er auch weder in Leipzig, noch Wien Medizin studiert hat. Das fühlte wohl einer der Koryphäen der homöopathischen Kunst, der sich auf eine scharfsinnige Weise die Sache noch bequemer machte, und seinen Kranken das Arzneysymptomen-Verzeichniß selbst zum Lesen gab, damit sie die für ihre kranken Gefühle und Leiden passende Medizin auf eigene Rechnung suchen und finden könnten. Wenn wir daher die neue Lehre im Eingange dieser Schrift eines einseitigen groben Empirismus beschuldigten, so könnte dieser Zug allein schon unser geschöpftes Urtheil rechtfertigen, wenn nicht andere unzweydeutige Belege die Sache außer allen Zweifel setzten.

Bey der Unstatthaftigkeit des neuen Heilweges und nachdem gezeigt worden, daß das Arzneysymptom die Krankheitserscheinungen nicht wie das Frettthier die Kaninchen aus ihren Schlupfwinkeln heraustreiben könne, fragt es sich, auf welche andere Weise wir die Lösung unserer Aufgabe zu erhalten hoffen dürfen. Statt aller Antwort weisen wir den Fragenden an das Krankenbett. Wie sich da bey diesem obersten Gerichtshofe für das Heilgeschäft die Kraft der Arzney offenbaret, und ihre Wirkung auf

*) Organ. §. 160.

das kranke Leben zeigt, das allein hat in unseren Augen Gültigkeit und bleibenden Werth. Es ist zwar immer auch wieder ein Bruchstück von der Erscheinungsform der Arzneypotenz, das uns mit ihrem heilkräftigen Wesen bekannt macht; allein, statt daß sie uns dort im Kreise des gesunden Lebens bloß schädliche, die Gesundheit störende Wirkungen zeigte, offenbart sie hier auf dem ärztlichen Felde unmittelbar das Prinzip ihrer Heilkraft, das nur allein der Gegenstand unserer Forschungen war. Die unbekannte Größe dieses ihres innern Wesens kann darum auch nur aus dem Satze des kranken Lebens gefunden werden, weil jede andere Gleichung ihren Werth anders bestimmt, und aus diesem Grunde sie nie an die Stelle des Hauptsatzes gesetzt werden darf. Die Erscheinungen, unter welchen die Arzney ihr heilkräftiges Wesen am kranken Leben zeigt, können übrigens jenen ihrer Wirkungen auf das gesunde Leben analog, oder auch gerade, wie unzählige Erfahrungen zeigen, entgegengesetzt seyn, das Unbekannte des verborgenen Wesens ist in der Manifestation der Heilwirkung, und in dem in den Kreis der Normalität zurückgeführten Leben gefunden. Diese Offenbarung der Arzneypotenz allein ist der Leitstern des gewissenhaften Arztes auf seiner dunkeln Bahn, das andere alles ist nur Grubenlicht, das in tieferem Schacht des innern unbekannten Wesens der Krankheit auslöscht, und im Finstern läßt. Darum haben auch die größten Männer aller Jahrhunderte die unmittelbare Beobachtung und Erfahrung am Krankenbette als die einzig richtige Bahn für das Heilwesen erkannt, und nur auf diesem Wege allein kann, statt der den andern Lebenskreisen kümmerlich abgeborgten und dem eigentlich ärztlichen Gebiete fälschlich unterschobenen Normen, das wahre Heilgeschäft gedeihen, und segenbringend für unsere und künftige Generationen werden.

Die neue Lehre, so weit sie auch von dem wahren Heilwege entfernt ist, enthält dem ungeachtet ein gutes Korn, von dem unseres Wissens noch kein Proselyt bisher eine Erwähnung machte, das wir aber bey unserem aufrichtigen Streben nach Wahrheit zu Tage fördern müssen. H a h n e m a n n wollte uns lehren, daß wir nur durch Proben und Versuche der Arzneypotenz am gesunden Körper, durch Auffassung aller Symptome, welche sie auf diesem Boden treibe, zur wahren und richtigen Kenntniß ihrer heilkräftigen Wirkung gelangen könnten. Nun das ist, wie klar gezeigt wurde, falsch. Wir lernen aber, ungeachtet die Erreichung dieses Zweckes nicht möglich ist, wenigstens die mannigfaltigsten Wirkungen der Arzneystoffe auf den gesunden Organismus kennen, und kommen durch viele Versuche endlich dahin, das Arzneymittel wenigstens zum Theil in seiner krankmachenden Wirksam-

keit näher ins Auge fassen zu können. So finden wir z. B. wie die Arzney auf die ersten Wege, wie sie auf das Gefäß-, Haut- und Drüsensystem wirke, wie das höhere und niedere Nervensystem von ihr ergriffen werde, und welche Erscheinungen diese verschiedenartige Einwirkung begleiten. Diese Kenntniß ist für die praktische Medizin von großem Werthe, sie weiset uns das Gebiet der künstlichen Krankheitserscheinungen, und gibt uns die gegründete Wahrscheinlichkeit, daß das innere Wesen, die Kraft der krankmachenden Arzneypotenz eben dahin gerichtet sey. Da wir nun von der andern Seite mit gleichem Grunde erwarten dürfen, daß das Wesen der Krankheit in jenen organischen Gebilden zwar nicht immer, aber doch vorzugsweise seine Herrschaft ausübe, wo die kranken Erscheinungen zu Tage kommen; so haben wir dadurch wenigstens vor der Hand das räumliche Verhältniß gefunden, wo sich beyde dynamischen Größen begegnen müssen.

Damit aber nach einem Gesetze alles Seyns und Lebens die Naturpotenzen von ihrer materiellen und dynamischen Seite bestimmbar und bestimmend auf einander wirken können, ist nöthig, daß sie unter einander in wechselseitiger Berührbarkeit stehen. Dieses ist demnach auch bey den Arzneyen der Fall. Ihre umändernde Kraft lernen wir aus den Versuchen am gesunden Organismus kennen; nicht weniger und noch näher für unseren eigentlichen Zweck lernen wir dieses aber auch bey ihrer Anwendung in Krankheiten.

Mit allem Grunde setzen wir demnach voraus, daß die Arzneyen in näherer oder entfernter Berührbarkeit mit dem Leben selbst stehen, und daß letzteres im gesunden und kranken Zustande Empfänglichkeit für dieselben habe. Aus dem tertium comparationis, dem Leben, würde nach einem mathematischen Grundsatze der Werth und die Beziehung beyder Größen, der Arzneypotenz und des Wesens der Krankheit im voraus unter einander bestimmbar seyn, wenn jenes selbst nur eine mathematische Größe wäre. So aber ist es eine unvergleichbare, eigene lebendige, die äußere Natur nach ihrem eigenen Wesen beherrschende Kraft, und da verhält sich die Sache anders. Nicht der Typus der Erscheinungen im gesunden Leben von irgend einer Arzney gibt den Maßstab für die gleiche Form im kranken; es ist ein eigenes Lebendiges, daß auch im kranken Zustande seine Thätigkeit nach innerer Gesetzlichkeit ausspricht, die nur aus diesem und keinem andern Abschnitte des Lebens erkennbar wird. Hahnemann hat dieses versucht, ist aber, wie zum Theil schon gezeigt wurde, mit seinem Versuche verunglückt. Wenn er aber auf seinem Wege auch das nicht, was er suchte, gefunden, so hat er doch großes Verdienst darum, daß er eine vernachläßigte und wenig betretene

Bahn wieder eröffnete, um das Wesen der Arzneysubstanzen in ihren Beziehungen auf das organische Leben überhaupt, und in ihren allgemeineren Charakteren weiter zu erforschen, wodurch wir zwar noch keine Kenntniß ihrer eigenthümlichen Heilkraft erlangen, aber doch in den Stand kommen, da wo uns das Positive der letztern mangelt, nach dem Grundsatze der Wahrscheinlichkeit eine heilkräftige Wirkung von ihnen erwarten zu dürfen.

Die Erfahrung am Krankenbette bleibt demnach der einzige sichere Weg für das wahre Heilwesen. Die Kraft wird nur durch den entscheidenden Erfolg erkannt. Mag übrigens die Erscheinungsform dieses Vorganges wie immer beschaffen, der jener beym gesunden Leben analog, oder auch wegen einer andern Lebens-Modifikation gerade entgegen gesetzt seyn, das ändert in der Hauptsache wenig. Wenn aber die Heilkraft der Arzney durch solche Erfahrung noch nicht bekannt, wenn sonst kräftige Mittel nach folgerecht angestellter Indikation in bereits bekanntern oder auch unbekannten Krankheitsformen ohne Erfolg angewendet worden; dann haben wir das Recht, auch solche Arzneyen zur Hand zu nehmen, welche durch die Richtung ihrer in der Sphäre des gesunden Lebens gefundenen umändernden Kraft, und ihre Erscheinungsform hoffen lassen, daß sie dem Wesen der Krankheit ebenbürtig, dasselbe auslöschen und somit heilen können. Gewißheit haben wir aber hierdurch noch keine, sondern nur Hoffnung eines wahrscheinlichen Heilerfolges. — Die auf diesen Punkt hingerichtete Aufmerksamkeit und den von daher zu erwartenden Zuwachs für das Heilgeschäft verdanken wir demnach den Bemühungen H a h n e m a n n s, in sofern diese Idee nicht auch schon in den Schriften eines A l b e r t v. H a l l e r, S y d e n h a m s und anderer berühmten Aerzte enthalten ist, welche zur Förderung der ärztlichen Kenntniß die genaue Beobachtung der Wirkungen der Arzneymittel an dem gesunden Körper zu ihrer Zeit schon ernstlich empfohlen haben.

Nun kommen wir zum dritten Punkte des homöopathischen obersten Lehrsatzes, zu der Behauptung, daß die Arzneypotenz, um dauerhaft und gründlich zu heilen, stärker als die krankhafte Affektion seyn müsse. Das Unstatthafte dieses dritten Theiles des Lehrsatzes geht schon aus der bisher gemachten Beweisführung klar und deutlich hervor, sie bedarf daher nur in einem oder dem andern Punkte noch etwas näher erörtert zu werden.

Da das Leben als das Produkt einer Kraft betrachtet werden muß, welche durch äußere Potenzen zur Wirksamkeit erregt, in der Zeit- und Raumform solche Erscheinungen setzt, denen wir in ihrer Gesammtheit den Namen des Lebens selbst geben; so ist außer allem Zweifel, daß das leibliche Leben seine Wurzel

in der äußern Natur habe, und von derselben in allen seinen vielfachen Verhältnissen bestimmbar sey. Unter den Naturpotenzen, welche auf das Leben im ganzen Zyklus seines Bestandes und Wechsels bestimmend einwirken, behaupten die Arzneysubstanzen einen vorzüglichen Platz. Wie eindringend ihre Wirkung auf das gesunde Leben sey, hat Hahnemann zur vollen Genüge gezeigt, was sie aber auch im kranken Zustande zu leisten vermögen, ist ohnehin jedem Arzte bekannt. Da nun ferner jede Arzneypotenz nach dem Verhältnisse ihrer innern Kraft auf den Grad und die Qualität des Lebens großen Einfluß hat, und bald verstimmend, bald umstimmend auf das Prinzip desselben einwirkt; so ist vor allem zur sichern und gründlichen Heilung der Krankheit nöthig, daß die Arzney zur Erreichung des Heilzweckes richtig gewählt sey. Doch diese Wahl ist allein noch nicht hinreichend, es muß damit auch richtiges Maß gehalten werden. Sie muß und darf in ihrer Gabe nicht größer seyn, als gerade erforderlich ist, um das kranke Leben durch diese Kunstsetzung wieder zum Typus seiner Normalität zurück zu führen. Hierin besteht allein das rechte Maß. Was über und unter demselben ist, streitet gegen das Gesetz der in gegenseitiger Wechselbestimmung unter einander stehenden Kräfte. Ist daher die Arzney schwächer in ihrer Gabe, als daß durch sie das in sich zerfallene Leben zur Einheit und Normalität wieder zurückgeführt werden kann, so wird die gegenseitige Wechselbestimmung zwischen der Naturpotenz und dem Leben auch ein Produkt geben, das noch kein gesundes Leben, sondern in dem Maße ein krankes seyn wird, als erstere bestimmungsfähig für letzteres selbst war, der kranke Zustand wird, obwohl im gelinderen Grade, fortdauern, es kann sogar die Erscheinungsform eine andere werden, aber demungeachtet die Krankheit in ihrem innern Charakter noch fortbestehen, wie die tägliche Erfahrung genug Beyspiele dieser Art zeiget. So durchläuft z. B. das Wechselfieber unter dem mannigfaltigsten Symptomen-Wechsel mehrere Erscheinungsformen, das doppelt dreytägige geht in ein einfach dreytägiges, von diesem manchmal in ein tägliches über, oder es findet mit verschiedener Abwechslung der Dauer und Zeit der Anfälle der umgekehrte Fall Statt, bis es durch eine stärkere Arzneygabe, oder durch eine andere noch kräftigere Arzneysubstanz, als die frühere war, gänzlich gehoben, und der vorige Gesundheitszustand wieder zurückgekehrt ist. Ist aber dagegen die Arzney, wenn sie auch in ihrem Charakter vollkommen der vorhandenen Krankheitsform angemessen ist, zu stark und kräftig bestimmend für das kranke Leben, so wird demungeachtet der Erfolg ihrer Wirkung keine Rückkehr des gesunden Zustandes, sondern wieder Krankheit seyn, weil das Produkt zu starker Reizung

und im Maße überschrittener Umstimmung nur wieder neue Verstimmung des Lebens seyn kann. Das Wesen und die Form des kranken Lebens kann und muß in der einen oder andern Rücksicht dadurch geändert werden; allein, die das Leben so kräftig umstimmende Arzneypotenz wird Veranlassung zur neuen Spaltung in demselben, es erwacht in andern und neuen Gegensätzen, und statt der Rückkehr des Normal-Zustandes, tritt in ihm durch die zu starke Einwirkung der Arzney ein Produkt größerer, manchmal früher gar nicht vorhandener Abnormitäten in die Erscheinung. Um bey unserem gegebenen Beyspiele stehen zu bleiben, welchem Arzte sind nicht unglückliche Fieber-Kuren bekannt geworden? Fieberrinde ist ein ausgezeichnetes Arzneymittel gegen Wechselfieber, sie hat ihren Namen von ihrer ausgezeichneten Kraft gegen diese typischen Krankheitsformen erhalten. So auch der Arsenik, diese positive Naturpotenz, so bestimmend für alles organische Leben. Wie oft hat nicht schon sogar der Pfuscher mit dem einen oder andern die hartnäckigsten Fieber geheilt! Und doch, wie fürchterlich sind sie nicht beyde schon so oft unter der Hand des ungeschickten und von aller Kenntniß verlassenen Stümpers durch zu große Gabe und anhaltenden Gebrauch geworden! Verhärtungen der Eingeweide, Wassersucht, Zehrfieber sind das Produkt dieser kräftigen, bey der Anwendung in ihrem Maße überschrittenen Arzneysubstanzen. Im gemeinen Leben fällt Niemanden bey, für eine Sache mehr zu thun, als gerade für dieselbe nöthig ist: wer Hunger oder Durst hat, ißt oder trinkt gerade nur so viel, bis das Bedürfniß beyder befriediget ist. Nur in der Medizin sollte nach H a h n e m a n n ein anderes Maß Statt finden, und das rechte darin bestehen, daß über die erkannte richtige Proportion zwischen Krankheit und Heilpotenz noch eine Zugabe von letzterer gemacht werde.

Freylich, wenn die Arzneypotenz in ihrem Wesen selbst nichts anderes als der reine und in sich abgeschlossene Gegensatz des Innern der Krankheit wäre, wenn sie so für sich, ohne Veränderungen in Bildung und Thätigkeit zu setzen, woran das kranke Leben eben so wesentlichen Antheil hat, wie sie selbst, das Feindselige der Krankheit aufheben und ein Symptom das andere auslöschen könnte; da könnte in der That eine kleine Zugabe nichts schaden, und uns auch um so gewissern Erfolg, wie dem Homöopathen versprechen. Da wir aber mit dieser Lebensansicht, wie gezeigt wurde, durchaus nicht einverstanden seyn können, da sie aller richtigen Spekulation und der täglichen Erfahrung widerspricht; so müssen wir auch die Nothwendigkeit einer größeren Arzneygabe zum Heilzwecke in vollkommene Abrede stellen, und können demnach das rechte Maß derselben nur nach dem bestim-

men, daß aus ihrer Größe und Wechselwirkung mit dem Prinzipe des Lebens ein Produkt erhalten werde, das in Wesen und Form der gesunde Zustand selber ist.

Nachdem wir nun die Gründe dargelegt haben, wodurch wir genöthiget wurden, den obersten Grundsatz der neuen Heilmethode als unstatthaft und der Natur in ihrem Heilgeschäfte unterschoben zu erklären; so bleibt uns noch in einigen Punkten zu untersuchen, in wiefern Hahnemann den obersten Satzen seiner Lehre in ihrer weitern Entwickelung und Darstellung getreu geblieben, oder in Widerspruch mit sich selbst gekommen sey. Beynahe jede Seite des Organons und das Vorwort zu seinen Arzneypotenzen in der reinen Arzneymittellehre zeigen, wie schwer ihm oft die Arbeit einer konsequenten Durchführung seiner Behauptungen geworden, und wie er sich an vielen Orten nur durch willkürliche Ausnahmen von allgemein anerkannten Naturgesetzen helfen konnte, um wenigstens doch den Schein eines folgerechten Verfahrens zu erhalten. Doch die nähere Beleuchtung einiger dieser Punkte wird unser Urtheil rechtfertigen, und die Sache deutlicher machen.

Die Pathologie ist, wie wir schon bemerkt haben, diejenige aus den ärztlichen Doktrinen, welche er genöthiget war, aus dem Gebiete aller Wissenschaft und Kunst zu verbannen, weil er in ihr zu dem Original seiner neu geschaffenen Kunstkrankheiten nie und nirgends ein Ebenbild, was ihm doch einzig Noth thut, hätte finden können *). Nach ihm gibt es, einige wenige miasmatische und kontagiöse Krankheiten ausgenommen, keine einzige stehende Krankheitsform, die Zufälle seyen auch noch so bestehend und gleichförmig in dem einen wie in dem andern Individuum, alle Formen sind rein individuell, und jede derselben kommt, so lange das Menschengeschlecht dauert, nur einmal zum Daseyn und zur Erscheinung. Wenn dieses nun wirklich so wäre, so fragen wir nach dem Grunde, warum die genannten miasmatischen davon allein eine Ausnahme machen sollen? Etwa weil der Urtypus ihres eigenen innern Wesens immer ein und derselbe bleibt? Diesen erkennt aber die neue Lehre, als ein ergrübeltes Gedankending, gar nicht an, und hält sich dafür an die bloße Erscheinungsform. Diese ist aber, wie eine mehr als tausendjährige Erfahrung lehrt, und Hahnemann selbst Beyspiele anführt, in ganzen Epidemien und im sporadischen Verlaufe der fieberlosen Ansteckungskrankheiten stets eine andere. Weder Erscheinungen, noch die Gefahr und der Erfolg sind in Volkskrankheiten, und noch weniger im einzeln individuellen Verlaufe dieselben, und doch ließ

*) Organ. §. 83.

sie Hahnemann gegen die Grundgesetze seiner Lehre stehen ohne andere Gründe, als das immer gleiche Wesen derselben, das er als ein ersonnenes Gedankending sonst überall verwirft, darüber anzuführen.

Einer andern Inkonsequenz hat sich der Verfasser des Organons dadurch schuldig gemacht, daß er mehrere Krankheitszustände gleichzeitig neben einander in einem und demselben Individuum bestehend anerkannte [1]); da doch nach dem Grundwesen der homöopathischen Lehre es nur eine innere krankhafte Veränderung gibt, auf welche sich alle und jede Symptome des kranken Lebens beziehen, und folglich ihre Summe nur der sinnlich erkennbare Ausdruck des innern verborgenen Zustandes in seiner Einheit ist [2]). Nach diesem Grundprinzipe forscht darum der homöopathische Arzt so unermüdet auch nach dem geringfügigsten Detail der in seinen Augen sich auf eine und dieselbe innere Veränderung beziehenden Erscheinungen. Ein Blütchen an der Wange, ein rothes Fleckchen, ein Jucken am Finger, eine noch so leise, bald vorübergehende Seelenverstimmung u. s. w., sind ihm keine Kleinigkeiten, weil sie ihm, wie er glaubt, oft einen unerwarteten tiefern Blick in das verborgene innere Wesen selbst gestatten. Dieses Innere ist ihm das ungetheilte Ganze, gegen welches er seine einzige homöopathische Arzneygabe reicht, und worauf, wenn er den Nagel auf den Kopf getroffen, alle Krankheitszufälle wie durch einen Zauberschlag verschwinden. Warum er aber gegen seine eigenen Grundlehren den Bestand mehrerer in ihrem innern Wesen selbst verschiedenen Krankheitszustände in einem und demselben Individuum gleichzeitig annahm, davon ist die unbestreitbare Wahrheit der selbst angeführten Thatsachen zum Theil Schuld, noch mehr kommt aber dieses Eingeständniß daher, daß Hahnemann ihrer hier zu seiner Beweisführung bedurfte, daß nämlich zwey in Wesen und Form verschiedene Krankheiten in einem und demselben Individuum sich nicht auszulöschen und zu beschränken vermögen, um wie viel weniger müsse dieses daher eine Arzneysubstanz zu thun im Stande seyn, wenn sie nicht in ihrer Einwirkung auf das gesunde Leben jenen der Krankheit ähnliche Erscheinungen zeige. In der Nothdurft eines Beweises für das der Natur unterschobene Heilprinzip liegt demnach der Grund, daß der Meister hier von dem homöopathischen Grundschema abgewichen, und mit sich in eigenen Widerspruch gerathen ist.

Am meisten Oberflächlichkeit zeigt aber der Stifter der neuen

---

[1]) Organ. §. 31 — 38.

[2]) Organ. §. 10.

Lehre dadurch, daß er Alles einzureißen und in einen Schutthaufen zu verwandeln strebt, was der menschliche Geist in so vielen Jahrhunderten aufzubauen, zu vervollkommnen und zu vollenden unausgesetzt bemüht war. Es setzt große Unbekanntschaft mit der inneren Natur unseres eigenen Denkgeistes voraus, wenn man das als sein ersonnenes Spielwerk verhöhnt, was er vermöge seiner inneren Einrichtung, sobald seine Thätigkeit erwacht, zu thun gezwungen ist. Gehörte es nicht immer unter die ersten Aufgaben aller Philosophie, das Allgemeine, das Bleibende in dem Besondern und Wandelbaren festzuhalten, um dadurch zum höhern Verständnisse der Natur und des eigenen Geistes zu gelangen? Ohne dieses Vermögen hätten wir nur Linien und Striche statt eines Bildes vor unserem geistigen Auge, ohne dasselbe wäre nie eine Wissenschaft oder Kunst möglich geworden, ohne Abstraktion und Ausscheidung des Allgemeinen von dem Besondern hätten wir nicht einmal, was doch sehr zu bedauern wäre, mit einem homöopathischen Organon beschenkt werden können. Was leistete nicht hiedurch der ordnende Geist des Menschen Großes in den drey Reichen der Natur und in allen Wissenschaften, nur die Medizin, die nützlichste und nothwendigste aller Künste soll davon eine Ausnahme machen! Da es einmal darin nach H a h n e m a n n keine Pathologie mehr geben darf, so ist es auch nicht weiter erlaubt, die Grundzüge des kranken Lebens zu einer Einheit zu erfassen, das Allgemeine von dem Besondern, das Beständige von dem Wandelbaren zu unterscheiden, und den chaotisch durch einander liegenden Elementen eine Form und Gestalt in dem allgemeinen und besondern Bilde der Krankheit zu geben. Und doch konnte H a h n e m a n n selbst nicht einmal in seiner Arbeit ohne dieses geistige Vermögen weiter kommen. Er hat bey seinen vielen Versuchen und Beobachtungen, um nur wenigstens einigen Unterschied in seine künstlichen Krankheitsbilder zu bringen, und um zu verhindern, daß nicht eines für alle und alle für eines von dem Homöopathen genommen werden können, manche Erscheinungen mit großen Lettern bezeichnet, wahrscheinlich um das Charakter gebende der Arzney p o t e n z in dem Wandelbaren der übrigen S y m p t o m e in den verschiedenen Versuchen näher zu bestimmen. Ferner lehrt er uns *) die auffallenden, sonderlichen (charakteristischen) Zeichen und Symptome des Krankheitsfalles vorzüglich fest ins Auge zu fassen, um daraus die geeignete homöopathische Arzneypotenz zu bestimmen. Wir wissen hiedurch freylich noch nicht, welches gerade die charakterischen Symptome in der gegebenen Krankheit sind, ob mangelnde Eßlust, Kopf-

*) Organ. §. 160.

weh, unruhiger Schlaf diesmal das Charakteristische, oder ob es etwas Anderes sey; allein wir sehen doch klar und überzeugend daraus, daß der Lehrer ohne die Scheidung des Allgemeinen von dem Besondern, des Beständigeren von dem Wandelbaren in seiner Arbeit gar nicht weiter kommen, noch weniger seine Lehrsätze auf das wirkliche Leben in Anwendung bringen konnte. Was er demnach selbst gethan hat, was er vermöge der Einrichtung seines eigenen Geistes thun mußte, das muß uns mit gleichem Rechte bey dem Bilde der natürlichen Krankheiten zu thun erlaubt seyn, selbst wenn wir uns durch Gründe veranlaßt finden sollten, diesen stehenden Krankheitsbildern in ihrer charakteristischen Grundzeichnung besondere Namen beyzulegen. So sucht der Patholog in der Symptomen-Gruppe das Allgemeine, und darum dem Wechsel der Erscheinungen weniger unterworfene fest zu halten, er unterscheidet das Zufällige und Wandelbare von dem Bleibenden, und gewinnt dadurch ein geistiges Bild, das gleich dem Portrait im Fingerringe das Original getreuer und ähnlicher wiedergibt, als das reflektirte Bild des Hohlspiegels. Diese getreue Zeichnung gewährt dann ferner den großen Vortheil, daß sie in ihren Hauptzügen wieder mit andern auf gleichem Wege gewonnenen Zeichnungen unter bestimmte höhere Einheitspunkte gebracht werden kann, um so dem an die Schranke gebundenen Geiste statt der bloßen Striche und Linien den Ueberblick über das ganze ungeheure Feld der Wissenschaft möglich zu machen, und zu erleichtern.

Was demnach das Alterthum und die neueste Zeit in der Formgebung des kranken Lebens geleistet, darf für die Wissenschaft und ärztliche Kunst nicht verloren gehen, gesetzt auch, daß die gemeine Praxis bisweilen einen Anlaß zu üblem Gebrauche daraus nehmen könnte. Der Mißbrauch macht eine gute Sache noch nicht verwerflich. Das Heiligste der Menschennatur, wie oft war es nicht schon der Schafpelz des Wehrwolfs, der Mantel der Leidenschaften und des Lasters; hörte es darum auf, der kostbare Schatz des bessern Menschen zu seyn, weil es zu schlechten Zwecken mißbraucht ward? Also wenn der Krankheitsname dem gemeinen Praktiker und Stümper Veranlassung werden kann, manchmal nach einem stehenden Typus und einer bloß daraus allein abgezogenen Kurregel, im Gebiete der Wissenschaft und Kunst seinen Frohndienst zu leisten, wird darum dieses auch bey jedem andern besser unterrichteten Arzte der Fall seyn? Setzen wir sogar, ein solches Individuum nehme ein für alle Mal seine Kurregel aus dem bloßen Namen der Krankheit, und sey in eben so vielen Fällen damit glücklich und unglücklich in seiner Behandlung, was gewinnt ein solcher Kopf,

was die bessere Kurmethode und der arme Kranke, wenn ihm auch noch dieser letzte Nothanker auf seiner regellosen und stürmischen Fahrt gekappt wird? Was gibt ihm Hahnemann dafür, wenn seinem lecken Fahrzeuge das Steuerruder und der Kompaß eigener Erfahrung und gründlicher Beurtheilung mangelt? So hatte er doch wenigstens noch den Nothbehelf, in seinen praktischen Handbüchern nachzuschlagen, auf welche Art der bessere Arzt in dem ähnlichen Krankheitsfalle, den er doch in seinem Hauptumrisse in dem gegebenen wieder erkennen muß, zu Werke gegangen, und wie er selben behandelt habe. Was ihm an dessenStatt Hahnemann an die Hand gibt, sind Striche und Linien, aus welchen er in seiner Hülflosigkeit nichts weniger, denn ein Bild aus richtigen und kennbaren Zügen zu zeichnen vermögend seyn wird. So wenig wir aus dem bloßen Namen und der systematischen Beschreibung einer Pflanze den technischen und medizinischen Gebrauch derselben schon zu kennen glauben, so wenig finden wir in der bloßen Gruppirung der Symptome zu einem bestimmten Krankheitsbilde die Art und Weise ihrer Heilung schon gegeben. Das geistige Vermögen, womit wir diese Verbindung und Aneinanderreihung zu Stande bringen, lehrt uns aber das Allgemeine und Gleichbleibende in denselben kennen, und von dem bloß Zufälligen und Wandelbaren unterscheiden, es gibt uns dadurch die Grundzüge zu dem Bilde, woran wir sein Vorhandenseyn in unserer eigenen oder fremden Erfahrung wieder erkennen. Diese doppelte Erfahrung führt uns nun der Wurzel und dem Boden des Uebels näher, sie lehrt uns das Eigenthümliche und Charakteristische in der wandelbaren Erscheinungsform, und bringt uns demnach der Erkenntniß des Wesens der Krankheit selbst, deren Heilung unsere Aufgabe ist, näher. Wir trauen den Einsichten Hahnemanns zu, daß er bey den wenigen Formen miasmatischer und kontagiöser Krankheiten, die er in seinem Organon als gleichförmig bestehend anerkannte, ungeachtet er sogar in jeder derselben das gleiche Wesen als Urtypus der Erscheinungsform erkannte, dennoch die Krankheit jedes Mal nach ihrer besondern Individualität auch homöopathisch behandle, daß er z. B. bey der einzeln stehenden Menschenpocke mit gelinder Synocha anders, als bey zusammenfließenden Blattern, anders bey einem einfachen primären Chanker, anders bey syphilitischen Knochengeschwülsten und Beinfraß in seiner Behandlung sey. Wenn er nun als wissenschaftlicher Arzt und rechtlicher Mann, bey erkanntem und gleichem Wesen der Krankheit eine verschiedene Kurart einzuschlagen genöthiget ist; so denken wir, daß er uns auch so viel zutrauen dürfte, daß wir bey der Festhaltung und Aneinanderreihung der Erschei-

nungsformen unter höhere Gesichtspunkte, wodurch wir das innere Wesen der jedesmaligen Krankheit noch nicht gewonnen zu haben wähnen, und dafürhalten, daß es auf diesem Wege allein nicht könne erkannt werden, daß wir, sage ich, bey der Festhaltung solcher stehenden allgemeinen und besonderen Krankheitsformen demungeachtet die vorkommenden Krankheiten nach ihrer jedesmaligen Eigenthümlichkeit und Individualität behandeln werden.

Die Abtheilung der Krankheiten in Familien, Klassen, Ordnungen und Geschlechter, so alt, als der menschliche Geist zu seiner Mündigkeit erwachte, ist demnach ein solches Bedürfniß unserer innern geistigen Kraft, daß, wenn noch gar kein Schema dafür vorhanden wäre, oder wenn alle bisher gemachten Versuche fruchtlos und die Leistungen hierin von der frühesten bis auf die gegenwärtige Zeit als gänzlich unbrauchbar müßten verworfen werden, wir durchaus gezwungen wären, fort und fort an die Arbeit zu gehen, so lange unserem Geiste seine gegebene Einrichtung als nothwendige Form des Denkens bleiben wird. Statt demnach daß Hahnemann der guten Sache durch sein Bestreben, alle Formen des kranken Lebens aufzulösen und als unbrauchbar zu verwerfen, einen Vorschub gethan hätte, würde er uns, wenn sein Vornehmen möglich gewesen wäre, in die graueste Vorzeit, wo es weder Schulen noch Aerzte gab, zurückgebracht haben, eine Zeit, wo der Kranke an der Heerstraße und unter dem Thore das Mitleid der Vorübergehenden anflehte, um von ihnen ein Heilmittel gegen seine Leiden und Beschwerden zu erlangen.

Es wäre in der neuen homöopathischen Lehre noch Manches, worin wir mit dem Verfasser des Organons durchaus nicht einverstanden seyn können, wenn uns das vorgesteckte Ziel einer kurzen Darstellung des Grundwesens dieses neuen Heilweges erlaubte, weiter in das Detail desselben einzugehen. So z. B. was der Verfasser über die Heilbestrebungen der Natur in Krankheiten, über die genaue Markung zwischen den Krankheit erzeugenden Schädlichkeiten und den Arzneysubstanzen, über Heilung durch entgegengesetzte Mittel u. s. w. anführt, kann von keinem wissenschaftlichen und erfahrnen Arzte als der richtigen Schätzung und Wahrheit angemessen befunden werden. Um aber doch einen Punkt, der am meisten Aufsehen erregt, und ein Gegenstand der größten Lobsprüche und des bittersten Tadels geworden ist, in unserer Darstellung nicht ganz zu übergehen, müssen wir noch über die Grundansicht, und den von Hahnemann befolgten Ideengang in Rücksicht seiner homöopathischen Arzneygabe sprechen; es wird sich dann die musterhafte oder verunglückte Konsequenz mit dem Uebrigen seiner Lehre von selbst daraus zeigen.

Zur richtigen Beurtheilung der homöopathischen Arzneygabe in ihrer unendlichen Kleinheit dient vor allem die nähere Kenntniß der Art und Weise, wie Hahnemann selbst zu diesem großen Funde gekommen ist. In seinen reinen Arzneyversuchen gibt er der Versuchsperson jedes Mal Anfangs eine einfache Arzneygabe, wie man sie in der gewöhnlichen Praxis in Rezepten gegen Krankheit zu brauchen pflegt [1]). Hiedurch kennen wir freylich die eigentliche Größe der Gabe noch nicht, weil sie nicht nach dem Maße und Gewichte bestimmt ist, und in der von ihm sogenannten Schlendrianspraxis nach Umständen verschieden gegeben wird; so wissen wir auch nicht, ob er nicht allenfalls auch den Kontrastimulus mit zu unserer Praxis rechnet, wo es auch Rezepte gibt, und wo die Gabe noch um viel bedeutender als bey uns ausfällt, und sich folglich etwas Großes von ihr erwarten läßt. Wie dem nun auch sey, so können wir doch bestimmt annehmen, daß es der Meister bey seinen Versuchen auf die Kleinheit der Gabe nicht anlege, da er unbedenklich, wenn das erste Mal zu wenig Symptome erscheinen, derselben Person mehrere Tage nach einander dieselbe Arzney in immer erhöhter Gabe zum Versuche gibt [2]), und auch diese noch des Tages mehrere Mal nehmen läßt [3]), bis endlich durch dieses immer stärkere Klopfen auf den Strauch der ganze Wespenschwarm krankhafter Symptome ausfliegt, und er sie mit Vergnügen und Herzenslust tabellarisch verzeichnen kann [4]).

Also aus den Hahnemann'schen Arzneyversuchen lernen wir noch keine Gründe für die Kleinheit der homöopathischen Gaben kennen, vielmehr sehen wir, wie der Meister gleich uns nach dem Mittelpunkte unseres Planeten gravitirt, und die Kraft alles Materiellen an Stoff und Masse gebunden annehmen muß. Auch andere Naturbeobachtungen, in allen Zeiten und Schulen angestellt, lehren uns das Nämliche. Hahnemann, der den Werth aller medizinischen Theorien, und die Kunstausübung aller Zeiten nach seinen auf dem Boden des gesunden Lebens angestellten Versuchen tarirte, und über jede auf einem andern Gebiete gemachte Beobachtung und Erfahrung absprach, verläßt nun auf einmal in einer so wichtigen Sache dieses Feld, und sucht in der ihm sonst öden Steppe des kranken Lebens die scheinbaren Gründe seiner falschen Behauptungen. Diesen Uebergang konnte er aber nur in seiner auf einmal geistig gewordenen Anschauungsweise der Natur finden [5]); die homöopathische Schul-

---

[1]) Organ. §. 132.

[2]) Ebendas. §. 137.

[3]) Ebendas. §. 138.

[4]) Organ. §. 152.

[5]) Organ. §. 53.

spekulation, und durchaus keine Thatsache weder in dem gesunden noch kranken Leben ist es, welche uns die Kleinheit der homöopathischen Arzneygaben als naturgemäß und kraftig für das kranke Leben aufdringen will, wie wir noch weiter zeigen werden.

Der Verfasser des Organons hat in seiner Theorie des neuen Heilweges, wie wir schon weiter oben bemerkt haben, die Natur in ihren beyden Extremen aufgefaßt. Einmal ist sie der bloße Inbegriff aller Erscheinungen, über welche hinaus es nach ihm nichts Wahres, nichts Zuverläßiges gibt und geben kann, woran wir uns halten könnten. Ein anderes Mal ist aber dieselbe Natur bloß Kraft und geistig. Ohne daher weder auf dem einen noch andern Wege in Auffassung der Natur konsequent geblieben zu seyn, liegt vielmehr in dem neuen Systeme Alles bunt durcheinander, wie man es zum Troste flacher Köpfe zum jedesmaligen Hausbedarfe nöthig hat So wurde das, was der menschliche Geist seit Jahrtausenden mühsam sammelte und zur Form und Gestaltung brachte, aus einander geworfen, und wieder in die ersten Elemente aufgelöst, um die Natur als Grundlage für die neue Lehre in einer Erscheinungsform zu gewinnen, wie dieselbe sie nur gerade brauchen konnte. Bald bedarf die Arzneysubstanz des Stoffes und der Masse, um in dem organischen Leben Veränderungen hervorzurufen, ein anderes Mal wirkt sie wieder bloß durch ihr Noumenon, ihre rein geistige Kraft. Bald gibt es gleichzeitig neben einander bestehende Krankheitsformen, bald wieder keine, und alle krankhaften Erscheinungen kommen nur von einer und derselben innern Veränderung her. Das eine Mal ist das erfolgte Symptom Wirkung der Arzney [1]), ein anderes Mal lockt die letztere nur die Erscheinung der verborgenen Krankheit besser hervor [2]). So gibt es Idiosynkrasien, Konstitutionen und Anlagen, welche eine bedeutende Aenderung in der Wirkungsweise und Gabe der Arzney nöthig machen [3]); doch erklärt er alles gleich wieder für bloßen Schein, und alles kommt wieder über den Schulleisten; als ob diese Besonderheiten des gesunden Lebens nicht auch im kranken vorhanden wären. Und so ist in mehreren andern Stücken der neuen homöopathischen Lehre noch Vieles wie an der Sphinx der horazischen Epistel ohne Ordnung und Einheit zusammengetragen, wie es das augenblickliche Bedürfniß gerade verlangte und die vorgesetzte Beweisführung nöthig machte.

Doch aus allem diesem erkennen wir den Weg noch nicht,

---

[1]) Organ. §. 152 — 165.

[2]) Ebendas. §. 189 — 190.

[3]) Ebendas. §. 121 — 122.

auf welchem Hahnemann zur Kleinheit seiner Arzneygabe gekommen ist. Sie liegt nicht in seiner empirischen Naturanschauung, noch weniger in seinen Arzneyversuchen am gesunden Leben, denn diese haben ihm gerade das Gegentheil gezeigt; sie muß darum einzig und allein ihren Grund in seiner andern geistigen Anschauungsweise der Natur *) und dem von ihm bisher unbeachtet gebliebenen Felde des kranken Lebens haben, weil sie sonst ohne alle Wurzel, ein bloß willkürlich ersonnenes Gedankending wäre. Was nun diese geistige Anschauungsweise der Natur und des Lebens betrifft, so ist solche in ihrer Einseitigkeit, wie sie hier genommen wurde, schon längst wie die Leibnitzische Monadenlehre verschollen. Das Naturleben überhaupt, wohin auch das leibliche Leben des Menschen gehört, kann nur durch Stoff und Masse zu seiner Offenbarung kommen. In dem empirischen Bewußtseyn eines Jeden ist es als unabweisliche Thatsache gegeben, was Stoff und Masse im Naturleben vermögen, und wie jede Kraft unauflöslich und unzertrennlich damit verbunden ist. Von diesem allgemeinen Naturgesetze können doch die Arzneysubstanzen keine Ausnahme machen. Sogar die geistigsten Naturerscheinungen sind an dieses Gesetz gebunden, die Kraft des Magnetes, die Stärke der Elektrizität und der Voltaischen Säule stehen in der Größe ihrer Erscheinungen unter ihm. Hahnemann hat zu größerer Täuschung, und um stärkere Belege für seine Behauptung zu erhalten, auf eine unstatthafte Weise der Sphäre physischer an Stoff und Masse gebundener Wirksamkeit rein moralische Kräfte, und den kräftigen Willen des Magnetiseurs u. s. w. unterschoben; allein was körperlich wirken soll und nur körperlich wirken kann, muß selbst einen Körper haben, und folglich müssen Arzneysubstanzen, deren Kraft an Masse und Stoff als ihre äußern Träger angewiesen ist, auch diesem allgemeinen Gesetze des Naturlebens unterworfen seyn.

Was nun ferner von der geistigen Anschauungsweise der Natur und des kranken Lebens von Seite des Stifters der neuen Lehre wahr ist, spricht gerade gegen diese Kleinheit der Arzneygabe. Hahnemann muß darin mit uns einverstanden seyn, daß Erscheinung gegen Erscheinung als eine bloße Form des Seyns und der Thätigkeit im Naturleben zur gegenseitigen Beschränkung und Aufhebung nichts vermag, sondern daß es immer das innere Wesen, die unsichtbare Kraft ist, welche gegen ein anderes Inneres gerichtet, dasselbe in seinem Wesen und seiner Erscheinungsform auslöscht und vernichtet. Dieses unsichtbare Innere ist nicht einmal an einen gleichen Typus der Erscheinungs-

*) Organ. §. 53.

form in seiner Aktion gebunden, wie er selbst in seinen Versuchen am gesunden Leben häufig erfahren hat *), indem die Arzney-potenz bald diese, bald andere Erscheinungen setzte, je nachdem der Faktor des individuellen Lebens ein anderer war; die Wirkung kann und muß sogar oft im kranken Leben unter andern und oft entgegengesetzten Erscheinungen erfolgen, weil das kranke ein quantitativ und qualitativ verschiedenes vom gesunden Leben ist, wie wir gezeigt haben. Wenn demnach die Kraft, das innere Wesen allein, die Krankheit zu heilen im Stande ist, so muß sie selbst auch eine Größe haben. Die homöopathische Arzneygabe ist aber keine physische Größe mehr, sie ist ein bloß Formelles in der Idee, wo die Theilbarkeit der Materie keine Grenzen hat. Wir sollen aber mit ihr als einer an Masse und Stoff gebundenen Naturpotenz, ohne daß sie weder das eine noch andere mehr im physischen Sinne hat, leibliche in Masse und Stoff ausgeprägte Krankheiten und Gebrechen heilen. Hahnemann fand im gesunden Leben die Skala der Wirksamkeit seiner Arzneyen im geraden Verhältnisse zu ihrer Masse, indem oft erst eine allseitigere Entwickelung der Erscheinungen; eine größere Symptomenreihe sich darstellte, wenn er eine doppelte, drey- und mehrfache Gabe davon nehmen ließ: sollte nun das kranke Leben von diesem allgemeinen Naturgesetze ausgeschlossen, und der umgekehrte Fall der Typus seiner Wirksamkeit seyn? Man muß wahrlich den Wahn einer Lieblingsidee in übergroße Schätzung genommen haben, wenn man in allem Ernste behaupten kann, daß ein gelähmtes Glied, ein halb erstorbener organischer Theil noch so unendlich empfänglich für gewisse Arzneywirkungen und Reize sey, daß schon der millionste Theil eines Arzneygranes eine zu heftige Wirkung, eine homöopathische Verschlimmerung in demselben veranlassen könnte. Es ist wahr, daß die Verhältnisse im gesunden und kranken Leben oft sehr geändert, bisweilen ganz umgekehrt sind; nach dieser unmittelbaren Thatsache mußten wir auch die Uebertragung der an dem gesunden Leben gemachten Beobachtungen als nach gleichem Typus im kranken erfolgend als unstatthaft verwerfen; allein aus dieser Veränderung und oftmaligen Umkehrung der Verhältnisse folgt noch keineswegs, daß man nun gar nichts mehr weiter brauche, um die Ordnung der Dinge im kranken Leben wieder herzustellen. Die homöopathische Arzneygabe ist für die Erreichung eines solchen Zweckes rein nichts mehr, weil sie für sich als Naturpotenz in dieser Verkleinerung selbst eine Null ist, und als solche gegen ein Positives, was das Wesen der Krankheit ist, ohne alle Wirkung bleiben muß. Mag die

*) Organ. §. 140 — 141.

neue Lehre sich auch übrigens damit heraus zu helfen suchen, daß die Arzney auch in sehr kleiner Gabe noch das Vermögen besitze, in der gleichen Richtung, als die größere Gabe, ihre Wirksamkeit zu zeigen. Lassen wir ihr dieses Vermögen und diese Richtung, es muß doch immer eine, wenn auch noch so kleine Gabe seyn; die homöopathische hat im physischen Sinne dieses zu seyn aufgehört, und dann, was helfen auch das bloße Vermögen und Richtung, wo durch Kraft ein Erfolg gesetzt werden muß, der in einer Umänderung des kranken Lebens in den gesunden und normalen Zustand desselben besteht, und der alsdann erst wirklich eintreten kann, wenn Kraft auf Kraft proportional einwirkt, und eine die andere in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung beschränkt, umändert und vernichtet.

Hahnemann wird gegen diese Beweisführung noch manches einzuwenden finden, er wird behaupten, daß er durch keine Spekulation, von welcher er ein abgesagter Feind zu seyn vorgibt, zu dem Gesetze der Kleinheit seiner Arzneygabe, sondern bloß durch reine Erfahrungen dazu gekommen sey. Wir haben schon oben bemerkt, daß er im Gebiete des gesunden Lebens diese Offenbarung nicht erhalten habe, sondern daß ihm vielmehr die organische Natur das Gesetz ihres Verhältnisses zu den Arzneysubstanzen zeigte, vermöge welchem die Kraft der letztern in Umstimmung des Lebensfaktors in gerader Proportion zum Stoff und ihrer Masse selbst steht. Hahnemann war demnach zu seiner Beweisführung gezwungen, in ein Gebiet zu treten, auf dem er das durch zweytausendjährigen Fleiß Gesammelte als bloßen Trug und Täuschung verwarf, dem er überhaupt allen Werth für Beobachtung und Erfahrung abzusprechen keinen Anstand nahm. Das kranke Leben muß ihm nun den Beweis für die Kleinheit seiner Arzneygabe stellen, während das gesunde in oberster und letzter Instanz die richtige Wahl derselben zu bestimmen hatte. Die homöopathische Verschlimmerung, oder die obwohl geringe Zunahme der Krankheitserscheinungen, die aber, wie der Meister fest behauptet, nach der Einnahme von einem Billiontel- oder Quintilliontel Gran Arzney, nicht mehr Zufälle der Krankheit, sondern Symptome der an ihre Stelle getretenen Arzneypotenz sind, gibt den entscheidenden Wendepunkt, und das dem Homöopathen kostbare und heilige Gesetz der Arzneygaben-Größe *). Wir haben aber gegen diese sogenannte homöopathische Verschlimmerung nur ein Kleines zu erinnern, daß sie nämlich gar nie und nirgends vorkomme, sondern nach unserer Ueberzeugung eine ganz unwahre und wesenlose Erfindung Hahnemanns sey.

*) Organ. §. 304—305. 164—167.

Fürs Erste geht aus der bisher versuchten Beweisführung gegen die homöopathischen Lehrsätze die Grundwahrheit hervor, daß die Bestimmung und gegenseitige Wechselwirkung der Potenzen im Naturleben durchaus an keinen gleichen Typus der Erscheinungen gebunden sey, daß die gleiche Wirksamkeit, der gleiche Erfolg oft unter ganz andern und verschiedenen Erscheinungsformen erreicht werden könne; daß ferner dieses um so eher der Fall seyn müsse, wenn die Sphären der Wirksamkeit selbst verschieden, und der jedesmalige Faktor in denselben, wodurch eben das Produkt der Wechselbestimmung seinen eigenen Grundcharakter erhält, selbst immer ein anderer ist; wie wir dieses durch unmittelbare Thatsachen im gesunden und kranken Leben gezeigt haben. Aus eben dem Grunde, vermöge dessen der Verfasser des Organons keinen Anstand nahm, alle Forschungen des menschlichen Geistes auf dem Gebiete des kranken Lebens zu verwerfen, müssen wir ihn selbst ernstlich vor eigener Täuschung warnen. Nicht alles, was auf den Gebrauch von Arzneyen im kranken Leben vorgeht, ist immer auf Rechnung der letztern zu setzen. Der Mensch ist nicht bloß ein leibliches, unter der Herrschaft der äußern Natur stehendes Wesen, er hat auch Selbstbestimmung und Freyheit. Wie mächtig oft die rein psychische Potenz in solchen Abschnitten des Lebens auf die leibliche Sphäre einwirke, sollte Hahnemann so gut als uns bekannt seyn. Darum darf eben nicht jede im kranken Leben vorkommende Veränderung gleich und unmittelbar bloß der Arzney zugeschrieben werden, besonders wenn letztere, wie klar gezeigt wurde, aufgehört hat, eine physische Größe zu seyn. Eben so wenig kennen wir die Veränderungen, die oft in dem Krankheitsprozesse ohne all' unser Zuthun vorgehen. Hat nicht der Meister selbst Wechselkrankheiten beobachtet, die vermöge ihres eigenthümlichen Charakters in kurzen Zeiträumen manchesmal ganz entgegengesetzte Erscheinungen zeigen? Es tritt im kranken Leben oft eine Verschlimmerung ein, die uns erschreckt, demungeachtet aber höchst wohlthätig ist; ein ander Mal zeigt sich, wie unzählige Beyspiele lehren, eine anscheinende Besserung, von der wir die traurige Folge kaum ahnen, und zwar dieses Alles ohne unsere Arzney, ohne unser eigenes Verdienst, oder unsere Schuld. Diese durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigten Thatsachen sollten uns daher in unserer positiven und zum Gesetze erhobenen Meisterung des einfachen, in ihrer innern Werkstätte verborgenen Schaffens und Waltens der Natur vorsichtig und bescheiden machen. Endlich wußte oft Hahnemann selbst nicht, was er aus den Erscheinungen nach dem Gebrauch seiner Arzneygabe machen sollte. Das eine Mal sind es nach seiner Angabe bloß die Arzneysymptome, welche an die Stelle

der Krankheitserscheinungen treten, und zwar in solcher Geschwindigkeit, daß nur wie durch einen Zauberschlag eine so plötzliche Verwandlung geschehen kann; ein anderes Mal sind dagegen diese Erscheinungen nicht Symptome der Arzney, sondern der Krankheit, welche die Arzney als in den Bereich des kranken Lebens gehörig, aus ihrer Verborgenheit nur besser hervorgelockt hat [1]). Diese Gründe sind es, wodurch wir genöthiget werden, die homöopathische Verschlimmerung für eine eitle und nichtige Schulspekulation zu erklären, und demnach die Kleinheit der homöopathischen Arzneygabe, weder im gesunden und kranken Leben nachgewiesen, noch durch eine höhere und geistige Naturanschauung gerechtfertiget, als unstatthafte und eitle Erfindung verwerfen müssen.

Ein gleiches Urtheil trifft nun auch die von Hahnemann erfundene Proportion der Arzneywirkungen, rücksichtlich der Gabengröße [2]) und ihrer Verdünnung [3]). Er behauptet, daß die Wirkung einer Arzney bey homöopathischem Gebrauche nicht im geraden Verhältnisse zu ihrer Größe stehe, und dann ferner, daß die nämliche Arzneygabe, je mehr sie verdünnt werde, desto kräftiger, als die gleiche aber unverdünnt genommene Gabe wirke. Was nun die erste Behauptung betrifft, so hat die Kraft der Arzneysubstanz für sich das Maß in ihrer eigenen Größe: rücksichtlich ihrer Wirkungen aber auf den lebenden Organismus hängt das Maß der letztern nicht von ihr allein, sondern von der Summe der Kraft des Lebens selbst ab. Es kann darum nur nach beyden gemessen werden, und die Wirkungen einer bestimmten Arzneygabe sind eben so das Produkt des individuellen Lebens, als sie es von der Arzney selbst sind. Darum ist die Hahnemannische Skala zur Bestimmung der Größe der Arzneywirkungen eine willkürliche Erfindung, weil sie nur nach einem Faktor entworfen, und dieser selbst nicht einmal nach seiner absoluten Größe, sondern rein willkürlich behandelt ist. Doch Hahnemann gibt aus seinen reinen Erfahrungen uns ungesäumt den Beweis ihrer Richtigkeit an die Hand, und wir dürfen ihm dies Mal auf sein Wort glauben. Er versichert uns nämlich, daß er von einem Tropfen einer Dezillion-Verdünnung von Krähenaugen-Tinktur sehr oft ziemlich genau halb so viel Wirkung gesehen habe, als von einem Tropfen quintillionfacher Verdünnung derselben [4]). Bey dieser glaubwürdigen Erfahrung wundern wir uns nur, daß

[1]) Organ. §. 190.

[2]) Organ. §. 309. u. Anmerk.

[3]) Organ. §. 311.

[4]) Organ. §. 309. Anmerk.

dieses nur sehr oft und nicht allzeit geschehen ist, indem in Rücksicht der Wirkung auf das mit Kraft und Selbstbestimmung ausgerüstete Leben beyde Arzneygrößen nichts Anderes als eine bloße Null sind, und es in alle Ewigkeit bleiben werden.

Was nun die eigene homöopathische Verdünnungs-Methode betrifft, die so viele Vorzüge vor unserer gemeinen haben soll, so muß uns erst der Erfinder derselben diese Vorzüge seiner vier und zwanzigsten homöopathischen Solution vor der von uns auf gemeine Weise mit seinem Arzneytropfen gemachten faktisch zeigen. So lange er dieses nicht thut, vermögen wir nicht, die gemachte Anpreisung derselben für viel mehr, als lächerlichen Bombast, als eine Art von Hokus Pokus für flache Köpfe zu halten. Ein gleiches Bewandtniß findet bey der größern oder geringeren Verdünnung der nämlichen Arzneygabe Statt. Der Vorzug größerer Wirksamkeit bey größerer Verdünnung der nämlichen Arzneygabe vor einer geringeren der gleichen Gabe mit weniger unarzneylicher Flüssigkeit, ist willkürlich ersonnen, und in gewisser Beziehung selbst falsch. Wenn es wahr ist, daß ein bestimmtes Maß Wein oder Weingeist mit vielem Wasser verdünnt weniger berausche, als die nämliche Quantität ohne alle Verdünnung; so muß das Gleiche auch von den Arzneyen in Rücksicht ihrer ausgezeichneten Kraft und Wirksamkeit gelten; denn sie stehen als Naturpotenzen unter dem gleichen Gesetze. Ob aber deßwegen der Wein und Weingeist nicht andere und bessere Wirkungen auf das organische Leben durch diese Verdünnung erhalten, das ist eine andere, nicht hieher gehörige Frage; nur so viel ist gewiß, daß diese angeblich in erster Instanz arzneyliche Potenzen *) durch Verdünnung mit Wasser in ihrer eigenthümlichsten Wirksamkeit geschwächt und verändert werden. Hahnemann hat demnach erst das Gegentheil von den andern Arzneysubstanzen zu beweisen, wenn wir glauben sollen, daß sie als gleiche Naturpotenzen hievon eine Ausnahme machen.

Es ist unterhaltend, wenn man so das tiefe Nachdenken und die Verlegenheit des Homöopathen über die Wahl und Gabe seiner Arzney näher ins Auge faßt. Heute gibt er die zehente Solution von Krähenaugen-Tinktur, morgen zeigt sich ein neues Symptom, jetzt ist Belladonna hülfreicher, übermorgen hat der Kranke alle ausgezeichneten Symptome der Ignazbohne. Du Armer! weißt du denn gar keinen Sinn in den Orakelsprüchen deines Meisters und Lehrers zu finden? Er sagt ja an verschiedenen Stellen im Organon, und im Vorworte zum Arsenik im zweyten Theile seiner reinen Arzneymittellehre mit klaren und deutlichen

---

*) Organ. §. 311. Anmerk.

Worten, daß deine homöopathische Arzneygabe von so geringem Gehalte sey, daß nicht einmal das Befinden eines Säuglings von einem Tage dadurch könne verändert werden, um wie viel weniger muß daher dieses bey deinen Kranken geschehen, die doch alle älter als einen Tag sind. Wenn nach dem eigenen Ausspruche des Meisters die homöopathische Arzneygabe das gesunde Leben so wenig als das kranke ändert, im Falle sie für letzteres nicht passend gewählt ist; so hast du ja gewonnenes Spiel, du kannst zehen, zwanzig, ja alle bisher homöopathisch untersuchten Arzneymittel auf einmal mit einander in der sechsten, zehenten, und wenn dir diese Gabe auch noch zu groß scheint, in der vier und zwanzigsten Solution, ohne die geringste Gefahr und Veränderung im Befinden deiner Kranken geben. Denn alle Mittel zusammen in deiner homöopathischen Arzneygabe und in dieser Verdünnung machen noch nicht einmal den hunderttausendsten Theil eines Arzney-Granes aus. Ist nun unter allen diesen Mitteln eines, das durch seine Symptomen-Aehnlichkeit auf das Wesen der Krankheit trifft, so hat es doch keine Gewalt über das anderweitige gesunde Leben, so wenig als alle andern unpassend gewählten Arzneyen zusammen genommen, und du bist nun geborgen; hast du aber einen solchen Schatz in deinem Arzneyvorrathe noch nicht gefunden, so kannst du dich wenigstens damit trösten, daß du deine Kranken in keine unnöthigen Leiden und anderweitigen Schaden dadurch gebracht hast. Du mußt dir aber im Falle des Mißlingens deiner neuen Kurart wie andere feine Köpfe zu helfen suchen, welche, um ihren guten Fisch ins Trockne zu bringen, homöopathisch zu kuriren vorgeben, während sie das einfache Tertianfieber mit Gaben von Quassia und China behandeln, wovon der Kranke halbe Tage lang den Arzneygeschmack nicht los werden kann. Es gibt Koryphäen dieser Art, welche, während sie ihre unwissenden Kranken homöopathisch zu behandeln vorgeben, dieselben Eibisch-, Lindenblüth- und andere Thee, welche, und wie viel sie nur wollen, trinken, und Kölnerwasser und andere Tinkturen in die Herzgrube und den Unterleib nach eigenem Gefallen einreiben lassen. Diesen hat schon der Herr und Meister ihr Urtheil als Homöopathen gesprochen, und sie Pfuscher und unvernünftige Schlendriane genannt *); wir müßten aber von unserer Seite, da sie sich nicht scheuen, durch solche List den falschen Glauben in der Welt fortzupflanzen und darin zu erhalten, um dadurch zu einiger Celebrität zu gelangen, oder um bald reich zu werden, zur Steuer der Wahrheit sie vielmehr Betrüger nennen.

*) Organ. §. 299. Anmerk.

Wir müssen nun bey dieser kurzen Prüfung der neuen Heilmethode stehen bleiben, um unser schon angedeutetes Ziel nicht zu überschreiten. Wie vieles hierin noch zu berichtigen wäre, findet man bey einer genaueren Durchsicht sehr bald. So könnte klar und deutlich gezeigt werden, wie sich Hahnemann durch seine einseitige Naturanschauung allen Weg zu einer näheren Kenntniß des innern Wesens der Krankheit, das denn doch immer beym Heilgeschäfte die Hauptsache bleiben wird, selbst vom empirischen Standpunkte aus, versperrt habe, da er die ursächlichen Momente der Krankheit, die Anlage, die Gelegenheitsursache, den Krankheitsprozeß, die eigene Naturkraft in Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Leben u. s. w. ganz unberücksichtiget ließ, und Alles als leeren Schulkram, als eitle ersonnene Spitzfindigkeit verwarf; dafür aber in einer ganz andern Lebenssphäre, als in der, welche einzig die Aufgabe der Kunst seit Jahrtausenden ist, die Anzeige für den Gebrauch der Arzney in Krankheiten suchte, und nur allein dort als möglich zu finden vorgab. So könnte ferner durch unzählige Erfahrungen nachgewiesen werden, wie die wahre Heilkunst zu allen Zeiten oft ihren Heilzweck durch Setzung ähnlicher Wirksamkeit von Seite der Arzney, wozu sie die Anstalten im Prozesse der Krankheit wahrnahm, also auch homöopathisch, doch in einem andern und bessern Sinne, zu erreichen strebte. Dergleichen Punkte des Heilgeschäftes könnten einzeln und umfassend behandelt werden, wozu vielleicht der Verfasser in der Folge mehr Zeit und Gelegenheit findet, wenn diese kleine Arbeit einiger Schätzung und Aufmerksamkeit werth gehalten wird.

Dr. Glücker.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst

Nro. XXXII.

Englische agronomische Literatur.

The History of Ancient and Modern Wines. By A. Henderson. London, 1825. 4.

(Aus dem Quarterly Review, Nro. LXIII. June 1825 *).

Die Geschichte des Weinbaues und der verschiedenen Weine in allen Welttheilen und Zeitaltern bietet, vorzüglich aus dem Kultur- und sittengeschichtlichen Gesichtspunkte aufgefaßt, die überraschendsten und anziehendsten Ergebnisse dar.

Die Geschichte der Weine und der Kultur, so wie der Nationalsitten und Gewohnheiten werfen gegenseitig Licht auf einander; ja der Gebrauch des Weines bildet sogar ein wichtiges und inhaltreiches Kapitel in der Sitten- und Literaturgeschichte, so wie in der Mythologie, namentlich der griechischen.

Bey Lesung der von dem Verfasser in der gehaltreichen Einleitung vorausgeschickten »Abhandlung über die Weingährung,« ist die Bemerkung lebendiger als je in uns rege geworden, daß sich unsere Kenntniß von den Gesetzen, nach welchen dieser wichtige chemische Prozeß vor sich geht, trotz der Höhe, wohin die chemische Wissenschaft und Kunst gediehen sind, noch in der Kindheit befindet. Die verdienstlichen Forschungen der französischen Chemiker haben nur die Tiefe und die dichte Verhüllung dieses Geheimnisses bewiesen; Dr. Mac-Culloch gesteht in seiner meisterhaften kleinen Abhandlung über die Weinbereitung, daß die Gährung lediglich nach ihren Wirkungen und Erscheinungen erforscht werden könne, und unser Verfasser hat sich ebenfalls durch die Fruchtlosigkeit seiner Untersuchungen zu der Wiederholung dieses Geständnisses und zur Anerkennung der Schwierigkeiten dieses Gegenstandes bemüßigt gesehen.

Diese walten vorzüglich in Ansehung der sekundären oder unbemerklichen stillen Gährung ob, welcher der Wein noch lange Zeit, nachdem der Most oder Traubensaft von seinen groben Bestandtheilen durch die Zersetzung gereinigt worden, unterworfen ist.

Bey den schweren Weinen dauert diese sekundäre Gährung eine lange Reihe von Jahren hindurch fort, in Folge deren sie, wahrscheinlich

*) Obiges Werk ist eine der wichtigeren Erscheinungen in der neuesten agronomisch-historischen Literatur, und dürfte dem ebenfalls zu London vor ungefähr drey Jahren erschienenen in seiner Art klassischen Werke: Encyclopaedia of Gardening, comprising the Theory and Practice of Horticulture, Floriculture and Landscape-Gardening, including all the latest improvements, a general history of Gardening in all countries and a statistical view of its present state with suggestions for its future progress in the British Isles. By *J. C. Loudon*. Illustrated with nearly 600 engravings on wood (1368 S. und eine Menge Tabellen), an die Seite zu stellen seyn.

durch die innigere Verbindung des Alkohols mit den herben und schleimichten Bestandtheilen mehr und mehr veredelt werden. — Ein Theil des Färbestoffes und Weinsteins wird niedergeschlagen; die Farbe verliert sich, und der dem edlen Safte eigenthümliche Wohlgeruch und Wohlgeschmack treten mehr hervor.

Befanden sich nun die Bestandtheile des Weines ursprünglich in angemessenem Gleichgewichte, so hält sich derselbe, je nach seiner eigenthümlichen Dauerfähigkeit, welche bey den verschiedenen Weinen ungemein verschieden ist, längere oder kürzere Zeit; war aber die Gährung unvollkommen, oder die Quantitäten des Zucker- und Hefenstoffes nicht in angemessenem Verhältnisse, so geht die Weingährung in die Essiggährung über. Dieser Uebergang ist jedoch so (anscheinend) launenhaft (wenn wir uns anders dieses unwissenschaftlichen Ausdrucks bedienen dürfen), daß er öfter alle sich auf diesen Prozeß beziehende Theorie zu Schanden macht. So z. B. können wir der Behauptung des Verfassers (S. 21), »daß durch das Vorherrschen des Zucker- über den Hefenstoff der Wein zur Ausartung geeignet sey,« unsere Erfahrung entgegensetzen, daß derselbe sich dessen ungeachtet eine lange Reihe von Jahren hindurch, ohne irgend eine nachtheilige Veränderung zu erleiden, halten könne; daß der süße Wein, obgleich er Zuckerstoff in Ueberfülle enthält, zwar zuweilen herbe wird, sich aber dennoch Jahre lang hält, ohne in Essig verwandelt zu werden. Saure Weine, welche zum Theil verschlagen, aber ihre weinichte Beschaffenheit und Eigenschaften doch nicht gänzlich verloren haben, kommen häufig vor. Wir sind daher zu dem bereits oben erwähnten Geständnisse gezwungen, daß wir von den tieferen Gesetzen dieses Prozesses nichts wissen (that we know nothing of the real philosophy of the process), und es ist nicht schwer vorherzusehen, daß die Entdeckung derselben, wenn sie je erfolgen sollte, eine völlige Umwälzung in der Kunst der Weinerzeugung nach sich ziehen wird.

Wenn man den Zustand des Weinbaues bey den Alten betrachtet, so erstaunt man, wie wenig sich derselbe in der ganzen langen Reihe von Jahrhunderten verändert hat. Kein Zweig des Landbaues ist so stationär geblieben; in einem großen Theile von Europa wird die Rebe noch immer so gepfropft, beschnitten und behandelt, wie zur Zeit des Varro und Columella; und nur in denjenigen Ländern, wo der Handel eine schnellere Verbreitung nützlicher Erfindungen bewirkt hat, haben auch in die Weinberge einige Veränderungen Eingang gefunden.

Indessen sind die Kenntnisse, welche die Alten in diesem Zweige der Landwirthschaft besaßen, nichts weniger als zu verachten. Sie wußten, daß ein reiches üppiges Gelände der Erzeugung guten Weines keineswegs günstig ist, sondern daß ein leichter poröser, nur nicht zu dünner Boden, z. B. ein kalkiger oder ein mergliger Lehm, mit der gehörigen Mischung von Kies und Dammerde, angemessen sey, und zogen mit Recht ein steiniges, felsiges Erdreich, oder einen vulkanischen Boden mit zersetztem Tuffstein, allen andern vor.

Daß der auf einem trockenen, hügeligen Boden gewachsene Wein den von der Ebene und überhaupt dem Flachlande an Wohlgeschmack übertrifft, war bey denselben allgemein anerkannt. Nur in Ansehung eines Punktes von gleicher Wichtigkeit waren sie anderer Meinung, nämlich in Betreff der Höhe, bis zu welcher man die Pflanze wuchern lassen dürfe; und aus dieser von unserer neueren Erfahrung und Lehre abweichenden Ansicht entstand jene (wenn wir nicht irren auch in der Lombardey und in andern Landschaften von Italien noch übliche) Vermählung

der Rebe mit der hohen Ulme und Pappel, welche ihrer Poesie (und bildenden Kunst) so reizende Bilder auf Kosten der Güte ihrer Weine darbot.

An mehreren dieser arbusta (arbustum, eine Kontraktion von arbosetum), wie die zu diesem Behufe gebrauchten Bäume bey den römischen Schriftstellern heißen *) schlang sich die zarte Rebe an dreyßig bis vierzig Schuh hinauf, während die neuere Erfahrung bewiesen hat, daß durch diese Verfahrungsweise zwar eine größere Menge von Trauben erzeugt, aber der Wohlgeschmack und die Güte des Erzeugnisses verschlechtert werden.

In der Behandlung des Traubensaftes dagegen, mit einem Worte, in der Art und Weise der **Weinbereitung**, weichen die Neuern von den Alten bedeutend ab, und zwar in so vielen und wesentlichen Stücken, daß wir ungeachtet aller von dem Verfasser aufgestellten Beweisgründe nicht zu dem Glauben bewogen werden können, daß die Weine der Alten unserm Gaumen zusagen könnten.

Der Sage nach soll der Zufall eine der bizarrsten und widerwärtigsten Gewohnheiten der Griechen in dieser Hinsicht veranlaßt haben. Ein Sklave in Griechenland, welcher Wein aus einem Fasse gestohlen hatte, ersetzte das Fehlende durch Seewasser, und siehe! man fand, daß der übrige Wein im Fasse dadurch an Wohlgeschmack gewonnen habe!

Kurz, woher dieser sonderbare Geschmack sich immer schreiben mochte, so viel ist ausgemacht, daß die Beymischung eines Theiles Salz- oder Seewasser als unumgänglich nothwendig zur Erzielung eines wohlschmeckenden Weines erachtet wurde.

Columella empfiehlt diese Beymischung in dem Verhältnisse von einem, bis auf ein Drittel verdünsteten, Nößel Seewasser auf sechs (englische) Gallonen Wein, und fügt hinzu, daß er ohne Bedenken die Verdopplung, ja sogar die Verdreyfachung empfehlen könne, wofern nur der Wein stark genug sey, eine so reichliche Beymischung zu ertragen, ohne einen Salzgeschmack anzunehmen.

Außer dieser, den Neuern wohl unbegreiflichen, und in der That höchst sonderbaren Vorliebe, liebten die alten Griechen, wie wir aus zuverläßigen Quellen wissen, auch noch eine andere, nicht minder barbarische, oder wenigstens barbarisch scheinende Quacksalberey. Sie pflegten nämlich ihre Weine reichlich mit Harz zu sättigen, — und die Fortpflanzung dieses Gebrauches auf die heutigen Griechen ist die Ursache; daß viele griechische Weine noch jetzt allen andern, außer den Eingebornen, durchaus ungenießbar sind.

Es war (und ist demnach wohl, dem Vorstehenden zu Folge, noch jetzt) nichts Ungewöhnliches, daß auf den Most in der ersten Gährung eine Masse gepülvertes Harz oder Pech gestreut, und nach erfolgter Gährung Cypressenblätter, zerquetschte Myrtenbeeren, Späne von Zederholz und Stabwurz, bittere Mandeln und noch unzählige andere Spezereyen und würzige Sachen in den Wein gethan wurden. Eine noch gewöhnlichere Verfahrungsweise scheint aber gewesen zu seyn, daß alle diese Ingredienzien zuerst mit verdicktem Moste gemischt, hierauf das Ganze zu einer dicken Masse eingekocht, und dann dem neuen Weine beygemischt wurden. Es ist fast unglaublich, welche bedeutende Menge von Harz und Pech (oder flüssigem Thone), nach den Vorschriften des **Columella**

---

*) Z. B. bey **Cicero** Senect. 15 extr.; bey **Columella** de arbor. XVI. 2; bey **Virgil** Ecl. III. 10, und Georgic. II, 416; bey **Liv.** XXII, 15; bey **Plin.** H. N. XVII, 11.

zu urtheilen, dabey verwendet wurde; wobey wir in Hinsicht der umständlicheren Angaben auf das Buch selbst (S. 45) verweisen.

Von den Spezereyen, die wir zuvor genannt haben, werden jedoch mehrere noch jetzt und anderwärts mit Vortheil und gutem Erfolge zur Würzung des Weines verwandt.

Unser Verfasser scheint sehr geneigt, die Vertheidigung der Alten hinsichtlich der Reinheit ihres Geschmackes auch in dieser Beziehung zu übernehmen. Daß aber die Eigenschaften dieser, auf die beschriebene Weise so zu sagen pharmaceutisch zubereiteten Weine in Sang und Lied gepriesen wurden, beweist nur, — was schon die Fortdauer dieses Gebrauchs unter den heutigen Griechen darthut — daß das Getränk damals mit vielem Wohlbehagen getrunken wurde, und den Genießern gut schmeckte.

»Es ist eine bereits von Plutarch gemachte Bemerkung, daß »gewisse Speisen und Getränke, welche anfangs unausstehlich scheinen, »mit der Zeit dem Gaumen behagen; und auf jeden Fall ziemt der »Vorwurf eines verdorbenen Geschmackes in Betreff des Weines uns »Engländern am wenigsten, die wir eine so allbekannte Vorliebe für ein »Getränk (den Porto) hegen, dessen Herbe, Bittere, Säure und andere »abstoßende Eigenschaften lediglich durch eine beträchtliche Beymischung »starken Weingeistes versteckt werden; das aber durch die lange Gewohn»heit seinen Bewunderern so köstlich geworden ist, daß sie es für den »besten aller Weine halten« (S. 60—61).

Wir können der gelehrten Darstellung, welche der Verfasser von den Gattungen und Varietäten der Weine des Alterthums entworfen hat, aus Mangel an Raum nur flüchtig folgen, und stimmen mit ihm auf die Autorität der Homerischen Gedichte und auf den (im Ganzen unveränderten) Einfluß desselben südlichen Himmelsstriches und Bodens darin überein, daß ein großer Theil der alten griechischen und kleinasiatischen Weine gleich den gegenwärtigen Erzeugnissen jener Länder zu den süßen und schweren Sorten gehört habe.

Der Verfasser vermuthet, daß die süßen griechischen Weine (das Erzeugniß der verschiedenen Inseln in den ägeischen und jonischen Meeren) vornehmlich zu der supersüßen (lascivios) Gattung, gleich dem jetzigen Cyper und Konstantia, gehört haben; daß hingegen verschiedene der Dry-Weine, wie der Pramnier und Korinther, sich unbezweifelbar durch eine außerordentliche Herbe und zusammenziehende Säure auszeichneten, und nur erst nachdem sie eine lange Reihe von Jahren gelagert hatten, trinkbar wurden. Ja selbst dieses letztere möchten wir in Zweifel ziehen, weil wir aus einer vollgültigen Quelle, dem Aristophanes, ersehen, daß der erstere vermöge seiner Herbe alle Züge krampfhaft zusammenzog, und die Verdauungswerkzeuge verstopfte, und daß der zweyte eine wahrhafte Gaumenmarter war!

Der Behauptung des Verfassers, daß den Alten die moussirenden Weine, gleich unseren Champagner, sehr gut bekannt waren, können wir nicht beypflichten, und eben so wenig die Stelle: »impiger transit spumantem pateram,« welche er zur Unterstützung seiner Meinung anführt, als glücklich gewählt, und als einen Beweis dafür ansehen, weil der Dichter oft dasselbe Beywort von dem, von Milch oder Honig überfließenden Becher gebraucht.

Von den Weinen der alten Römer sind wenigstens die Namen allen Gebildeten bekannt. Die Campania felix erzeugte die berühmtesten Gewächse; und wenn auch einige geringfügige Zweifel in Betreff der

Oertlichkeit obwalten dürften, so ist doch so viel ausgemacht, daß die Falerner, Massiker, Cäkuber, Setiner und Surrentiner Weine sämmtlich Erzeugnisse dieser gesegneten Landschaft waren.

Allem Anscheine nach waren es sämmtlich starke und dauerhafte Weine, welche den Kopf betäubten. Der Cäkuber wird von Galen als ein edler, aber eines vieljährigen Lagerns bedürfender Wein geschildert.

Der Massiker glich sehr dem Falerner, wofern er nicht selbst eine Abart desselben war.

Von dem »gewaltigen Falerner« selbst weiß man wenig mehr, als daß er äußerst geschätzt war, zwanzig, dreyßig bis vierzig Jahre lang aufbewahrt wurde, und von Natur so stark und herbe war, daß er nur nach erfolgter Milderung durchs lange Lagern trinkbar war. Der Setiner war ein leichter, wohlschmeckender Wein, nach Plinius der Lieblingswein des Augustus, der ihn allen andern vorzog.

Es ist daher in der That zu verwundern, daß dessen Name bey Horaz niemals auch nur flüchtig erwähnt wird; welcher vielleicht, wie Henderson bemerkt, in diesem Stücke seine Unabhängigkeit von dem kaiserlichen Geschmacke behauptete. Dagegen kommt er beym Juvenal vor, und wird von beyden Dichtern gepriesen.

Den Surrentiner hat Tiberius als einen »edlen Essig« gestempelt.

Der Verfasser sucht hierauf in einer anziehenden Parallele zu bestimmen, mit welchen von unsern jetzigen Weinen die berühmtesten des Alterthums zu vergleichen seyn möchten. Den Pramnier, der, wie wir vorhin gesehen haben, ein äußerst herbes und adstringirendes Getränk, und, wie Herr Henderson sagt (auf welche Autorität hin, wissen wir nicht), von rother Farbe war, stellt er auf eine Stufe mit dem Porto, dem er, wie wir oben gleichfalls gesehen haben, sehr abhold ist.

Den »unsterblichen Falerner« vergleicht der Verfasser mit dem Madera und Xeres (Sherry), und stellt für diese Parallele eine ganze Schaar von Analogien auf.

Viele von den Gebräuchen der Alten beym Trinken sind höchst bemerkenswerth. Einer derselben dürfte uns namentlich auf den ersten Anblick seltsam erscheinen, nämlich das ungemeine Verdünnen ihrer Weine. Ungewässerten Wein zu trinken, sagt der Verfasser, wurde bey den Griechen für unanständig erachtet, und derjenige, welcher sich eine solche Unanständigkeit zu Schulden kommen ließ, wurde für einen Scythen gehalten.

Bevor man sich jedoch über diese allerdings befremdlich scheinende Sitte wundert, erinnere man sich, was die Weine der Alten eigentlich waren.

Wie oben bemerkt worden, waren sie durch den Rauch und die Hitze aus dem Darrofen, denen sie Jahre lang ausgesetzt waren, meist zu einem Syrop verdickt, überdieß mit mancherley Spezereyen angemacht, und mit Harz vermischt, so daß es wohl kaum möglich war, sie ohne eine starke Beymischung von Wasser zu trinken.

Das gewöhnliche Verhältniß dieser Verdünnung war in den gebildetsten Zeiten von Griechenland drey oder vier Theile Wasser auf einen Theil Wein.

Indeß dürfte selbst damals in Griechenland wie in Rom mehr als ein Menenius vorhanden gewesen seyn, dem »ein Becher

starken Weines, »ohne einen Tropfen verdünnenden Tiberwassers« über alles ging.

Man erinnere sich an den Zustand, in welchen Alcibiades in das Platonische Gastmahl eingeführt ward, mit zerzaustem, unordentlich aufgesetztem Kranze, brüllender Stimme, und unfähig, sich aufrecht zu erhalten. Heißt das, Wasser trinken? Und dann im weiteren Verfolge, wo er von Sokrates auf das Maß von sieben Pinten Wein angewiesen wird! Und doch war ja das Symposium eine Schilderung wirklicher Sitten.

Es wohnte jedoch ein zarter Sinn für das gesellschaftlich (wie für das künstlerisch) Schickliche in dem griechischen Geiste, welcher dieselben vor der gemeinen Schlemmerey und Völlerey bewahrte, worin die aus gröberem Thon geformten Römer und ihre Sitten, namentlich unter den Kaisern, versanken. Der Genuß des Weines bey den Gast= und Festmalen der Griechen wurde durch mannigfaltige sinnige und zierliche Gebräuche veredelt.

Von ihren Künstlern darf man mit Recht behaupten, daß sie alles und jedes, was sie berührten, verschönerten. Den gemeinsten und zum alltäglichsten Gebrauche bestimmten Geräthschaften drückten sie den Stämpel der Schönheit auf.

Dieselbe edlere Feinheit des Geschmackes, welche ihre Trinkgefäße formte, umkränzte auch die überschäumenden Becher mit Blumengewinden, und dieselbe zierliche Anmuth der Empfindung war es, welche ihre Schläfe mit der zu anmuthigen Gedanken und Bildern begeisternden Myrte umschlang, und in diesem bedeutungsvollen Kranze die heitern Farben der Rose mit dem Dufte des Veilchens verflocht und vermählte.

Der Verfasser verbreitet sich hierauf über die Nachtischweine bey den Griechen und Römern, so wie über die Geschichte der Einführung und des zuletzt schwelgerischen Verbrauchs edler griechischer Weine in Rom, wo in den Zeiten des höher gestiegenenen Luxus eine wahre Wuth herrschte, ungeheure Summen für Weine zu bezahlen, die ihres Alters halber öfter im wahren Sinne des Worts völlig ungenießbar waren.

Der Verfasser stellt nun eine anziehende Parallele zwischen den Tafelgebräuchen und Sitten der Alten und der Neuern, namentlich der in Frankreich üblichen Tafel= und Trinkgebräuche, z. B. den vins d'entremets, dem coup de milieu u. s. f. auf, die er von den ersteren ableitet, und äußert hierbey unter andern:

»Der Wein, womit bey den Alten der letzte, oder der Merkurs»becher, gefüllt, und mit diesem, dem Gotte der Nacht und dem Spen»der des Schlummers und süßer Träume geweihten Trunke das Mahl »beschlossen wurde, war von der rothen und süßen Sorte, wahrscheinlich »weil er der kostbarste und stärkste, oder der gewöhnliche Nachtischwein »war. Es verdient hierbey bemerkt zu werden, daß dieselbe Weingattung »noch jetzt (in Italien) in der Kirche (for sacramental purposes) »gebraucht wird, und die Benennung »vino santo,« welche von den »Italienern ihren süßesten Weinen ertheilt wird, ist wahrscheinlich eine »Anspielung auf diesen Umstand.«

Ohne Zweifel war es der bey den Alten übliche Brauch, nach dem Mahle verschiedenen Gottheiten nach einander Oblationen zu weihen, welcher bey den Neuern durch eine leichte Transition den Gebrauch veranlaßte, sich beym Mahle gegenseitig zuzutrinken, und Gesundheiten auf An= oder Abwesende, auf Personen (physische wie moralische) und Sachen auszubringen.

Beym Aristophanes brüstet sich jemand damit, daß er sechshundert Becher zur Ehre der Götter und Göttinnen geleert habe.

Eine Lieblingssitte war es, so viele Becher zu leeren, als sich Buchstaben in dem ausgebrachten Namen befanden, z. B. Cäsar mit sechs, Germanicus mit zehn Bechern zu trinken.

Die Analogie mit den namentlich in England üblichen Toasts drey Mal drey, vier Mal vier (auf Georg IV.) u. s f. bietet sich von selbst dar.

Indem wir uns nun von den Weinen und Tischgebräuchen des klassischen Alterthums zu denen des Mittelalters wenden wollen, bemerken wir mit Befremden, daß der Verfasser die Reihe seiner Forschungen nicht durch dasselbe hindurch geführt hat, obgleich ein solcher Versuch nothwendig zur Vollständigkeit seines Werks gewesen wäre, und sich ihm eine Menge höchst anziehender, reines Licht über die Sitten und über die Literatur des Mittelalters verbreitender, hieher bezüglicher Notizen dargeboten hätte Es kommen zwar in der zweyten Abtheilung des Werkes, die von den neuern Weinen handelt, Bemerkungen dieser Art vor, sie sind aber zerstreut und unvollständig.

Die nordischen Eroberer von Europa nahmen, wie sich leicht vrrmuthen läßt, diesen Theil der häuslichen und festlichen Gebräuche der gebildeten, von ihnen unterjochten Völker bereitwillig an; außer denjenigen Sitten und Gebräuchen dieser Art, welche auf diese Weise aus dem Alterthum auf uns gekommen sind, findet man im Mittelalter noch viele andere, welche jetzt durch das »Schwert der launischen Mode« vertilgt worden. Aus den alten Fabliaux ersehen wir, wie der edle Ritter den mit Cyder gefüllten Pokal mit Blumen bekränzte, um ihn seiner Minne darzureichen; diese offenbar altgriechische Sitte, den Becher oder das Glas zu umkränzen, welche gegenwärtig aus den höheren Kreisen der Gesellschaft verschwunden ist, war noch in der letztvergangenen Generation bey dem Erntefeste unter dem Landvolke üblich. Jetzt dürfte sich diese so alte und anmuthige Sitte nur noch in jenen Epheu- und anderen Kränzen erhalten haben, welche als Embleme über den Thüren der Wirths- und Bierhäuser hängen.

Die im gebildeten Europa unter dem Namen »Bischof,« »Kardinal« u. s. f. bekannten Getränke stammen von den im Mittelalter so viel gefeyerten, unter dem allgemeinen Namen Piement oder Pyment bekannten gewürzten Weinen ab, von denen, wie unter andern Le Grand in seiner Vie privée des Français erzählt, die Troubadours und Minstrels des dreyzehnten Jahrhunderts niemals ohne Entzücken und als von einem auserlesen köstlichen Getränke sprechen, und deren Genuß, wie er berichtet, den Klostergeistlichen durch einen Beschluß des Aachner Konziliums (im Jahre 817) verboten war.

Aus der Bataille des Vins, einem Fabliaux aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, ersieht man, welche Weine damals in Frankreich am berühmtesten und gesuchtesten waren; viele Namen der heutigen Franzweine, namentlich der Epernay, Hautvilliers, Chablais, kommen darin vor.

Die Rheinweine gehen wenigstens bis zum zwölften Jahrhundert hinauf, weil schon damals der Johannisberger, noch jetzt die Krone derselben, von den Mönchen der Abtey auf dem Johannisberg gebaut wurde. Die Ufer der Mosel waren bereits mehrere Jahrhunderte früher mit Reben bekränzt. Der Verfasser bemerkt, daß die auserlesensten Weine im Mittelalter auf Geländen, die der Kirche gehörten,

gebaut wurden; daher stammte auch der Ausdruck und der Ruhm des vinum theologicum. Die Ursachen liegen am Tage; die Klöster und Abteyen waren damals nicht nur beynahe im alleinigen Besitze aller Kenntnisse und Einsichten, und also auch am erfahrensten in der Feld= so wie in der Obst= und Weinkultur *), sondern auch in jeder Hinsicht die besten Landwirthe und Grundeigenthümer, deren Unterthanen am glücklichsten lebten. Die kindliche Ehrfurcht jener Zeiten gegen die Kirche bewahrte ihre Besitzungen öfter vor der Verheerung bey den häufigen Fehden, und ihre Vasallen mochten in agronomischer wie in mancher andern Beziehung weiter voraus, als die der weltlichen Herren, seyn.

Die Burgunder Weine standen ebenfalls schon sehr frühe in hohem Rufe, und dieß war wohl die Ursache, daß die Herzoge von Burgund mit dem Namen der »Princes des bons vins« bezeichnet wurden.

Durch die Kreuzzüge verbreitete sich in ganz Europa eine Vorliebe für die griechischen süßen Weine, welche, gleich der für die süßen Würzweine und Mischgetränke (pyments), mehrere Jahrhunderte anhielt. Die Inseln Cypern und Candien versorgten, unter der Herrschaft der Venetianer, ganz Europa mit den feinsten Nachtischweinen. Auf der ersteren besaßen die Johanniter eine Komthurey, welche den köstlichsten Wein erzeugte, daher wurden die besten Cyppersorten mit dem Namen »Komthurey« bezeichnet.

Der Verfasser verbreitet sich hierauf ausführlich über die verschiedenen Epochen des Verbrauchs auswärtiger Weine in England, wo nach einander die französischen (namentlich während der Herrschaft der Engländer in Frankreich), die spanischen, die kanarischen, dann gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts abermals die französischen, und endlich durch den »Traktat von Methuen« die Portweine in allgemeinen Verbrauch kamen, und die letztern bis auf den heutigen Tag ihre Popularität auf den brittischen Inseln behauptet haben.

Bey dieser Gelegenheit werden die beyden bekannten Kollektivausdrücke »Sekt« (sack) und »Claret« erläutert, und gezeigt, daß der erstere ursprünglich eine Bezeichnung für gewisse weiße spanische Weine war, und nichts, als eine Korruption des Wortes seck oder sec, war, also einen Drywein bedeutete, daß aber in der Folge nicht nur der Xeres (wahrscheinlich der ursprüngliche und eigentliche sack), sondern auch der Malaga, die kanarischen und andere weiße Weine darunter begriffen wurden.

Die ausführliche und meisterhafte Darstellung der Franzweine kommt nun an die Reihe, wobey mit lichtvollen und überzeugenden Gründen dargethan wird, was Frankreich, das erste Weinland in der ganzen Welt, bey einer besseren und rationelleren Weinkultur in dieser Hinsicht leisten könnte, und was für die Veredlung der Languedoc=, Roussillon=, Provence= und anderer Weine des südlichen Frankreichs geschehen sollte, welche jetzt unter denen von der Champagne, Burgund, Dauphiné, Lyonnois und den Bordeaux=Weinen stehen, während sie bey einer bessern Benützung der unvergleichlichen Vortheile des Klima und des Bodens der genannten Landschaften die ausgezeichnetsten und köstlichsten werden könnten.

Die seltsame Kontroverse, welche zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in den französischen Medicinschulen über die Vorzüge des Cham=

---

*) Siehe auch das oben angeführte Werk von Loudon über die Verdienste der Klöster um die Obstkultur.

pagners und Burgunders geführt, und erst im Jahre 1778 durch einen feyerlichen Richterspruch der Pariser medicinischen Fakultät zu Gunsten des Champagners entschieden wurde, wird umständlich erzählt. Der Verfasser ist der entgegengesetzten Meinung, und räumt den Côte-d'Or-Weinen (in Burgund) in Hinsicht des Zarten ihrer Blume und ihres Duftes den Vorrang ein. Um aber diese ihre köstlichen Eigenschaften in ihrer ganzen Fülle würdigen zu lernen, müßte man sie an Ort und Stelle, wenigstens nicht jenseits des Kanals, trinken, weil sie, namentlich die besten rothen Gewächse des genannten Bezirks, wie z. B. der Romanée Conti, der Chambertin, Clos Vougert, Richbourg, St. Georg u. s. f., die Verführung nicht vertrügen, so wie überhaupt die feineren Burgunder Weine nur in der Flasche verführt werden könnten, und selbst dann wären sie zur Annahme eines bitteren Geschmackes geneigt, wenn sie nicht mit der alleräußersten Sorgfalt behandelt würden.

Von den Weinen der Dauphinee und dem Lyonnois werden der rothe und weiße Hermitage (welchen ersteren der Verfasser einen der ersten und herrlichsten in der Welt nennt, mit besonderer Vorliebe beschreibt, und hierbey die Bemerkung macht und motivirt, daß unter den rothen und weißen Gewächsen eines Distrikts die ersteren stets die vorzüglicheren sind), dann die Côte Rôtie brune et blonde u. s. f. gewürdigt, und hierauf die Weine von Languedoc, Roussillon und Provence geschildert. Den Bordeauxweinen wird eine verhältnißmäßig ausführliche Darstellung gewidmet, und unter andern bemerkt, daß die Palussorten (welche auf einem üppigen Alluvionboden zwischen der Garonne und Dordogne erzeugt werden) unter dem Namen vins de cargaison nach Ostindien verführt werden, um dort der Nachfrage nach Claret zu genügen. Den feinen rothen Bordeauxgewächsen wird mit Recht der Vorzug und Rang vor allen Franzweinen eingeräumt, und bey dieser Gelegenheit die mannigfaltigen Mischungen und Verfälschungen beschrieben, welche mit diesen vielbegehrten Weinen getrieben werden, namentlich aber die unter dem Namen Travail d'Angleterre bekannte Fabrik dieser Art in Bordeaux.

Wir müssen aus Mangel an Raum die anziehenden und lehrreichen Bemerkungen über die spanischen und portugiesischen Weine mit Stillschweigen übergehen, und wenden uns nun mit einem flüchtigen Blicke zu den deutschen und ungrischen Weinen, welche die hierauf folgende Abtheilung des Henderson'schen Werkes einnehmen. Unter den ersteren nehmen die Rheinweine ihrer Vortrefflichkeit und ganz eigenthümlichen Beschaffenheit halber die erste Stelle ein, namentlich die aus dem Rheingau und den Weingebirgen von Hochheim. Sonderbar ist es, daß die besten Rheinweinsorten bereits seit langer Zeit in unserem Lande unter dem allgemeinen Namen »Hock« (von Hochheim) bekannt sind, während die gemeinen Sorten mit dem gewissermaßen einen Krätzer bedeutenden Ausdruck »Rheinisch« bezeichnet werden.

Die diesen Gewächsen eigenthümlichen Eigenschaften sind allbekannt, und scheinen eine Ausnahme von allen im Schwunge seyenden chemischen Theorien zu bilden. Sie sind so ausnehmend dauerhaft, daß sie sich eine außerordentlich lange Reihe von Jahren hindurch halten, und immer besser werden. Wahrscheinlich hat diese ihre ungemeine Dauerhaftigkeit den sonderbaren Gebrauch veranlaßt, die Rheinweine in ungeheuern Fässern aufzubewahren.

Unter den ungrischen Weinen zeichnet der Verfasser, wie man erwarten konnte, den edlen Tokayer vor allen andern aus, und bemerkt,

daß derselbe sogar zu Krakau, dem Hauptstapelorte und Markte dieses Weines für die polnischen und schlesischen Märkte, überaus theuer sey, und die Flasche alten Tokayers mit sieben Dukaten (?) bezahlt werde.

Die spanischen und italienischen Weine kommen nun an die Reihe; hierauf die Madera=, Kap= und persischen Weine.

Von den Kapweinen bemerkt der Verfasser, daß sie gut seyn könnten, jedoch (mit alleiniger Ausnahme des herrlichen Constantia) so schlecht als möglich sind, und zwar vorzüglich aus dem Grunde, weil die Weinpflanzungen unverständiger Weise auf den üppigeren Niederungen und Geländen angelegt sind, anstatt, wie die Natur der Rebe es verlangt, auf die dürren und steinigen Berggelände beschränkt zu werden.

Die Weine von Schiraz werden von dem Verfasser auf eine Stufe mit den gewöhnlichen rothen und weißen Kapweinen gestellt.

Da Herr Henderson seine Untersuchungen über das ferne Asien ausgedehnt hat, und zwar lediglich in der Absicht, um von den persischen Weinen zu handeln, so könnten wir ihm billiger Weise zum Vorwurf machen, daß er keinen von den Weinen des großen westlichen Kontinents erwähnt, und (so wie das Mittelalter) auch die ganze andere Halbkugel von dem Kreise seiner Untersuchungen ausgeschlossen hat, welche wahrlich ein Kapitel in diesem sonst so vollständigen Werke verdient hätte. Die nördlichen Länder dieses Welttheils (Amerika) versprechen einen großen und mannigfaltigen Reichthum an Weinen zu liefern.

Die wilde Rebe wird fast allenthalben in den Wäldern der vereinigten Staaten von Nordamerika, und selbst in Canada gefunden, und kommt an den Ufern des Missisippi bis gegen die Ufer des Erie=Sees hin in üppiger Fülle vor.

In Philadelphia ist die Medoc=Rebe angepflanzt worden, und soll einen Wein liefern, welcher den gemeinen Bordeauxsorten gleichkommt, und noch mehr für die Zukunft verspricht.

Mehrere französische Ansiedler in den hintern südlichen Staaten haben ebenfalls einen erträglichen Wein aus den wilden Reben gezogen. In Neu=Mexiko aber geht es mit der Weinkultur vorzüglich von Statten, und namentlich sind bereits die süßen lieblichen Weine von Passo del Norte in der neuen Welt berühmt geworden.

Eben so wird auch in Kalifornien, wo die Missionäre im vorigen Jahrhunderte die europäische Rebe einführten, eine große Menge guten, dem Madera gleichenden Weines gewonnen.

In mehreren Regionen des spanischen Südamerika wurde noch unter der Herrschaft des Mutterlandes Wein in großer Menge erzeugt, obschon dasselbe stets den Anbau des Weines in seinen Kolonien zu verhindern suchte.

Lima ist der Sitz eines bedeutenden Handels mit peruanischen Weinen, unter denen die von Lukomba und Pisko sehr gesucht werden. Auch die aus dem Thale von Suamba in der Provinz Arequipa sind sehr geschätzt.

Chili erzeugt Wein in Ueberfluß, wovon die Sorte von Cago am gesuchtesten ist. Diese Weine, vorzüglich die rothe Klasse, werden über die Anden nach Buenos=Ayres, also gegen tausend (englische) Meilen weit gebracht, und finden auch in ganz Paraguay den lebhaftesten Absatz *). Wir bedauern, wie gesagt, daß Herr Henderson

*) Nach A. Caldcleugh (Travels in South America during the years 1819—1821 etc.) ist die Umgegend von Mendoza in Buenos Ayres,

diesen Gegenstand, nämlich die Weinerzeugung in der andern Hemisphäre, unberücksichtigt gelassen hat, weil die Frage in Betreff der eigentlichen Beschaffenheit der Weine, welche die neue Welt zu erzeugen vermag, oder wenigstens bis jetzt erzeugt, in mancherley Hinsichten von Interesse ist. (Und zwar sowohl für die vielseitigere Erforschung der allgemeinen und besonderen Eigenschaften beyder Hemisphären, als für die gegenseitigen Handels= und Ausfuhrverhältnisse.)

Eine der anziehendsten Partien in dem vorliegenden Werke ist das Kapitel über den ehmaligen Weinbau auf den brittischen Inseln, wovon wir einen kurzgedrängten Auszug geben, und damit die Anzeige dieses in so vielerley Hinsicht lehrreichen und gründlichen Werkes beschließen wollen.

Die ersten urkundlich gewissen Spuren von Weinbau in einigen wenigen Orten in England finden sich zu Anfange des achten Jahrhunderts, und zwar in den Gesetzen Alfreds des Großen und andern Urkunden.

Nach der normannischen Eroberung scheinen viele neue Anpflanzungen gemacht worden zu seyn, namentlich zu Chenetone in Middlesex, zu Ware in Hertfortshire, und in dem Dorfe Westmünster. Auch Holborne hatte eine Weinpflanzung, welche später in den Besitz des Bischofs von Ely kam, und nachdem die Stadt sich auch nach dieser Seite zu ausdehnte, einer Straße den Namen gab, welche noch vorhanden ist. Zu allen größeren Abteyen, wenigstens im südlichen England, scheinen Weinberge und Pflanzungen gehört zu haben, weil sie meist in fruchtbaren, und vor dem Nord geschützten Thälern lagen, und daher am geeignetsten zum Weinbau waren.

Der Chronik des Wilhelm von Malmesbury zufolge, war im zwölften Jahrhunderte der Weinbau allgemein in England, und derselbe preist vornehmlich das fruchtbare Thal von Glocestershire seiner vortrefflichen Weine halber, welche den französischen an Süßigkeit wenig nachgäben. Der öfter erhobene Einwurf gegen diese Angaben, daß der Chronikschreiber die Cyderweine darunter verstanden habe, läßt sich aus dem Domesdaybook widerlegen, worin deutlich pomaria und vineae unterschieden werden.

Den entscheidendsten Beweis lieferten jedoch die Kirchenarchive von Ely, worin sich eine Rechnung über den zwey= oder dreyjährigen Ertrag eines Weinberges befindet, und worin sogar die Anzahl der verkauften Scheffel Weintrauben, so wie der Werth des Weines angegeben wird.

In neueren Zeiten sind abermals theilweise Versuche mit der Kultur der Rebe gemacht worden, welche aber meist mißlangen.

Der Verfasser schließt mit der sehr richtigen Bemerkung, daß es am weisesten und rathsamsten sey, alle Versuche zu einer allgemeinen Weinkultur in England als unstatthaft aufzugeben, weil diese Kultur unter allen die prekärste sey, und doch sogar in einigen französischen Provinzen kaum die Unkosten einbrächte.

Da die Traube in der Champagne nicht immer zur Reife gelangt, so wäre es thöricht, dieß in einem so unbeständigen, unsonnigen Klima, wie das englische, zu erwarten. In der Normandie und Picardie, wo die Sonnenhitze größer, als in England, sey, habe die Rebenkultur stufenweise abgenommen, und alle neuen Versuche, Wein in den gedachten Provinzen zu erzielen, wären mißlungen.

---

hart am Fuße der Anden, mit Weinbergen angefüllt, deren manche nicht weniger als sechzigtausend Stöcke enthalten!

Kritiken über Euripides,

von

Dr. Friedrich Heinrich Bothe.

(Fortsetzung.)

---

6. Hekabe.

Auch in diesem Stücke, so wie in den meisten andern des Euripides, hat man es weniger mit Verderbungen des Textes zu thun, als mit unnützen Einschiebseln, welche theils der Erklärungssucht, theils dem falschen Pathos der Abschreiber ihren Ursprung verdanken. Außerdem erscheinen hier einige, sonst wenig vorkommende Versarten von großem Ausdrucke, besonders spondeische, welche bisher verkannt wurden. Auch zeigt sich an einer Stelle eine Versversetzung, und an einer andern eine unrichtige Bezeichnung der Personen. Doch zur Sache! Vers 62!

Asynart., ithyphall. et anacreont. catal.
Λάβετε, φέρετε, πέμπετ', ἀείρατέ μου δέμας.

Der Anakreontiker, vollzählig oder verkürzt, findet sich häufig bey den griechischen Dramatikern, und ist gemeiniglich an den vierzeitigen Füßen (— *ρατέ μου*) in den locis paribus zu erkennen, wo andere jambische Versarten, wenigstens in der Tragödie, sie niemals haben, der vielgestalte anakreontische Vers aber sie erlaubt. Das, von Musgrave hier zur Sprache gebrachte systema anapaesticum *impurum* ist (mit aller Achtung vor dem natürlichen Gefühle, dem Scharfsinne und der Gelehrsamkeit dieses Gelehrten sey es gesagt!) eine Chimäre. V. 75:

Dochmiacus.
Εἶδον φοβερὰν ὄψιν, ἔμαθον, ἐδάην.

Ueber die Anordnung dieser Worte, die in den Ausgaben noch immer in zwey Unverslein zerfallen,

(Εἶδον φοβερὰν ὄψιν,
Ἔμαθον, ἐδάην.),

sollte heut zu Tage kein Zweifel mehr seyn. Dem guten King war die Ausstaffirung derselben zu anapästischen Versen (impuris, meint Musgrave) zu verzeihen. V. 81:

Ἔσται τι νέον
Ἥξει u. s. w.

An dem ersten dieser Verse war kein Anstoß zu nehmen: er ist ein richtiger anapaesticus monometer. Die kurze Endsylbe von νέον gilt wegen der Interpunktion für eine Länge. V. 92:

Anapaestici dimetri.
Φάντ. — γέρας (hier kein Komma)
Τῶν — Τρωϊάδων.

V. 194:
Spondaïcus tetram. catal. (M. vgl. Iphig. in Aulis, V. 141, 149.)
Δειλαία δειλαίου γήρως, δουλείας τᾶς οὐ τλατᾶς.

Der Zusatz τᾶς οὐ φερτᾶς bedarf keiner Würdigung. Uebrigens verbindet man die Worte Οἳ ἐγω — τλατᾶς besser in einen Satz, nur

Komma's hinter ἀπύσω, αχῶ und ὀδυρμὸν gesetzt, und ein Fragzeichen hinter τλατᾶς. V. 196:

Anapaest. dim.
Ὤι μοί μοί μοί! τίς ἀμύνει μοι;
Ποία γ., π. δ. πόλις;

Spondaïcus tetram.
Φροῦδος πρέσβυς, φροῦδοι παῖδες. Ποίαν,
ἢ ταύταν, ἢ κείναν.

Asynart., 2 spond. tetram.,
quorum prior catal.
Στείχω; ποῖ δ' ἥσω; ποῦ τὶς θεῶν ἢ δαίμων ἔστ' ἐπαρωγός;

τίς ist nicht allein kräftiger gesagt, sondern auch dem Sylbenmaße angemessener, weil die Hebung des Spondeus darauf trifft. Daß dieß nicht anapästische Verse sind, ergibt sich theils aus dem auffallenden Mangel des Grundfußes, und daraus, daß alsdann die hinteren Füße der Anapäste mitten in den Wörtern ταύταν und ἥσω endigen würden, da sie auf ganze Wörter auszugehen pflegen; theils, und zwar vornehmlich, zeigt es sich in den Wortaccenten, welche alsdann nur fünf Mal mit den metrischen übereinkommen; betrachtet man hingegen diese Verse als spondeische, so stimmen beyde dreyzehn Mal zusammen. Und gesetzt, der zweyte Vers ließe sich in einen anapaest. dimeter und einen paroemiacus zerlegen, so ist wenigstens ein Vers, wie dieser,

Φροῦδος πρέσβυς, φροῦδοι παῖδες,

als Anapäst betrachtet, unlesbar. V. 163:

Dochmiacus hypercatal.
Ὦ κακὰ, Τρῳάδες, κάκ ενεγκοῦσαι πήματ',

(das gewöhnliche
Ὦ κακ' ἐνεγκοῦσαι Τρῳάδες,
Ὦ κακ' ἐνεγκοῦσαι πηματ', ἀπωλέσατ', u. s. w.
ist eine jener Wiederholungen, welche sich oft Abschreiber des Euripides, ohne Rücksicht weder auf Sinn, noch auf Sylbenmaß, erlaubt haben.)

Amphibrach. Tetram. catal.
Ατωλ. — μοι
— — —

Spond. trim.
Ὦ — τᾷ

Spond. dim. brachycat., clausula.
Γραίᾳ — αὐλάν.

Anapaest. dim.
Ὦ τέκνον — δυστ.

Spond. dim.
Ματ. — οἴκων.

Dochmiaci.
Αἴε — τέκνον,
Ὡς — αἴω.

Anapaest. dim. brachycat.
Φάμαν — ψυχᾶς.

Dochmiacus.
Ἰὼ, — νέον.

Asynart., spond. dim. et anacr.
Καρ. — ἐξέπταξας;

Anapaest. dim.
ʼΕΚ. Ὦ, μοι — δυσφ.;

Dochmiacus.
Φροίμ. — ψυχᾶς.

Spond. tetram.
ΠΟΛ. ʼεξ. — μᾶτερ.

Dochmiac.
Τί ποτʼ αν. — τέκνον, τέκνον,

Anapaest. dim.
Μελ. — αγγ.;

Spondaici trim. brachycat.
ʼΕΚ. Σφάξαι — ξυντείνει
Πρὸς — γέννα.

Spond. dim. catal.
ΠΟΛ. Οἴ μοι — φθέγγει.

Anapaest. monom.
Αμ. κ.;

Spond. trim. brachycat.
Μάν. μ., μάν. μ. μᾶτερ.

Spond. tetram.
ʼΕΚ. Αὐδῶ — δόξαι

Anapaest. dim.
Ψήφῳ — ψυχᾶς.

V. 98:

Spond. tetram. brachycat.
Οἵαν, οἵαν — αρρηταν τʼ

Dochmiacus.
ʼΩρσέν τις — ἆδʼ.

Asynart., spond. dim. catal. et dim.
Οὐκέτι — ξύνδουλ.

Spond. tetram.
Σκύμνον — δειλαίαν

Spond. dim.
Εἰσόψει χ. αν.

Dochmiacus.
Σᾶς — ὑπὸ

Dactylicus tetram.
Πεμπομέναν (so Musgrave, bisher: ὑποπεμπομέναν) — μέτα
— — — —

Anapaest. Aristoph.
Σέ — θρήνοις
— — — —

Asynart., 2 dactyl. tetram.

Ου — ἐχώρησεν.

V. 241: Φόνου σταλαγμοὶ, ist richtig. Der Scholiast des Ms. Barocc. 74. erklärt den Ausdruck so: 'Ρανίδες, δάκρυα, ὧν ἦν αἴτιος ὁ τοῦ θανάτου φόβος. Und Aehnliches hat auch Barnes. Also ist Musgrave's Δόλου entbehrlich. V. 448:

Galliambus.

Τῷ — ἀφίξομαι;

— — — —

Asynart., anacr. et penthemim. dactyl.

Ἦ Φθ. — πατέρα

Phalaec. hendecasyll.

Φασὶν Ἀ. γύας (nicht πεδία, was jetzt wieder in den Ausgaben spukt) λιπαίνειν.

V. 467:

Asynart., anacr. catal. et glycon.

Τας καλλιδίφρου (nicht καλλιδίφροι, eine ungebräuchliche Elision, so wie die Form selbst, der Ausgleichung der Verse wegen, unnöthig ist) — πέπλῳ

— — —

Asynart., 2 anacr.

Εν — πήναις,

Asynart., anacr. catal. et penthemim. dactyl.

Ἦ Τιτ. — ἀμφιπύρῳ

Glycon. polyschem.

Κοιμ. φ. Κρ.

V. 596, 7:

Ὁ μὲν πονηρὸς, οὐδὲν ἄλλο πλὴν κακός
Ὁ δ' ἐσθλὸς, ἐσθλὸς u. s. w.

Man tilge die Komma's hinter πονηρὸς und ἐσθλός. Hinter κακὸς besser nur ein Komma. V. 629:

Asynart., antispast. dim. brachycat et ejusmodi dim. hypercat.

ἰαμβίζων.

Ἐμοὶ χ. ξ. — γεν.

Asynart., glyc. hypercat. et similis plenus, sed polyschem.

Ἰδαίαν — εἶλατ.

— — — —

Galliambus.

Ἑλ — χρυς.

V. 645:

Asynart., dochmius et anapaest. dim. brachycatal.

Ἐπὶ δορὶ — λώβᾳ

Galliamb.

Στένει — Εὐρ.

— — — —

Asynart., anacr. et glycon. polyschem.

Πολ. — τίθεται

Anacr.
X. δρ. τε παρ.
Dochmiacus hypercat.
Δίαιμον — σπαρ.

S. 681:

Jamb. tetram.
Αἶ, αἶ — ἀλάστ.

V. 697:

Asynart., troch. et dochmius.
Ὤι μοι — ἐνύπνιον,
Asynart., troch. dim. brachycatal., et anacreont.
Ὀμμ. — φάσμα
Asynart., anacr. et troch. hypercat.
Μελ. — τέκνον,
Asynart., troch. et iamb.
Οὐκέτ' ὄντα Δ. ἐν φ.

V. 727. Vielleicht Ἀργεῖον. V. 786:

Τυχὼν δ', ὅσων δεῖ, καὶ λαβὼν προμηθίαν,
ἔκτεινε.

Man setze ein Komma hinter καὶ, so daß diese Partikel auf ἔκτεινε bezogen wird. Προμηθίαν, ἐπιβουλὴ, wie es ein Scholiast bey Musgrave erklärt. »Nachdem er von uns erhalten hatte, was ihm (für die Erziehung und Unterhaltung Polydors) gebührte, tödtete er ihn gar (καὶ, etiam) durch Hinterlist.« Zu ändern ist nichts. V. 896:

Anacreont. catal.
Σὺ μὲν, ὦ πατρὶς Ἰλιὰς,
Dactylici tetram. cum loco mobili.
Τῶν ἀπορθήτων πόλις οὐκέτι λέξει
Τοίων — κρύπτει,
— — — —

Galliambus.
Ἀπὸ — αἰθάλου
Asynart., 2 glyc. hypercat.
Κηλῖδ' — ἐμβατ.

V. 914:

Jamb. tetram.
Ἐγὼ — ἐῤῥυθμ.
Galliambus.
Χρυσ. — αὐγὰς,
Anapaest. dim. hypercat. logaoed.
Ἐπιδ. — εὐνάν.
Glycon. polyschem.
◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ —
Ἀνὰ δὲ κέλαδος ἔμαλε πόλιν.
Asynart. anacr. et camb.
Κελ. — ὦ
Hephthemim. dactyl. cum loco mobili.
Παῖδες — τὰν

Penthemim. dactyl. et anacr.
Ἰλιάδα — οἴκους;

V. 934:

Alcaïcus.
Τὰν — χάσιν,

Asynart., dochmius hypercat. et choriambus.
Ἰδαῖόν τε β. α

Jamb. dim.
Κατ. — γᾶς

Asynart., troch. et iamb.
Ἐκ πατρ. απ.,

Alcaïcus.
Ἐξ. — ου γάμος,

Troch. dim.
Ἀλλ — οἰζύς.

— — — —

Archilocheus.
Μήτε — οἶκον.

V. 951: Σὺ δ' εἴ τι u. s. w. Die Entschuldigung vor der Anklage, und wegen einer Kleinigkeit, charakterisirt den Verbrecher, dessen böses Bewußtseyn jeden ungünstigen Anschein zu vermeiden sucht. V. 977:

Εἰ ζῇ· τὰ δ' ἄλλα δεύτερόν σ' ἐρήσομαι,

Hinter diesen Vers rathen wir den 989 (Ἔστω φιληθεὶς u. s. w.) einzuschalten, der an seiner bisherigen Stelle kaum erklärt werden kann, und daher Aenderungen und gezwungene Erklärungen veranlaßt hat. V. 1015 ist das neulich eingeführte βίον unnöthig. V. 1017: Ὀλέθριον muß nur ein Mal geschrieben werden: der so entstehende Vers zeigt es, ein dochmius, die regelmäßige Klausel der dochmiaci. V. 1027. Dieß spricht der eine Halbchor hinter der Szene, der Hekaben ins Zelt gefolgt ist; die zwey folgenden Verse spricht der andere Halbchor, der auf der Szene blieb. V. 1042:

Spond. trim. brachycat.
Ὤι μοι — κέλσω,

Dochmiacus.

— — — —

Glycon. polyschem. hypercat,

— — — —

Dochmiacus hypercat.
Ποίαν — ἐξαλλ.

(Ein ganz aus Längen bestehender dochmiacus. Oder soll man einen spondeischen asynartetus von dieser Form annehmen.
— — — — — | — — — — — — —?)

V. 1049. Der dochmiacus fordert κοῦρας.

V. 1052:

Εἴθε μοι ὀμμάτων αἱματόεν βλέφαρον
Ἀκέσαι', ἀκέσαιο, τυφλὸν, Ἅλιε,
Φέγγος ἀπαλλάξας.

Der Scholiast tilgt das eine ἀχέσαιο, und ihm folgt hierin King, den Musgrave ohne allen Grund deßhalb tadelt. Man muß sogar noch weiter gehn: τυφλὸν ist mattes und verkwidriges Glossem. Der dochmiacus erscheint, wenn man so schreibt:

Ἀχέσαι', Ἅλιε, φέγγος ἀπαλλάξας.

V. 1055:

Ἆ, ἆ!

Anapaest. dim.
Σίγα — αἰσθ.

Anapaest. monom.
Τ. γυν.

Anapaest, dim.

— — — —

Glycon. polyschem.
Ἐμπλ. θ. αγρ.

Dochmiaci.
Θηρῶν — λώβας (nicht λώβαν),
Λύμας, ἀντ. ε'. ὦ (nicht ἰὼ) τάλας.

V. 1064:

Δαῖτ' ἀνήμερον, ὀρείαν τ' ἐκβολάν;

Ein asynartetus, dessen Bestandtheile ein troch. hypercat. und ein dochmius sind. Die Mittelsylbe von ὀρείαν wird verkürzt.

V. 1065:

Anacreont.
Πᾶ στῶ — βῶ;

Creticus. trim.
Ναῦς — πείσμασιν

Asynart., dochmius et spondeus.
Λιν. φ. στ.,

Asynart., anapaest. et iamb. dim. brachycat.
Ἐπὶ — φύλαξ,

Dochmius.
Ολ. κ.

V. 1074:

Dochmiacus.
Αἶ — ἔνοπλον
(nicht εὔοπλον, nach King.)

Anapaest. dim. logaoed.
Εὐίππου — γένος

V. 1086:

Glycon., in quo paeon primus pro dactylo.
Αἰθ. — οὐρ.

Anacreont.
Ὑψ. — μέλ.

Asynart., dochmius et anapaest. dim. brachycatat.
Ὠρίων καὶ Σείριος — φλογ.

nicht ἢ Σείριος. Ueber die Verwechslung dieser Partikeln in den Handschriften s. m. Jakobs Anthol. Palat. vol. 3. p. 14.)

Asynart., 2 dochmii hypercat.
Αφ. — Ἀΐδα

Dochmiacus.
Μελαν. — τάλας;

V. 1195: Καπνῷ δ' ἐσήμαιν' ἄστυ πολεμίων ὕπο. Aehnlich in den Herakliden, V. 834. Ἐπεὶ δ' ἐσήμην' ὄρθιον τυρσηνικῇ Σάλπιγγι. V. 1229: Μὴ ἀδικεῖν. Man setze μὴ 'δικεῖν. V. 1236: Τί δ' ἡμᾶς —; besser Τί δ'; ἡμᾶς u. s. w.

7. Helena.

Vers 9:

Θεοκλύμενον ἄρσεν', ὅτι δὴ θεοὺς σέβων u. s. w.

Die jambische Penthemimeris Θεοκλύμενον ἄρσεν', ähnlich dem Θεοκλύμενε γῆς τῆσδ', V. 1163, hätte nichts Auffallendes, und man müßte daher den Fehler des, trotz der Fußabzählung des ehrlichen Barnes, offenbar mangelhaften Verses in den folgenden Worten suchen, wenn diese nicht theils einen vollkommenen Sinn gäben, theils den Senar bequem schlössen: denn das einsylbige θεοὺς entspricht dem attischen Gebrauche, wiewohl ihn Porson ad Eurip. Orest. 393 zu weit ausdehnt, indem er unbegreiflicher Weise zu behaupten sucht, θεὸς sey bey den attischen Dichtern überall einsylbig. Demnach nehmen wir Scaligers Θεοκλ. μὲν ἄρσεν' mit Dank an. So V. 1187:

Θεοκλύμενος παῖς ὅδε προσεννέπει, πάτερ,

Phoeniss. V. 1173:

Περικλύμενος παῖς, λᾶαν ἐμβαλὼν κάρα u. s. w.

Die Weglassung des μὲν ist entweder zufällig, oder es ward von irgend einem Abschreiber getilgt, weil die Partikel ihm entbehrlich schien (eine Veranlassung mancher Fehler in den Schriften der Alten), besonders, wenn ihn zugleich das derselben entsprechende τε befremdete, das doch nicht ohne Beyspiel ist. Musgrave's Konjektur Θεοκλ. οὔνομ' ἄρσεν' u. s. w. ist eben so unwahrscheinlich, als schwerfällig, und schlecht versifizirt. V. 10 ff.:

— — εὐγενῆ τε παρθένον
Εἶδος, τὸ μητρὸς ἀγλάϊσμ', ὅτ' ἦν βρέφος·
Ἐπεὶ δ' ἐς ἥβην ἦλθεν ὡραίων γάμων,
Καλοῦσιν αὐτὴν Θεονόην τὰ θεῖα γὰρ,
Τά τ' ὄντα, καὶ μέλλοντα, πάντ' ἠπίστατο,
Προγόνου λαβοῦσα Νηρέως τιμὰς πάρα.

Diese Interpunktion, die ich schon ehmals rügte, hat den oben genannten Kritiker zu folgender Anmerkung verleitet: »Τὸ μητρὸς ἀγλάϊσμ', ὅτ' ἦν βρέφος. Inepta sententia. Cur enim matris ornamentum, quamdiu erat infans, magis quam postea, quum aetatem maturiorem adepta est? Non enim dicendum est, matrem e vivis excessisse, quippe Nerei filiam, adeoque immortalem. Sed neque illud difficultate caret, cur Euripides nomen, quod adulta gessit Protei filia, memoriae prodiderit, non item illud, quod infans adhuc gerebat. Hinc, re considerata, quin versus ex hoc loco deperditus sit, inque eo nomen Εἰδοθέας, quo eam aliquando ap-

pellatam fuisse, ex Homero novimus, Odyss. IV., nullus equidem dubito. Forte huiusmodi erat, qui intercidit versus:

κεκλημένην πρὸς πατρὸς Εἰδοθέαν ἀεί.

Vide enim, quam apte cum reliquis cohaereat:

— — εὐγενῆ τε παρθένον
εἶδος, τὸ μητρὸς ἀγλάϊσμ᾽· ὅτ᾽ ἦν βρέφος,
κεκλημένην πρὸς πατρὸς Εἰδοθέαν ἀεί·
ἐπεὶ δ᾽ ἐς ἥβην ἦλθεν ὡραίαν γάμων,
καλοῦσιν αὐτὴν Θεονόην.«

Hiervon ist nichts gegründet, als ὡραίαν, wie auch Reiske schreibt, nach griechischem Sprachgebrauche, wegen dessen Musgrave auf Julius Pollux 2, 17 verweist. M. vgl. Matthiä's ausführl. griech. Gramm. §. 317. Uebrigens verschwinden alle Schwierigkeiten, wenn man ein Komma hinter βρέφος setzt, und hinter γάμων einen Punkt, so daß mit Καλοῦσιν ein neuer Satz anfängt. Ἠπίστατο steht in der Bedeutung des Aoristus, in welcher es freylich bey den Attikern selten ist. M. s. Matthiä §. 505. Es durch »lernte« zu übersetzen, ist unpassend, weil Theonoe's Kenntniß kein Werk des Unterrichts war, sondern ein angebornes Geschenk ihres mütterlichen Großvaters Nereus. Also sagt ἠπίστατο ungefähr dasselbe, was ἐπίσταται V. 325. (ἣ τὰ πάντ᾽ ἐπίσταται). V. 42: προὐτέθην mit Musgrave. V. 77 muß man sich wundern, die treffliche Verbesserung Reiske's noch nicht überall an der Stelle des durchaus anstößigen Ἀπώλλυσ᾽ ἵν᾽ εἰκοῦς gesetzt zu sehen. Die verwechselten Schriftzüge sind einander so ähnlich, daß auch auf dieser Seite kein Zweifel zurückbleiben kann. (ΑΠΟΛΑΥΣΙΝ, ΑΠΟΛΛΥΣΙΝ.) Im wüthenden Herkules, V. 1373, ist eben so gefehlt worden, wie Canter sah. V. 123: Καὶ νοῦς ὁρᾷ, »und ich bin meines Verstandes mächtig« Das Bild des Sehens wird auch von Andern auf den Geist übergetragen. So Epicharmus bey Plutarch: **De Fortuna, cap. 3. (Wyttenbach, p. 342. Lips. Hutt. t. 7. p. 303):**

Νοῦς ὁρῇ, καὶ νοῦς ἀκούει, τἄλλα κωφὰ καὶ τυφλά:

denn so muß dieser Vers geschrieben werden, der durch die bisherige Lesart τὰ δ᾽ ἄλλα, die Abschreiberwerk ist, entstellt, und durch des wackern Mosers (Creuzeri Meletem. vol. 2. p. 54) τἄλλα δὲ noch nicht völlig berichtigt wurde. V. 126: Κακὸν τόδ᾽ εἶπας, οἷς κακὸν λέγεις. Abgeschmackte Tautologie. Wir schreiben οἷς λέγεις, κακόν: »Das ist schlimm für die, welche es betrifft, schlimm,« mit nachdrücklicher Wiederholung des Hauptbegriffs. V. 136 besser ὤλεσεν κλέος. V. 164:

ἙΛ. Ὦ μεγάλων ἀχέων καταβαλλομένα μέγαν οἶκτον.

Musgrave's οἶτον ist wahrscheinlich; falsch aber seine Uebersetzung. O ego, magnam sollicitudinem calamitate commutans: denn καταβάλλεσθαι heißt nie commutare. Κατ. οἶτον ist so viel, als βαλλομένα κατ᾽ οἶτον. V, 167 ff.:

Asynart., 2 troch. dim. catal.

Πτερ. — κόραι,

Jamb. tetram.
Σειρῆνες — Λίβυν

Asynart., antispast. et anacr. catal.
Λωτὸν σύριγγάς τ' αἰλίν. κακ.
(nicht Λ. τ' συρ. αἰλ. κ. Auch Musgr. schlägt vor, Λ. σύριγγά τ', aber σύριγγας kann bleiben).

Troch. tetram.
Τοῖς — μέλεα.

— — — —

— — — —

Asynart., dochmius et i. hypercat.
Φόνια (nicht Φόνια, φόνια) χάριτας· — δακρύοισι (nicht δάκρυσι),

Troch. tetr. catal.
Παρ' ἐμέ θ' ὑπὸ μ. ν. π.
(νέκυσιν mit Heath gestrichen) ο. λάβη.

V. 193:

Ἰώ, ἰώ·
(Vielleicht muß Ἰὼ dreymal, und Αἴ in der Antistrophe fünfmal gesetzt werden: so entstehen dochmii. Doch können diese epiphonemata auch unmetrisch stehen, wie oft.)

Jamb. tetram. brachycat.
Θηρ. — κόραι,

Asynart., i. hypercat. et dochmius.
Ναύτ. — ἔμολεν, ἔμολε (nicht ἔμολεν),

Asynart., 2 t. dim. catal.
Δάκρυα — κατ.

Similis.
Π. μ. δαΐῳ (mit Musgr., für Ἰδαίῳ), — πολ.

Troch. dim. catal., clausula.
Δι' ἐμ. ὀ. π.

— — — —

Asynart., dochmius et i. d.
Θάν. — ἀλγ.

Asynart., 2 t. dim. catal.
Ὁ δ' ἐμ. — οἰχ.

Troch. tetram.
Κάστ. — πατρ.

Asynart., 2 ithyphall.
Ἀφανὲς, ἀρ. — δάπ.
(in der Antistrophe λέλοιπε.)

Troch. dim.
Γυμν. τε δον.

Asynart., dochmius et i.
Εὐρ., ν. π.

Im antistrophischen Verse mit Heinrich Stephanus und Heath Καὶ ταν Χαλκ., dann ὀλβιεῖ, jenes vornehmlich des Sylbenmaßes wegen, dies, weil hier nicht mehr von der Helena die Rede ist, sondern von Menelaos. V. 233 ff.:

Anacr.
Φεῦ, φεῦ — ἤ

Dochmiacus.
Τίς Ἑλλ. — ἔτεμε

Jamb. dim.
Τὰν — Ἰλίῳ

Asynart., dochmius et i.
Πεύκαν; — σκάφος

Jamb. tetram.
Συν. — πλάτᾳ

Troch. dim. catal.
Τὰν — ἑστίαν,

Asynart., 2 t. hypercat.
Ἐπὶ — ἕλοι

Jamb. tetram. brachycatal.
Γάμον ἐμὸν, — Κύπρις,

Asynart., 2 dochmii hypercat.
Δαν. — τε.

Asynart., 2 t. dim. catal.
Ὦ — θρόνοις

Troch. dim.
Διὸς — σεμνὸν

Jamb. senar.
Ἥρα — Μαιάδος

Dochmiacus.
Γόνον — ἔσω

Dochmius hypercat.
Πέπλων ῥ. πέτ.,

Asynart., ithyphall. et i.
Χαλκ. — μόλοιμ',

Jamb. dim.
Ἀν. — αἰθ.

Troch. tetram.
Τάνδε — ἔθετο

Troch. dim. catal.
Πριαμ. ἑλλ.

Asynart. 2 ithyphall.
Τὸ — ῥοαίσι

Troch dim. catal.
Μαψ. ἔ. φ.

V. 271 muß λαβεῖν, das neulich in einige Ausgaben gerathen ist, wieder mit dem alten λάβω vertauscht werden. V. 291:

Θυγατὴρ ἄνανδρος πολιὰ παρθενεύεται.

Πολιὰ ist theils dem Sinne nach zu stark, theils widerspricht das anapästische Wort dem Versmaße, das einen Tribrachys verlangt. Noch unmetrischer ist Heaths Θ. ἄνανδρος γε πολ. παρθ., und Brunck's

Πολιὰ γ' ἄν. παρθ. κόρη. hat man für einen bloßen lusus ingenii anzusehen. Nicht πολιὰ schrieb unser Tragiker, sondern πολλὰ, sehr, in welchem Sinne häufiger πολὺ steht. Xenophon Cyrop. 7, 3, 10: Ἐγώ τε γὰρ ἡ μωρὰ πολλὰ διεκελευόμην αὐτῷ οὕτω ποιεῖν u. s. w. V. 299 f.

Εἰς ξύμβολ' ἐλθόνθ', ἃ φανέρ' ἂν μόνοις ἂν ἦν·
Νῦν δ' οὔτε τοῦτ' ἔστ', οὔτε μὴ σωθῆ ποτε.

Wahrscheinlich ἃ φανέρ' ἐν μόνοισιν ἦν·— οὔτε μ' ἐκσώσει ποτέ. V. 305: Καὶ τὸ σῶμ' ἐστὶν πικρόν. Τὸ σῶμα, der Leib, die Person, das Leben. Weder brauchen wir, nach meiner Meinung, Scaligers τὸ δῶμ, noch Musgrave's τὸ φῶς. S. 310:

Σμικρὸν δ' ὁ καιρὸς ἄρτ' ἀπαλλάξαι βίου.

Musgrave schreibt hierüber: Interpretor: *parvi momenti est tempus, nunc me ex vita discedere*, i. e. quod nunc potius discedam, quam aliquot abhinc annis. Allein dieser Sinn (der einzig mögliche) ist sehr gezwungen: daher halten wir den Text für verderbt, und schreiben Σμικροῦ δ' ὁ κ. u. s. w. V. 317:

ἙΛ. Καὶ μὴν σαφῶς γ' ἔλεξ' ὀλωλέναι πόσιν.
ΧΟ. Πόλλ' ἂν γένοιτο καὶ διὰ ψευδῶν ἔπη.
ἙΛ. Καὶ τἄμπαλίν γε τῶνδ' ἀληθείας σαφῆ.

So Aldus, und einige Ausgaben der neueren Zeit. Allein die Gedanken: »Man spricht viele Lügen,« »Und im Gegentheil sind die Reden der Wahrheit deutlich,« passen nicht recht zu einander. Wir vermuthen:

ἙΛ. Καὶ τἄμπαλίν γε τῶνδ'· ἀλήθεια σαφής.

»Chor. Man spricht viele Lügen. Helena. Und auch das Gegentheil. Wahrheit ist schlicht und klar (und daran kenntlich).« V. 320:

ἙΛ. Φόβος γὰρ εἰς τὸ δεῖμα περιβαλών μ' ἄγει.

Tautologie. Wir schreiben Πόνος γὰρ u. s. w. Dieses Wort ist auch sonst mit andern verwechselt worden. M. s. z. B. den Index der Anthologia Palatina in πόνος. V. 333 interpungire man so mit Musgrave: — πάντα. τἀληθῆ φράσαι Ἔχουσ' ἐν οἴκοις τοῖσδε τί βλέπεις πρόσω; τἀληθῆ φράσαι, τὸ φράσαι τἀληθῆ, das Wahrheitsagen der Theonoe. V. 339 ff.:

Asynart., 2 ithyphall.
Βᾶτε — ἐντὸς

Asynart., dochmius et iamb.
Δόμων — ἐμοῖς.

— — — —

ἙΛ. Ἰὼ

Dochmiacus.
Μέλεος — τίνα

Asynart, dochmius et iamb.
Δακρ. — ἀκούσομαι;

Troch. tetram. catal.
ΧΟ. Μὴ — γόους.

— — — —

Asynart., ithyph. et glyc. polyschem.
Πότερα — ἀελίου,

Asynart., 2 troch. dim. catal.
Ἐς — νέκυς — mit Heath für νέκυσι) κ. χ.

— — — —

Troch. tetram. catal.
ΧΟ. Εἷς — γεν.
Troch. tetram.
ΕΛ. Σὲ γὰρ — χλωρὸν
Dochmiacus hypercat.
Εὐρ. — ἔτυμος
Asynart., ithyph. et iamb.
Ἀνδρ. — ἀσύνετα;
Troch. trim. hypercat.
ΕΛ. Φόν. — ὀρέξομαι,
Ἢ, ξιφ. δίωγμ' αἱμορρύτου (nach Reiske) σφ.,
Hexamet. heroïcus.
Αὐτοσ. ἐ. περάσω δ σαρκὸς ἅμιλλαν,
(beydes mit Musgrave; die Aenderung σάρκας ist unnöthig.)
Troch. dim.
Θῦμα τριζ. Θ.,
Creticus tetram. catal.
Τῷ τε σύριγγ' ἀοιδᾶς σεβίζοντι
(So Musgrave. Scaligers συριγγαοιδῷ, so ungewöhnlich es ist, würde Aufmerksamkeit verdienen, wenn σέβιζον, die Lesart der Handschriften, damit vereinbar wäre.)
Asynart., dochmius et iamb.
Πριαμ. — βουστ.

V. 367 ff.:

Asynart., iamb. hypercat. et dochmius hypercat.
Δι' — ἔτλας·
Troch. tetram.
Τὰ — δάκρυον·
Troch. trim. brachycat.
Ἄχεα — δάκρυσιν ἔβαλε·
(nicht ἔλαβε πάϑεα. Ἔλαβε paßt nicht in den Zusammenhang, und entstand ohne Zweifel daraus, daß die Anfangsbuchstaben der Sylben mit einander verwechselt wurden; ein Fehler, auf den man öfter in Handschriften stößt. So im rasenden Herkules, V. 1085: φόνον ἕτερον ἐπὶ φόνῳ βαλὼν, u. s. w. Πάϑεα ist Glossem.)

— — — —

Troch. tetram. catal.
Ἀπὸ — νεκρῶν,
Jamb. dim. hypercat.?
Σκαμάνδριον ἀμφὶ Φρύγιον οἶδμα.

Das Tautologe der Wörter Σκαμ. und Φρύγ., und der ungewöhnliche Anapäst in der zweyten Stelle erregt Verdacht. Vielleicht ist Σκαμ. aus einigen andern Stellen des Euripides, besonders in diesem Trauerspiele selbst (V. 52, 617) entlehnt. Die Worte Ἀμφὶ Φ. ο. wären ein ithyph., Klausel der vorhergehenden trochäischen Verse. V. 376:

Dochmiacus hypercat.
Βοὰν (nicht Βοὰν, βοὰν) δ' Ἑλλὰς κελάδησεν κὰνοτότυξεν·
(κὰνοτότυξεν, welches den Vers herstellt, hat Aldus.)

Troch. tetram. catal.
Ἐπὶ — γένυν

Glycon. hypercat.
Ἔδευσεν φ. πλ.

— — — —

Asynart., glycon. et anapaest. paroem.
Καλλιστεῖ — γυίοις,

— — — —

Ἀ μορφᾷ θ. λαχνογυίων (so Reiske und Musgrave, anstatt λάχνα γυίων.)

— — — —

Glycon. polyschem. hypercatal.
Ἐξαλλάξασ' ἄχθεα λύπης,

nicht ἄχεα λύπης, welches Tautologie ist, und dem unverkennbaren Sylbenmaße nicht genügt. Ἐξαλλάξασα, τέρψασα. Lexicon S. Germani MS. bey Bast Epist. crit. S. 283 f.: Ἐξαλλάξαι, ὡς Ἀλέξανδρος, ἀντὶ τοῦ τέρψαι. Μένανδρος· Ἄνθρωπον ἐξαλλάξομεν. So steht eben da ἐξαλλάγματα aus Anaxandrides Theseus für oblectamenta, Zerstreuungen, Vergnügungen. M. vergl. V. 1364 der vorliegenden Tragödie, und Iphigenia in Aulis, V. 565. Schäfer bey Bast vergleicht mit ἐξαλλάσσειν in diesem Sinne unsere Redensart, Jemandem eine Veränderung machen. Kallisto, oder vielmehr Atalanta, zerstreute und besänftigte den Schmerz über ihr Unglück durch die ihr aufgedrungene thierische Natur. Daß wir lieber Atalanten, des Schöneus Tochter, verstehen, und deßhalb Χὰ (Καὶ ἡ) μορφᾷ u. s. w. vorschlagen, davon ist vornehmlich dieß der Grund, weil Niemand sonst Kallistô in eine Löwin verwandeln läßt, und es schwer zu glauben ist, daß Euripides eine allgemein bekannte Fabel in einem so wesentlichen Stücke habe verändern wollen. Dann ist auch die Geschichte der Sternenbärin, wenn dieß alles von ihr gesagt seyn soll, mit einer unverhältnißmäßigen Weitläufigkeit behandelt, und die Worte: Ἀ μορφᾷ — λεαίνης, stehen neben τετραβάμοσι γυίοις, wie eine, etwas müßige, Erklärung. Die Einschiebung der Atalanta gleicht diese Ungleichheit vollkommen aus, und die Deutlichkeit wird dadurch nicht gefährdet, indem die Verthierung aller drey Jungfrauen, Helena's Wunsch, deutlich bezeichnet ist. Daß ein Kretikus (— χες πλέον) daktylische Verse schließen dürfe, ist bekannt. So gleich darauf:

Dactylic. hexameter.
Καλλοσύνας ἕνεκεν· τὸ δ' ἐμὸν δέμας ὤλεσεν, ὤλεσεν:

denn so muß diese Stelle gefaßt werden. V. 392:

Dochmiacus hypercat.
Πέργαμα — Ἀχ.

V. 401. Die lateinische Dolmetschung hätte sollen berichtigt werden: denn die Rede ist im Griechischen nicht von Agamemnon, sondern von Menelaos. V. 412. ὑποδρομὰς mit Musgrave. V. 426: Des Portus und Reiske's ἀηδίαν, welches auch Musgrave billigt, ist nicht unwahrscheinlich. V. 449:

ΜΕ. Ὦ γραῖα, ταῦτα πάντ' ἔπη καλῶς λέγεις.
Ἔξεστι· πείσομαι γάρ· ἀλλ' ἄνες λόγον.

So die älteren Ausgaben. Neuere weichen bloß darin ab, daß sie, nach Musgrave, Ἔξεστι als Frage nehmen. »Lego interrogative ἔξεστι, *licetne*? ut sit initium commatis, cujus reliqua pars per aposiopesin supprimitur. Cf. Troad. v. 48. Ανες λόγον, permitte sermonem, sermonis facultatem da.« So der Britte. Allein durch Beydes wird dieser Stelle kein Licht angezündet. Ueberdieß ist die Uebersetzung der Worte ἄνες λόγον falsch, und das alte sed omitte sermonem richtig. Wir schreiben κακῶς für καλῶς, dem Zusammenhange gemäß: denn, was die Alte spricht, ist wahrlich kein καλῶς λέγειν, und ein scherzhafter Euphemismus paßt nicht hieher. »Du thust ja nichts, als schmähen,« ruft ihr Menelaus zu; und sie antwortet: Ἔξεστι, »das darf ich; dazu hab' ich das Recht.« Beschwichtigt hebt darauf Jener wiederum an: Πείσομαι γάρ, u. s. w »Ich gebe ja nach; nur schweig!« So ist alles klar. V. 468: Πρωτεὺς τάδ' οἰκεῖ δώματ', u. s. w. Man schreibe ᾤκει: denn Proteus war todt. V. 489:

Εὔνους γάρ εἰμ' Ἕλλησιν, οὐχ ὅσον πικροὺς
Λόγους ἔδωκα, δεσπότην φεβουμένη.

Musgrave's Δύσνους ist unnöthig: Εὔνους gibt denselben Sinn, daß nämlich das Wohlwollen der Frau gegen die Griechen nicht nach dem Maßstabe der von ihr wider Menelaus ausgestoßenen Schmähungen zu beurtheilen sey. Οὐ τόσον (ἀλλὰ μᾶλλον) εὔνους εἰμὶ Ἕλλησιν, ὅσον u. s. w. V. 523 ff.:

Asynart., iamb. hypercat. et dochmius.
Ἤκουσα — κόρας,
Glycon. hypercat.
Ἃ — τυρ.
Asynart., 2 glyconei.
Δόμοις — οἴχεται
Asynart., pherecrat. et i. dim. brach.
Δι' ἐρ. — ἅλιον
Galliamb.
Τρυχ. — πατρίας
Asynart. glyc. polyschem. et glyc.
Γᾶς — φίλων,
Dactyl. penthemim.
— — — —
Priapeus.
Πέδα χρ. εἰναλίῳ — γᾶς.

V. 538:

— Φησὶ δ' ἐν φάει
Πόσιν τὸν ἀμὸν ζῶντα φέγγος εἰσορᾶν,
Πορθμοὺς δ' ἀλᾶσθαι u. s. w.

»Dicit autem, in luce *versantem* Meum maritum viventem intueri lucem.« Musgrave war der erste, dem die Tautologie auffiel. Er schlägt vor, ἐν γ' ἁλὶ an die Stelle von ἐν φάει zu setzen. Allein diese Aenderung ist hart. Wir vermuthen φησὶ δ' ἐμφανῆ, dicit aperta, dicit plane. Jakobs Curae secund. in Eurip. p. 180.

schreibt φ. δ' ἐμφανῶς, welches bloß dieß gegen sich hat, daß es sich weiter von den alten Schriftzügen entfernt. V. 548: Ὥς μοί ποθ' ἥξεις. Wir sind Musgrave's Meinung, der Οἴμοι, πόθ' ἥξεις; *Miseram me! ecquando venies?* zu lesen vorschlägt, und Ion. 563, wüth. Herkul. 75, vergleicht. V. 568. Hier ist Θεὸς kühn gesagt für Θεῖόν τι. Aehnlich, wie Musgrave bemerkt, Plinius Naturgesch. 2, 7: *Deus est mortali juvare mortalem.* Der Sinn ist, mit den Worten desselben Kritikers zu reden: Divinum quiddam est amicorum agnitio. V. 569 verpflanzte Markland (ad Suppl. 189) aus Aristofane's Thesmoforiazusen, V. 586, wieder auf seinen ursprünglichen Platz, von dem der Komiker ihn entlehnte. V. 586:

ΕΛ. Σκέψαι· τί σου δεῖ; τίς ἐστί σου σοφώτερος;

Unrichtig, und von den vorgeschlagenen Aenderungen ist keine zu billigen. Wir streichen bloß das erste σου, das Aemilius Portus in σοι verwandelte, ohne sich um das Uebrige zu bekümmern. Δεῖ mit dem Akkusativ der Sache und ohne Bezeichnung der bedürfenden Person, die der Zusammenhang ergibt, ist gewöhnlich. Dennoch glaubte irgend ein Erklärer, die Person andeuten zu müssen, und verdarb so den Vers. V. 588:

ΕΛ. Τίς οὖν διδάξει σ' ἄλλος ἢ τὰ σά γ' ὄμματα.

Der in drey Worte zertrennte Anapäst im fünften Fuße fällt unangenehm auf. Man schreibe ἢ σά γ' ὄμματα. V. 589:

ΜΕ. Ἐκεῖνο, σοῦ μὲν ὅτι δάμαρτ' ἄλλην ἔχω.

Unverständlich: denn Toup's Dolmetschung: *Illud scilicet (me docebit), quod aliam uxorem habeo* (ἄλλην σοῦ, aliam praeter te), sagt nichts. Scaliger schrieb Ἐκεῖ νοσοῦμεν, in eo laboramus, und das ist nicht »vel vere, vel speciose,« wie der wunderliche Musgrave schreibt, sondern »sagacissime et verissime« emendirt. V, 631:

— Ὦ ποθεινὸς ἡμέρα,
Ὥς εἰς ἐμὰς ἔδωκεν ὠλένας λαβεῖν.

Freylich muß die Person hier bezeichnet werden; aber Canters und Scaligers Ἥ σ' εἰς, welche Aenderung Barnes in den Text aufnahm, und Musgrave billigt, ist unwahrscheinlich. Wir schreiben Ὥς εἰς ἐμάς σ' ἔδωκεν ὠλ. λ. V. 633:

Ὁ μὲν χρόνος
Παλαιὸς, ἡ δὲ τέρψις ἀρτίως πάρα.

Musgrave's πόνος für χρόνος ist eben so gewaltsam, als unnöthig. »Es ist viel Zeit verlaufen, und endlich erschien die Freude.« Diesen Sinn haben die Worte, und was ist daran auszusetzen? M.¹ vgl. 660 f. V. 636 f.:

Dochmiacus.
Περιπετ. — μακρα
Dochmius, clausula.
Φλογὶ φαεσφόρῳ.

Die Vertheilung dieser Stelle in vierzehn ungleiche Strophen finden wir willkürlich. Doch mag man allenfalls Ἀνομοιόστροφα über V. 635 schreiben. V. 640:

Γέγηθα· κρατὶ δ' ὀρθίους ἐθείρας
Ἀνεπτέρωκα, καὶ δάκρυ σταλάσσω, u. s. w.

Emporgesträubtes Haar ist kein Zeichen der Freude. Wir schlagen vor, zu lesen: Κρᾶτα δ' ὀρθίως, ἑταῖραι, Ἀνέπτ., »ich richte mein (vorher zur Erde gebeugtes) Haupt empor.« M. vgl. die Herakliden, V. 636 ff. V. 645:

Troch.
Οὐκ ἐμέμφθην,
Asyn. 2 iamb. hypercat.
Ἔχων (nicht O. ἐμέμφθην. Εχω) — Λήδας τ',
Asynart., dact. trim. hypercat. logaoed. et glycon.
Ἂν — ξυνοῦ.
Ithyphall.
Ὤλβισαν (nicht Ὤλβ., ὤλβισαν) τοπρ.·
Troch. trim. catal.
Ἐκ. — ἐμοῦ·
Bacchiacus pentameter.
Πρὸς — κρείσσω·
Anapaest.
Τὸ κακὸν δ' ἀγαθὸν
Anapaest. dim. logaoed.
Σέ τε κ. συνάγαγεν πόσιν
Dochmiacus.
Χρόν. — τύχας.

V. 655 ff.:

Φίλαι (nicht Φίλαι, φίλαι),
Dochmiaci.
Τὰ — ἀλγῶ
Πόσιν ἐμὸν ἔχομεν (nicht ἔχομεν, ἔχομεν), ὃν ἔμενον (nicht ἔμενον, ἔμενον) ἐκ Τροίας
Dochmius, clausula.
Πολυετῆ μολεῖν.

Drey unnütze Wiederholungen auf ein Mal, wovon zwey verswidrig sind: denn in den Worten Πόσιν — Τροίας ist der dochmiacus unverkennbar. Hiernach sind ähnliche Verfälschungen zu beurtheilen. V. 662:

Ἐμὰ δὲ δάκρυα, χαρμονὰν (χαρμονὰ)
Πλέον ἔχει χάριτος ἢ λύπας.

Unverständlich, wenn man auch das Komma hinter δάκρυα streicht; oder man müßte mit Johann Brodäus χαρμονάν, welches vielleicht aus χαρμονᾶν entstand, durch διὰ τὴν παροῦσαν χαρὰν καὶ εὐφροσύνην erklären. Aber dieß zugegeben (man könnte auch in gleichem Sinne χαρμονᾷ schreiben, da in einem Pariser Ms. bey Musgrave χαρμονὰ steht), was fangen wir mit χάριτος an? Eins von diesen Wörtern ist Erklärung, und es kann nicht zweifelhaft seyn, welches, da χάρις vieldeutig ist, χαρμονὰ hingegen nicht. Also tilgen wir χαρμονάν. Aber auch die Worte ἢ λύπας erregen Verdacht, da der Ausdruck an Deutlichkeit nichts verliert, und an Schönheit gewinnt, wenn man sie wegläßt. Das Sylbenmaß entscheidet: denn diese Worte gestrichen, erscheint der dochmiacus:

Ἐμὰ δὲ δάκρυα πλέον ἔχει χάριτος.

V. 669 f.:

Dochmiaci.

'ΕΛ. "Ε, ἒ, πικρὰς, πικρὰς ἐς ἀρχὰς, βαίνεις!
Ἒ, ἒ, πικρὰν, πικρὰν, ἐρευνᾷς φάτιν.

So wie Abschreiber (wir bemerkten es oft im Euripides) sich in unnützen Wiederholungen gefallen: so ist es wiederum eine gewöhnliche Erscheinung in den Handschriften, Wörter, die doppelt stehen sollten, einmal ausgelassen zu sehen. Die sehr kenntlichen dochmiaci verlangen πικρὰς und πικρὰν doppelt; der Abschreiber ahnte von diesem Versmaße nichts. Auch δὲ hinter πικράν ist fremder Zusatz. V. 672:

Dochmiacus.

◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ —

'ΕΛ. Ἀπέπτυσα μὲν λόγον, οἷον (nicht οἷον, οἷον) ἐσοίσομαι.

Οἷον zwey Mal gesetzt, wird das Sylbenmaß unerklärbar, wenigstens äußerst ungewöhnlich; ein in solchen Fällen brauchbares Anzeichen. V. 678:

Dochmiacus hypercatal.

'ΕΛ. Ὁ Διὸς (nicht ὁ Διὸς, ὁ Διὸς, eine wirklich kindische Wiederholung) ὦ πόσι — Νεῖλῳ.

V. 680: Θαυμαστὰ τοῦ πέμψαντος. »Miranda *narvas de eo*, qui *te huc* deduxit.« Daß Hermes Helenen zu Proteus brachte, war, in Rücksicht auf den Gott, keineswegs θαυμαστόν: denn zu solchen Geschäften war er bestimmt. Die Sache selbst war wunderbar. Schreiben wir so: Θαυμαστά! Τοῦ (τίνος) πέμψαντος; »Wunderbar! Wer sandte ihn? Auf weissen Befehl?« Diese Frage beantworten Helena's Worte: ἁ Διός — Ἥρα. V. 681:

'ΕΛ. Κατεδάκρυσα, καὶ βλέφαρον ὑγραίνω
Δάκρυσιν.

»Lacrimo, et palpebram humecto lacrimis.« O welch ein Schwätzer wäre Euripides, wenn er so schreiben könnte! Allein er ist außer Schuld; man hat bloß die Geduld der Herausgeber zu bewundern, die hier den Finger auf den Mund legten. Κατεδάκρυσα ist Erklärung. Dieß Wort gestrichen, erscheint auch das Sylbenmaß:

Dochmiacus.

'ΕΛ. Βλέφαρον ὑγραίνω δάκρυσιν· ἁ Διός μ'

Dochmius.

Ἄλοχος ὤλεσεν,
Ἥρα.

V. 683: Τίνων χρῄζουσα προσθεῖναι κακῶν; »Quae mala volens addere?« Unstatthafte Frage, da hier über die Art des erlittenen Unglücks kein Zweifel ist. Allem Ansehen nach schrieb Euripides: Τί νῷν χρ. πρ. κακόν; »Warum wollte sie uns Unglück zufügen?« M. vgl. 1064 u. s. w. V. 685:

Dochmius.

Ἵνα θεαί μ.

Dochmiacus.

Ἐφ. — ἔμολεν κρίσις.

ΜΕ. Τάδ' εἰς κρίσιν σοι τήνδ' (mit Musgr.) ἔθ. Ἥ. κακῶν;

Τάδε κακῶν für Τάδε κακά: daher Musgrave's Τί δ' εἰς ꝛc. unnöthig ist. V. 688:

'ΕΛ. Κύπρις ὡς ἀφέλοιτο ... ΜΕ. Πῶς; Αὔδα.
'ΕΛ. Πάριν, ὥ μ' ἐπένευσ'. ΜΕ. 'Ω τλῆμον!

Widersinnig. Die Namen Κύπρις und Πάριν müssen ihre Stellen vertauschen, wie Reiske sahe. "Ως μ' ἀφέλοιτο zu schreiben, ist unnöthig. Jene Verwechslung scheint nicht ein Werk des Zufalls gewesen zu seyn, sondern von einem Korrektor herzurühren, der Κύπρις für das Subjekt des Hauptsatzes ansahe, da doch "Ηρα aus dem Vorigen zu suppliren ist. Zur Ausgleichung der Verse schreibe man ἐπένευσεν. Dann sind es asynarteti, die aus einem Anapäst und einem Antispaste bestehen. Der folgende Vers ist ein dochmiacus. V. 692:

Dochmiacus hypercatal.
'ΕΛ. Τὰ — πάθεα! Μάτηρ ....
Jamb.
Οἴ ἐγώ! (nicht Μᾶτερ, οἴ ἐγώ. Helena unterbricht vor Schmerz ihre Rede, und vollendet sie erst im nächsten Verse.) ΜΕ. Τί φής;
Dochmiacus.
◡ ◡ ◡ ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — — —
Δι' ἐμὲ κατεδήσατο δύσγαμον αἰσχύνα.

Αἰσχύνα, anstatt des Aldinischen αἰσχύναν, nahm Musgr. V. 698 aus zwey Pariser Mss. auf; allein dahin hat sich das Wort von hier verirrt, und ist dort zu tilgen, als Erklärung. V. 697:

Dochmiacus.
'ΕΛ. "Αγαμος — κατ.
Dochmius, clausula.
Γάμον ἄγαμον ἐμόν.

Ἐμὸν fordert eben so sehr die Deutlichkeit, als der Vers, und neben — αμον konnte es leicht übersehen werden. Ueber αἰσχύναν, oder αἰσχύνα, was bisher hier stand, s. m. die vorige Anmerkung. V. 700:

Anapaest. dim. hypercatal.
Τάδε καὶ σὲ διώλεσε, μυριάδας τε

Dieser anapästische Vers ist merkwürdig wegen des mangelnden Abschnittes nach dem zweyten Fuße, wo er der Regel nach seyn muß. Man findet noch einige solcher Beyspiele im Euripides, z. B. unten V. 1501.

V. 702:

Dochmiaci.
'ΕΛ. 'Εμὲ δὲ πατρίδος (nicht πατρ. ἄπο: πατρίδος gehört zu πόλεος. M. vgl. Phoeniss. 1645.) — ἀραίαν
"Εβαλλεν θεὸς ἀπὸ πόλεος, — σέθεν,
"Οτι — ἔλιπον, οὐ λιποῦσ',
Dochmius.
'Επ' α. γάμ.

V. 707:

ΧΟ. Εἰ καὶ τὰ λοιπὰ τῆς τύχης εὐδαίμονος
Τύχοιτε, πρὸς τὰ πρόσθεν ἀρκέσειεν ἄν.

Ein Hyperbaton: denn καὶ ist auf εὐδαίμονος zu beziehen. »Seyd ihr künftighin auch glücklich (wie ihr unglücklich wart): dann erst mögt ihr für das Vorige (das bisher Erlittene) Ersatz finden.« V. 747: οὐ

für οἳ, und gleich darauf ὡς ἐλπίζομεν, jenes mit Tyrwhitt, dieß mit Musgrave. Vielleicht auch mit dem Letztern οἵ μένουσί μ', ὡς ἐλπ. Man möchte zwar für μένουσιν ein anderes Wort vermuthen, da μένειν im vorhergegangenen Verse steht. Schrieb etwa unser Tragiker οὐ μέλλουσιν, haud cunctantibus, welches mit τοῖς λελειμμένοις φίλοις zu verbinden wäre. Ueber ähnliche unregelmäßige Konstruktionen s. m. Musgr. zu Orest, 508 (514). V. 760: Οὐδὲν γὰρ (ἄλλο ἐγίνετο) ἀλλὰ — mit Reiske. V. 779: Λέγων τ' ἂν σοι κάκ', ἀλγοίην ἔτι, Πάσχων τ' ἔκαμνον. Undeutlich. Wir vermuthen ἀλγοίην, ὅ, τι Πάσχων ἔκαμνον. »Ich würde eben so leiden, als da jedes einzelne Unglück mich traf. 784 nach Heath:

ΜΕ. Ἐνιαυσίων πρὸς τοῖσιν ἐν Τροίᾳ δέκα
Ἔτεσι διῆλθον ἑπτὰ περιδρομὰς ἐτῶν.

Daß ἐνιαύσιος zuweilen nur von langer Zeit überhaupt gesagt werde, beweist er aus Eustathius. V. 794: ἢν ἔτλην ἐγὼ, si sustinuissem, mit Reiske, und V. 801 mit demselben εἶπον für εἶχον. V. 807: Ὁρῶ ταλαίνας στιβάδας. Musgr. V. 818: ὃ σπεύδεις ἴσως. V. 834 wahrscheinlich Εὖ πως ἂν ἀναπείσαιμεν ἱκ. νιν. ... Die Rede ist abgebrochen, wie V. 830 bey ἀδελφή. V. 843 hatte Barnes δὲ vor βίαν getilgt. Warum nahm man es wieder in den Text auf? Es ist nicht allein verswidrig, sondern zerstört auch das leidenschaftliche Asyndeton. V. 851: ἐμὲ κτανῶ mit Tyrwhitt. V. 856:

Ὅστις Θέτιν μὲν ἐστέρησ' Ἀχιλλέως,
Τελαμωνίου δ' Αἴαντος εἰσεῖδον σφαγάς,
Τὸν Θησέως τε παῖδα.

Des Theseus beyde Söhne kamen glücklich von Troja zurück, wie Barnes aus der Hekuba und den Herakliden beweist. Also ist Θησέως verschrieben. Daß Antilochus, Nestors Sohn, gemeint sey, vermuthete Brodäus richtig; aber sein Νέστορος finden wir mit Musgrave zu gewaltsam. Unser Engländer schlägt vor, zu schreiben, Τὸν Νηλέως τε, παῖδα, wobey er ἐστέρησα aus dem Vorhergehenden hinzudenkt, obwohl ein anderes Verbum dazwischen steht; des ungewöhnlichen Akkusativs nicht zu gedenken, wo man den Genitiv (παιδὸς) erwartet. Wir helfen nach, indem wir schreiben: Τὸν Νηλέως ἄ ἄπαιδα, nämlich εἰσεῖδον. So ist alles in der Ordnung. V. 886, 5. Diese Verse spricht der Chor, wie Musgrave sahe. V. 886 wahrscheinlich:

Οὐδ' οἶσθα νόστον εἰκαδ', εἴ σ' αὐτοῦ μένει,

V. 901: Scaliger's Τίς εἰσ' ἀδελφῷ τόνδε σημανῶν ἐμῷ ist das Wahre, was man auch einwende. In einem solchen Kollisionsfalle sein eigenes Leben auf Kosten eines fremden sicher zu stellen, wäre nicht Unmenschlichkeit. Allein Theonoë will das gar nicht im Ernst. In einer sehr verzeihlichen Ueberwallung der Selbstliebe wirft sie diesen Gedanken bloß hin, ohne ihn zu unterstützen. Ihre wahre Meinung legt sie 1008 und in den folgenden Versen dar. V. 914:

Ἑατέος δ' ὁ πλοῦτος ἄδικός τις ὤν.

Musgrave's ἔκδικος ist besser, als des Barnes πλ. ἔστ' ἄδ. τις ὤν. Vielleicht schrieb aber Euripides πλ. ἀδικίᾳ συνών. V. 945: ἢ ὁ βούλοιντ' ἂν mit Canter. V. 945 ist Reiske's κατεστάλη sehr

wahrscheinlich; dagegen kann im nächsten Verse δακρύεις ἂν ἠγάπων bleiben. S. 970 mit Tyrwhitt:

Λέξω τόδ' ἀμφὶ μνῆμα, σοῦ πατρὸς πόθῳ.

V. 982:

Ἢ τήνδ' ἀνάγκασόν γ', εὐσεβοῦς πατρὸς
Κρείσσω φανεῖσαν ταμ' ἀποδοῦναι λέχη.

Zwey lückenhafte Verse. Des Barnes ἀνάγκασόν ποτ' εὐσ. ist schlechtes Flickwerk. Besser schreibt er ταμά γ' ἀποδ. Vielleicht:

Ἢ τήνδε πατρὸς εὐγενοῦς ἀνάγκασον
Κρείσσω φανεῖσαν ταμά γ' απ. λ.

V. 1000 muß das Fragzeichen hinter ταῦτα getilgt werden. Ταῦτα, διὰ ταῦτα. V. 1002: δυσκλεῶς γὰρ οὐ κτενεῖς. Widersinnig. Wir schreiben δ, γ. εὖν κτ. V. 1021: τήνδ' mit Musgrave. V. 1065 wird von Reiske, Tyrwhitt und Andern mit Recht dem Menelaus zugeschrieben. V. 1097:

Παρῆδι τ' ὄνυχα φόνιον ἐμβαλῶ χροός.

Wahrscheinlich ἐμβ. χερος. V. 1107 ἦν μ' ἐλ. aus dem Ms. E. bey Musgr. V. 1111:

Ἔρωτος ἀπάτας δόλιά τ' ἐξευρήματα
Ἀσκοῦσα, φίλτρ' ἀναιμάτηρα δωμάτων;

V. 1116 war allerdings ἐναυλίοις nicht zu ändern. V. 1120:

Asyn., anacr. catal. formae choriamb. et anapaest. dim. brachycat.
Ἐλθὲ — ἐλελ.

(Die Antistrophe setzt dieses Sylbenmaß außer Zweifel. Anakreontische Verse von verschiedener Form entsprechen sich auch an andern Stellen. M. s. unsern Aufsatz über dies Metrum in der Ausgabe der Anacreontica.)

Galliambi.
Θρήνοις — πόνους (vielleicht φόβους, da sogleich πόνον folgt).
Τόν — πόνον,

Pherecrat.
— — — —

Jambici trim.
Ὃς — πλάτα
Ὅτ' (so Musgr.) ἕδρ. — ἄγων

Anapaest. dim. brachycatal. logaoed.
Λακ. ἄπο λέχεα (nicht λέχε, ἅ, mit Musgr).

Anapaest. dim.
Σέθεν ὡς, Ἑλένα, Πάρις αἰνόγαμος u. s. w.

Ἑλένα fordert Sinn und Vers. Εἶλε scheint aus der Abbreviatur Ἑλέ. (Ἑλένη) entstanden zu seyn. Dieser Name ist auch 1387 verderbt. V. 1141: Καφηρίσιν, mit Mehreren, des Versmaßes wegen. Eben so ἐνάλοις mit Musgrave. V. 1144:

Ἀλιμεν' ἀν' (mit Reiske und Tyrwhitt) ὄρεα, βαρβάρου στολαῖς Ὅτι (nicht ὅτε: denn die Entführung der vermeinten Helena geschah ja längst vorher) σ. π. ἀπόπρο χειμάτων (mit Heath) πνοᾶ u. s. w.

V. 1152:

Asynart., iamb. hypercat. et dactyl. penthemim.

"Ο, τι (so Heinrich Stephanus und Barnes nach Handschriften) — μέσον,

Anacr. catal.

Τίς φαίη, ἐρευνήσας

Asynart., 2 glyc.

Βροτ. — ἐσορᾶ

(Βροτῶν μακρότατον πέρας, das fernste Ziel menschlicher Kenntnisse.)

Asynart., dactyl. trim. catal. et dactyl. penthemim.

Δεῦρο (nicht Δεινά: das folgende αὖθις ἐκεῖσε erfordert hier ein entsprechendes Adverbium) καὶ αὖθις ἐκ. — ἀντιλόγοις

Jamb. dim.

Πηδῶντ' ανελπίστοις (vielleicht ἀνελπίστως) τύχαῖς.

Asynart., iamb. et dactyl. penthemim.

Σὺ — Θυγ.'

Jamb. dim. hypercatal.

Πτανὸς — Λήδας

Anapaest.

'Ετ. πατ.'

Dochmiaci.

Καὶ ἰαχὴ τεὰ (σὴ ist verswidrige Erklärung) κ. 'Ελλ.

"Αδικος — ἔχω (non habeo dicere).

Glycon.

Τί τὸ σαφὲς ἔτι (mit Musgr.) π. ἐν βρ.'

Troch. dim.

Τὸ δὲ θεῶν ἀλαθὲς εὗρον.

Nicht Τὸ θεῶν ἔπος ἀλ. εὗρον. Δὲ konnte, bey der Aehnlichkeit der Buchstaben δ und θ in Mss. (m. s. Bast. Epist. crit., Append p. 51), leicht von dem folgenden θε- verdunkelt werden. "Επος ist Glossem, wie der antistrophische Vers beweist. Aber auch der Gedanke entbehrt es lieber. V. 1171: Λόγχαισιν. V. 1173: κρινεῖ mit Heath. V. 1176: 'Αι mit Musgr. V. 1180:

Dochmiacus.

Τείχεα δ, ὥστε Διὸς φλογμὸς, ἐπ. φλὸξ,

(diese Wortumstellung verschönert den Vers)

— — — —

Troch. dim.

'Αθλίαις ἐν συμφοραῖσιν.

Ιλίοις ist offenbares Glossem. V. 1217: Die Worte Τάδ' εὐτυχῶ spricht Theoklymenos bey Seite. Diese Bemerkung macht alle Aenderungen entbehrlich. V. 1221: Μολοι — μολεῖν. Dieß spricht schon der König. Der gebieterische Ton zeigt es nicht weniger als der ganze Zusammenhang der Stelle. V. 1229: ὑγροῖς ἐν κλυδ. ἁλὸς mit Scaliger und Pierson ad Moer., p. 135, dessen Οἴκτιστον unnöthig ist. V. 1235:

'ΕΛ. "Οπου κακός γ' (nicht κακῶς) ὄλοιτο, Μενέλεως δὲ μή.

(eine versteckte Anspielung auf den grausamen Theoklymenos).

ΘΕ. "Ολωλ'· ἐκεῖνος δ' ἦλθεν ἐν ποίῳ σκάφει;

So ist Alles deutlich. Menelaos Tod fertigt der Tyrann mit dem einzigen kalten Worte Ὀλωλ' ab, und fährt darauf sogleich fort, sich nach seinem vorgeblichen Schiffsgenossen zu erkundigen, V. 1245:

Ἑλ. Φίλος γάρ ἐστιν, ὅς ποτ' ἐστὶν ἐνθάδ' ὤν.

Ἐνθάδ' ὤν kann hier nichts anderes bedeuten, als νεκρὸς ὤν. Man schreibe ὅς ποτ' ἐστὶ (φίλος), κἀνθάδ' ὤν.

Lieb ist ja, wer es einmal war, auch drunten noch.

V. 1246:

ΘΕ. Ὀρθῶς μὲν ἥδε συμφορὰ δακρύεται.

Der stolze Tyrann zweifelt, ob Helena Recht habe, einen Unfall, wie ihres Gemals Tod, zu beweinen, da er selbst, ein viel mächtigerer König, ihr seine Hand biete. Diese Rede, so wie fast Alles, was Theoklymenos hier spricht, ist sehr charakteristisch. V. 1254 — 1256. Diese Verse sind versetzt, und so anzuordnen:

ΘΕ. Μεθίημι νεῖκος ἰτὸ σόν· ἴτω δ' ὑπόπτερον.
Ἑλ. Σπονδὰς τέμωμεν, καὶ διαλλάχθητί μοι . . . .
ΘΕ. Ἐπὶ τῷ; χάρις γὰρ ἀντὶ χάριτος ἐλθέτω.
Ἑλ. Πρός νύν σε u. s. w.

»Laß uns das Vorige vergessen,« sagt Helena; und der Tyrann willigt freudig ein (Μεθίημι — ὑπ.). Hierauf verlangt sie ein Unterpfand der Versöhnung, und indem sie es nennen und sagen will, καὶ διαλλάχθητί μοι ἐπὶ τῷδε u. s. w., wird sie von dem Ungeduldigen unterbrochen (Ἐπὶ τῷ; — ἐλθ), der nur geschwind die Bedingung hören will, um sie zu erfüllen, und die schöne Beute davon zu tragen. Hierauf erklärt sich Helena (Πρός νύν σε u. s. w.); wird aber noch einmal unterbrochen: so begierig ist der von Liebe entbrannte Barbar, zu erfahren, was sie so flehentlich bitten wolle. V. 1263:

Ἑλ. Κενοῖσι θάπτειν ἐν πέπλοις ὑφάσμασιν.

Πέπλοις neben ὑφάσμασιν ist unstatthaft. Daher schrieb Scaliger πέπλων, welches einige Herausgeber der neuesten Zeit in den Text aufnahmen. Aber Musgrave's εὐπέπλοις ὑφάσμασιν ist ungleich wahrscheinlicher. Er vergleicht damit εὔπαις γόνος, Iphig. in Tauris V. 1242, wüth. Herkules V. 691, und setzt hinzu: »Θάπτειν ὑφάσμασιν, ut τούτοις θάπτε Θεμιστοκλέα in epigrammate Germanici Anthol. H. Steph. p. 198. Quid, quod absurdum foret θάπτειν ἐν πέπλοις, ubi cadaver ipsum non aderat, peplis involvendum?« V. 1273: Die Worte Οὐκ οἶδ' spricht noch Theoklymenos. V. 1321:

Asynart., glyc. et glyc. polyschem.
Ὀρεία — ἐσύθη

Dactyl. penthemim.
Ὑλάεντα νάπη,

(ἀν' vor Ὑλ. ist Erklärung, wie der antistrophische Vers beweist. M. s. Matthiä's ausführl. griech. Gramm. §. 418. 3)

Asynart., 2 glyc. polyschem.
Ποτ. — ἅλιον,
— — — —
— — κούρας,

Jamb. tetram.
(Κρόταλα — ἀνεβόα,

Asynart., anacr. catal. et anacr.
Θηρῶν ὅτ' ἦν — σατίναν,

Asynart., 2 glyc. polyschem.
Τᾶς ἁρπασθείσας — παρθενίων·

Similis.

Μετὰ κοῦραι (mit Heath, Tyrwhitt, Musgrave) — Ἄρτεμις,
(Im zweyten glyconeus der Daktylus in einen Spondeus zusammengezogen, wie z. B. V. 1493.)

Glycon. polyschem.
— πάνοπλος·

Asynart., 2 glyc.
Αὐγ. — ἔκραινέ τις.

Nicht ἔκραινε παῖς, mit Musgrave, der παῖς durch filius, i. e. Jupiter, erklärt. Daß hier ein Wort oder eine Sylbe fehlt, zeigt die Antistrophe. V. 1342 ἁρπαγᾶς mit Scal. und Musgr. V. 1352, wahrscheinlich des Sylbenmaßes wegen, Παμπολέων. V. 1357:

Asyn., 2 anacr. catal.
Ἐπεὶ ἔπαυσ' (nicht Ἐπ. δ' ἐπ.) — βροτέῳ τε γ.,

Anacr. catal., clausula.
Ζεὺς, μ. στ.

Asynart., 2 creticochoriambici.
Ματρὸς ὀ. ἐνέπει (mit Heath)· — Χάρ.·

Galliambus.
Ἴτε τ. π. παρθ. ἐᾶ Δ. θυμ.

Musgrave's Δηοῦς beruht auf seinem Zweifel an der Vermischung der Demeter mit der Kybele in diesen Strophen. »Quid vetat, Rheam simili furore ob neptim raptam arsisse, vel simile studium in ea recuperanda posuisse, licet Cereris labores, Eleusiniorum mysteriis celebrati, gratiusque propterea Atheniensibus acroama, Poëtarum libros, ipsa (illa, Rhea) obscurata et neglecta, impleverint.« Diese Annahme ist unwahrscheinlich, und ihr widerspricht, wie das Ganze dieser Chordichtung, so insbesondere das in Verbindung mit θυγατρὸς gesetzte μήτηρ V. 1340, welches nicht erlaubt, θυγατρὸς mit Musgrave in der Bedeutung von Jungfrau überhaupt zu nehmen, wie das Wort Sophokles Oed. Tyrann V. 1121 steht. Dagegen ist die Vermischung jener zwey Gottheiten zwar ungewöhnlich, aber deßhalb nicht widersinnig. Beyde versinnbilden die Erde in verschiedener Beziehung. Euripides vereinigt diese Beziehungen unter den allgemeinen Begriff einer Erdgöttin, die zugleich Mutter der Götter ist. V. 1364:

Glycon.
Λύπαν ἐξαλλάξατ' ἀλλαᾷ

Der Gebrauch des ersten Päon anstatt des Daktylus in diesem Versmaße ist nicht so unerhört, daß deßhalb an Veänderung des Textes zu denken wäre. Ἐξαλλάξατε, τέρψατε. M. vgl. V. 387.

Asynart., 2 anacr. catal.

Μοῦσαι δ' (nicht Μοῦσαί Ϟ', weil τὲ in anderer Verbindung folgt) ὀ.
χερῶν χαλκοῦ τ' (so H. Stephanus für χ. δ') α. χ.,

Glycon. polyschem.

Τύπανά (mit Heath) τε λ. β.

Asynart., 2 glycon.

Καλλίστα — γέλασε Ϟεά,

(nicht γέλασέ τε Ϟεά, welches dem Sinne wenig frommt, den Vers aber hart macht, und übel klingt).

Dochmius, vel choriamb. dim. brachycatal.

Δέξατό τ' εἰς χέρας·

Asynart., 2 anapaest. hypercat. cum loco mobili.

(⏑ — | ⏑ ⏑ — ⏑ —).

Βαρύβρ. — ἀλ.

V. 1377: Ϟεᾶς für Ϟεοῖς mit Heath. Die phrygische Göttermutter liebt den Phrygier Paris, der einst in Ida's Bergwäldern seine Herden weidete, und zürnt der Helena, weil sie, obwohl nur durch ein ihr ähnliches Schattenbild, den Liebling der Göttin zu unseliger Leidenschaft entflammt hat. Helena hatte diesen Zorn nicht geahnt, und daher auch keine Sühnopfer dargebracht. Deßhalb warnt sie der Chor. Diese Ansicht der Stelle ist natürlicher als andere, die man versucht hat. V. 1380: Κισσοῦ mit Mehreren, so wie ῥόμβων im nächsten Verse. Ebenda besser εἰς ἱερούς. V. 1386:

Εἰ δέ νιν ὄμμασιν
Ὑπέρβαλες, Ἑλένα (Ἑλένα mit Scal.), μ. μ. α.

So scheint diese vielversuchte Stelle, die Musgrave merae tenebrae nennt, einen Sinn zu haben, der vollkommen in den Zusammenhang paßt. Schöner, als die nie alternde Göttermutter, oder als Demeter, genannt zu werden, ist kein geringes Lob. Von jener sagt Hirt, Bilderbuch für Mythologie, Archäol. und Kunst, 1. Heft, S. 16: »Die volle, Wohlgestalt aller Theile des Gesichtes, und die hohe Anmuth der Züge kündigen in Rhea die Würde der Göttin und Mutter an. Thronend scheint sie Juno; so wie diese, als Mutter, wieder Rhea scheint.« Von der Demeter oder Ceres heißt es eben da, S. 28: »So wie Neptun dem Jupiter nachgebildet ist, so Ceres dem Charakter der Juno. Sie hat dieselbe hohe Gestalt und dasselbe Matronen-Ansehen, doch dabey etwas Milderes, als die Götterkönigin. Ihr Auge ist weniger geöffnet, und sanfter blickend; die Stirn niedriger, und anstatt des hohen Diadems umgibt ihr Haupthaar ein Aehrenkranz, oder ein bloßes Band« u. s. w. Die Hervorhebung der Augen (ὄμμασιν), als des Haupttheiles der Schönheit, der oft für das Ganze derselben steht, wird, nachdem man diese Stellen des archäologischen Autopten gelesen hat, desto bedeutender erscheinen. V. 1394: ἀνήρπασεν τύχην mit Musgr.; wie τύχην ἑλεῖν bey Aeschylus, Suppl. 385. Ἐν hinter ἀνήρπασεν bey Aldus scheint eine zufällige Wiederholung der vorhergehenden Sylbe zu seyn. Des Barnes ἀνήρπ. τεύχη ist ganz unhaltbar. V. 1403: Ἐγώ νιν mit Pierson Verisim. S. 183. V. 1429: τὶν εἰς τύχην, sagt nichts weiter, als εὐτυχῶς, und es bedarf keiner Aenderung. V. 1442:

Ἔστιν τι κἀκεῖ κἀνθάδ', ὧν ἐγὼ λέγω.

Wir schreiben ὧν ἔχω λόγον, quorum rationem habeo. Musgrave's ὧν ἐγὼγ' ἐρῶ liegt weniger nahe. V. 1463: λέπας für λύπας mit diesem Kritiker. Eine seiner glücklichsten Verbesserungen. V. 1467: mit demselben, außer daß ich μὲν für μοι schreibe:

Κέκτησθε μὲν, θεοί, πόλλ' ἄχρηστ' ἐμοῦ κλύειν
Καὶ λυπρά γ'· ὀφείλω δ' u. s. w.

S. 1474:

Priapeus.
Χορ. — αὔραις
Creticus dim.
Πελ. εὐήνεμον· (mit Musgr.)
Asynart., similis versui 1474.
Γλαυκὰ — Γαλάνεια τ. ε.
Similis.
Κατὰ — εἰναλίαις u. s. w.

V. 1482:

Ὦ ναῦται, ἰὼ ναῦται.

Diese Worte, denen nichts in der Antistrophe entspricht, und die zum Verständniß der Stelle unnöthig sind, wanderten höchst wahrscheinlich vom Rande in den Text, und waren wohl ursprünglich zwey verschiedene Anmerkungen nicht eines Lesers Ὦ ναῦται, und Ἰὼ ναῦται), die ein Dritter in einen seynsollenden Vers verband. V. 1484: Hinter ἀκτάς nur ein Kolon: denn mit der Antistrophe fängt der Nachsatz an. V. 1486 muß ἢ vor πρὸ sowohl des Gedankens als des Sylbenmaßes wegen getilgt werden, V. 1496:

Anacr. catal.
Μόσχον δ', ἂν λίπον οἴκοι,
Ἃς u. s. w.

Da der Chor aus Dienerinnen Helena's besteht, die Hermes mit ihr nach Aegypten entführt hatte, so paßt ἂν ἔλιπον οἴκοι, von der Hermione gesagt, in ihrem Munde. V. 1498.

Anacr.
Αἰ α. εἴθε π. γενοίμεσθ, ἃ (Musgr.) Λίβυες
— — — —
Anapaest. dim.
Ὄμβρον λείπουσαι (Musgr.) χειμέριον,
(Ueber den Bau dieses Verses vergl. m. die Anmerkung zu V. 700.)
Asynart., 2 anacr.
Νισσ. — πεδ.
Asynart., dactyl. penthemim. et troch. dim. catal.
Πετμ., ὡς (Musgr.) — γᾶς
Pherecrat.
Ἐπ. ἰακχεῖ. (Musgr.)
Asynart., 2 glyc.
Ὦ πταναὶ (Musgr.) — δρόμον

Similis.
Βᾶτε — ἐννύχιον,
Anacr. catal.
Καρύξατέ τ' (Musgr.) ἀγγ.
Glyc. polyschem.
— — — —

Asynart., dochmius cum iambo, et pherecrat.
Μεν. — ἥξει.

V. 1515: ἵππιον, was schon Barnes hat. V. 1519:

Οἱ ναίετ' οὐράνιοι σωτῆρε, τᾶς Ἕλλας
(nicht σωτ. τᾶς Ἑλένας)
Γλαυκὸν ἐπ' οἶδμ' ἅλιον u. s. w.

V. 1529, 30: ἐκτήσατο, γᾶν Οὐκ ἐλθοῦσ' ἂν Ἰλίου mit Musgrave. V. 1532: κάλλιστ' mit Pierson, Verisim. S. 184. V. 1554 vielleicht: ὁ δὲ πλάτην καθίστατο Θράσσων (ταράσσων) τι χειρί: er befestigte das Ruder, und bewegte es zur Probe einen Augenblick im Wasser. V. 1584 scheint Musgrave's ὤρει (ἐφύλαττε), für ὤσει, nicht wohl zu passen. Vielleicht ὦσε oder ὤθεῖ, er stößt das Schwert, schlägt darauf. V. 1595: ῥέεθρα mit Pierson Verisim. S. 186. Es ist unbegreiflich, wie man so offenbare Verbesserungen hintansetzen kann. V. 1609:

Πάλιν πλέωμεν. Ναξίαν. κέλευε σύ.

Eine Pariser Handschrift bey Musgrave (Ms. G.) hat ἀξίαν. Man schreibe ohne Bedenken:

Πάλιν πλέωμεν· ἄξιον. Κέλευε σύ!

und vergleiche Hekuba 408, Hippolyt. 1045 u. a. Stellen. Bekanntlich sind diese Wörter nicht allein hier verwechselt. V. 1673 und 1691 mit Reiske und Heath, dort παρέσχε τοὔνομ', hier Εὐρώταν für οὐρανόν.

8. Die Herakliden.

Vers 21:

Πόλιν προτείνων Ἄργος οὐ σμικρὰν φίλων
Ἐχθρὰν γένεσθαι, χαὐτὸν εὐτυχοῦνθ' ἅμα.

Heath begnügt sich, Ἐχθρὰν zu schreiben, und übersetzt: *Praetendens Argos urbem non parvam amicorum nostrorum inimicam futuram, atque ipsum etiam* (Eurystheum) *fortuna florentem.* Ein guter Sinn. Da indeß Musgrave in zwey Pariser Mss. γε θέσθαι für γενέσθαι fand, so verdient seine Konjektur — Ἄργος, οὐ σ. φιλεῖν Ἐχθραν τε θέσθαι *(ostendens [minaciter ostentans] civitatem Argivam, potentem et amicitiam et odia exercere)* Aufmerksamkeit. V. 42: ὑπηγκαλισμένη mit Reiske und Musgrave. V. 44: καπιβώμιον στένειν. Musgr. V. 56: κακῶς φρενῶν. Tyrwhitt. V. 75 mit G. Hermann, der auch V. 88 und 96 das Sylbenmaß erkannte:

Dochmiacus.
Ἴδετε — πέδῳ
Dochmius, clausula.
Χύμ. ὦ τάλας!

V. 83:

Glycon., usurpato paeone primo pro dactylo.
Ἡ πέραθεν ἁλίῳ πλάτᾳ

Asynart., anacr. et adon.
Κατ. — ἀκτάν;

V. 88:

Dochmius.
Ὄνομα τί σε, γέρον,

Asynart., dochmius et iamb. hypercat.
Μυκ. — λαός;

V. 92, wo Barnes Senare jetzt in allen Ausgaben stehen, da doch die alte Lesart χόρους νεοτρ. den dochmiacus bezeichnet.

Jamb. dim. hypercatal.
Οἶδ' — ἀλλὰ

Dochmiacus.
Τοῦ π. ἐνὶ χερὶ (mit Barnes für χειρί) σᾷ κομ. χόρους

Dochmius clausula.
Νεοτρ., φρ.

Dochmiacus.
Τί χρέος ἔλλογον πολέως, ἔνεπέ μοι,

Dochmius.
Μελόμενοι (mit Canter, Scal. und Andern) τυχεῖν;

Bisher: Τί χρέος; ἢ λόγων πολ., ἔννεπέ μ., Μ, τ.; Musgrave bemerkt: Μελόμενοι. Canteri emendatio est. Ed. Ald. μελομένων. Τυχεῖν autem in hac periodo accusativum χρέος subjectum habet, et genitivum λόγων. Prioris constructionis exemplum vide Phoen. v. 1660. Allein, so unbedenklich τυχεῖν mit dem Akkusativ der Sache ist, so wenig kann es gefallen, daß man χρέος bey λόγων wiederholen soll, und der Ausdruck χρέος λόγων selber hat etwas Affektirtes. Gewiß wird Jeder τυχεῖν mit λόγων verbinden. Aber der Gedanke, bloß mit der Stadt zu reden, bleibt hinter der Wichtigkeit des Gegenstandes zurück. Χρέος ἔλλογον, ein vernünftiges, der Aufmerksamkeit würdiges Geschäft, entspricht dem Zusammenhange. V. 103:

Jamb. trim. brachycatal.
Καὶ — δαιμ.

Dochmiacus.
Ἀπολ. σφ' (mit Musgr.) — Δίκα

Dochmius.
Τάδ' οὐ π.

V. 148: Ἀλλ' ἤ τιν' mit Reiske, Tyrwhitt, Musgr. V. 169: Εἰς ἄντλον ἐμβήσῃ πόδα. So in der Hekuba, V. 1013:

Ἀλίμενόν τις ὡς ἐς ἄντλον πεσὼν
Λέχριος, ἐκπέσῃ φίλας καρδίας,
Ἀμέρσας βίοτον.

An die sentina oder gar an lutum, wie Musgrave will, ist nicht zu denken. Auch Heath fühlte dieß. V. 170:

Ἐρεῖς τὸ λῶστον ἐλπίδ' εὑρήσειν μόνον.
Καὶ τοῦτο πολλῷ τοῦ παρόντος ἐνδεές.

Sed dices, hoc unum, quod optimum *est*, te inventurum esse, spem: At hoc longe inferius *est* praesenti *nostrae civitatis robore.* Der erste dieser Verse kann weder im Original, noch in der Uebersetzung, befriedigen. Demofon wird Hoffnung finden! Und diese Hoffnung ist das einzige Beste (τὸ λῷστον μόνον)! Welche Gedanken! Mehrere stießen an; aber Musgraves τὸ λοίσθιον (quod ultimum est) gefällt so wenig, als Reiskes εὖ πράξειν, oder εὖ δράσειν. Wir schreiben:

Ἐρεῖς τὸ λῷστον ἐλπίδ', — Εὑρήσειν μὲν οὖν
Καὶ τοῦτο π. τ. π. ἐ.

Μὲν οὖν in Antworten ist bekannt. Es wurde auch anderswo mit μόνον verwechselt. Τὸ παρὸν heißt die jetzige Lage Athens, in Bezug auf Argos, in welcher Lage Hoffnung dem Herolde ein unzureichendes Hülfsmittel scheint. V. 174: Χὼν μέσῳ πολὺς χρόνος, Man schreibe χὤν: χὼν ist dorisch. V. 201:

— ἡ γὰρ αἰσχύνη βαρος
Τοῦ ζῆν παρ' ἐσθλοῖς ἀνδράσιν νομίζεται.

Ziemlich matt gesagt, und der Ausdruck βάρος τοῦ ζῆν hat etwas Hartes. Wir sind Reiske's, Tyrwhitts und Musgrave's Meinung, daß βάρος in πάρος zu verwandeln sey. V. 204 Wir tilgen hinter λίαν und im folgenden Verse hinter ἄγαν das von Metrikern eingeschobene γε, welches hier bedeutungslos, und zur Verlängerung der ohnedieß langen Endsylben jener Wörter unnöthig ist. Man sehe wegen λίαν Hippolyt, V. 266, Anthol. Palat. vol. 3, p. 81, und wegen ἄγαν unter andern V. 389, und Orest, V 313. Daß λίαν die Vordersylbe zuweilen kurz hat, z. B. in der Hekuba, V. 591, und im Hippolyt a. a. O. erklärt der ursprünglich lange Vokal, der darauf folgt: denn Regel, wenigstens bey den Tragikern, ist dieß nicht, wie Valkenaer meint, ad Hippol. 472 (467) V. 224:

Σοὶ γὰρ τόδ' αἰσχρὸν χωρὶς, ἔν τε πόλει κακὸν u. s. w.

Nichts kann schlechter gesagt seyn und den Vers mehr verunzieren, als dieß abgesonderte ἔν τε πόλει κακόν. Offenbar beruht das Verbindungswort auf einem Mißverständniß, und man muß so schreiben:

Σοὶ γὰρ τόδ' αἰσχρὸν χωρὶς ἐν πόλει κακὸν,
Ἱκέτας, ἀλήτας, συγγενεῖς (οἴμοι κακῶν!
Βλέψον πρὸς αὐτοὺς, βλέψον!) ἕλκεσθαι βίᾳ.

»Denn dir besonders schimpflich unter deinen Bürgern ist das Unglück, wenn deine schutzflehenden, flüchtigen Verwandten — mit Gewalt fortgeschleppt werden.« Auch das bisherige Komma hinter συγγενεῖς ist falsch: denn nicht Gewaltthätigkeit gegen alle Schutzflehende, Vertriebene und Blutsverwandte ist dem Demofon insbesondere schimpflich (der Sinn der Stelle, wenn das Komma bleibt); sondern Gewalt, an seinen Anverwandten verübt, da sie flüchtig seinen Schutz anflehten (συγγενεῖς ἱκέτας, ἀλήτας [ὄντας], ἕλκ. β. Συγγενεῖς ist der Hauptbegriff, an den sich die zwey andern Substantive adjektivisch anschließen. V. 256: ἀλλ' οὐ σοὶ βλάβος. Musgr. V. 263:

ΔΠ. Οὐκοῦν ἐγὼ τῶν γ' ἐνθάδ' εἰμὶ κύριος;
ΚΟ. Βλάπτων ἐκείνους μηδὲν, ἂν σὺ σωφρονῇς.

Das Participium ist falsch: man schreibe Βλάπτειν für Βλάπτε. Diese Formen sind auch anderswo mit einander verwechselt worden. V. 319. Der Sinn scheint ἐπηλλάξαντο, oder das Musgravische ἐνηλλάξαντο (m. s. Sophokles Ajar. V. 208 und 1079) zu erfordern. V. 322 ist Valckenaer's (Praefat. ad Phalaridis Epist.) ὅσον σθένω für ὅταν θάνω sehr wahrscheinlich. V. 340: Ἄργει. Diese Lesart der Pariser Mss. E und G. bey Musgrave (Scaliger vermuthete sie) hat jetzt überall mit Recht das alte εἴργει oder εἴργει verdrängt. V. 354:

Choriamb. tetram. catal.
— ◡ ◡ — — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — ◡ — ◡
1. Εἰ — μέλ.
Dochmius hypercat.
2. Ξεῖν', Ἀ. ἐπ.

Asynart., anapaest. paroem. logaoed. et anapaest. hypercat. logaoed.
3. Μεγ. — φοβήσεις.
Asynart., glyc. et glyc. hypercat.
4. Μήπω — Ἀθάναις
Similis tertio.
Εἴη. — τύραννος· u, s. w.

In der Antistrophe ist Musgrave's ἔκτορας unnöthig: das Versmoß verlangt keine Ausgleichung der Sylben. V. 372:

Asynart., 2 glycon.
Εἰρ. — ἄναξ,
Anapaest. hypercat.
Λέγω, εἰ π. ἦ.
Glycon. hypercat.
Οὐχ οὕτ., ἅ δ., κ.
Asynart., 2 anacr.
Οὐ σοὶ — ἐστιν,
Similis.
Ἀλλ' ὦ (mit Canter) — συναρ.
Jamb. hypercat.
Τὰν εὐχ.
Glyc. hypercat.
Ἔχ. — ἀνάσχου.

V. 383 besser λέξεις. V. 384:

Οὐ γάρ τι μὴ ψεύσῃ γε κήρυκος λόγος.

Da hier bloß von einer etwanigen Täuschung Demofons durch des Heroldes Pralereyen die Rede ist, so schreiben wir ψεύσῃ σε. V. 397:

Ποίᾳ προσάξει στρατόπεδον τανῦν δορὸς u. s. w.

Δορὸς sagt nichts, und Musgrave's στρατ. τ' ἄνευ δορὸς (von dem übel gestellten τὲ zu schweigen) ist voreilig, da die Heere sich noch nicht gegenüber standen. Eurystheus hatte bis jetzt die attische Gränze

nicht überschritten (m. s. 394): also trifft Reiske's ὅροις zum Ziel. Aber woher das δ? Wir vermuthen στρ. τουνθένδ' ὅροις. V. 402: Dieser Vers gehört hinter den folgenden, wie Tyrwhitt und Andere bemerkten. V. 409: κόρη Δήμητρος mit Barnes. M. vgl. 602. V. 416 lese man πυκνάς für πικράς. V. 419:

— — Ἢν δὲ μὴ δράσω τόδε,
Οἰκεῖος ἤδη πόλεμος ἐξαρτύεται.

Die Orakel haben dem Demofon geboten, eine angesehene Jungfrau zu opfern. Dieses Opfer bezeichnen die Worte ἢν δὲ μὴ δράσω τόδε, die unverdächtig sind. Aber wenn Demofon das Opfer nicht bringt, warum soll deßhalb ein Bürgerkrieg entstehen? Hier steckt der Fehler. Οἰκεῖος ist falsch; es muß εἰκαῖος heißen. Wenn jenes Opfer nicht gebracht wurde, so war der Krieg von Seiten Athens unnütz: denn das Opfer war die Bedingung des glücklichen Erfolgs. Vielleicht veranlaßte der Jotacismus diese Verwechslung. V. 462: μή νυν, non igitur. Die Zeitpartikel gehört nicht hieher. V. 514: Κἄπειτα δεινά. Tyrwhitt, Musgr. V. 527: πρέποι mit Scaliger, dem auch Musgrave beystimmt. V. 538. Wir schreiben — λόγους Μᾶλλον, τί δ' ἂν δρ. ἅ ἔτι; ἀνθρ. auf τίς bezogen. V. 551: προθύμῳ. Barn. Musgr. 557:

Οὐ μὴν κελεύω γ', οὐδ' ἀπεννέπω, τέκνον,
Θνήσκειν γ'· ἀδελφοὺς ὠφελεῖς θανοῦσα σούς.

Keine Partikel ist so häufig, als γὲ von Abschreibern und Herausgebern in die Tragiker eingeschoben. Hier steht sie zwey Mal in Einem Satze, und beyde Mal unnöthig. Reiske schlug vor, sie an der letzten Stelle entweder zu tilgen, oder zu schreiben: Θνήσκειν σ': aber im ersten Falle fehlt nach wie vor die nöthige Bezeichnung der Person, von deren Tod es sich handelt: und im letzten Falle bekommen wir noch ein σ mehr, wo schon dieser Buchstabe zu oft vorkommt. Wir schreiben, da auch das Asyndeton der Schlußworte ohne Wirkung ist:

Οὐ μὴν κελεύω σ, οὐδ' ἀπεννέπω, τέκνον,
Θνήσκειν· ἀδελφοὺς δ' ὠφελεῖς θανοῦσα σούς.

V. 592:

Τάδ' αντὶ παίδων ἐστί μοι κειμήλια
Καὶ παρθενείας, εἴ τι δὴ κατὰ χθονός.
Εἴη γε μέντοι μηδέν· u. s. w.

Haec *autem* pro liberis erunt mihi monumenta,
Et pro *mea* virginitate, si quid et sub terra *mortuis gratum putatur.*
Nihil *mali* saltem sit *apud Inferos.*

Die Worte mortuis gratum putatur und mali sind falsch: die Rede ist bloß von Fortdauer und Nichtfortdauer nach dem Tode. Makaria zieht die letztere vor, weil es ungewiß sey, ob nicht auch jenseits des Grabes Bekümmerniß unser harre. V. 598: εὐψυχία mit Scaliger, Reiske, Musgrave. V. 610: Das daktylische Sylbenmaß, in welchem die ganze Stelle, bis auf den anapästischen Endvers, geschrieben ist, fordert Musgrave's βαρυπότμων. V. 612:

Dactylicus hexameter.
Ευτυχία· — διώκει.
— — — —

Dactylicus tetram.
Τὺν. δ' εὐδαίμονα τεύχει ἀλήταν.
(Diese rhetorisch schöne Umstellung der Worte heilt am leichtesten den Vers.)

Dactylicus hexameter.
Μέρσιμα — ἀπώσεται,

Dactyl. pentam.
Ἀλλὰ — ἕξει.
(γὲ hinter ἕξει rührt von jenen Metrikastern her, die zuerst aus den Worten ἕξει. ἀλλα σὺ ein eigenes Verslein machten, wovon Euripides sich nichts träumen ließ. M. vgl. die Anmerkung zu V. 557.)

Dactyl. tetram.
Ἀλλὰ σὺ μὴ 'ποπίτνει τὰ Ξεῶν ὕπερ,
(Quare tu ne aberres circa res atque decreta deorum. Die Lesart der Bücher Ἀλλὰ σὺ μὴ προσπίτνει τὰ Θ. ὕ. ist eben so unverständlich, als verswidrig. Auch προπίτνει, woran man denken möchte, paßt nicht zum Gedanken; wohl aber ἀποπίτνει, ἀπόπιπτε. Der Apostroph hat die Abschreiber nicht selten geirrt. Ὑπὲρ, propter, quod attinet, steht zuweilen auch beym Akkusativ, z. B. im Pindar, Isthm. 6, 40.)
— — — —
— — — —
— — — —

Dactyl. hexameter.
Οὐδ' ἀκλ. — ὑποδέξεται.

Similes.
Ἀ δ' ἀρ. — πατρὸς,
Ἄξια — σύ γε

Anapaest. paroem.
Θαν. — σοι.

V. 641. Der Bote kann nicht σωτὴρ βλάβης genannt werden. Hyllos ist gemeint. Also schreiben wir ἥκει τ (τοι) ἄρα u. s. w. V. 647: Τί χρῆμ' αὐτῆς u. s. w. mit zwey Pariser Handschriften und Pierson. V. 652 entspricht ἄρ, nicht ἄρ, dem Sylbenmaße. V. 659: Οὐκ ἴσμεν ἡμεῖς ταῦτα ist Frage. So verschwinden Musgrave's Bedenklichkeiten. Alkmene, von dem Greise gerufen und aufgemuntert, fragt in schmerzvoller Rückerinnerung an so manche Täuschungen: Οὐκ ἴσμεν ἡμεῖς ταῦτα; »Weiß ich etwa nicht, wie es mir immer zu ergehen pflegt, wenn ich Hoffnung fasse?« V. 661:

Ὦ χαῖρε καὶ σὺ τοῖσδε τοῖς ἀγγέλμασιν.
O salve et tu cum istis nuntiis.

Ein Komma hinter χαῖρε stellt den Sinn her. Alkmene ruft sowohl dem Iolaos, als dem Boten Χαῖρε zu. V. 666: Auch hier ist nur die Interpunktion falsch. Dieß ist kein Fragesatz. Alkmene, die von Anmarsch und Aufstellung des heraklidischen Heeres hört, bemerkt, daß

diese Dinge sie, eine Frau, nichts angehen. Sie meint, sie verstehe nichts davon. Jolaos aber nimmt μέτεστι in anderer Bedeutung, in der es Betreffen heißt, und behauptet daher, daß diese Kriegsangelegenheiten allerdings auch sie betreffen: daß er jedoch, als Mann, schicklicher darnach forsche. V. 691:

ΙΟ. Ἴσασιν, οἶμαι, ταῦτ' Ἀθηναίων πρόμοι.
ΘΕ. Ἴσασι· καὶ δὴ λαιὸν ἕστηκεν κέρας.

Io. Sciunt, ut arbitror, hoc duces Atheniensium.
Fam. Sciunt, et *jam* sinistrum cornu constitutum est, *in quo nostri sunt collocati.*

Falsch übersetzt. Es muß heißen: et jam sinistrum cornu constitutus est: »und schon ist er (Hyllos mit den Seinigen) als linker Flügel aufgestellt.« V. 674: Der Sinn scheint Κου δὴ zu fordern. V. 683: Man schreibe Ὡς μὴ μετασχεῖν nach dem Codex Reg., dessen Markland ad Iphig. Aulis 173 erwähnt. Die nächst folgenden Verse sind so zu ordnen, nach Musgrave, des besseren Zusammenhanges wegen:

Οὐκ ἔστιν —
Τε δ; σὺ θένοιμι (Pierson) —
Θένοις (Pierson) ἄν, —
Οὐδεὶς —
Οὐκ ἔστ' ἐν ὄψει —

V. 713:

Τί δ', ἢν θάνῃς σύ, πῶς ἐγὼ σωθήσομαι;

Man unterpungire so: Τί δ', ἢν θάνῃς σύ; π. ἐ. σ.; eine elliptische Redensart, welche auch die Lateiner häufig nachahmen. V. 723. Das doppelte ἂν hat nichts Anstößiges, und wir rufen daher die von Barnes und Musgrave verdrängte alte Lesart zurück, die auch Heath billigt. V. 738: Οὐ ταῦτα, Reiske, Musgr. V. 741: Εἰ δή. Tyrwhitt. V. 753:

Asynart., anapaest, dim. brachycat. logaod. et anapaest. monom. hypercat.
Καὶ — αὐγαί,
Dactylicus. trim. catal.
Ἀγγ. μ. ἐνέγκατ',
Asynart., 2 glyc.
Ιαχχήσατε — ἀρχέταν
Anapaest. monom. hypercat.
— — — —
Asynart., 2 glycon.
Μέλλω — δόμων u. s. w.

V. 769: Καὶ δείσομεν Ἄργος, Canters Vermuthung ist die wahrscheinlichste, die auch dem anapästischen Sylbenmaße völlig entspricht. V. 772: Οὔ ποτε θνατῶν

Ἥσσονες ποτ' ἂν, εἴτ' ἐμοῦ φανοῦνται.

Verderbt. Am wahrscheinlichsten ist Musgrave's Ἥσσ. πρυτανεῖς θεῶν φαν. V. 774:

Asynart., 2 glyc. hypercat.

Ἀλλ', ὦ — γᾶς, σὸν καὶ πόλις (so interpungirt mit Reiske, oder: σά καὶ πόλις.) — μήτηρ, u. s. w.

V. 778:

Asynart., dochmius et glyc.

Τᾶδ' ἐπάγοντα δορύσσοντα στρατὸν Ἀργόθεν.

Δορύσσοντα mit Commelin anstatt des ungebräuchlichen δορύσοντα. Jenes findet sich in Sophokles Ajax, V. 1188 der Brunckischen Ausgabe, und es ist dem Versmaße keineswegs entgegen. V. 779:

Asynart., Archilochius et anacreont.

Οὐ γὰρ — μελ.

Am Schlusse der Antistrophe besser ἰαχχεῖ, wiewohl der Vers auch ἰαχεῖ erlaubt. V. 789 schreiben wir anstatt ἐμοὶ entweder mit Reiske ἐρεῖν, oder mit Jakobs (Animadn. in Eurip. p. 128) λέγειν. Ἐμοί τε τῶδε ist Tautologie. V. 797:

Ὁ μὲν γέρων οὐκ ἔστιν Ἰόλεως ὅδε;

Musgrave meint der Stelle bloß dadurch zu helfen, daß er so interpungirt: — ἔστιν, Ἰόλεως ὅδε. *At ille certe non vivit* (ἔστιν, ut Hippol. [360 *Barnes*] 1178), *Iolaus ille, quem hic vidisti.* Allein wir zweifeln, daß ὅδε so gebraucht wird, und schreiben daher: Ὁ μ. γ. οὐκ. εἶσιν Ἰ. ὁδόν. Μὲν ohne darauf folgendes δὲ ist unverdächtig. M. vgl. Herc. fur. 1100 und Matthiä's ausführl. griech. Gr. S. 892. V. 808:

Ὦ στρατήγ', ὃς Ἀργόθεν
Ἥκεις ἐπὶ τήνδε γαῖαν, οὐκ εἶα σὰ μὲν
Καὶ τὰς Μυκήνας οὐδὲν ἐργάσῃ κακὸν,
Ἀνδρὸς στερήσας u. s. w.

Keine der vorgeschlagenen Verbesserungen dieser fehlerhaften Stelle genügt. Allem Ansehen nach ist im Verse Ἥκεις u. s. w. die Rede von etwas, dem ähnlich, was im Folgenden von Mykene gesagt wird. So wie dieß durch einen Zweykampf nicht wird gefährdet werden, so wird es auch Attika nicht, wenn Eurystheus den Vorschlag des jungen Helden annimmt, der beyde Theile zu schonen wünscht. M. vgl. die ähnliche Stelle in den Phönissen, V. 1240 ff. Sonach schreiben wir: — Ὁ στρατηγὸς (statt des Imperativs) Ἀργ.,

Ἡμεῖς τε τήνδε γαῖαν οὐκ εἰσάξομεν,
Καὶ τὰς Μυκήνας οὐδὲν ἐργάσῃ κακὸν (hier kein Komma)
Ἀνδρὸς στερήσας.

»Wir Herakliden werden Athen nicht mit in den Streit ziehen, es nicht gebrauchen, und du wirst dem Reiche Mykene durch den Tod eines Mannes (des Eurystheus selbst, wenn er bleibt) kein großes Uebel zufügen.« So in den Phönissen, V. 1420: τὸ Θεσσαλὸν Εἰσήγαγεν σόφισμα, τὸ Θεσσαλὸν παρέλαβε σόφισμα (Schol.), Thessalicum usurpavit commentum. Auch οὐκ εἰσοίσομεν paßt, und ist den alten Schriftzügen noch ähnlicher. V. 817:

Ὁ δ' οὔτε τοὺς κλύοντας αἰδεσθεὶς λόγων,
Οὔτ' αὐτὸς αὑτοῦ δειλίαν, στρατηγὸς ὤν,
Ἐλθεῖν ἐτόλμησ' ἐγγὺς ἀλκίμου δορὸς,
Ἀλλ' ἦν κάκιστος.

Wenn Eurystheus wirklich den Zweykampf annahm, was brauchte er die beyden Heere, die Hyllos Worte gehört hatten, und seine eigenen Vorwürfe zu scheuen? Und wie passen dazu die Worte, V. 822: Ὕλλος μὲν οὖν ἀπώχετ' εἰς τάξιν πάλιν? Offenbar werden die Worte Ἐλθεῖν — δορὸς von Alkmenen gesprochen, welche die Erzählung des Boten ungeduldig unterbricht. Ἀλλὰ im Anfange der Rede klang den Abschreibern fremd, und verleitete sie, es zum Vorigen zu ziehen. Ἀλλ' ἦν κάκιστος, Imo fuit ignavissimus. V 832: Ὁ δ' αὖ, τό τ' Ἄργος μὴ καταισχύναι θέλων, — συμμάχους ἐλισσετε. Wiewohl sich der Nominativ θέλων für den Akkusativ nehmen läßt, wie Musgrave an Beyspielen zeigt, so ziehen wir doch, der zweydeutigen Beziehung wegen, Reiske's und Heath's θέλειν vor, welches auch Musgrave selber nicht mißbilligt. V. 858: ἐπὶ ζυγοῖς mit Reiske und Musgr. V. 888. Musgrave's Ἀκρατοῦντα ist die wahrscheinlichste Aenderung des unpassenden Κρατοῦντα. Doch übersetzen wir jenes nicht ἀκρατῶς se gerentem, sondern debilem. V. 892. Vielleicht μέμνησό μοι. V. 894. Musgrave vermißt Alkmene's Antwort, und mit Recht. Wir schreiben Ἐλευθερώσειν σ' ἐν u. s. w. Alkmene sagt nicht Ἐλευθερῶ σε, sondern Ἐλευθερώσω σε, weil der Mann nicht ihr Sklave war, und sie ihm also die Freyheit erst bey seinem Herrn auswirken mußte. V. 896: Εἰ λίγεια ist falsch, und Musgrave's ἦ nicht unwahrscheinlich. Vielleicht aber schrieb Euripides Ἐμοὶ χορὸς μὲν ἡδὺ, καὶ λίγεια u. s. w. Καὶ und ἦ werden oft verwechselt. M. vgl. Jakobs Anthol. Palat. vol. 3, p. 14. V. 900:

Asynart., 2 anacr. formae choriamb.
Εὐτυχ. — δοκ.

Creticus dim. catal.
Πολλὰ γὰρ τίκτει

Asynart., dochmius et pherecrat.
Μοῖρα. — παῖς.

V. 905: ὁδόν. Wir billigen Musgrave's λόγον τιν', famam habes justam et meritam. Er führt dabey diese Stelle aus Sophokles Oedip. Colon., V. 264, an: τὰς Ἀθήνας φασὶ θεοσεβεστάτας Εἶναι. Auch zwey Verse weiter schreiben wir mit ihm: πιφασκων, des Sylbenmaßes wegen. V. 916:

Galliambus.
Φεύγει — πυρὸς

— — — —

Asynart., 2 anacr.
Ἥβας — αὐλάν.

Dactylicus trim. logaoed.
Ὦ Ὑμ. — ἦξ.

In der Antistrophe ist nur Musgrave's βίαιος für βιαίως nöthige Aenderung, des Sinnes wegen. Den vierten Vers würde ἔσωσεν mit dem strophischen völlig ausgleichen, der die Form des anapästischen paroemiacus hat; allein da auch der anakreontische Vers diese Form annehmen darf, und die Worte Καὶ λαὸς ἔσωσ' ἐκείνας einen solchen Vers bilden, so halten wir auch den strophischen dafür, und lassen ἔσωσ' unverändert.

Derselbe Fall ist im Folgenden, wo Musgrave nach Heath Ἔσχεν δ' ὕβριν ἀνδρὸς geschrieben hat, um, wie er sagt, den Vers herzustellen. Allein die Verse:

Ἥβας τ' ἐρατὸν χροΐζει λέχος χρυσέαν κατ' αὐλάν.
Ἔσχε δ' ὕβρεις ἀνδρὸς, ᾧ θυμὸς ἦν πρὸ δίκας βίαιος.

sind asynarteti, die aus zwey Anakreontikern bestehen; dieses Versmaß aber ist vielgestaltig, und die Lesart Ἔσχε δ' ὕβρεις ἀνδρὸς kann aus dessen antispastischer Form erklärt werden (⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – – ⏑), die unter andern der Vers λέχος χρυσέαν κατ' αὐλάν (⏑ – – – ⏑ – –) hat, wenn man nicht, einer neuern, noch zweifelhaften Ansicht zu Folge, χρυσέαν für einen Anapäst halten will. Also halten wir es für rathsam, bey den Handschriften zu bleiben. V. 935: πολυπόρων, praedivitum, mit Musgr., nicht πολυπόνων. Mit Recht sagt er: Non hic locus erat calamitatibus Mycenarum commemorandis. V. 949: τὸν ἐνθ' (nicht ὄντ') ὅπου 'στὶ νῦν. V. 965:

Ἄλλως ἄρ' αὐτὸν αἰχμάλωτον εἵλομεν:

Dieß nimmt man besser für einen bejahenden Satz. V. 972: μηδὲ φάος ὁρᾷν ἔτι. Musgr. V. 973:

Τότ' ἠδικήθη πρῶτον εὖ θανὼν ὅδε.

Man bemerke die Grundbedeutung von ἀδικεῖσθαι, in welcher es heißt, das nicht erlangen, was uns von Rechtswegen gebührt, sey es Gutes oder Böses. V. 976:

Ἔγωγε καὶ τί φημι κἂν μεῖναί τινα;

Unrichtig. Tyrwhitts Ἔγωγε καίτοι φ. κἄμ' εἶναί τινα ist halbwahr. Καίτοι — τινα ist ein kleinlicher Gedanke, der ins Lustspiel gehört. Wir vermuthen: Ἔγωγε· κοὔ τι φημί μ. ἂν μ. τ. »Ich will's, und werde dazu keinen Andern erwarten.« V. 984: κἀσύγγνωστον. Musgr. V. 996:

Πολλῶν σοφιστὴς πημάτων ἐγιγνόμην,
Καὶ πόλλ' ἔτικτον νυκτὶ συνθακῶν ἀεί,
Ὅπως δῃώσας καὶ κατακτείνας ἐμοὺς
Ἐχθροὺς τὸ λοιπὸν μὴ συνοικοίην φόβῳ.

Die zwey ersten dieser Verse enthalten eine Tautologie. Offenbar stand hier etwas, ähnlich dem lateinischen nocte dieque. Also schreiben wir Πολλῶν σοφιστὴς θ' ἠμάτιον (für ἠματίως) ἐγ. Worauf Eurystheus bey Tag und Nacht sann, das zeigen die Verse Ὅπως ff., und es bedarf dazu des Wortes πημάτων nicht. V. 1011: Ἔασας, wie in den älteren Ausgaben. V. 1014 ist in den Büchern versetzt, und gehört hinter 1016. V. 1018: τόν τ' Ἀγώνιον. Musgr. V. 1027: ἀποστήσω und 1044 τάφον, beydes nach Reiske. V. 1053: λύσιν, mulctam expiatoriam, mit Heath. M. vgl. 1025 ff. So schnell kann Euripides seine Worte nicht vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tilgungsfond als Grundlage des neuern Anlehensystems.

Der inhaltreiche und furchtbare Cyklus der verflossenen fünf und dreyßig Jahre, die wir in Verlust und Erfolg durchlebt haben, sondert sich in drey Segmente ab, von denen jedwedes seine eigenthümliche Farbe und Signatur behauptet, und in welchen die Herrschaft der politischen, kriegerischen und finanziellen Revolutionen sich mit bewundernswürdiger Kontiguität ablösen zu wollen schien. Wir erblicken namentlich in den Geldverhältnissen der letzteren Zeit der Räthsel und Auflösungen so viele, daß es billig zu seyn scheint, ein Axiom zu vermuthen, welches den Schlüssel zu so vielen sonst unbefriedigenden Erscheinungen anböte. So scheint sich dieses Axiom selbst zu einer selbstständigen Lehre zu gestalten, die durch die Wichtigkeit ihrer Interessen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, und durch die Schwierigkeit ihrer Aufgaben unsere geistigen Kräfte in Bewegung zu setzen vermag.

So werden wir endlich vielleicht dahin geführt, jene unerhörten Erscheinungen des neueren Geldwesens zu würdigen, sie in der Verbindung mit allen großen Faktoren der Gesellschaft an ihren gebührenden Platz zu stellen, und durch die Vergleichung einer jeden gegebenen finanziellen Unternehmung mit der Institution, von der sie ausgehen, und die sie bedingen muß, ein Fundament zu erhalten, das ein Urtheil trägt, und nicht bloß eine Meinung.

Auf dieses aller Berücksichtigung würdige Fundament der neueren Staatshaushaltung führen uns zwey eben nicht neue Betrachtungen.

Erstens dringt sich die Frage auf, worin wohl eigentlich der Unterschied zwischen dem neueren Finanzwesen, wenn es in einer ungestörten und unabsehlichen Reihe von Anlehen sowohl die Deficite des Staates, als den Zinsgenuß dieser Anlehen, ja wohl die Heimzahlung dieser Anlehen selbst zu decken unternimmt, und jener ängstlichen, antiken, aber schlichten und klaren Weise der Colberts und Sullys bestehen mag?

Zweytens scheint es mit der Achtung unvereinbar, welche man den Ansichten so vieler ausgezeichneten Staatsmänner und Finanziers, die sich in den Wegen des neuen Systems mit Willen bewegen, so wie der Natur der Dinge, die es zur Allgemeinheit gebracht hat, schuldig ist, wenn man den Ergebnissen der Gegenwart, durch die vorgehaltene Aussicht in eine trübe, unheilsvolle Zukunft, ihren Glanz so wie ihren wunderbaren Erfolg nicht bloß zu schmälern, sondern gänzlich zu benehmen sucht.

So lange jene Frage nicht beantwortet (zu deren Lösung wir, in sofern allgemeine national=ökonomische Verhältnisse in Beziehung kommen, einen kleinen Beytrag in dem Aufsatze Malthus und Say, XXV. Band dieser Jahrbücher zu liefern gesucht haben), und diese Rücksicht nicht genommen wird, darf es freylich nicht befremden, wenn von der einen Seite die finanziellen Unternehmungen unserer Zeit als eine kolossale Täuschung dargestellt, oder mindestens im Herzen dafür gehalten; von der andern hingegen als ein unfehlbares Heilmittel, als ein neues Evangelium der Völker und Staaten aufgewiesen, und ohne in ihre Struktur eingedrungen zu seyn, ohne die wahrhafte Bedingung ihres Lebens erfaßt zu haben, anempfohlen, gepriesen, und ins Unendliche gefördert werden.

Es gibt eine instinktmäßige Stimme in der Brust des rechtlichen Menschen, der gegen jene schmerzlose Befriedigung der Bedürfnisse, jene

wohlthuende Entwicklung unauflöslich scheinender Knoten ein inniges Mißtrauen einflößen möchte. Durch eine große Analogie belehrt, daß im Haushalte der Natur keine Erfolge ohne Arbeit, keine Ausgleichungen ohne Opfer erwartet werden dürfen, verwundert er sich, in den neuern Geldverhältnissen der Welt überall das Gegentheil, Tilgungen drückender und schwerer Verpflichtungen ohne entsprechende Opfer, große Erfolge ohne sonderliche Mühewaltung anzutreffen!

* * *

Ehre jenem dunklen Gefühle der Rechtlichkeit, Ehre jenem ängstlichen Mißtrauen in die neuerlebten Wunder der Finanzen! Allein wenn wir erweisen, daß die langverkannte Natur der neueren Finanzen wirklich ein Element geltend machen kann, welches hinlänglich vermittelt, entschädigt und ausgleicht, daß sie im Hintergrunde ihrer Operationen einen schöpferischen Segen habe, einen großmüthigen Schuldenabtrager, der sie verbürgt und sichert, wenn wir darthun, daß jedwedes Kapital entlehnt, verzinst, und aus der ihm eigenen wiedergebärenden Kraft heimgezahlt werden kann, daß diese Eigenschaft nur mit der Auflösung der gesellschaftlichen Verhältnisse selbst zu erlöschen vermag, daß ihre Auffindung und Benützung es ist, welche den schneidenden Unterschied zwischen Sullys Finanzverwaltung und jener Pitts feststellt, und daß in ihr der letzte Grund zu suchen, welcher die Weisheit gerühmter Staats- und Finanzmänner von einer leichtfertigen Uebereilung, von einer gewissenlosen Ueberbürdung, ja Preisgebung der Zukunft frey zu sprechen im Stande ist; —

so werden wir uns nicht lediglich mehr von den Besorgnissen jener redlichen und vorsorgenden Gemüther beherrschen lassen, eben weil wir eine andere Potenz der Finanzen erkannt haben werden, als den vorgeblichen Leichtsinn ihrer Leiter; — so werden jene beyden oben berührten Punkte von selbst ihre Beantwortung, und wir eine solche Grundlage finden, von der man bey finanziellen Untersuchungen mit Sicherheit ausgehen, und zu welchen man in letzter Berufung zurückkehren mag. So wird sich uns von selbst gewissermaßen ein Absolutes der neueren Finanzlehre und ein Kriterion anbieten, dem wir die Prüfung jeder in dieses Fach einschlagenden Unternehmung mit Ruhe anvertrauen können.

* * *

Gäbe es ein solches nicht in der neueren Finanzlehre, worauf, als ein Stätiges, ihre flüchtigen und vorübergehenden Bewegungen zurückgeführt zu werden vermöchten; böte die Natur der neueren Geldverhältnisse in der Verwicklung und Ueberspannung ihrer Unternehmungen selbst nicht ein Mittel an, die Nachtheile jenes, alles, was man von Laws bis Calonnes Zeiten gesehen, noch überbietenden Anlehensystems für die Zukunft unschädlich zu machen, dadurch dessen unbestrittene Vortheile erst zu sichern, und für eine Gesellschaft benutzbar zu machen, die nicht bloß für heute lebt, und nicht von gestern, sondern ein oft sehr nahes Morgen vor sich hat, welchem der wahre Staatsmann vorsorgende Berücksichtigung schenkt, weil der Staat nie stirbt, und welchem die lebende Generation selbst mit milder Theilnahme entgegen sehen muß, weil es unausbleiblich »das Heute« ihrer Söhne und Enkel zu werden verspricht; wäre dieses Mittel nicht leicht zugänglich, allgemein und überall anwendbar, bedürfte es mehr, als der un-

fehlbaren Wirkung der Zeit und des festen Willens der Verwaltungen, um es in Ausführung zu bringen, flöße endlich nicht aus derselben Quelle Schmerz und Heilung, Gift und Gegengift: so würden sich allerdings die Besorgnisse achtbarer Männer und tiefsinniger Geister, (wie Bonalds, der 1816 mit warnender Stimme von dem Anleihenwesen Frankreichs ausrief: »Faites-en une ressource, mais n'en faites pas un système«), rechtfertigen, welche in dem Schuldenwesen Englands wie Frankreichs (welches letztere mit gewohntem Ungestüm in einer neuen Bahn fort- und vorschreitet) den Keim künftiger Zerstörung nicht allein seiner selbst, sondern auch erprobter Einrichtungen des Edelsten und Theuersten an der Krone wie der Insel voraussehen. Es würde sich allerdings, durch die Generalisirung des Anleihensystems und die Verbreitung der Staatsgläubiger durch alle Klassen der Gesellschaft hin, in diesen beyden großen Königreichen eine anhängliche Nation von Gläubigern gebildet haben, so lange man sie bezahlte, und eine drohende Masse Insurgenten, wenn die Ueberbietung jenes Systems ihre Befriedigung unmöglich gemacht haben würde; es könnte die Besorgniß weder grundlos noch übertrieben erscheinen, daß selbst die höheren Stände, in dem Maße, als sie an den gewinnvollen Geschäften der Kapitalisten mehr und mehr Theil nähmen, und jenem gefürchteten Falle näher träten, ihre Stellung durchaus verkennen, und in den Schlund einer allgemeinen Unzufriedenheit hineingezogen, die unvergänglichen Interessen ihrer Familien oder der ganzen Staatsfamilie dem schreyenden Ruf der Gegenwart, den vorübergehenden Bedürfnissen des Augenblicks aufopfern, oder mindestens nachsetzen dürften.

Allein wünschen wir uns Glück, daß diesen Befürchtungen jenes Princip des Finanzwesens selbst entgegensteht, und dieselben wenigstens bis auf einen gewissen Grad vermindert, welches erkannt und gehörig ins Werk gesetzt, eine nimmer fehlende Bürgschaft für sonst unerhörte, durch Neuheit sowohl als Ungemessenheit erschreckende Erscheinungen anbietet; dieses ist kein anderes, als das von Pitt eingeführte, und von dem ingeniösen Dr. Price *) angerathene System des Tilgungsfondes.

Einige Blicke auf die Wesenheit und Entwicklung dieses Systems machen den Vorwurf dieses Aufsatzes aus, welcher zuvörderst darthun will:

1) die natürliche Genesis des Tilgungssystems und
2) dessen allgemeine Anwendbarkeit.

Die neulichst jenseits des Rheins begonnene Verwandlung der Rente, welche im Jahre 1825 die große Maßregel der Heimzahlung derselben bloß unter einer veränderten Form im Auge hatte, ist geistreich und kundig von vielen Stimmführern besprochen und verhandelt worden; aber trotz diesem scheint es noch nicht, daß das Urtheil des befugten Publikums über diese Angelegenheit zur Stätigkeit gekommen, und der hin und her schwankenden Meinung eine feste Basis geboten worden sey. Möge dieser Zustand der Unsicherheit und Unbestimmtheit aus welchen

---

*) Viele Engländer haben sich mit Recht beklagt, daß auf dem, dem jüngeren Pitt errichteten Monumente, wegen Herstellung und Befestigung des öffentlichen Kredits, des Dr. Price, welcher die Ehre hatte, die finanzielle Egeria des Staatssekretärs zu seyn, mit keiner Sylbe gedacht worden ist.

Gründen immer (unter welchen die Schwierigkeit des Gegenstandes selber, und die Einmischung gereizter Leidenschaften, so wie bedrohter und folglich parteyischer Interessen als die vordersten erscheinen) entstanden seyn, uns scheint die Anregung einer Vorfrage von Vielen übergangen, von Andern nicht gehörig gewürdigt, von höchst entschiedenem Einflusse auf die Lösung der großen Frage zu seyn.

Diese Vorfrage besteht aber eben in der Erörterung der Wesenheit des Tilgungssystems, welches, obschon dem neueren Schuldenwesen etwas spät (1782) angefügt, doch jetzt seine Grundlage und Bürgschaft bildet.

Jeder Betrachtung über Annehmbarkeit oder Verwerflichkeit eines Heimzahlungs= oder Reduktionsentwurfes in unserer Zeit muß ein klares Verständniß des Tilgungswesens im Allgemeinen — die Idee desselben — voraus=, und eine genaue Bekanntschaft mit dieser Erscheinung, in sofern sie wirklich in das Leben der Finanzen eintritt — mit ihrer praktischen Anwendbarkeit — zur Seite gehen.

* * *

Das System des Tilgungsfondes beruht in seiner Grundlage auf den wunderbaren und außerordentlichen Wirkungen des Zwischenzinses (Interusuriums) *). Dieser ist nichts anderes, als das, was man gewöhnlich Zinsen von Zinsen benennt, und was in dieser Eigenschaft in den Gesetzgebungen, welche die Einforderung höherer als landesüblicher Interessen unter dem Namen Wucher verpönen, als eine Potenzirung desselben von den Privatverträgen entfernt, und mit besondern und höhern Strafen belegt wird. Der zureichende Grund dieser Gesetze darf wohl in nichts anderem, als der durch eine lange Reihe von Erfahrungen entstandenen und legitimirten Rechtsvermuthung gesucht werden, daß die Staatsbürger, welche sich den verderblichen Wirkungen eines höheren oder Zwischenzinses unterwerfen, in einer Minderjährigkeit des Geistes befangen seyen, welche ihnen die Ermessung und Berechnung der Folgen eines solchen Geschäftes auf ihre Vermögensverhältnisse schwierig, wo nicht unmöglich macht, und der daher die gesetzlichen Verfügungen des Staates mit Recht zu Hülfe kommen. Darum tritt dieselbe, um der bezeichnenden Sprache römischer Rechtslehrer zu folgen, gewöhnlich als eine Praesumtio juris de jure, d. h. als eine solche auf, die keinen von einer etwanigen Geistesüberlegenheit des Entlehners hergeholten Gegenbeweis zuläßt. Wenn aber ein Wesen existirt, daß schon seiner Natur nach die Vermuthung der größten und entschiedensten geistigen Ueberlegenheit für sich hat, so bedarf es in seinen, sich auf Geldverhältnisse beziehenden Verträgen sicherlich nicht durch ähnliche Verfügungen gegen mögliche Uebervortheilung geschützt zu werden!

Darin mag es zunächst liegen, daß die Staatsverwaltung sich von Verfügungen frey erachtet, welchen sie die einzelnen Staatsbürger und korporativen Personen zur Wahrung ihrer Interessen unterworfen hatte. Daher sehen wir von dem Staate Verträge schließen, welche ihrer Lästigkeit wegen von Privatpersonen nicht eingegangen werden dürfen; eben weil e r als präsumirte höchste Intelligenz die Bedingungen

---

*) Von den Engländern und Franzosen zusammengesetzter Zins genannt.

ihrer oft scheinbaren Lästigkeit am besten zu beurtheilen wissen wird. Die Gründung eines Sinkingfonds gehört indeß, nach unserer Ansicht, nicht eigentlich in diese Klasse, denn indem ihre Bestimmung eine für den Gläubiger durchaus wohlthätige ist, erscheint ihr Ergebniß auch für den Schuldner gefahrlos, ja nutzenbringend. Daher kömmt es auch, daß man diese Institution (so darf man sie zur Zeit ihres wichtigen, auf den gesammten Organismus des Staates mächtig einwirkenden Einflusses wegen, wohl benennen) vorerst als eine rein privatrechtliche betrachten, und abgesehen von öffentlichen Verhältnissen aus dem Gesichtspunkte ihrer Nützlichkeit für zwey gegebene vertragende Parteyen ins Auge fassen darf, welchen Weg wir als den zur Erzielung richtiger und klarer Begriffe vielleicht geeignetsten einschlagen.

* * *

Ein Individuum, welches eine jährliche verfügbare Einnahme, die wir allgemein x benennen wollen, besitzt, ist im Stande, 20 x zu entlehnen, und dem Gläubiger eben durch die Natur der zusammengesetzten Zinsen (des Zwischenzinses;) die Verinteressirung des Kapitals zu 5 Proz. und die Heimzahlung desselben anzubieten, und wirklich zu bewerkstelligen. Mit der verfügbaren Einnahme nämlich bezahlt er die jährlichen Interessen, und von den ihm verbleibenden Kapital thut er ein x als den Keim des für die Heimzahlung bestimmten Tilgungsfondes auf Zinsen aus. Den Betrag der aus der Verleihung dieser Summe x jährlich eingehenden Zinsen (die wir ebenfalls zu 5 Proz. setzen) eignet er weder sich, noch seinem Gläubiger zu, sondern schlägt ihn fruchtbringend zum Urkapitale des Tilgungsfondes, d. h. zur Summe x, so, daß, was im ersten Jahre als Zins des Tilgungsfondes eingegangen ist, im nächsten schon die Funktion eines Kapitales verrichtet, welches Zinsen einbringt; im dritten Jahre bestehen die Einkünfte dieses Tilgungsfondes

Erstens aus den Zinsen à 5 Proz. vom Stammkapitale $x = \frac{x}{20}$;

Zweytens aus den Zinsen dieser am Ende des ersten Jahres eingegangenen Zinsen $= \frac{x}{400}$;

Drittens aus den 5 Proz., welche die am Ende des zweyten Jahres eingegangenen $\frac{x}{400}$, beym Verlaufe des dritten abwerfen, $= \frac{x}{8000}$;

daher zeigt sich in diesen drey Jahren folgende geometrische Steigerung der Einkünfte jenes Keimes der Tilgung, welchen wir x benannten.

Einkünfte des

ersten Jahres $\frac{x}{20}$;

zweyten Jahres $\frac{x}{20} + \frac{x}{400}$;

dritten Jahres $\frac{x}{20} + \frac{x}{400} + \frac{x}{8000}$.

Setzen wir nun für x irgend eine Summe, z. B. eine Million, welche also den Stamm des Tilgungsfondes bilden soll, so wird sich dasselbe Verhältniß zur allgemeineren Verständlichkeit in besonderen Zahlen folgender Weise darstellen.

Einkünfte des

ersten Jahres $\frac{x}{20}$; = 50000;

zweyten Jahres $\frac{x}{20} + \frac{x}{400}$; = 50000 + 2500;

dritten Jahres $\frac{x}{20} + \frac{x}{400} + \frac{x}{8000} = 50000 + 2500 + 125$;

vierten Jahres $\frac{x}{20} + \frac{x}{400} + \frac{x}{8000} + \frac{x}{160000} = 50000 + 2500 + 125 + 6\frac{1}{4}$.

Wenn man nun in dieser Berechnung so fortfährt, so gelangt man im zwey und sechzigsten Jahre zu dem gewünschten Ergebnisse, d. h. das Urkapital wird sich in dieser Periode durch Häufung der Zinsen auf Zinsen zu seinem zwanzigfachen Betrage, zu 20 x, oder nach dem gegebenen Beyspiele in besonderen Zahlen zum Fond von 20,000,000 erhoben haben, und dadurch die Aufgabe gelöst worden seyn, ein entlehntes Kapital bloß aus der reproduktiven Kraft zusammengesetzter Zinsen zu bezahlen. Denn in unserem Beyspiele wird es klar, daß wenn der Entlehner die Summe von 19 Millionen zu irgend einem nothwendigen oder angenehmen Zwecke verwendet, ja wenn er dieselbe selbst vernichtet hätte, er doch in der schöpferischen Kraft jener zwanzigsten Million, welche er über seinen Bedarf aufgenommen, die Mittel finden mag, das gesammte Kapital in einer gewissen Reihe von Jahren heimzuzahlen.

In der That wäre aber diese Berechnungsweise um nichts weniger unbeholfen als schwierig, denn um zu dem Resultate des zwey und sechzigsten Jahres zu gelangen, müßte man auf eine sehr peinliche Art erst die Ergebnisse aller vorhergehenden Jahre gefunden haben. Erweiterte man nun gar den Zeitraum, auf welchen wir die Wirkung des Tilgungsfondes beschränkt haben, handelte es sich z. B. um die Frage, in welchem Verhältnisse er sich in einer Periode von zweyhundert Jahren vermehren würde, so würde die Lösung derselben noch schwieriger und zeitraubender erscheinen, ja man könnte sich, an diese mechanische Verfahrungsart gewiesen, Fragen aufwerfen, deren Beantwortung ein ganzes Lebensalter in Anspruch nähme, während die Methode des Kalkuls sie ohne Umstände in einer Stunde löste.

Wir haben also jene Verfahrungsart nur darum mitgetheilt, um den Vortheil nicht zu verlieren, die größere Masse der Leser anschaulich wahrnehmen zu lassen, auf welche Weise die progressive Bewegung des zusammengesetzten Zinses, und somit des Tilgungsfondes, Statt finde, um diese Steigerung gleichsam vor ihren Augen zu konstruiren, und ihnen die Veranlassung zu geben, sich durch eine berechnende Fortsetzung derselben eine subjektive Ueberzeugung zu verschaffen, wenn der objektiven durch die Voraussetzung algebraischen Kalkuls einige Schwierigkeit entgegenstehen sollte. Jeder vermag daher in dem gegebenen Beyspiele leicht einzusehen, daß $\frac{x}{20}$ oder 50000 ein nie fehlendes Glied in den Einkünften aller Jahre bilden muß, welche nöthig sind, um den Tilgungsfond auf seinen zwanzigfachen Werth zu bringen, daß $\frac{x}{400}$ oder 2500 in allen Reihen, außer der ersten, erscheinen wird, daß von $\frac{x}{8000}$ oder 125 dasselbe, mit Ausnahme des ersten und zwey-

ten Jahres, gilt, daß $\frac{x}{160000}$ oder $6\frac{1}{4}$ in allen Reihen, außer den drey ersten, sich vorfinden wird, und daß sich alle diese besonderen Wahrnehmungen in die allgemeine Betrachtung zusammenfassen lassen: Jedes, in welchem Jahre immer neu erscheinende Element des Zinses hört in diesen Reihen nicht eher auf alljährlich wiederzukehren, als bis die Wirkung des Fondes mit der Erreichung des vorgehabten Zwekkes selbst ihr Ende findet. Man kann sich also schon dadurch eine adäquate Vorstellung von der Art und Weise machen, wie die zwanzigfache Vermehrung des Urkapitals im zwey und sechzigsten Jahre zu Stande gekommen ist, wenn man erwägt, daß das stärkste Zinselement (in unserem Beyspiele 50000) 62 Mal wiederkehrt, und im Schlußjahre 50000 × 62 = 3,100,000 beträgt, daß das nächste an numerischer Wichtigkeit, nämlich 2500, ein und sechzig Mal wiederkehrt, und daher im Schlußjahre 2500 × 61 = 152,500 ausmacht, daß das allergeringste, nämlich der Zinsbetrag jenes im ein und sechzigsten Jahre entstandenen Zuwachses nur einmal, im letzten Jahre, vorkömmt, daß also der Grund des ungeheuren Anwachses auf zusammengesetzte Zinsen ausgeliehener Kapitale eben darin zu suchen sey, daß die Zinselemente von größerer numerischer Bedeutung in eben dem Verhältnisse häufiger, denn jene geringeren, erscheinen, als die Wirkung der Kapitale sich auf eine größere Anzahl von Jahren erstreckt. Vermöge der Methode des Kalkuls aber kann man mit Hülfe logarithmischer Tafeln den Betrag des Tilgungsfondes, oder überhaupt jedes auf zusammengesetzte Zinsen ausgethanen Kapitals nach einem gegebenen Zeitraume seiner Wirksamkeit mit ganz anderer Leichtigkeit und Kürze erfahren.

Es genügt, die verschiedenen Jahre derselben aus dem Gesichtspunkte einer geometrischen Progression zu betrachten, um sich Tafeln zu verfertigen, wie die folgenden beyden, deren Einsicht

Erstens die Gewähr des oben ausgesprochenen Ergebnisses eines 63 Jahre hindurch wirkenden, mit x oder 1,000,000 dotirten Tilgungsfondes liefert;

Zweytens durch ihre Fortführung bis in das hunderste Jahr theils die erstaunliche Schnelligkeit darthut, in welcher der Tilgungsfond sich in den letzteren Abschnitten seiner Gerirung vermehrt, theils eine faßliche allgemeine Uebersicht seiner Steigerungen darbietet;

Drittens in einer Erörterung des 1825 ins Werk gesetzten Renteprojekts, als ein stehender Beweis für mannigfaltige Behauptungen numerischer Natur gelten, und daher Durchführungen und Wiederholungen der Ziffer (gemüth= und geistreichen Lesern vielleicht die unerträglichsten) entbehrlich machen kann.

Tafel I,

welche in Dezimalzahlen die Vermehrung eines auf zusammengesetzten Zins zu 5 Prozent ausgethanen Guldens während eines Jahrhunderts zeigt.

Jahre		Betrag	Jahre		Betrag
1	—	1,050000	3	—	1,157625
2	—	1,102500	4	—	1,215506

Jahre		Betrag
5	—	1,276281
6	—	1,340095
7	—	1,407100
8	—	1,477455
9	—	1,551328
10	—	1,628894
11	—	1,710339
12	—	1,795856
13	—	1,885649
14	—	1,979931
15	—	2,078928
16	—	2,182874
17	—	2,292618
18	—	2,406619
19	—	2,226950
20	—	2,653297
21	—	2,785962
22	—	2,925260
23	—	3,071523
24	—	3,225099
25	—	3,386354
26	—	3,555672
27	—	3,733456
28	—	3,920129
29	—	4,116135
30	—	4,321942
31	—	4,538039
32	—	4,765941
33	—	5,003188
34	—	5,253347
35	—	5,516015
36	—	5,791816
37	—	6,081406
38	—	6,385477
39	—	6,704751
40	—	7,039988
41	—	7,391988
42	—	7,761587
43	—	8,149666
44	—	8,557150
45	—	8,985007
46	—	9,434258
47	—	9,905971
48	—	10,401269
49	—	10,921333
50	—	11,467399
51	—	12,040769
52	—	12,642808

Jahre		Betrag
53	—	13,274948
54	—	139,38636
55	—	14,635690
56	—	15,307112
57	—	16,135783
58	—	16,942572
59	—	17,789700
60	—	18,679185
61	—	19,613145
62	—	20,593802
63	—	21,623492
64	—	22,704667
65	—	23,839900
66	—	25,031895
67	—	26,283490
68	—	27,597664
69	—	28,977548
70	—	30,426425
71	—	31,947746
72	—	33,545134
73	—	35,222390
74	—	36,983510
75	—	38.832685
76	—	40,774320
77	—	42,813036
78	—	44,953688
79	—	47,201372
80	—	49,561441
81	—	52,039513
82	—	54,641488
83	—	57,373563
84	—	60,242241
85	—	63,254353
86	—	66,417071
87	—	69,737924
88	—	73,224820
89	—	76,886061
90	—	80,730365
91	—	84,766883
92	—	89,005227
93	—	93,455488
94	—	98,128263
95	—	103,034676
96	—	108,186416
97	—	113,595730
98	—	119,275517
99	—	125,239293
100	—	131,501257.

Tafel II,

welche in Dezimalzahlen die Vermehrung eines jährlich einkommend, auf zusammengesetzten Zins zu 5 Proz. ausgethanenen Guldens während eines Jahrhunderts zeigt.

Jahre		Betrag
1	—	1,000000
2	—	2,050000
3	—	3,152500
4	—	4,310125
5	—	5,525631
6	—	6,801912
7	—	8,142008
8	—	9,549108
9	—	11,026564
10	—	12,577892
11	—	14,206787
12	—	15,917126
13	—	17,712982
14	—	19,598631
15	—	21,578563
16	—	23,657491
17	—	25,840366
18	—	28,132384
19	—	30,539003
20	—	33,065954
21	—	35,719251
22	—	38,505214
23	—	41,410475
24	—	44,501998
25	—	47,727098
26	—	51,113453
27	—	54,869126
28	—	58,402582
29	—	62,322711
30	—	66,438847
31	—	70,760789
32	—	75,298829
33	—	80,063770
34	—	85,066959
35	—	90,320307
36	—	95,836322
37	—	101,628138
38	—	107,709545
39	—	114,095923
40	—	120,799774
41	—	127,839762
42	—	135,231751
43	—	142,993338
44	—	151,143005
45	—	159,700155
46	—	168,685163
47	—	178,119421
48	—	188,025392
49	—	198,426662
50	—	209,347995
51	—	220,815395
52	—	232,856165
53	—	245.498973
54	—	258,773922
55	—	272,712618
56	—	287,348249
57	—	302,715661
58	—	318,851444
59	—	335,794017
60	—	353,583717
61	—	373,262903
62	—	391,876048
63	—	412,469851
64	—	434,093343
65	—	456,798011
66	—	480,637911
67	—	505,669807
68	—	531,953297
69	—	559,550962
70	—	588,528510
71	—	618,954936
72	—	650,902683
73	—	684,447817
74	—	719,670208
75	—	756,653718
76	—	795,486404
77	—	836,260724
78	—	879,073760
79	—	924,027448
80	—	971,228221
81	—	1020,790262
82	—	1072,829775
83	—	1127,471264
84	—	1184,844837
85	—	1245,087068
86	—	1308,341422
87	—	1374,758493
88	—	1444,496418
89	—	1517,721238
90	—	1594,607300
91	—	1675,337665
92	—	1760,104549

93 — 1849,109776	97 — 2,251,914615
94 — 1942,565265	98 — 2,365,510346
95 — 2,040,693528	99 — 2,484,785863
96 — 2,143,728205	100 — 2,610,025156.

Unter den Ergebnissen, welche schon beym flüchtigen Blicke auf diese Tafeln nicht entgehen, glauben wir folgende, als kurze, aber inhaltsvolle Winke zur Natur und Bedeutung des Tilgungswesens hervorheben zu müssen.

1) Die erste Tafel zeigt, daß sich ein auf Zwischenzins ausgeliehener Gulden nach einem Jahrhundert auf 131 fl. und einen Dezimalbruch erhebe, und veranlaßt um so mehr, über die erstaunliche Wirkung zusammengesetzter Zinsen nachzudenken, als das Ergebniß einfacher Verzinsung während eben desselben Zeitraums bloß 6 fl., sage sechs Gulden, betrüge.

2) Die Verschiedenheit der zweyten von der ersten konstituirt sich dadurch, daß in der ersten die Einheit (der Gulden) von außen her keine Veränderungen zu bestehen hat, sondern ihrem Schicksale überlassen, die künftigen Vermehrungen nur sich selbst und den Wirkungen des Zwischenzinses verdankt; während sie in dem Systeme der zweyten alljährlich von außen erneuert werden muß, und daher eine Annuität bildet, welche erst bey ihrem allmälichen Eintritte einen Vorwurf des Zwischenzinses abzugeben im Stande ist; der Unterschied beyder Verfahrungsarten zeigt sich zu Gunsten der zweyten als so bedeutend, daß nach Verlaufe des Jahrhunderts die zweyte Tafel die Summe von 2610 zum Resultate gibt. Ein durch ein Sekulum alljährlich eingehender Gulden = 100 fl. vermehrt sich also durch den Zwischenzins, in Bezug auf die Einlage des ersten Jahres, 2600fach, in Bezug auf die successiv erfolgende Einlage des ganzen Jahrhunderts bloß um das 26fache!

3) Eine Vergleichung beyder Verfahrungsarten zeigt daher, daß die zweyte in der gegebenen Periode neunzehn Mal kräftiger (nämlich in dem Verhältnisse von 2610 zu 131) wirkt, als die erste, daß sie aber auch auf einer bey weitem lästigeren Bedingung, nämlich auf die alljährliche Erneuerung des Stammfondes = 1 fußet, und daher im Gegensatze mit der ersten, welche das Prinzip ihres Lebens und Fortschreitens bloß aus sich selbst und nirgend anders woher bildet, ihren Mittelpunkt auswärts zu suchen hat, und folglich in ihrer Wirksamkeit einer größeren Abhängigkeit von Ereignissen unterworfen ist.

4) Ein gegebenes Kapital verdoppelt sich nach der Gerirung der ersten Tafel in funfzehn Jahren, nach jener der andern schon im zweyten Jahre. Es verhundertfacht sich dort im Laufe des 95sten, hier des 37sten Jahres. Ein Resultat, welches wir der Aufmerksamkeit des Lesers um so mehr empfehlen zu dürfen glauben, als es den Hauptgrund des Vorzugs, welchen man in der Ausübung der zweyten Methode schenkt, bildet.

5) In dem letzten Lustrum der angenommenen Periode (J. 95 — 100) steigt jener Fond bloß um den acht und zwanzigfachen Betrag des Urstammes, dieser hingegen um den fünfhundert und siebenzigfachen seiner ursprünglichen Einlage. Die Ueberlegenheit wirkenden Zwischenzinses befindet sich aber keineswegs, wie man auf den ersten Anblick zu glauben geneigt seyn sollte, auf der Seite des letzteren; denn nach Er=

wägung des Verhältnisses, in welchem ihre wechselseitige Vermehrung zu den im hundertsten Jahre gewonnenen Kapitalmassen steht, ergibt es sich nach Tafel I wie 28 : 131, nach Tafel II wie 570 : 2610, wodurch man sehen kann, daß sich beyde Fonds in den letzten fünf Jahren ihrer Wirksamkeit gleicherweise um das Viertheil vermehren, und der Unterschied bloß in einem größeren Bruche ($^{1083}/_{1596}$) besteht, welcher dem Viertheile der ersten Tafel beyzufügen ist, während in der Rechnung der zweyten nur ein kleinerer ($^{921}/_{1596}$) erscheint. Die Ueberlegenheit der ersten Methode gegen die zweyte ist für unsere gegebene Periode freylich unbedeutend, nicht aber für einen Cyklus künftig zu durchlaufender Perioden, wo dieser Bruchtheil zu einer gewaltigen Summe heranwächst.

6) Die gewaltigen Wirkungen des Zwischenzinses machen sich erst in den späteren Jahren der Periode in ihrer ganzen außerordentlichen Ausdehnung bemerklich; erst dort schreitet die Vermehrung des Urfondes mit jener erstaunlichen Schnelligkeit vorwärts, welche überhaupt das gemeinsame Zeichen einer jeden in geometrischer Progression sich bewegenden Reihe bildet; daher es in der Ausübung von der entschiedensten Wichtigkeit ist, den Gang des Tilgungsfondes in seinen späteren Stadien, wo er zur eigentlichen Entwicklung seiner Kraft gelangt, auf keine Weise zu stören; denn es wäre widersinnig, ein Institut nur darum einzurichten, und mit den erforderlichen Kräften die ihm vorgesetzte Bestimmung zu erfüllen, auszustatten, um es scheinbarer Vortheile willen gerade in jenen Momenten in seiner Bewegung zu hemmen, wo es die auffallendsten Proben seiner Wirksamkeit abgelegt hat, und das Ziel derselben eben dadurch mit unerwarteter Schnelligkeit zu erreichen verspricht.

7) Durch das zwey und sechzigste Glied der ersten dieser Tafeln wird klar, daß das Stammkapital eines Guldens sich durch Zwischenzins nach 62 Jahren auf zwanzig Gulden und einen Decimalbruch, welcher einen halben Gulden nicht viel übersteigt, daher auf das $20^1/_2$fache erhöht. Daraus erhellt also die Richtigkeit der in unserem Beyspiele angegebenen Operation, wodurch ein 50000 fl. Einkünfte genießender Private 20 Millionen aufnehmen, 19 davon als immerwährendes Eigenthum behalten kann, und mit der 20sten einen Tilgungsfond zu kreiren vermag, welcher in einer Periode von 62 Jahren sich zwanzig Mal wiedergebärt, und daher die ganze Summe des Anlehens hervorbringt, welche zur gänzlichen und einmaligen Heimzahlung desselben erforderlich ist.

Nicht mit Unrecht haben wir daher im Anfange dieses Aufsatzes auf ein Prinzip hingedeutet, von welchem, weil es die Grundlage des neueren Anlehenwesens bildet, ausgegangen werden muß, wenn man zu einer richtigen, von Ueber- und Unterschätzung gleich weit entfernten Würdigung desselben gelangen will. Die Anleihen früherer Perioden waren größtentheils bestimmt, dringenden und unvorhergesehenen Staatsbedürfnissen entgegenzukommen. Was die Steuerpflichtigen nicht auf einmal und plötzlich zu leisten im Stande waren, schossen Gläubiger vor, und durch Einschränkung der Ausgaben, wohl auch durch eine billige und in den Schranken der Mäßigkeit verbleibende Erhöhung der Abgaben, wurde durch einen längeren Zeitraum hindurch die Last getilgt, welche die Noth und Dringlichkeit des Moments aufgebürdet hatte.

Und selbst in solchen Exigenzien gaben sich die Staatsmänner einer frühern Zeit nur mit Scheu und Mißtrauen der allzeit fertigen Hülfe des Gläubigers hin, wie es eine*) Aeußerung Colberts über ein Anlehen, welches trotz seiner Opposition durchgegangen war, in Erinnerung bringen mag. »Meine Gegner triumphiren!« sagte der bedächtige Mann. »Ich wußte eben so gut, wie sie, daß wir Geld bekommen werden, wenn wir Interessen zahlen, aber ich scheute das Beyspiel eines solchen Schritts.«

Allein ein Nothstand neuer und unerhörter Art, eine Revolution, welche nach dreyßig Jahren eines furchtbaren Daseyns noch nicht aufgehört hat zu verschwinden und zu erscheinen, besiegt zu werden und zu drohen, hatte sich in zwey Welttheilen geoffenbart.

Zur Bekämpfung so weitgreifender Gefahr vermochten die gewöhnlichen Mittel des Staatshaushalts nicht auszureichen, und nur durch die gewaltigste Ausdehnung derselben durfte man hoffen, die Vertheidigung der Gesellschaft mit dem Angriffe auf dieselbe einiger Maßen ins Gleichgewicht zu bringen.

Mit Recht hatte man sich partieller Rücksichten entschlagen, wo die Erhaltung des großen Ganzen als leitende Idee allen Bestrebungen, aller Arbeit, allen Aufopferungen zu Grunde liegen mußte.

Aus dieser ehrwürdigen Quelle entsprangen manche Deficite der Staaten, denen in der Durchführung und Behauptung des historischen Rechtes die Rolle der Anstrengungen, des Verlustes und endlichen Sieges zugefallen war. Mit denselben zugleich erhoben und entwickelten sich dieselben von einer andern Seite, und unmittelbar aus revolutionären Krämpfen herrührend.

Jenes System der Deficite, so darf man es wohl benennen, brachte einen Cyklus von Anleihen hervor, deren bloße Zinsen zu decken für manchen, von der Natur weniger begünstigten Staat schon eine schwierige, wenn gleich in Beziehung auf ihre Veranlassung, und der Sache, welcher es galt, tröstliche und ehrenvolle Aufgabe bildete.

Ein neuer, und vorher nie dort erschienener, gleichsam stehender Artikel machte sich Platz in dem Budget: die Verzinsung der Staatsschuld genannt, und er gehörte nicht zu seinen unbeträchtlichsten!

So richtig als großartig ist die Idee Adam Müllers in den Elementen, daß die Gemeinschaft der Staatsgenossen über den Raum der Gegenwart hinaus auch mit der Vergangenheit und Zukunft einen Bund abzuschließen habe, welcher gleicher Weise Ahnen wie Zeitgenossen und Enkel umfasse.

In Hinsicht der Finanzen verwirklichte sie sich in der Periode, von welcher wir sprechen, auf eine sehr durchgreifende Weise. Die Betrachtung der Staatsschuld als eine ewige Rente (Rente perpétuelle) des Gläubigers zog selbst alle noch ungebornen Steuerpflichtigen der Zukunft in eine unwiderrufliche und immerwährende Mitleidenschaft der Lasten und Opfer, welche die Gegenwart, um die Schuld der Vergangenheit auszugleichen, sich in höchst konservatorischem Sinne aufzulegen die Entschlossenheit gehabt hatte.

Dieser Anticipation der Zukunft, dieser Beschlagnahme ihrer Kräfte, Anstrengungen und Hoffnungen steht aber ein mächtiger Einwurf entgegen.

Denn wie wird man es wohl — wir wollen nicht sagen mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit, sondern nur mit den bescheidensten For-

*) nach dem Gedächtnisse citirte

derungen der Billigkeit — vereinbarlich finden, wenn für wichtige, unabweisliche aber stets temporäre Bedürfnisse, die ganze Zukunft, die ganze Ewigkeit des Staats in Anspruch genommen, wenn für vorübergehende Dienste des Gläubigers ein immerwährender, ein unverjährbarer Zins gezahlt, wenn nicht bloß für eine gegebene, sondern für alle Perioden hin, der Gesellschaft zugemuthet wird, einen Schoß zu entrichten, dessen Veranlassung sie vielleicht bey seiner späteren Entrichtung schon vergessen haben wird? Wenn endlich den spätesten Nachkommen, vielleicht selbst bey dem alles entschuldigenden Falle ihres bedrohten politischen Daseyns, die Aushülfe der Anlehen erschwert, wo nicht durch eine in der Zwischenzeit wiederholte unmäßige Benützung dieses Mittels unmöglich gemacht wird!?

Wie würde wohl auch eine Reihe so bedeutender Anleihen durch freywillige Zustimmung der Gläubiger aufgebracht worden seyn, wenn diesen von allem Anfange her nicht die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit der Rückzahlung eingeleuchtet hätte. Würden sie wohl gegen die Wohlthat eines jährlich zu erhaltenden, die Vortheile anderwärtiger Unterbringung ihrer Gelder nicht viel übersteigenden Kanons dem unbeschränkten Eigenthumsrechte auf ihre Darlehen entsagt, und aus der Klasse der Kapitalisten in jene der Pensionisten herabgestiegen seyn!?

Und wie hätte selbst die Hoffnung auf diese ewige nur mit dem Leben des verpflichteten Staates selbst erlöschende Pension im Angesichte der Betrachtung festen Fuß fassen können, daß eine Staatsschuld, welche als nicht heimzahlbar (non-remboursable) anerkannt wird, sich mit den Wechselfällen des politischen Lebens wohl zu vermehren, nie aber zu vermindern vermöge; daß diese Vermehrungen einst (wenn schon in sehr entfernter Zukunft) zu einer so drohenden Höhe zu steigen vermögen, daß die integrale Auszahlung selbst der Pension in ihrer Ungemessenheit einige Schwierigkeit finden dürfte!

Allein in der Verbindung des Systemes allmälich wachsender Tilgungen mit jenem der Anleihen findet sowohl dieser Einwurf seine Widerlegung, als überhaupt die Ansicht eine förmlich konstituirte Schuld als eine ewige Rente zu betrachten, nicht allein als eine unrichtige, sondern auch unnöthige erscheinet.

Das System des Tilgungsfondes, welches wir als privatrechtliches Institut unter dem Gesichtspunkte des Nutzens schon oben ins Auge gefaßt haben, tritt als öffentliches unter jenem der Nothwendigkeit auf.

In dem oben angeführten Beyspiele wird ein Private durch die Vortheile der Tilgung und die Hoffnung, ein neues Kapital zu erwerben, versucht, ein Anlehen zu machen. In den öffentlichen Geldverhältnissen aber zog der Drang derselben und das Bedürfniß, den letzten Grund ihrer Rückzahlung anderswo zu finden, als in den Steuern, die Finanzmänner gewaltsam zu diesem rettenden System hin; ein großer Theil der Schuldenlast bestand und vermehrte sich schon, ehe ihre Rückzahlung noch einen Vorwurf des Tilgungsfondes ausmachte, ja ehe der Begriff desselben noch in dem Lehrgebäude finanzieller Wahrheiten ein Bürgerrecht erhalten haben mochte.

Das Staatspapier hat daher bey den häufigen Veranlassungen zu seiner Emission einen Verbündeten gesucht, welcher seine Heimzahlung durch ein, außer dem habituellen und fehlerhaften Kreise der Anweisungen auf künftige Abgaben genommenes Mittel zu verbürgen vermöge, und hat dieses Mittel in dem Systeme des Tilgungsfondes gefunden.

Darum, und um die Forderung der Gläubiger auf einen von den Wechselfällen des Staatshaushaltes unabhängigen Boden zu stellen, hat auch Dr. Price bey der nach der vermehrten Schuldenlast des Nordamerikanischen Kolonialkrieges nothwendig gewordenen Einrichtung des Sinkingfondes die einfache, und von einigen der Sache nicht ganz kundigen Rednern der französischen Kammern mit Unrecht getadelten Weise erwählt, die jedesmalige Ausstattung des Sinking-Fondes von dem entsprechenden Anlehen selbst zu präleviren.

Es ist einleuchtend, daß diese Weise jener in unserem obigen Beyspiele angewendeten völlig gleich kömmt, daß der Staat, welcher eine bestimmte Summe bedarf, gleich vom Anfange her ein um den Betrag des nöthig erachteten Tilgungsfondes größeres Anlehen aufzunehmen hat, und daß bloß der jährliche Zinsgenuß mit dem Erträgnisse des Budgets in Verbindung steht, aber der zur Heimzahlung bestimmte Ueberschuß auf eine von demselben ganz unabhängige Weise seiner eigenen Gebahrung überlassen bleibt.

Der sinnreichen Erfindung und Einrichtung des Tilgungsfondes hat man also die glücklichere Umwälzung des neueren öffentlichen Schuldenwesens zu danken.

In ihm liegt die nächste Bürgschaft der endlichen Befriedigung des Staatsgläubigers auf der einen Seite, und auf der andern sowohl die Beseitigung jener ungerechten Inanspruchnahme der ganzen Zukunft des Staates zur Bezahlung der ewigen Rente, als die Aussicht für denselben, sich in einer mäßigen Folgenreihe von Jahren gänzlich liberiren zu können.

In dieser Institution erblicken wir die Basis und die Bürgschaft, das Alpha und Omega der ungeheuren Staatsschuld, welche die Ereignisse auf das Großbritannien und Frankreich der neueren Zeit gewälzt haben.

Ihre Würdigung und Aufrechthaltung ist daher unentbehrlich, um ein Fundament der Rückzahlung zu besitzen, welches dem Gläubiger eine außer dem Kreise wandelbarer Ereignisse der Zukunft befindliche Garantie zu leisten im Stande ist, und welches eben dadurch auf die ungezwungenste und natürlichste Weise dem Entlehner zur Befestigung und Erweiterung des Kredits dienen mag, auf die Länge und in großartiger Operation keineswegs ein Ergebniß der Täuschung, sondern der Offenheit, der vernunftgemäßen Ueberzeugung und des aus solchen Gründen leicht hervorwachsenden öffentlichen Zutrauens.

* * *

Nachdem wir vorerst an einem Beyspiele das Wesen und die Vortheile des Tilgungssystems durch Zwischenzins dargethan, und dann, vom Besonderen zum Allgemeinen aufsteigend, auf die Nothwendigkeit hingewiesen, worin sich das neuere Staatsschuldenwesen befindet, es als die Grundlage und Bedingung seines Lebens anzuerkennen und durchzuführen, erübrigt noch ein Wort über die Art seiner Ausführung.

Je nachdem die Ausstattung des Tilgungsfondes in einem, ein für allemal geleisteten Stammkapitale oder in jährlichen Einkünften besteht, entspringt ein (wenn es erlaubt ist, ihn so zu benennen) esoterischer oder exoterischer Modus desselben. Der erstere ist der bey weitem natürlichere, und in Bezug auf die geringen Aufopferungen, die er heischt, vortheilhaftere (siehe zweyte und dritte Bemerkung zu den Tafeln). In

dieser Hinsicht haben wir auch, um eine genetische Darstellung der Sache zu geben, mit der Erörterung desselben begonnen. Allein in der Anwendung wird der andere vorgezogen, weil er glänzendere und raschere Erfolge der Tilgung, und bey einer kräftigen Dotation schon nach wenigen Jahren seines Daseyns ein imponirendes und für den Zinsfuß neuer Anlehen höchst forderliches Ergebniß bietet. Denn wenn man zur Dotation des Tilgungsfondes auch nur den hundertsten Theil der gemachten Anleihe jährlich verwendet, so wird (siehe zweyte Tafel) der Zeitraum von 27 Jahren schon hinreichen, den ganzen Betrag der Schuld zu tilgen, während in der esoterischen Methode 95 Jahre (siehe erste Tafel) dazu erforderlich sind.

Aber bey näherer Betrachtung des eigentlichen Werthes einer jährlichen Tilgungsquote von 1 Prozent vermindert sich der scheinbare Vortheil der exoterischen Methode sehr bald.

Denn es ist klar, daß eine jährliche Einnahme oder Ausgabe, welche der Einheit gleich kömmt, sich, zu 5 Proz., dem gewöhnlichen Zinsfuße, gerechnet, auf ein Kapital von zwanzig dieser Einheiten erhebt. Wollte man nun, was ja dasselbe wäre, statt jährlich Eins in die Tilgungskasse abzuführen, Zwanzig ein für allemal zur Ausstattung der Tilgungskasse bestimmen, so würde man nach Tafel I. nur 33 Jahre bedürfen, um diesen Tilgungsstamm auf sein Fünffaches, d. h. den Betrag des ganzen Anlehens zu bringen. Man würde also den Zweck der Tilgung in fünf Jahren weniger erreichen!

Allein gegen diese Ansicht läßt sich ein Doppeltes einwenden: Man kann zuvörderst einwerfen, daß die jährliche Entrichtung nur eine zeitliche und keine immerwährende, und daher dem Kapitale ihres zwanzigfachen Betrages immer gleichzusetzen ist; denn es leuchtet ein, daß, wenn eine immerwährende jährliche Zinsentrichtung von fünf eines und dasselbe mit ihrem zwanzigfachen Betrage oder Hundert ist, eine zeitliche ein geringeres Kapital vorstellt, und man also nicht berechtigt ist, zwanzig ein für allemal als ein Aequivalent für die zeitliche Entrichtung eines jährlichen Prozents anzunehmen. Wollte man nun in Folge dessen eine geringere Pauschalsumme, als zwanzig, zur esoterischen Dotirung der Tilgungskasse bestimmen, so würde auch die Tilgung nicht auf die angedeutete vortheilhaftere Weise in 33 Jahren vor sich gehen.

Zweytens ist das Vorhandenseyn der angesprochenen Hülfsmittel eine unentbehrliche Bedingung jeder finanziellen Operation. Wie oft hat es aber nicht die Erfahrung gezeigt, daß es unter gewissen Umständen eine unmögliche Aufgabe für Staaten ist, ein Kapital aufzubringen, während doch jene dieses Kapital vorstellende Zinsenmasse durch die Steuern erhoben werden kann. Frankreich steuert jährlich fast eine Milliarde, und thut dieß nach ämtlichen Aeußerungen ohne außerordentliche Anstrengung. Eine Milliarde jährlich gleicht zwanzig Milliarden Kapital. Wer wollte aber wohl die verwegene Behauptung wagen, daß es zwanzig Milliarden ein für allemal aufzubringen vermöchte, sollte es auch dadurch ewige Immunität, ewige Befreyung von allen Lasten erkaufen?

Was also in Bezug auf den Kalkul, welcher die Reihen seiner Zahlen ungehindert ins Unendliche hinauszuschieben vermag, wahr und richtig erscheint, ist es nicht in der Wirklichkeit, wo die Dinge sich hemmend im Wege stehen, und wir überall an unsere Unvermögenheit erinnert werden.

In der Wirklichkeit wird also überall die exotische Methode (zu-

weilen in einiger schwachen Verknüpfung mit der esoterischen) angewendet, d. h. man fundirt den Tilgungsfond mit einer kleinen Summe, und dotirt ihn mit einer großen jährlichen Einnahme.

Wie die Gebahrung des Tilgungsfondes in der Ausübung — durch den Rückkauf der Rente auf den Börsen — vor sich gehe, die Entstehung und theilweise Nothwendigkeit dieser Verfahrungsart (welche aber, wie aus der bisherigen Untersuchung, welche die Darstellung der reinen, durch die Anwendung noch nicht unkenntlich gemachten und verdunkelten Idee des Tilgungswesens zum Vorwurfe hatte, erhellt, weder die einzig mögliche, noch die einzig vortreffliche ist), ihre Vorzüge und Mängel gehören in jenen Theil der Tilgungslehre, welcher den finanziellen Wahrheiten kommentirend zur Seite gehen muß, und dessen Betrachtung an anderem Orte passender erscheinen wird.

Wir schließen diesen kleinen Aufsatz mit einem schlagenden Beweise des Dr. Price über die Wirksamkeit des Zwischenzinses, welchen wir als das Element aller Tilgungen oben erkannt haben:

»Ein Penny, zur Zeit der Geburt unseres Heilandes auf Zwischenzins ausgeliehen, würde im Jahre 1781 zweyhundert Millionen von eben so großen Körpern lauteren Goldes, als unsere Erde selbst, auf einfachen Zins aber bloß sieben Schilling 6 Pence machen *).«

Lederer.

Anzeige.

Zwey innere Ansichten der Metropolitan=Kirche zu St. Stephan, gezeichnet und in Kupfer gestochen von G. C. Wilder, und mit einer Erklärung in deutscher und französischer Sprache begleitet.

Das Innere unserer altergrauen, ehrwürdigen Metropolitan-Kirche zu St. Stephan ist zwar mehrmalen, namentlich von Melchior Seltam, und, nach der Zeichnung des Fürst Niklas Esterházy'schen Gallerie=Direktors Joseph Fischer, für die von dem Fürsten Lichnovsky herausgegebenen Denkmale der Baukunst und Bildnerey des Mittelalters in dem österreichischen Kaiserthume in Kupfer gestochen worden. Leider aber entsprachen alle, ja selbst die der erstgedachten anerkannt talentvollen Männer, nicht den strengen Forderungen der Kunst.

Es ist hier nämlich die wichtige Aufgabe zu lösen, von diesem großen Baudenkmale eine Totalansicht zu geben, die in der Perspektive sowohl als Architektur gleich korrekt ist, und durch malerische Behandlung den Eindruck des feyerlichen Ernstes wieder hervorruft, der uns unwillkürlich bey dem Eintritte in dieses Gotteshaus ergreift.

Das Innere der Kirche besteht, wie bekannt, aus einem Schiffe und zwey Abseiten, welche von demselben durch achtzehn freystehende Pfeiler abgesondert werden. Jede Abseite hat die Breite des Schiffes, und in gleicher Breite ziehet auch der Chor sich hin, die Höhe des Schiffes aber zeichnet sich vor jener der Abseiten um ein Beträchtliches aus.

---

*) One penny put out at compound interest at our saviours time would in the present year (1781) amount to 200,000,000 of earths all solid Gold; to simple interest it would give no more than 5 sh. 6 p.

Im Jahre 1826, worin wir dieses schreiben, würde jener bescheidene Penny schon zu 1600 Millionen goldener Erdkugeln angewachsen seyn!!!

Diese Struktur aber ist weder bey Selʒam, noch bey Fischer vollkommen zu erkennen, indem beyde Künstler in ihren Blättern das Schiff nur und eine Abseite gaben, die andere aber ganz aus dem Augenpunkte rückten, wodurch sie sich freylich die schwierige Arbeit um vieles erleichterten, aber eben dadurch keinen großen Ruhm als Perspektivzeichner erwarben.

Zudem sind beyde Künstler hier in Behandlung der Einzelnheiten mit fast nachläßiger Ungenauigkeit verfahren, und lassen auch in Hinsicht des malerischen Effektes noch Vieles zu wünschen übrig.

Es gereicht daher Hrn. Wilder, der sich bereits schon durch viele andere schätzbare Zeichnungen und radirte Blätter im Fache der altdeutschen Architektur im In= und Auslande rühmlichst bekannt gemacht hat, zu großem Lobe, und verdienet die volle Anerkennung jedes Kunstfreundes, daß er es unternahm, uns endlich in zwey großen Blättern ein in allen seinen Theilen getreues Bild von dem Inneren dieser Domkirche zu geben. Jedes Blatt hat eine Höhe von 11, und eine Breite von 9 ½ Zoll. Auf dem einen zeigt sich das ganze Schiff und die beyden Abseiten bis zum Hochaltare, das andere stellt die entgegengesetzte Ansicht bis zum Haupt=, oder sogenannten Riesenthore dar.

Beyde Blätter, die der Künstler selbst auf die Kupferplatte übertrug, sind streng und korrekt gezeichnet, und im Ganzen meisterhaft behandelt. Die Standpunkte, von wo aus beyde Ansichten genommen wurden, sind sehr glücklich gewählt, und lassen die ganze Größe der Kirche übersehen. Aber auch nur ein Künstler von so großer Gewandtheit in der Perspektivzeichnung, wie Hr. Wilder ist, konnte sich solche Standpunkte auserlesen. Vielen anderen würden sich unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt haben, die aber hier kühn besieget wurden. Nicht minder ist der schöne klare Stich zu loben und die geistreiche Behandlung der kleineren Gegenstände durch die Radirnadel. Der beygefügte Text in deutscher und französischer Sprache enthält eine zweckdienliche Erklärung der beyden gehaltvollen Kupferstiche. In Anerkennung des Kunstwerthes derselben hat auch Se. k. k. Hoheit und Eminenz der durchlauchtigste und hochwürdigste Erzherzog Rudolph die Zueignung anzunehmen geruhet.

Dieses schöne Werk, welches man Kunstfreunden um so mehr sich anzuschaffen empfehlen kann, als auch der Preis mäßig angeschlagen ist, nämlich:

vor der Schrift (Kupfer und Text): um 12 fl. C. M.
nach der Schrift: 8 fl. C. M.

ist bey dem Kunstrequisiten= und Musikalienhändler Hrn. Ferdinand Kettner, auf der Mariahilferstraße, der Stiftskirche gegenüber, zu haben.

Dieser betriebsame Mann, dem der Kunsthandel in Wien die geistreichen radirten Blätter eines Klein, Erhard rc., und Oesterreich durch seine Aufmunterung und Unterstützung das Aufkeimen mehrerer talentvoller Kunstjünger, als z. B. eines Loos, Rauch rc. verdanket, hat durch dieses neue, mit vielen Kosten verbundene Unternehmen abermal gezeigt, daß ihm mehr die Ehre der vaterländischen Kunst, als eitle Gewinnsucht am Herzen liege. Möchte ein Gleiches von der Mehrzahl der Kunsthändler gesagt werden können!

Register

des

neun und zwanzigsten bis zwey und dreyßigsten Bandes.

A.

B.

E.

H.

J.

K.

L.

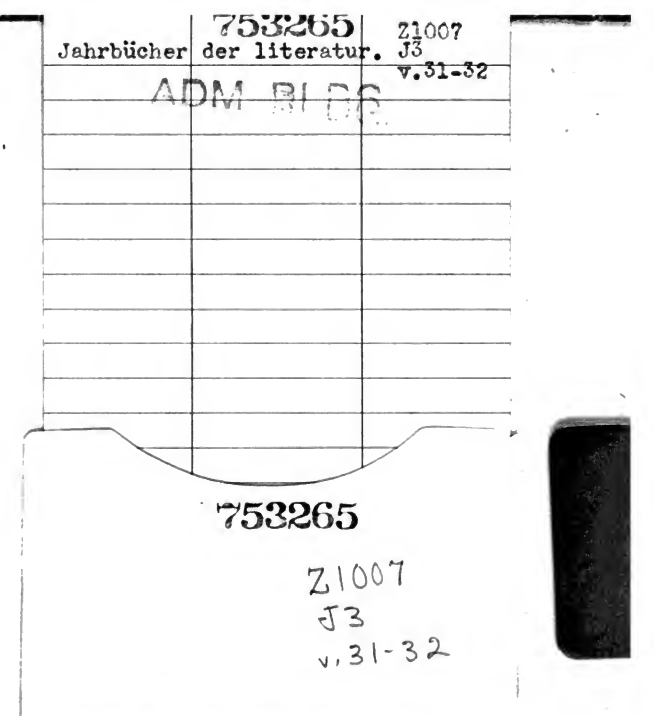
M.

P.

6 *

T.

Herausgabe besorgt durch F. B. von Bucholtz.


753265
Jahrbücher der literatur.
Z1007
J3
v.31-32
ADM BLDG

